This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG
PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY
Mr. Philo Parsons
OF DETROIT
1871

3.1
D
20
.S345

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

F. C. Schloſſers

Weltgeſchichte

für das

deutſche Volk.

Unter Mitwirkung des Verfaſſers bearbeitet

von

Dr. G. L. Kriegk.

Dritter Band.

Frankfurt a/M. 1845.
Franz Varrentrapp's Verlag.
Ph. Krebs.

Inhalt des dritten Bandes.

Geschichte der alten Welt.

Seite

II. Völker der griechisch-römischen Zeit (Fortsetzung.) . 1
XI. Geschichte der letzten griechischen Zeiten . . . 3
1. Das syrische und seleucidische Reich 3
2. Die Reiche Kappadocien, Paphlagonien, Pontus, Bithynien und Pergamum 10
3. Der gallische Zug nach Thracien, Macedonien und Griechenland und das gallische Reich in Kleinasien . 18
4. Das parthische und baktrische Reich 27
5. Das Reich der Ptolemäer in Egypten . . . 31
6. Geschichte Macedoniens und Griechenlands von Antigonus Gacatas an bis zur Zeit des Aratus . . 55
7. Der achäische und ätolische Bund 69
8. Die Zeit des Aratus und Kleomenes III. . . . 76
9. Bildung und geistiges Leben der Griechen von Alexanders Tod an bis auf die Zeit der römischen Oberherrschaft 99

II. Völker der griechisch-römischen Zeit (Fortsetzung: Geschichte der Römer) 129
I. Einleitung 129
1. Das Land Italien 129
2. Abstammung der älteren Bevölkerung Italiens . . 131

Seite

II. Die vorrömische Zeit Italiens 133
1. Allgemeines 133
2. Die Etrusker 134
3. Die Latiner 140
4. Die samnitischen Völker 141

III. Die erste Zeit des römischen Volks 146
1. Einleitung 146
2. Die Sage von der Entstehung Rom's . . . 150
3. Romulus 154
4. Numa Pompilius 160
5. Tullus Hostilius und Ancus Marcius 162
6. Tarquinius der Ältere 166
7. Servius Tullius 169
8. Tarquinius Superbus 178

IV. Geschichte der ersten Zeit der römischen Republik . 186
1. Die beiden ersten Jahre der Republik . . . 186
2. Der Krieg mit Porsenna und Tarquin's Ende . . 190
3. Innere Geschichte Rom's von der Herstellung der Republik an bis zur Einsetzung der Volkstribunen . . 194
4. Coriolanus 201
5. Innere Geschichte Rom's von Coriolan's Tod an bis auf das Decemvirat 204
6. Das Decemvirat 210

V. Vom Ende des Decemvirats an bis auf die völlige Gleichstellung der Patricier und Plebejer . . . 219
1. Innere Angelegenheiten bis zum ersten gallischen Krieg 219
2. Äußere Angelegenheiten bis auf den Krieg mit Veji . 225
3. Der letzte Krieg mit Veji 228
4. Der erste gallische Krieg der Römer 233
5. Von der Wiederherstellung der Stadt Rom an bis auf Licinius Stolo's Auftreten 238
6. Die Licinischen Gesetze und ihre nächsten Folgen . 240

VI. Geschichte Rom's von der Gleichstellung der Patricier und Plebejer an bis zum Beginn der punischen Kriege 246
1. Über den Charakter des römischen Lebens zu jener Zeit im Allgemeinen 246

Seite

2. Das Kriegswesen der Römer 256
3. Kriege mit den Galliern in Oberitalien . . . 260
4. Der erste Samniten-Krieg 261
5. Der latinische Krieg und die staatsbürgerliche Stellung der unterworfenen italiänischen Völker . . . 265
6. Der zweite Samniten-Krieg 274
7. Der dritte Samniten-Krieg 281
8. Geschichte der Zeit zwischen dem dritten samnitischen und dem tarentinischen Krieg 284
9. Der tarentinische Krieg und die völlige Unterwerfung von Unter- und Mittelitalien 285

VII. Geschichte von Karthago und Sicilien bis zum ersten punischen Krieg 300
1. Hauptpunkte der früheren Geschichte von Karthago . 300
2. Staatsverfassung und Culturzustand von Karthago . 306
3. Geschichte Siciliens und Karthago's von der Schlacht bei Himera an bis auf Dionysius den Älteren. . 312
4. Dionysius der Ältere 316
5. Dionysius der Jüngere und Timoleon . . . 324
6. Agathokles von Syrakus 333
7. Sicilien und Karthago von Agathokles Zeit an bis auf den ersten punischen Krieg 345

VIII. Die Zeit der punischen Kriege 350
1. Der erste punische Krieg 350
2. Die Zeit zwischen dem ersten und zweiten punischen Krieg 359
3. Der zweite punische Krieg bis zur Schlacht bei Cannä 373
4. Spanien und Sicilien während des zweiten punischen Kriegs 381
5. Der Krieg mit Hannibal von der Schlacht bei Cannä an bis zur Schlacht am Metaurus 387
6. Die letzten Jahre des zweiten punischen Kriegs . . 395
7. Geschichte der Griechen von Aratus Zeit an bis auf die Besiegung Philipp's III. von Macedonien . . 404
8. Orientalische Angelegenheiten bis zur Unterwerfung des Königs Antiochus III. und der Aetoler . . 410
9. Die Unterwerfung von Griechenland und Macedonien 419
10. Der dritte punische Krieg 437
11. Der lusitanische und numantinische Krieg . . . 445

Seite

12. Das römische Weltreich und der Charakter des römischen Lebens im Zeitalter der punischen Kriege . . 455

IX. Von dem Auftreten der beiden Gracchen an bis auf Sulla's Tod 484

1. Die Gracchischen Unruhen 484
2. Der Jugurthinische Krieg 503
3. Der cimbrisch-teutonische Krieg 512
4. Neue Unruhen in Rom 517
5. Der Bundesgenossenkrieg 524
6. Der Beginn des ersten Bürgerkriegs 528
7. Asiatische Angelegenheiten von Antiochus III. an bis auf das Ende des Kriegs zwischen Mithridates VI. und Sulla 538
8. Sulla und Mithridates VI. 550
9. Sulla als Alleinherrscher von Rom 554

Geschichte der alten Welt.

II. Völker der griechisch-römischen Zeit.

(Fortsetzung.)

XI. Geschichte der letzten griechischen Zeiten.

1. Das syrische oder seleucidische Reich.

Zwei der Generale Alexander's des Großen, welche um sein hinterlassenes Reich kämpften, behaupteten sich nicht allein im Besitze ihrer Herrschaft, sondern vererbten dieselbe auch auf ihre Nachkommen: Ptolemäus in Egypten, Seleukus in Syrien und den östlich davon gelegenen Ländern. Beide wurden durch die Gründung griechisch-orientalischer Reiche ebenso bedeutend für den Orient als für Griechenland, und die Hauptstädte ihrer Reiche waren sogar die Angelpunkte, um welche sich das innere und äußere Leben der griechischen Welt mehrere Menschenalter hindurch drehte. Übrigens waren beide Reiche zur Zeit der Schlacht bei Ipsus schon fest gegründet, während das Schicksal von Macedonien und Griechenland noch lange hin und her schwankte.

Seleukus I., welcher den Beinamen Nikator d. i. der Siegreiche erhielt, war, wie Ptolemäus, allein von allen Generalen Alexander's zum König geboren. Er hatte bei der Theilung von Triparadeisos (s. Th. II. S. 414) die Statthalterschaft Babylonien erhalten, war 316 v. Chr. durch Antigonus aus derselben vertrieben worden, kehrte aber im Jahre 312 wieder dahin zurück. Weil er sich seitdem im Besitze Babyloniens behauptete, und damals also eigentlich das seleucidische oder syrische Reich zu gründen begann, so wurde das Jahr 312 v. Chr. der Anfangspunkt einer neuen Zeitrechnung, welche lange Zeit am Euphrat und Tigris gebräuchlich blieb, und den Namen der seleucidischen Ära

erhielt. In den neun Jahren, welche auf den 311 v. Chr. zwischen Antigonus und seinen Gegnern geschlossenen Frieden folgten, nahm Seleukus keinen Antheil an den Kämpfen der anderen Generale um die Herrschaft von Vorderasien und Europa. Er benutzte vielmehr diese Zeit zur Ausbreitung und festeren Begründung seines Reiches. Bis an den Jaxartes-Fluß erstreckten sich die nördlichen Grenzen seiner Herrschaft, auf der Ostseite aber drang er sogar noch tiefer als Alexander in Indien ein. Hier hatte sich nach des Königs Porus Tod ein Mann, welchen die Griechen Sandrakottus nennen, zum Beherrscher aufgeworfen, und sein Reich vom Indus an bis nach Bengalen hinein ausgebreitet. Seleukus griff denselben an, und drang bis zu seiner Residenz und Hauptstadt Palibothra vor, welche nach den Untersuchungen einiger Gelehrten in der Nähe von Kanudsch, nach denen anderer aber weiter östlich, an der Stelle des heutigen Patna lag, und sich über einen Raum von vier Stunden Länge ausgedehnt haben soll. Der kluge Seleukus wandte gegen Sandrakottus dieselbe Politik an, welche Alexander der Große gegen Porus gezeigt hatte: er ließ ihn im Besitze der errungenen Herrschaft, veranlaßte die von Alexander und ihm selbst in Indien angesiedelten Griechen, den neuen König auf seinen Eroberungszügen zu begleiten, und begnügte sich damit, daß derselbe ihm als einem Freunde huldigte. Sandrakottus machte dem Seleukus reiche Geschenke, und gab ihm unter Andern auch die vier bis fünfhundert Elephanten, welche nachher bei Ipsus so gute Dienste leisteten. Sechszig Jahre lang blieben Sandrakottus und seine Nachkommen Vasallen der Seleuciden, und der dadurch bewirkte häufigere Verkehr der Griechen mit den Indiern hat einige griechischen Schriften hervorgerufen, durch welche viele Mährchen über Indien verbreitet wurden. Megasthenes und Daïmachus, die schon Alexander den Großen auf seinen Zügen begleitet hatten, und als Gesandte des seleucidischen Hofes Palibothra besuchten, waren nebst Onesikritus und Nearch die eigentlichen Urheber dieser Fabeln und Wundergeschichten: sie haben dem erschlafften, unterhaltungssüchtigen Sinne ihrer Landsleute durch die unerhörtesten Erdichtungen zu schmeicheln gesucht, und sich z. B. nicht entblödet, von Völkern zu erzählen, welche nur Ein Auge und weder Mund noch Nase hätten, von

solchen, die nur drei Spannen lang wären, von anderen, welche eine Länge von neun Schuh hätten u. dgl. m.

Wie im fernen Indien, so sicherte Seleukus auch nach allen andern Seiten hin die von Alexander im Osten gemachten Eroberungen. Als er in dem letzten Kampfe gegen Antigonus zum ersten Male wieder an den Ereignissen des Westens thätigen Antheil nahm, hatte er sich bereits alle ostasiatischen Provinzen von Alexander's Reich unterworfen. Die Bewohner derselben begrüßten ihn schon lange als König, als er im Jahre 306 v. Chr. auch von Griechen und Macedoniern den königlichen Titel forderte. Er selbst stand den Orientalen durch seine Gemahlin nahe; denn er hatte sich schon zu Alexander's Lebzeiten mit einer persischen Prinzessin, Apame, vermählt, die ihm seinen geliebten Sohn und Nachfolger Antiochus I. gebar. Seleukus ging von dem Gedanken aus, das griechische Wesen und Leben in Asien einzuführen. Er scheint aber gefühlt zu haben, daß es nur schwer möglich sei, demselben auch im fernen Osten das Übergewicht zu verschaffen, er theilte daher sein großes Reich in zwei Hälften, eine östliche und eine westliche, und übergab die Erstere seinem Sohne Antiochus. Diesen liebte er so sehr, daß die Geschichte seines Verhältnisses zu demselben einen schneidenden Gegensatz gegen die, durch Zwietracht und Mordthaten ausgezeichneten Familiengeschichten der übrigen Generale bildet. Er gab sogar seine zweite Gemahlin Stratonike, die Tochter des Demetrius, dem Sohne zur Gattin, als dieser aus Liebe zu ihr schwer erkrankt war, und nach der Versicherung des Arztes nur durch die Verheirathung mit seiner Stiefmutter gerettet werden konnte. Der Sohn blieb dem Vater mit seltener Treue ergeben, und seine Truppen folgten demselben, als Seleukus gegen Lysimachus zog.

Seleukus liebte sein ganzes Leben hindurch das griechische Wesen mehr, als alle Üppigkeit des Orients, und suchte es im weiten Umfange seines Reiches so viel als möglich einzuführen und fest zu begründen. Durch dieses Streben übte er den wohlthätigsten Einfluß auf das mittlere und westliche Asien aus, wo seine Bemühungen bleibend Wurzel schlugen. Völker, welche seither stets der Despotismus niedergebeugt hatte, wurden durch ihn mit einer Nation vermischt, die von jeher Menschenrechte kannte und achtete,

und selbst da, wo Willkür und unbedingter Gehorsam einheimisch waren, einen Antheil an der Verwaltung, ein unter ihrer Zustimmung gegebenes Gesetz forderte. Hellenische Kraft drang in die uralte asiatische Weichlichkeit; griechische Kunst, griechische Wissenschaft und griechischer Gewerbfleiß breiteten sich bis nach Indien hin aus. Das Einförmige des orientalischen Lebens schwand, und wurde durch Regsamkeit im Verkehr und durch ein Streben edlerer Art ersetzt. Mitten in einem despotischen Reiche endlich entstand eine Anzahl blühender griechischer Städte, welche Sitze des Handels, der Kunst und der Bürgerfreiheit wurden. Die Gründung dieser Städte, deren Zahl nicht genau bestimmt werden kann, ist daher auch eine der folgenreichsten Handlungen des Seleukus gewesen, zumal da einige derselben in den späteren Jahrhunderten Hauptstädte der Welt wurden. Die meisten von ihnen hat er zwar nicht neu angelegt, sondern nur erweitert, verschönert und mit neuen Einwohnern versehen, allen aber gab er doch durch das griechische Leben, welches er in sie verpflanzte, erst ihre eigentliche Bedeutung. Unter ihnen befanden sich sechzehn, die er nach seines Vaters Antiochus Namen Antiochia nannte, fünf, denen er nach seiner Mutter den Namen Laodicea gab; neun nannte er nach seinem eigenen Namen Seleucia, vier andere nach denen seiner beiden Gemahlinnen, nämlich drei derselben Apamea und eine Stratonikea; die übrigen erhielten ihre Benennung nach griechischen oder macedonischen Städten oder nach Thaten Alexander's des Großen und des Seleukus selbst. Von diesen Städten wurden Antiochia am Orontes in Syrien, das ebendaselbst gelegene Seleucia, die gleichnamige Stadt am Tigris und die beiden Apamea und Laodicea in Kleinasien und Syrien die wichtigsten.

Antiochia am Orontes, das heutige Antakia, war von Seleukus bald nach seiner Besitznahme von Syrien erbaut worden. Diese Stadt ward, als Seleukus das Reich mit seinem Sohne theilte, die Hauptstadt und Residenz der westlichen Hälfte, und gab dadurch die Veranlassung, daß das Reich der Seleuciden den Namen des syrischen Reiches erhielt. Antiochia, das sich bald außerordentlich vergrößerte und zuletzt fünf Stunden im Umfang hatte, war schon unter den Seleuciden höchst bedeutend, wurde aber später, als das Christenthum sich verbreitete, eine der Hauptstädte

der alten Welt. Die erste Bevölkerung von Antiochia war rein griechisch, und bestand größtentheils aus den Athenern, welche durch Antipater (s. Thl. II. S. 454) nach Thracien und hierauf durch Antigonus von da nach Syrien verpflanzt worden waren. Zu ihnen kamen später noch Landeseingeborene und andere Griechen. Die Einwohner von Antiochia zeichneten sich stets ebenso sehr durch Leichtsinn und Schwelgerei aus, als durch ihren Witz, ihren feinen attisch-griechischen Dialekt und ihr Wohlgefallen an Literatur und Kunst. Nicht weit von Antiochia lag der weltberühmte Luftort Daphne, welcher durch seine reizenden Naturschönheiten, durch die üppigen Feste, welche in ihm gefeiert wurden, durch seine Tempel und durch den mystischen Gottesdienst in denselben ausgezeichnet war, und nach der Entstehung der christlichen Religion auch ein vielbesuchter Wallfahrtsort der Christen wurde. — Seleucia an der Orontes-Mündung, welches zur Unterscheidung von andern Städten gleiches Namens Seleucia in Pierien genannt wurde, war die Hafenstadt von Antiochia, und wetteiferte mit diesem an Pracht und Größe. Südlich von beiden Orten lagen das syrische Laodicea und das syrische Apamea, jenes durch seinen Weinbau und den großen, aus Phönicien dahin verpflanzten Handel blühend, dieses aber als eine rein militärische Stadt ausgezeichnet. Apamea enthielt innerhalb seiner Befestigungen so viel bebautes Land, daß ein zahlreiches Heer in der Stadt eine lange Belagerung aushalten konnte; es war außerdem auch wegen seiner fruchtbaren Umgegend der Hauptsitz des syrischen Heeres und der königlichen Stutereien.

Seleucia am Tigris, welches bei der Theilung des Reiches die Residenz Antiochus des Ersten wurde, war unstreitig die wichtigste aller von Seleukus gegründeten Städte. Es ward etwa acht Stunden vom alten Babylon angelegt, dessen Einwohner damals nach Seleucia versetzt wurden, und welches seitdem aus der Geschichte verschwindet. Diese Babylonier, die nebst anderen Eingeborenen die ersten Einwohner von Seleucia bildeten, wurden mit den Griechen, welche Seleukus dahin verpflanzte, verschmolzen. Der Gründer der Stadt gab ihren Bürgern gleich anfangs das Recht sich ganz und gar selbst zu regieren, und diese freie Verfassung war es hauptsächlich, was Seleucia gleich anderen halb-

griechischen Städten in Asien so sehr emporhob. Die ganze Masse der daselbst angesiedelten Barbaren ward zu griechischer Freiheit, soweit diese bei den damaligen Sitten und Verhältnissen möglich war, und zu griechischem Leben übergeführt. Der steigende Wohlstand und die große Zahl der Einwohner machten nachher Seleucia zum Hauptorte des ganzen Landes vom Euphrat bis nach Indien, so daß es eine Zeitlang nächst Rom und Alexandria eine der ersten Städte der Welt war. Dort sammelten sich später, als die Macht der Seleuciden sank, alle Bewohner der griechischen Niederlassungen am Euphrat und Tigris, und Seleucia nahm also in eben dem Grade an Größe zu, in welchem das syrische Reich verfiel. In späteren Zeiten verlor jedoch Seleucia durch das Aufblühen der benachbarten Stadt Ktesiphon schnell seinen alten Glanz, und ging bald ganz unter; jetzt bezeichnen nur noch Trümmer die Stelle, wo einst diese große Stadt lag. — Die Städte Apamea und Laodicea in Kleinasien waren in sehr fruchtbaren Gegenden Phrygiens angelegt, und hoben sich durch ihren Handel so sehr, daß sie bald zu den bedeutendsten Orten des westlichen Asiens gehörten, und namentlich Apamea nächst Ephesus der größte Handelsplatz Kleinasiens ward. Beide wurden mehrmals durch Erdbeben sehr stark heimgesucht, stiegen aber stets wieder aus ihren Trümmern empor. Die reichen Bewohner von Apamea schützten sich endlich dadurch gegen diese Gefahr, daß sie mit riesenhafter Anstrengung und großen Kosten ihre ganze Stadt unterwölbten.

So erfreulich der Anblick dessen ist, was der Stifter der syrischen Dynastie that, so elend und erbärmlich ist fast die ganze Geschichte seiner Nachfolger. Unter ihnen zeigt sich beinahe ohne Unterbrechung das Gegentheil von dem, wonach Seleukus Nikator gestrebt hatte. Schon die Regierung seines Sohnes Antiochus I., welcher eines Sieges wegen den Beinamen Soter oder der Retter erhielt, und die beiden Theile des Reiches wieder vereinigte, war eine Reihe von Demüthigungen, und hatte einen orientalischen Anstrich. Er verlor die Länder Kappadocien, Pontus, Bithynien und Pergamum in Kleinasien, führte einen sehr unglücklichen Krieg mit Egypten, und erlebte in seiner Familie eine jener Scenen, welche in den Dynastieen des Orients so häufig vorkommen, und gegen die sein eigenes Verhältniß zu seinem Vater einen so schönen

Gegensatz gebildet hatte: sein ältester Sohn trachtete ihm nach dem Leben, und ward zur Strafe dafür umgebracht. Mit dem Tode Antiochus des Ersten (261 v. Chr.) beginnt am Hofe der Seleuciden ein Leben und eine Regierung, welche den griechischen Ursprung dieser Dynastie und die Richtung, die der Stifter seinem Reiche hatte geben wollen, gar nicht mehr erkennen lassen. Die Herrscher gingen von griechischer Bildung und Kraft zur Weichlichkeit, Schwelgerei und Despotie des Orients über, und die elendeste Regierungsweise wurde, in Verbindung mit sittenlosem Leben, der Haupt-Charakterzug der meisten Seleuciden.

Antiochus des Ersten Sohn und Nachfolger, Antiochus II., welchem die Bürger von Milet zum Dank dafür, daß er sie von einem Tyrannen befreite, den Beinamen der Gott gaben, regierte fünfzehn Jahre, und überließ während dieser ganzen Zeit die Leitung des Reiches zwei unwürdigen und tollen Lieblingen, den Brüdern Themison und Aristus aus Cypern. Diese trieben ihre Laster und Tollheiten so weit, daß sie, statt dieselben zu verbergen, sogar öffentlich mit ihnen prahlten; die in Syrien wohnenden Griechen aber gingen in ihren niedrigen Schmeicheleien gegen den König und seine Minister noch viel weiter, als die Athener in ihrem Benehmen gegen Demetrius Poliorketes gegangen waren. Themison ließ sich öffentlich zu einem Gotte ausrufen, und die Ersten des Reiches brachten ihm als Herkules Themison förmliche Opfer dar, bei welchen er, mit dem Löwenfell umhängt und mit der Keule in der Hand, auf einem Polster ausgestreckt lag. Der König selbst war ein schamloser, dem Trunke und den schändlichsten Lüsten ergebener Mann, dessen Leben fast nur zwischen Schlafen, Trinken und anderen Genüssen getheilt war, und der durch seine kostspieligen Mahle sogar die früheren Könige von Persien übertraf. Kein Wunder, daß unter seiner Regierung die sittenlosesten Menschen die erste Rolle spielten, daß Mord und Vergiftung an der Tagesordnung waren, und daß, weil die meisten Statthalter ihrem Könige glichen, fast das halbe Reich verloren ging! In der Provinz Baktrien errichtete ein Grieche ein selbstständiges Reich, fast zu gleicher Zeit machten sich auch die kriegerischen Parther unabhängig, und breiteten ihre Macht auf Kosten der Seleuciden aus. Am Ende der Regierung des elenden Antiochus II. folgen Mord auf Mord, und

fast überall brechen Empörungen aus. Zuerst wird er selbst von seiner verstoßenen ersten Gemahlin, Laodice, durch Gift aus dem Wege geräumt; hierauf wird seine zweite Gemahlin, Berenike, sammt ihren Kindern und Freunden dem Rachedurst der Laodice zum Opfer gebracht; dann fallen alle Städte Kleinasiens ab, und der größte Theil des übrigen Reiches wird einerseits von den Egyptern besetzt, andererseits von gallischen Raubhorden verwüstet, welche von Thracien nach Kleinasien gezogen waren; endlich wird Laodice selbst umgebracht, und der neue König, ihr Sohn, irrt eine Zeitlang flüchtig umher. Dieser Nachfolger Antiochus des Zweiten, Seleukus II., welcher zum Spott den Beinamen Kallinikus d. i. der Sieggekrönte erhielt, regierte von 246 bis 227 v. Chr. unter einer fortgesetzten Reihe von Kriegen und inneren Unruhen, hatte mit seinem Bruder, der ihn zu stürzen suchte, einen langen Krieg zu führen, und gerieth in parthische Gefangenschaft, in welcher er eine Zeitlang blieb. Sein Sohn und Nachfolger Seleukus III., welchem man aus unbekannten Gründen den Beinamen Keraunos d. i. der Blitz gab, starb schon im Jahre 223 v. Chr.

Es ist nicht nöthig, die Geschichte der Seleuciden im Einzelnen zu erzählen, da der allgemeine Charakter der Regierung und des Lebens in ihrem Reiche derselbe blieb, wie er seit dem Tode des ersten Seleuciden gewesen war. Erst mit Antiochus III. oder dem Großen, dem Bruder und Nachfolger Seleukus des Dritten, änderte sich dies einigermaßen, und das syrische Reich erhielt wieder mehr Kraft und Bedeutung; allein da Antiochus III. mit den Römern in Krieg gerieth, so können die Schicksale des syrischen Reiches unter ihm und seinen Nachfolgern erst im Verlauf der römischen Geschichte berichtet werden.

2. Die Reiche Kappadocien, Paphlagonien, Pontus, Bithynien und Pergamum.

Die Seleuciden sanken schon früh aus dem griechischen Charakter zu der Üppigkeit und dem despotischen Geiste orientalischer Herrscher herab. Sie wurden in Folge davon des größten Theils ihrer Herrschaft beraubt, und zuletzt auf Syrien und die östlich

davon gelegenen Gegenden beschränkt. Dadurch hoben sich die in Kleinasien bestehenden Fürstenthümer Kappadocien, Paphlagonien, Pontus und Bithynien, es entstanden in Pergamum und Galatien neue Reiche, und die griechischen Städte, von Seleucia am Tigris an bis nach Byzanz einerseits und bis nach Egypten andererseits, gewannen in demselben Grade, als das syrische Reich seine Macht verlor. Freilich ward, mit Ausnahme des baktrischen Reichs, alles, was östlich und nördlich von Seleucia Griechisches gestiftet worden war, durch die rohen Parther vernichtet, dagegen blühte dasselbe aber in Seleucia und in den Städten des Westens um so mehr auf. Durch die Erbärmlichkeit der syrischen Herrscher und ihrer Regierung konnten diese nicht viel leiden, weil sie, wie die ehemaligen deutschen Reichsstädte, gleichsam Staaten im Staate bildeten. Die Schwäche der Reichsregierung schadete ihnen wenig; sie empfanden den allgemeinen Druck nur dann, wenn ein kräftiger Despot am Ruder war. Auch für die Plünderungen, welche sie in den Kriegen manchmal zu erdulden hatten, fanden sie in ihrem blühenden Handelsverkehr einen reichen Ersatz. Manche dieser griechischen Städte waren bald ganz frei, bald den syrischen Statthaltern untergeben; die meisten aber behielten auch unter der Herrschaft der Letzteren ihre Municipalrechte, und wußten mitten unter unzähligen Stürmen nicht allein ihren alten Glanz, sondern auch die Grundfesten ihrer Verfassung zu behaupten.

Von den ursprünglich einheimischen Völkerschaften Kleinasiens blieben die Isaurier stets ein Räubervolk; sie sind ganz und gar mit den Arnauten, Tscherkessen und anderen ähnlichen Völkern unserer Zeit zu vergleichen. Die Bewohner von Cilicien, Pamphylien, Lycien und Karien, welche meistens unter egyptischer Oberherrschaft standen, lebten nach eigenen Gesetzen, und wurden theils von eingeborenen Fürsten regiert, theils hatten einzelne Landschaften derselben republikanische Verfassung. Das innere Land von Kleinasien gehorchte größtentheils eingeborenen Herrschern. Die Länder Kappadocien, Paphlagonien, Pontus und Bithynien, welche unter den Persern meistens erbliche Satrapieen gewesen waren, wurden unter den Seleuciden völlig unabhängige Staaten. Auch diese ganz barbarischen Reiche wurden in Folge von Alexander's Eroberungszügen so umgewandelt, daß in

ihnen die griechischen Einrichtungen offenbar vorherrschend wurden. Die Beherrscher derselben unterwarfen sich nämlich die griechischen Colonieen an den Küsten, führten dadurch ihre eigenen Unterthanen zu griechischen Sitten über, und erhoben mit Hülfe griechischer Wissenschaft und Kunst ihre Länder zu einer neuen Blüthe, welche um so besser gedeihen konnte, da die alte, zum Theil auf die Religion gestützte Herrschaft dieser Fürsten Festigkeit hatte, und durch keine mächtigen Nachbarn bedrängt ward. Weil diese Staaten in der folgenden Zeit eine größere Bedeutung erhielten, so ist hier die passendste Stelle, den Zustand und die Geschichte derselben darzulegen.

Die Länder Kappadocien und Paphlagonien waren zur Zeit Alexander's und unmittelbar nachher unter der Herrschaft einer einzigen Dynastie vereinigt. Erst von der Zeit des Seleuciden Antiochus III. an erscheinen wieder besondere paphlagonische Fürsten. Diese waren bald unabhängig, bald den Beherrschern von Pontus oder Bithynien unterworfen. Die Könige von Kappadocien, welche ihr Geschlecht von Cyrus dem Älteren ableiteten, führten meistens den Namen Ariarathes. Sie hatten sich, als Alexander das persische Reich eroberte, im Besitze ihrer Herrschaft behauptet; nachher wurde zwar Ariarathes II. von Eumenes besiegt und getödtet (s. Th. II. S. 441), sein Sohn Ariarathes III. aber, welcher damals nach Armenien entfloh, nahm später einen großen Theil seines Landes wieder ein. Als Seleukus I. die ganze asiatische Hälfte von Alexander's Reich beherrschte, erkannte auch Ariarathes ebenso, wie die Könige von Bithynien und Pontus, ihn als Oberherrn an. Mit dem Tode des Seleukus löste sich jedoch dieses Band wieder auf, die Beherrscher von Kappadocien wurden seitdem selbstständige Fürsten, und waren nur durch Verschwägerung von Zeit zu Zeit mit den Seleuciden verbunden. Obgleich bald nach Alexander's Tod griechische Sitten und Einrichtungen in Kappadocien und in die anderen Reiche eindrangen, so blieben doch die vielen erblichen und fürstlichen Priesterschaften bestehen, welche schon in uralter Zeit daselbst bestanden hatten. Diese bildeten kleine Tempelstaaten, welche stets einen für besonders heilig gehaltenen Tempel zu ihrem Mittelpunkte hatten, und deren Einwohner als Leibeigene der Priester den Boden bebauten. Für die

Geschichte haben dieselben dadurch eine Wichtigkeit erhalten, daß zwischen ihnen ein Zusammenhang Statt fand, durch welchen dem asiatischen Handel von der ältesten Zeit an eine bestimmte Richtung gegeben wurde, weil die Hauptfeste zugleich mit Messen verbunden waren. Diese Tempel wurden dadurch die Anhaltspunkte einer für die Geschichte der menschlichen Cultur wichtigen Bewegung, durch welche orientalische Vorstellungen zu den griechischen Colonieen Kleinasiens und von diesen nach Griechenland gebracht wurden. Übrigens erhielten sich diese priesterlichen Fürstenthümer durch die ganze folgende Zeit hindurch wenigstens gewiß bis zur Zeit von Christi Geburt. Das kappadocische Reich glich durch das Bestehen derselben, sowie durch seine eigene innere Einrichtung den Staaten des Mittelalters; denn eines Theils sind jene Tempelstaaten den reichen und mächtigen Abteien christlicher Staaten zu vergleichen, und anderes Theils gab es in Kappadocien eine große Zahl kriegerischer Barone oder Vasallen, welchen das Volk unterworfen war. Der König oder Oberlehensherr des Landes wohnte in der alten Residenz Mazaka wie in einem Feldlager; die Stadt war nämlich rund umher von Burgen umgeben, welche auf Bergspitzen erbaut waren, und theils dem König, theils seinen vornehmsten Reichs-Baronen gehörten. Wie sehr übrigens das griechische Wesen in das kappadocische Reich eindrang, geht unter Andern daraus hervor, daß zur Zeit von Christi Geburt in dieser Hauptstadt Mazaka des Charondas Gesetze (s. Th. I. S. 249) eingeführt waren, und also die Einwohner derselben, ungeachtet der königlichen Oberherrschaft, nach ihren eigenen Rechten lebten. Die Mazakäer suchten diese Gerechtsame auf eben die Weise, wie die griechischen Städte Unteritaliens und Siciliens, im Gedächtnisse der Bürgerschaft zu erhalten: sie hatten dieselben nämlich in Verse gebracht, sangen sie an bestimmten öffentlichen Festen ab, und ließen der Jugend das Unverständliche oder Veraltete in ihnen erklären.

Auch das Reich Pontus war bis auf die nächsten Zeiten nach Alexander's Tod ein durchaus barbarisches Land geblieben. Seine Könige, die ihren Ursprung gleichfalls von Cyrus ableiteten, waren auf ebendieselbe Weise, wie die kappadocischen, Vasallen des Perser-Königs; es gab aber in Pontus einzelne wilde Völkerschaften, welche ebensowenig ihnen, als ihrem Oberlehensherrn in Persien

gehorchten. Auch die an der Küste liegenden griechischen Pflanzstädte waren freie Staaten, und jede derselben besaß ein bedeutendes Gebiet in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft. Die Könige von Pontus, welche meistens den Namen Mithridates trugen, standen zu den Seleuciden in demselben Verhältniß, wie die Beherrscher von Kappadocien. Dadurch, daß sie sich allmälig die griechischen Küstenstädte unterwarfen, verpflanzten auch sie griechische Sitten und Bildung in ihr Reich. Von dem Augenblick an, wo dies begann, gehören die Beherrscher von Pontus sogar der griechischen Geschichte näher an, als die Seleuciden; denn die Ersteren schritten immer mehr von Barbarei zu griechischer Cultur fort, die Letzteren gingen umgekehrt immer mehr zu dem üppigen und despotischen Wesen des Orients über. Auch die rüstigen Bergvölker des Landes wurden nach und nach dem Reiche einverleibt, und die Könige benutzten mit griechischem Geiste die rohe Kraft derselben zur Erweiterung und Befestigung ihrer Herrschaft. Diese Völker selbst und die Bewohner des ganzen inneren Landes behielten ihre alte Sitte und Lebensweise bei, am Hofe aber ward Alles griechisch. Übrigens begann die Unterwerfung der griechischen Seestädte unter Mithridates III., welcher zuerst eine derselben, Amastris, seinem Reiche einverleibte. Diese Stadt war seitdem oft die Residenz der pontischen Könige. Etwa hundert Jahre später (um 180 — 190 v. Chr.) eroberte Pharnaces I., der Sohn Mithridates des Vierten, Sinope, die blühendste aller griechischen Städte an der Südküste des schwarzen Meeres. Seitdem hob sich das pontische Reich nach und nach zum höchsten Gipfel seiner Macht. Das reiche und große Sinope ward der Sitz der Herrscher, und die Flotte dieser Stadt, welche seither das schwarze Meer beherrscht hatte, eine königlich pontische Flotte. Sinope stieg unter den pontischen Herrschern zu noch größerer Blüthe empor, und ward von ihnen ebenso, wie andere griechischen Städte, durch Kunstwerke verschönert. Die Macht des Reiches selbst erlangte ihren Gipfelpunkt unter Pharnaces Enkel, Mithridates IV. oder dem Großen, welcher im Anfang des letzten Jahrhunderts vor Christo sogar den weltbeherrschenden Römern ein furchtbarer Feind ward.

Bithynien, welches unter den Persern ebenfalls eine erbliche Satrapie gewesen war, hatte zwar gleich beim Beginn von

Alexander's Feldzug einen macedonischen Statthalter erhalten, der damalige Fürst des Landes, Bias, aber wußte sich in den Gebirgen gegen denselben zu behaupten. Sein Sohn Zipötes besetzte nach Alexander's Tode das Land wieder ganz, und behauptete seine Unabhängigkeit gegen Lysimachus und die anderen macedonischen Herrscher. Lysimachus zerstörte zwar die bithynische Hauptstadt Astakus, gab aber dadurch die Veranlassung, daß die bis dahin barbarischen Könige Bithyniens griechische Sitten annahmen, und ihr Reich auf griechischen Grundfesten bauten. Zipötes gründete nämlich auf den Trümmern von Astakus eine neue Hauptstadt, welche gleich anfangs fast ganz mit Griechen bevölkert wurde, und sein Sohn Nikomedes I., nach welchem dieser Ort den Namen Nikomedia erhielt, suchte durch vortheilhafte Bedingungen so viele Griechen als möglich daselbst anzusiedeln. Dadurch wurde der bithynische Hof völlig griechisch, und griechischer Geist leitete seitdem die Unternehmungen der Könige, welche in der folgenden Zeit ihr Reich bis nach Paphlagonien hinein erweiterten. Nikomedia selbst ward eine der glänzendsten Städte des Ostens, und blieb es nicht nur durch das ganze Alterthum hindurch, sondern auch bis in die Zeit der Alles verwüstenden Türken hinein. Übrigens kamen die bithynischen Könige schon unter Nikomedes I. Enkel, Prusias I., einem Zeitgenossen von Antiochus dem Großen, mit den Römern in unmittelbare Berührung, verloren durch sie ihre völlige Unabhängigkeit, und wurden immer mehr die Creaturen derselben.

Neben den älteren Reichen Kappadocien, Paphlagonien, Pontus und Bithynien entstand vierzig Jahre nach Alexander's Tod in Kleinasien ein neues Reich, welches rein griechischen Ursprungs war, und durch seine Bedeutung für die Kunst und Wissenschaft der späteren Zeit eine viel größere Wichtigkeit erhielt, als selbst das seleucidische Reich. Dieser neue Staat führte von seiner Hauptstadt, dem mysischen Orte Pergamum, den Namen des pergamenischen Reiches. Des Lysimachus Schatzmeister und Statthalter in Pergamum, Philetärus, war der Stifter desselben. Dieser fiel nämlich nach Agathokles Ermordung an Seleukus I. ab (s. Th. II. S. 497), und als bald nachher bei des Letzteren Tode die Herrschaft der Seleuciden aus fast ganz Kleinasien schwand,

sah auch Philetärus seine seitherige Statthalterschaft als unabhängiges Besitzthum an. Durch die Kriege, welche Seleukus des Ersten Sohn und Nachfolger gleich nach seiner Thronbesteigung zu führen hatte, erhielt Philetärus noch dazu Gelegenheit, auch die Plätze der Küste einzunehmen. Sein Neffe Eumenes I., dem er die kleine Herrschaft hinterließ, behauptete sich nicht allein im Besitze derselben, sondern erweiterte sie auch. Der dritte Beherrscher des pergamenischen Staats, Attalus I., nahm sogar den Königstitel an, und machte sein Reich zu einer der Hauptmächte von Kleinasien. Er und seine Nachfolger, Eumenes II., Attalus II. und Attalus III., wurden durch die Römer, welche damals in Asien festen Fuß faßten, auf Kosten ihrer Nachbarn, sehr begünstigt, zu gleicher Zeit aber auch in eine solche Stellung gebracht, daß sie zuletzt nur von der Gnade des römischen Senats lebten, wobei sie sich dann noch viel niederträchtiger benahmen, als die Könige von Bithynien.

Das pergamenische Reich erlangte seine Hauptbedeutung in der Weltgeschichte erst mit dem Beginne des zweiten Jahrhunderts vor Christo. Diese bestand darin, daß es einer der Hauptsitze derjenigen Bildung wurde, welche zu jener Zeit sich aus dem griechischen Wesen und seiner Verbindung mit dem orientalischen entwickelte. Als das pergamenische Reich durch Attalus I. und Eumenes II. über einen großen Theil von Kleinasien ausgebreitet ward, blühte hier gleichsam ein neues Griechenland auf. Diese beiden Könige, deren Regierungszeit etwa die nächsten fünfzig Jahre vor und nach 200 v. Chr. umfaßte, sowie ihr nächster Nachfolger Attalus II. wetteiferten mit den Beherrschern von Egypten, um in ihrem Lande eine echt griechische Blüthe hervorzurufen. Sie vermehrten die Rechte der Städte, beförderten die Kunst und Wissenschaft, sammelten Schriften und Kunstwerke, und unterstützten Künstler und Gelehrte. Den eingeborenen Stämmen der Mysier, Phrygier u. s. w., welche das Landvolk bildeten, wurde zwar keine Cultur mitgetheilt, sondern sie behielten vielmehr ihre alte Sitte und Sprache bei, und blieben roh und träge; dagegen waren aber die Städtebewohner, sowie diejenigen, welche Theil an der Verwaltung hatten, insgesammt Griechen, und entwickelten eine große Regsamkeit und Thätigkeit. Philetärus hatte bei seinem Abfall von Lysimachus die ihm anvertrauten Schätze zu seinem Eigenthum

gemacht, und ſeine Nachfolger waren weiſe und glücklich genug, dieſelben nicht blos zu bewahren, ſondern auch durch verſtändige Verwaltung, durch Sorge für das See- und Handlungsweſen und durch die Benutzung der Zeitumſtände zur Beſetzung guter See- und Handelsplätze in ſo hohem Grade zu vermehren, daß der Ausdruck Attaliſche Schätze bei den Römern ſprichwörtlich ward. Als die pergameniſchen Könige auf dieſem Wege zum Beſitze eines größeren Reiches gelangt waren, ſtrebten ſie zwar ebenſo ängſtlich und thöricht, wie alle aſiatiſchen Herrſcher, nach Glanz und Ruhm, brachten dieſes Streben aber doch mit der Blüthe ihres Landes in Verbindung. Sie beförderten nämlich die Induſtrie und den äußeren Wohlſtand desſelben, und wandten ihren Reichthum außerdem noch auf eine edlere Weiſe an; denn ſie zogen Künſtler und Gelehrte an ihren Hof, belohnten und unterſtützten dieſelben, und machten dadurch Pergamum zu einem der Mittelpunkte griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft. So geſchah es denn, daß eines Theils das pergameniſche Reich in den Gewerben mit Egypten, dem damaligen Hauptſitze der griechiſchen Induſtrie, wetteiferte, und daß anderes Theils die Hauptſtadt Pergamum im zweiten Jahrhundert v. Chr. für die Bildung der Welt faſt ebenſo wichtig wurde, als im vorhergehenden die Hauptſtadt von Egypten geweſen war.

Eumenes II. ſtiftete die berühmte pergameniſche Bibliothek, welche zuletzt zweimalhunderttauſend Bücher-Rollen enthalten haben ſoll. Als durch die Eiferſucht der Ptolemäer in Egypten die Ausfuhr der Papyrus-Staude, aus welcher das damals allgemein gebräuchliche Schreibmaterial verfertigt ward, verboten worden war, ſuchte man in Pergamum ein Erſatzmittel für dasſelbe zu erhalten. Man half ſich mit Thierhäuten, die zu dieſem Zwecke zubereitet wurden, oder mit dem Stoffe, welcher damals den Namen Papier von Pergamum oder Pergament erhielt, und die Verfertigung desſelben bildete ſeitdem einen neuen bedeutenden Zweig der pergameniſchen Induſtrie. Die Gelehrten, welche Attalus I. und ſeine Nachfolger in Pergamum vereinigten, beſchäftigten ſich mit derſelben Gattung der Literatur, wie die von Alexandria, und machten Pergamum zu einem ebenſo wichtigen Sitze der Mathematik, Mechanik, Aſtronomie, Nautik und der Gelehrſamkeit überhaupt,

als damals Alexandria war. Ebenso zeichneten sich beide Städte auf gleiche Weise durch die vielen Kunstwerke aus, welche theils daselbst verfertigt, theils mit großen Kosten angekauft und dahin gebracht wurden. Wenn z. B. in den Schriften des späteren Alterthums von einzelnen berühmten Gemälden, die man nach unserem Gelde mit mehreren hunderttausend Gulden bezahlte, die Rede ist, so werden immer die pergamenischen Könige als diejenigen angeführt, welche am meisten Aufwand für die Kunst machten. Neben der Wissenschaft und Kunst und zum Theil in Verbindung mit ihnen blühten zu Pergamum auch der Handel und die Gewerbe. Einige Erzeugnisse der pergamenischen Industrie wurden so berühmt und gesucht, daß bei den Römern die Benennungen Attalischer Stoff, Attalische Teppiche und Attalische Stickereien lange Zeit das Ausgezeichnetste in seiner Art bedeuteten.

3. Der gallische Zug nach Thracien, Macedonien und Griechenland und das gallische Reich in Kleinasien.

Wie von Pergamum aus neben den einheimischen barbarischen Fürstenthümern ein neues Reich von rein griechischem Ursprung sich bildete, so entstand im dritten Jahrhundert vor Christo in Kleinasien auch ein neues barbarisches Reich. Dieses erhielt den Namen Galatien, und wurde von keltischen oder gallischen Horden gestiftet, welche damals durch Thracien bis nach Asien vordrangen. Da die Kelten oder Gallier um jene Zeit zum ersten Mal für die Geschichte des Ostens eine Bedeutung erhielten, und damals plündernd und verwüstend ebenso in Thracien, Macedonien, Griechenland und Kleinasien eindrangen, wie sie etwa hundert Jahre früher in das mittlere Italien und bis in die Stadt Rom gedrungen waren: so ist hier die beste Gelegenheit über diejenige Gruppe von Völkern, welche den Namen der keltischen führt, das Nähere anzugeben.

Diese Völker bilden den keltischen oder gallischen Zweig des indo-germanischen Völkerstamms, und hatten sich schon sehr früh in dem nach ihnen benannten Lande Gallien oder dem heutigen Frankreich und auf den brittischen Inseln niedergelassen.

Sie zerfielen in zwei Hauptgruppen, in die Kymren und Gadhelen. Die Ersteren wohnten theils in Frankreich und Belgien, theils in England und Südschottland, wo sie den Namen der Britten führten. Die Gadhelen bestanden nur aus den Pikten oder Kaledoniern, den Stammvätern der heutigen Hochschotten, und aus den Skoten, von welchen die Irländer abstammen, und die, als sie die Pikten unterworfen hatten, ihren Namen auf den Norden der Insel Britannien übertrugen. Durch nichts ist der gallische Völkerzweig in der Weltgeschichte bedeutender geworden, als durch die Wanderungen, welche er nach allen Weltgegenden hin unternahm, und die einen Theil derselben sogar bis in das ferne Asien führten. Die Kelten spielen dadurch in der früheren Geschichte von Mitteleuropa dieselbe Rolle, welche am Ende der alten Zeit die Germanen spielten. Warum damals die ganze Masse einzelner keltischen Völkerschaften plötzlich in andere Länder drang und sich dort niederließ, ist ebenso wenig bekannt, als warum später die Germanen dasselbe thaten. Beide Völkerzweige waren ungemein kriegerisch, beide empfanden den von nordischen Naturen so oft gefühlten Drang nach dem Süden, ihr Verhältniß zu benachbarten Völkerschaften und andere zufälligen Umstände scheinen dabei mitgewirkt zu haben, — dies ist das Einzige, was wir über die Ursache dieser Wanderungen mit Sicherheit sagen können. Schon fünfhundert Jahre vor Christo erscheinen gallische Schaaren in Spanien angesiedelt. Ebenso brachen schon früh zahlreiche Horden von Galliern in Oberitalien ein, und besetzten dieses Land nachdem sie die seitherigen Einwohner desselben verdrängt hatten. Diese gallischen Völkerschaften in Oberitalien, welche unter den Namen Senonen, Bojer, Insubrer u. s. w. in der römischen Geschichte vorkommen, machten öfters Raubzüge in das mittlere Italien, bis sie zuletzt von den Römern unterworfen wurden. Etwa um dieselbe Zeit, wo diese Schaaren nach Italien gewandert waren, wendeten sich andere gallischen Volkshaufen nach Osten. Sie besetzten nach und nach die Schweiz und das ganze südliche Deutschland bis an die Donau, wo sie jedoch später durch die Germanen theils ausgerottet, theils verdrängt wurden, ließen sich in Ungarn nieder, und zogen von da nach Thracien, Macedonien, Griechenland und Kleinasien. Die für die Weltgeschichte wichtigsten Völker,

welche aus diesen östlichen Wanderungen hervorgingen, sind die Helvetier, die Rhätier, die Vindelicier, die Noriker, die Boser und die Galater.

Trotz der einst so großen Ausbreitung des keltischen Völkerzweigs ist derselbe bis auf geringe Überreste untergegangen: fast alle keltischen Völker sind entweder ausgerottet worden, oder haben sich mit anderen Völkern vermischt. Nur im westlichen England, in Nordschottland, in Irland, in der Bretagne und in einem kleinen Theile der Alpen haben sich reine Kelten erhalten. In dem Alpen-Gebirge sind es die in einigen Thälern von Graubünden wohnenden Rumonen oder Ladiner, die Nachkommen der alten Rhätier, sie haben aber ihre keltische Sprache verloren, und sprechen statt derselben eine Tochtersprache des Lateinischen. In England sind die Bewohner von Wales und Cornwallis unvermischte Nachkommen der alten Britten, und im ersteren Lande hat sich auch noch die Sprache derselben erhalten. Ihnen nahe verwandt sind die Bewohner der Nieder-Bretagne, welche ebenfalls noch eine keltische Sprache, das Bas-Breton, sprechen. Die anderen Überreste der alten Kelten sind die Irländer und die Hochschotten. Von den Ersteren hat ein großer Theil die englische Sprache angenommen, die Letzteren aber sprechen noch eine keltische Sprache, welche den Namen des Erfischen oder Gaelischen führt.

Kehren wir von der Betrachtung der keltischen Völkergruppe überhaupt zu demjenigen Zweige derselben zurück, welcher ein Reich in Kleinasien stiftete: so war bekanntlich in der ersten Zeit Alexander's des Großen eine keltische Völkerschaft schon bis nach Süd-Ungarn und Servien vorgerückt (s. Th. I. S. 317). Noch größere Schaaren scheinen unmittelbar nachher von Westen her in die Länder der unteren Donau eingewandert zu sein. Als Lysimachus sich, durch einen langen Kampf mit den anderen Generalen Alexander's und mit den eingeborenen Völkerschaften, im Besitze seines Reiches befestigte, fielen gallische Horden in dasselbe ein, wurden aber von ihm zurückgeschlagen. Bald nach seinem Tode ergoß sich ein neuer und viel größerer Strom von wandernden Galliern über Thracien und Macedonien (280 v. Chr.). Diese waren in drei Haupt-Haufen vertheilt, deren Anführer Kerethrius, Brennus und Belgius hießen. Ptolemäus Keraunos, welcher erst kurze Zeit vorher sich

der Herrschaft von Macedonien und Thracien bemächtigt hatte (s. Th. II. S. 499), zog demjenigen Haufen, der in Macedonien eingebrochen war, entgegen, ward aber in offener Feldschlacht gänzlich geschlagen (280 v. Chr.). Er selbst verlor das Leben, und sein ganzes Heer wurde theils getödtet, theils gefangen genommen. Nun war das flache Land von Thracien und Macedonien ganz und gar eine Beute der Gallier, welche plündernd, sengend und mordend dasselbe durchzogen. An eine regelmäßige Regierung des Landes war daher mehrere Jahre hindurch nicht zu denken. Nach Ptolemäus Tode warf sich sein Bruder Meleager zum Könige auf, mußte aber, weil er den Umständen nicht gewachsen war, schon nach zwei Monaten wieder abtreten. Sein Nachfolger Antipater, ein Neffe Kassander's, behauptete sich nur fünf und vierzig Tage. Ein kräftiger macedonischer General, Sosthenes, stürzte ihn und regierte zwei Jahre lang, obgleich er den Königstitel nicht annahm. Er schlug die gallische Schaar, welche den Ptolemäus Keraunos besiegt hatte, und verjagte die Barbaren aus Macedonien.

Die Freude der Macedonier währte nur kurze Zeit. Andere wandernden Stämme der Gallier hatten nämlich von dem Glücke ihrer Landsleute Kunde erhalten, und wie später, zur Zeit des sinkenden römischen Reichs, jede Niederlage eines römischen Heeres, jede Plünderung einer römischen Provinz neue und zahlreichere Schaaren von Germanen und anderen Barbaren herbeilockte, so setzten damals auf die Nachricht, daß der Weg nach Griechenland und Macedonien offen sei, ganze Schwärme von Galliern über die Donau. Sie brachen unter ihren Führern Brennus und Akichorius größtentheils in das erstere Land ein, während ein anderer kleinerer Haufen sich ostwärts wandte. Die Zahl der Ersteren wird auf mehr als hundert siebenzigtausend angegeben, von welchen über zwanzigtausend Mann beritten waren, und je zwei Sklaven bei sich hatten, die ebenfalls mitkämpfen mußten. Sosthenes zog dem verheerenden Schwarm entgegen, sein Heer ward aber vernichtet, und er selbst kam um (278 v. Chr.). Die Gallier verwüsteten hierauf ganz Macedonien bis auf die festen Städte, zogen dann nach Thessalien, und machten auch hier das offene Land zu einer Einöde.

Das Ziel der Barbaren war Griechenland, wo sie besonders in den Tempeln große Beute zu finden hofften. Die gemeinschaftliche Gefahr vereinigte damals noch einmal die Völkerschaften des mittleren Griechenlands zur Vertheidigung ihres Vaterlandes. Die Peloponnesier nahmen, mit Ausnahme der kleinen achäischen Stadt Paträ, keinen Theil an diesem Kriege, weil die meisten Städte und Völkerschaften der Halbinsel dem Antigonus Gonatas unterworfen waren, die übrigen aber ihn mehr fürchteten, als die Gallier. Von den Staaten des mittleren Griechenlands sandten die Aetoler die meisten Truppen zu dem vereinigten Heere; ihre ganze Streitmacht, welche an Hopliten oder schwerbewaffneten Fußgängern allein siebentausend Mann zählte, zog ins Feld. Die Böotier stellten zehntausend Hopliten und fünfhundert Reiter, die Phokier dreitausend Mann zu Fuß und fünfhundert Reiter, die Lokrer keine Reiter, sondern nur siebenhundert Fußgänger, die Megarеer aber vierhundert Mann zu Pferd und zu Fuß. Die Athener, deren Macht und Handel seit dem Lamischen Kriege fortwährend gesunken war, sandten unter der Anführung des Kallippus tausend Hopliten und fünfhundert Reiter, und ließen außerdem alle ihre Kriegsschiffe auslaufen. Auch die Könige Ptolemäus II. von Egypten, Antiochus I. von Syrien und Antigonus Gonatas sandten Hülfe: der Erstere schickte eine Flotte, der Zweite fünfhundert Mann unter der Anführung des Telesarchus, der Dritte ebensoviele unter dem macedonischen General Aristodemus. Die Athener erhielten, ungeachtet sie eine im Vergleich mit den Aetolern, Böotiern und Phokiern geringe Zahl Truppen stellten, doch aus Achtung gegen ihren ehemaligen Rang die Führung des Ganzen.

Das verbündete griechische Heer erwartete in dem Engpaß der Thermopylen die Schaaren der Gallier. Diese suchten vergebens den Durchgang zu erzwingen. Sie hatten weder taktische Kenntnisse noch auch eine passende Rüstung. Ihre einzige Schutzwaffe war der Schild. Da nun die Griechen außerdem durch die Örtlichkeit und durch die Nähe ihrer Flotte unterstützt waren, so wurden die Gallier bei jedem Angriffe mit großem Verlust zurückgeschlagen. Brennus ließ hierauf einen Theil seiner Schaar den tollkühnen Versuch machen, über die benachbarten Berge zu dringen; diese Gallier stießen aber im Gebirge selbst auf Telesarchus, der

ihnen den Übergang verwehrte und dabei den Tod eines Helden fand. Was auf diese Weise den Galliern durch ihren Muth nicht gelungen war, wurde bald nachher durch den Eigennutz der Griechen erreicht. Die auf der thessalischen Seite der Thermopylen wohnenden Aenianen und Herakleoten nämlich, welche von den in ihrem Lande lagernden Galliern viel zu leiden hatten, suchten sich der lästigen Gäste auf Unkosten der anderen Griechen zu entledigen; sie verriethen dem Brennus den Weg, auf welchem einst die Perser unter Ephialtes Führung der Schaar des Leonidas in den Rücken gefallen waren. Solbald das Heer der Griechen sich auf diese Weise von einem großen Theile der Gallier umgangen sah, löste es sich in seine einzelnen Bestandtheile auf, und kehrte nach Hause zurück.

Brennus, unter dessen Führung die Gallier auf dem Wege des Ephialtes in Mittelgriechenland eingedrungen waren, rückte sogleich in das Gebirge des Parnassus vor, ohne die Ankunft des anderen Theiles seiner Truppen zu erwarten, welcher unter Akichorius durch den Engpaß hatte ziehen sollen. Er wollte so schnell als möglich Delphi überfallen, um sich der dortigen Tempelschätze zu bemächtigen. Dem bedrohten Heiligthume eilten die Phokier und eine kleine Schaar Lokrer und Aetoler zu Hülfe; sie besetzten theils das Gebiet von Delphi selbst, theils die entfernteren Gebirgsgegenden. Als Brennus in die Nähe von Delphi gekommen war, trat plötzlich eine ungewöhnlich starke Kälte ein und raffte viele von den Galliern hin. Dazu kam noch, daß der größere Theil der ganzen Schaar unter Akichorius bei den Thermopylen durch das aetolische Heer aufgehalten wurde, welches kurz vorher seiner durch andere Gallier bedrohten Heimath zu Hülfe geeilt, und bei der Verfolgung derselben noch zu rechter Zeit am Engpaß eingetroffen war. Akichorius wurde von den Aetolern mit Verlust zurückgedrängt, und Brennus blieb daher mit seiner Schaar, deren Gesammtzahl von den Griechen auf vierzigtausend Mann angeschlagen ward, sich selbst überlassen. Schon hatte er viele Leute durch die strenge Kälte verloren, schon war er auch in einem kleinen Gefechte geschlagen worden, als ein furchtbarer Orkan zu hausen begann, ungeheuere Schneemassen vom Himmel niederfielen, und zuletzt sogar noch ein starkes Erdbeben von den Wänden der

Thäler große Felsenmassen ablöste, welche viele der Barbaren unter ihren Trümmern begruben. Die Gallier wurden bei diesem Zusammentreffen außerordentlicher Ereignisse von panischem Schrecken ergriffen, und suchten sich fliehend zu ihren Brüdern unter Akichorius zu retten. Von den Griechen verfolgt, verlor Brennus selbst mit einem großen Theil seines Heeres das Leben, der bedrängte Rest aber riß, als er jenseit der Thermopylen zu den Schaaren des Akichorius gelangte, auch diese mit sich fort.

So ward Griechenland unerwartet schnell von den gallischen Raubhorden befreit. Da hierbei ganz ungewöhnliche Naturerscheinungen mitgewirkt hatten, so ist es sehr erklärlich, daß die Griechen, welche in der Zeit ihrer Entartung sehr abergläubig waren, aus der Vertreibung der Gallier ein vollkommenes Wunder machten. Sie fabelten, daß der delphische Gott selbst unsichtbarer Weise sein Heiligthum gerettet, die Barbaren in Schrecken gesetzt, ja sogar mit Wahnsinn geschlagen habe, daß dieselben in Folge davon ihre Waffen gegen einander selbst gewendet hätten, daß Heroen der ältesten Zeit aus ihren Gräbern gestiegen wären, um ihren Nachkommen zu helfen u. dgl. m.

Die fliehenden Gallier zogen sich durch Thessalien und Macedonien zurück, und wurden von den Bewohnern dieser Länder hart bedrängt. Sie retteten sich unter der Anführung des Kommotorius nach Thracien, wo während ihres unglücklichen griechischen Raubzuges andere Horden ihrer Landsleute furchtbar gehaust hatten. Hier stifteten sie ein eigenes Königreich, Tyle genannt, welches durch Eroberungen bald nach allen Seiten hin ausgebreitet ward, und sogar die mächtige Stadt Byzanz tributpflichtig machte. Nach etwa sechzig Jahren erlag dasselbe, in Folge der unter den Großen der Nation einreißenden Verweichlichung, der rohen Kraft der Thracier. Kavarus nämlich, der letzte König desselben, ließ sich von den höfischen Künsten und Schmeicheleien eines Griechen umstricken, und ergab sich mit seinen Hofleuten der Schwelgerei; als daher die unterworfenen Thracier sich empörten, brach seine Macht schnell zusammen, und das gallische Reich verschwand. Nach der Vertilgung desselben erhielten die wilden eingeborenen Stämme wieder das Übergewicht im Lande, und Thracien sank in den früheren Zustand der Uncultur zurück.

Zu derselben Zeit, als das Reich Tyle gestiftet wurde, gaben die Verhältnisse der Beherrscher von Macedonien, Bithynien und Syrien die Veranlassung, daß ein Theil der Gallier nach Kleinasien übersetzte, und daselbst ebenfalls ein Reich gründete. Antigonus Gonatas nämlich, welcher seines Vaters Besitzungen im Peloponnes behauptete, hatte gleich nach der Thronbesteigung des Ptolemäus Keraunos diesem die Herrschaft von Macedonien zu entreißen gesucht, war aber von demselben zurückgeschlagen worden. Als einige Jahre nachher der wackere Sosthenes im Kampf mit den Galliern gefallen war, und hierauf von neuem Anarchie in Macedonien herrschte, wiederholte Antigonus seinen Versuch, und gelangte endlich zum Besitze des Landes. Antiochus I. von Syrien wollte zwar damals seine Ansprüche an das von seinem Vater eroberte Land geltend machen, ward aber durch Nikomedes I. von Bithynien, der sich mit Antigonus Gonatas verbündet hatte, daran gehindert. Er entschloß sich daher, dem neuen Beherrscher von Macedonien seine Rechte an dieses Land abzutreten, um ihn von der Verbindung mit Nikomedes abzuziehen. Es ward also zwischen Antiochus und Antigonus ein Vertrag geschlossen, in Folge dessen der Letztere sich mit des Ersteren Schwester vermählte. Der Fürst von Bithynien sah ein, daß er leicht das Opfer dieser Verschwägerung seiner beiden Nachbarn werden könnte, und suchte sich durch die Verbindung mit den Galliern in den Stand zu setzen, den Beherrscher des syrischen Reichs in seinem eigenen Lande zu beschäftigen. Am Hellespont trieb sich damals eine gallische Horde umher, welche schon längst gern über die Meerenge gesetzt wäre, um die reiche, asiatische Küste zu plündern, aus Mangel an Schiffen aber ihr Vorhaben nicht hatte ausführen können; mit dieser schloß Nikomedes einen Vertrag, kraft dessen zwanzigtausend Gallier unter siebenzehn Anführern auf bithynischen Schiffen nach Kleinasien gebracht wurden, und dagegen die Verpflichtung übernahmen, den Beherrscher von Bithynien gegen seine Feinde zu unterstützen. Die rohe Schaar brach verheerend in die Länder Kleinasiens ein, und machte dem Könige des syrischen Reiches viel zu schaffen. Neue Schwärme folgten bald aus Europa nach, und die gallischen Horden zogen nun theils auf ihre eigene Faust plündernd in Kleinasien umher, theils ließen sie sich von Nikomedes, von dem pergamen-

ischen Fürsten Philetärus und von allen anderen Herrschern und Städten, die ihre Unabhängigkeit zu erlangen oder zu behaupten strebten, als Hülfstruppen gebrauchen. Fast fünf und zwanzig Jahre lang streiften die Gallier auf diese Weise heimathlos in Kleinasien umher, bis sie sich endlich auf der Grenze von Kappadocien, Paphlagonien, Bithynien und Phrygien in demjenigen Lande niederließen, welches von ihnen den Namen Galatien erhielt. Von hier aus setzten sie noch eine Zeitlang ihre Räubereien fort, und zwangen sogar die Fürsten von Bithynien und Pergamum, ihnen Tribut zu entrichten. Attalus I. aber brachte ihnen zuletzt in offener Feldschlacht eine entscheidende Niederlage bei. Seitdem war ihre Macht gebrochen, und ihre plündernden Züge hörten auf.

Bald nach ihrer Ansiedelung gingen auch diese Barbaren allmälig in den griechischen Charakter über, obgleich der eigentliche Stamm des Volkes seine Sprache und seine Sitten behauptete, und die Erstere sogar noch bis ins fünfte Jahrhundert nach Christo beibehielt. Die Verfassung, welche sie aus ihrem ursprünglichen Vaterlande mitgebracht hatten und in Galatien einführten, hatte viele Ähnlichkeit mit den deutschen Gau-Verfassungen. Sie blieben nämlich in die drei Völkerschaften der Tolistobojer, Tektosagen und Trokmer geschieden, aus denen sie ursprünglich bestanden hatten. Die Erstere schlug ihren Sitz in der Gegend der Stadt Pessinus auf, die Zweite um Ancyra, die Dritte um die neu gegründete Stadt Tabia. Diese drei Völkerschaften zerfielen jede wieder in vier kleinere Haupttheile oder Gaue. In jedem Gau stand ein gebietender Führer oder, wie derselbe von den Griechen genannt ward, ein Tetrarch, d. i. Vierfürst, nebst einem Grafen oder Richter und drei Heermeistern an der Spitze der Verwaltung; ein aus dreihundert Männern bestehendes Gau-Gericht aber, welches sich in einem Eichenhain versammelte, sprach unter dem Vorsitze des Fürsten in peinlichen Sachen Recht, während alle übrigen Vergehungen der Entscheidung des Fürsten und des Grafen überlassen waren. Von den Städten des Landes sank zwar Ancyra unter den Galliern von seiner früheren Bedeutung herunter, dagegen blieb Pessinus fortwährend blühend. Pessinus hatte nämlich einen berühmten, viel besuchten Tempel der Göttin Cybele (s. Th. I. S. 232), und verschaffte durch die vielen Pilger den

Galliern eine zu gute Einnahme, als daß sie die daselbst ansässigen Griechen und ihre Anstalten nicht hätten schützen sollen, zumal da ihre Fürsten, ihr Adel und die Reichen ihres Volkes schon vom Beginn des zweiten Jahrhunderts vor Christo an griechische Religion, Cultur und Sprache annahmen.

4. Das parthische und baktrische Reich.

Außer den angeführten kleinasiatischen Staaten, welche bei der Unfähigkeit der Nachkommen des Seleukus Nikator vom syrischen Reiche abfielen oder neu entstanden, bildeten sich auch im Osten von Asien zwei neue Reiche, das baktrische und das parthische. Beide wurden für die Geschichte der folgenden Zeit wichtig; denn das Erstere erhielt und vermehrte den griechischen Einfluß in Indien und der Bucharei, das Andere aber erhob sich zu einer so großen äußeren Macht, daß es sich zuletzt mit den Römern in die Besitzungen der entarteten Seleuciden theilte. Beide Staaten nahmen ihren Anfang unter der Regierung des trägen Wüstlings Antiochus II. Ein Grieche von unbekannter Herkunft, Theodotus oder Diodotus, warf sich während eines Krieges, welchen Antiochus II. mit Egypten führte, in der Bucharei zum Herrscher auf, und errichtete dort das unabhängige baktrische Königreich, welches er bald bis an die Grenzen von Indien ausbreitete. Es ward ihm dies dadurch sehr erleichtert, daß schon der Stifter des seleucidischen Reichs zum Schutze jener Länder aus den daselbst angesiedelten Griechen eine Art Landwehr gebildet hatte. Etwa fünf Jahre nach Theodot's Abfall (um das Jahr 250 v. Chr.) erhoben sich im Südosten des kaspischen Meeres die parthischen Horden (s. Th. I. S. 119), unter der Anführung eines Häuptlings, welchen die Griechen Arsaces nennen. Sie vertrieben den seleucidischen Statthalter ihres Landes, und blieben seitdem unabhängig. Beide Reiche, das parthische und das baktrische, konnten sich um so leichter behaupten und ausbreiten, als der Mord des Königs Antiochus II. und die darauf folgenden Verwirrungen und Gräuel in Syrien die Kraft der Seleuciden völlig brachen.

Die Parther, deren Herrscherfamilie von ihrem Stifter Arsaces den Namen der Arsaciden führt, waren und blieben rohe No-

maden, und ihr Reich, welches mehr als vierhundert und fünfzig Jahre lang im mittleren Asien bestand, ist ein barbarisches zu nennen. Es sind daher auch nur wenige Denkmale dieses Reiches übrig geblieben, und wir haben außer den Münzen nur geringfügige Hülfsmittel für die parthische Geschichte. Die Horden der Parther waren mit einander nur durch ein loses Band verknüpft, welches in der Gefahr festhielt, wenn diese aber vorüber war, häufig zerriß. Ihre Könige muß man gewissermaßen als die Häupter eines großen Bundes von Feudalfürsten oder einzelner Horden-Führer ansehen, deren jeder nach der königlichen Gewalt strebte. Daher bilden auch beständige innere Zwistigkeiten während der längsten Zeit der parthischen Geschichte den Haupt-Charakter dieses Nomaden-Reiches. Nur das Gefühl gemeinschaftlicher Gefahr setzte einzelne parthischen Könige in Stand, fremden Feinden mit großen Heeren entgegen zu ziehen. Die Plünderungslust und wilde Tapferkeit ihrer Horden aber machte es ihnen möglich, bis nach Syrien hin zu streifen. Manche Könige verschafften sich, durch geschickte Benutzung des Nationalcharakters ihres Volks oder durch ihren eigenen persönlichen Charakter, eine größere Macht, nahmen eine gebietende Stellung ein, verbreiteten königlichen Glanz um sich her, und führten die stolzesten Titel. Man kann aber dieser einzelnen Fälle wegen die Arsaciden nicht mit den früheren oder späteren persischen Königen vergleichen, obgleich sie in demselben Landstriche wie diese herrschten, und ihr Reich als ein Zwischenglied zwischen dem alt- und neupersischen angesehen wird. Sie erhielten niemals einen solchen Rang, daß sie den Königen der früheren oder der mit dem Untergang des parthischen Reichs beginnenden späteren persischen Dynastie gleichgestellt werden könnten. Übrigens haben die Parther im Besitze der Herrschaft von Mittelasien nur zerstörend gewaltet. Durch die fast ununterbrochen zunehmende Schwäche des seleucidischen Reiches gelang es ihnen, ihre Macht so weit auszubreiten, daß sie von dem Ende der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor Christo an alle Länder zwischen dem Euphrat und Indus besaßen. Sie vertilgten in diesem weiten Raume jede Spur von griechischer Civilisation; nur Seleucia am Tigris ward von ihnen geschont, wahrscheinlich weil die griechische Industrie ihnen unentbehrlich geworden war. Diese Stadt verlor

zwar ihre Freiheit, behielt aber ihre alte Verfassung, und hatte auch keine Einquartierung von rohen Parthern zu erleiden. Doch entstand durch die parthische Herrschaft in der Nähe von Seleucia eine Nebenbuhlerin, durch deren Aufblühen diese Stadt später so sehr sank, daß sie mit dem Ende der alten Welt ganz verschwand. Die Stadt, welche Seleucia um seinen Glanz brachte, war Ktesiphon. Ursprünglich ein unbedeutender Flecken, wurde sie durch den parthischen König Mithridates I. (um 150 v. Chr.) zu seinem Haupt-Hordenlager gemacht, und blieb seitdem die Winter-Residenz der Parther-Könige, welche den Sommer in der medischen Stadt Ekbatana oder in einem Orte ihres ursprünglichen Heimathlandes zuzubringen pflegten. Dadurch ward Ktesiphon groß und blühend, wie es in derselben Gegend einst Babylon und dann Seleucia gewesen waren.

Ganz verschieden von dem, was den rohen Parthern einen Platz in der Weltgeschichte verschafft hat, ist die Bedeutung des baktrischen Reiches. Wir kennen leider die inneren Verhältnisse desselben nicht, welche doch gerade wegen seines Einflusses auf die Cultur von Indien und Mittelasien uns höchst wichtig sein würden; allein es steht unbezweifelt fest, daß durch die Gründung dieses Reiches die griechische Civilisation in Baktrien und in den südöstlich angrenzenden Ländern bis nach Indien hinein zu eben derselben Zeit erhalten ward, in welcher sie durch die Parther von Baktrien an bis zum Euphrat zerstört wurde. Die baktrischen Könige breiteten gleich anfangs ihre Herrschaft ebenso nach Südosten hin aus, wie die parthischen nach dem Süden und Westen. Schon unter dem Stifter des baktrischen Reichs, Theodotus I., war dasselbe so groß und volkreich, daß ein Geschichtschreiber, welcher im zweiten Jahrhundert vor Christo lebte, die Zahl seiner Städte auf tausend angibt. Indessen waren viele der unterworfenen Griechen im fernen Osten dem seleucidischen Hause gewogen geblieben; dies benutzte Euthydemus aus Magnesia, um Theodot's Sohn und Nachfolger, Theodotus II., zu stürzen (um 219 v. Chr.). Als nämlich der syrische König, Antiochus der Große, die östlichen Provinzen des früheren seleucidischen Reichs wieder zu erobern suchte, vereinigte Euthydemus unter dem Vorwande, demselben auch Baktrien zu unterwerfen, ein griechisches Heer um

sich, überwand Theodotus II., huldigte aber, sobald er sich der Herrschaft bemächtigt hatte, dem Antiochus nicht. Dieser besiegte nachher die Parther, zwang sie ihm gegen Euthydemus Heeresfolge zu leisten, drang dann in die Bucharei ein, und kämpfte drei Jahre lang mit dem neuen Beherrscher des Landes. Endlich kam es zu einem Vergleiche. Euthydemus machte dem syrischen Könige begreiflich, daß sein Reich die beste Schutzwehr des mittleren Asiens gegen die Raubzüge der wilden scythischen Völkerschaften sei, und Antiochus gestand dem baktrischen Fürsten den Besitz dieses Reiches und den Königstitel zu, schloß ein Bündniß mit ihm, und verlobte seinem Sohne eine syrische Prinzessin. Von Euthydemus unterstützt, zog hierauf Antiochus nach Indien, und unterwarf sich einen bedeutenden Theil dieses Landes. Als er später im Kriege mit den Römern, ganz Kleinasien und über die Hälfte seines Heeres verlor, bemächtigte sich Euthydemus des westlichen Indiens. Nach dem Tode dieses Herrschers (195 v. Chr.) zerfiel das baktrische Reich in zwei Theile. Euthydem's Sohn, Demetrius, konnte sich nur in den indischen Besitzungen seines Vaters behaupten; der Herrschaft von Baktrien aber bemächtigte sich Menander. Der Nachfolger des Letzteren, Eukratides I., vertrieb mit Hülfe der ihm verbündeten Parther den Demetrius auch aus den indischen Ländern. Diese Wiedervereinigung hatte bald nachher den Untergang des baktrischen Reiches zur Folge. Des Königs Sohn, Eukratides II., hielt nämlich das parthische Bündniß mit Recht für einen großen politischen Fehler, stürzte deshalb seinen Vater vom Thron, und schloß sich an die Syrer an, welche die Unzufriedenheit der von Mithridates I. unterworfenen Länder zu einem Angriff auf das parthische Reich benutzten. Mithridates schlug das syrische Heer, und natürlich mußte nun auch Eukratides, welcher dasselbe mit seinen Truppen unterstützt hatte, die Folgen dieser Niederlage tragen. Der parthische König nahm ihm alle Provinzen des Reichs außer der Bucharei und den indischen Besitzungen weg. Dadurch ward der König von Baktrien zu sehr geschwächt, um den kriegerischen Horden der benachbarten Scythen widerstehen zu können. Diese überwältigten ihn schon sieben Jahre nachher (134 v. Chr.), und der Name Baktrien verschwand seitdem für immer aus der Geschichte. Der Einfluß dieses griechischen Reiches auf die Bildung des fernen

Osiens von Asien kann zwar, wegen unserer mangelhaften Kenntniß seiner Geschichte, nicht im Einzelnen nachgewiesen werden; allein er steht im Allgemeinen durchaus über allem Zweifel. So lange das baktrische Reich bestand, blühten nicht nur in Baktrien, sondern auch in den damit verbundenen östlichen Ländern griechische Anstalten und Gewerbe, und der von Alexander dem Großen und von Seleukus I. daselbst ausgestreute Samen der Civilisation (s. Th. II. S. 366) wurde durch die mehr als hundertjährige Fortdauer des griechisch-baktrischen Reiches nicht allein erhalten, sondern auch gepflegt und entwickelt. Daher sind auch gewiß die meisten Ähnlichkeiten, welche die neuere Literatur der Indier und Perser mit dem Griechischen zeigt, nur von dem Einflusse dieser auf der Grenze von Indien gegründeten griechischen Herrschaft herzuleiten.

5. Das Reich der Ptolemäer in Egypten.

Egypten war nach Alexander's des Großen Tode derjenige Staat, welcher vor allen anderen Reichen der damaligen Welt glänzte und sogar Werke ausführte, die an Größe und Pracht mit denen der Urzeit zu wetteifern schienen. Dies wird uns nicht wundern, wenn wir bedenken, daß mitten unter den Stürmen, welche den Orient und Griechenland heimsuchten, Egypten allein ruhig war, und durch die Gunst der Umstände zu immer größerem Wohlstand emporstieg. Der verständige Ptolemäus und seine beiden nächsten Nachfolger trafen überdies allein von allen Nachfolgern Alexander's den rechten Weg, auf welchem das Einheimische sich mit dem Griechischen verbinden ließ. Sie wußten außerdem, durch geschickte Benutzung der Verhältnisse, Egypten zum Mittelpunkte des Welthandels und zum Hauptsitze der Künste, Wissenschaften und Gewerbe zu machen, und vollendeten die im Geist ihrer Zeit liegende Bildung, die man daher auch nach dem Namen ihrer Residenz die alexandrinische genannt hat. Diese Regenten des neuen egyptischen Reiches führten insgesammt den Namen des Gründers derselben, Ptolemäus, und ihre Dynastie wird gewöhnlich die der Ptolemäer oder auch (nach dem Vater des Stifters) die der Lagiden genannt.

Ptolemäus I. wird durch die Beinamen Soter oder Lagi von seinen Nachfolgern unterschieden. Den Ersteren ertheilten ihm

die Rhodier (s. Th. II. S. 484), den Letzteren erhielt er deshalb, weil er der Sohn des Lagus, eines macedonischen Großen, war, wiewohl er allgemein für einen natürlichen Sohn des Königs Philipp II. galt. Ptolemäus I. vereinigte die Talente eines Staatsmannes mit den Eigenschaften eines großen Feldherrn. Er war nicht etwa blos, wie Perdikkas, einer der Marschälle Alexander's gewesen, sondern hatte auch als der Halbbruder, Freund und Oberhofmeister desselben neben einem Antipater geglänzt, und schrieb die beste Geschichte seiner Thaten, ein Buch, welches leider untergegangen ist. Er übertraf die übrigen Generale Alexander's so sehr an Schlauheit, daß er sie alle zu täuschen, ja meistens sogar zu seinen Zwecken zu benutzen verstand. Er ist der einzige von ihnen, welcher nie die Besonnenheit verlor, und immer nach dem den Weltleuten so schwer begreiflichen Grundsatze handelte, daß das Halbe meistens besser ist als das Ganze, und daß dies oft auch von dem vierten und selbst von dem achten Theile gilt. Diesem Gedanken gemäß beschränkte Ptolemäus sein Streben auf den Besitz von Egypten, und verschaffte sich dadurch nicht nur die am festesten gegründete, sondern zugleich auch die mächtigste Herrschaft. Die früher dargestellte Geschichte des vierzigjährigen Kampfes der Generale Alexander's gegen einander zeigt, wie besonnen Ptolemäus, zum Unterschied von Anderen, dem verlockenden Reize der vormundschaftlichen Regierung des ganzen Reiches widerstand, wie klug er jeden entscheidenden Kampf zu vermeiden wußte, mit welcher Schlauheit er stets gegen den übermächtigen Feind einen fremden Arm gebrauchte, wie arglistig er immer das Ungewitter, das ihn treffen sollte, auf ein fremdes Haupt leitete. Wenn man freilich bei der Beurtheilung des Ptolemäus den moralischen Maßstab anlegt, so erscheinen seine Gesinnungen und Grundsätze nicht besser, als die eines Demetrius Poliorketes. Mord, Verrath und die Unterdrückung derselben Freiheit, zu deren vorgeblichem Beschützer er sich aufgeworfen hatte, waren für ihn ebenso gut Mittel zu seinem Zwecke, als Gerechtigkeit, Milde und Liebe zu Kunst und Wissenschaft. Dies läßt sich am besten aus der Treulosigkeit erkennen, mit welcher er sich gegen des Antigonus Neffen benahm (s. Th. II. S. 474).

Ptolemäus hatte sich gleich bei der ersten Theilung des Reiches Egypten zu seiner Statthalterschaft ausersehen, und behauptete, trotz der Angriffe des Perdikkas, des Antigonus und des Demetrius Poliorketes, den Besitz dieses Landes. Gleich bei seiner Ankunft daselbst bot sich ihm die beste Gelegenheit dar, seine neuen Unterthanen für sich zu gewinnen. Kleomenes, der arge Peiniger des Landes, befand sich nämlich noch daselbst, und sollte sogar, nach den von Alexander's Generalen getroffenen Bestimmungen, als Unterstatthalter dem Ptolemäus zur Seite stehen. Der Letztere war kaum in seine neue Provinz gekommen, als er denselben umbringen ließ. Er konnte sich bei den Egyptern durch nichts beliebter machen, als durch die Tödtung ihres habgierigen und grausamen Bedrückers. Wie sehr er dadurch das Ansehen eines eigentlichen Befreiers erhielt, und wie glücklich sich die Egypter von Anfang an unter dem neuen Herrscher fühlen mußten, geht schon daraus hervor, daß dieses Volk während der ganzen Zeit der Perser abwechselnd durch die Bedrückung der Satrapen und durch das häufige Auftreten von Rebellen zu leiden gehabt hatte. Dem Ptolemäus gewährte der Mord des Kleomenes noch den besonderen Vortheil, daß ihm der Ertrag aller von diesem geübten Erpressungen zufiel. In der Schatzkammer fand er freilich nur achttausend Talente oder gegen ein und zwanzig Millionen Gulden (über elf und ein halbe Millionen Thaler), allein er bemächtigte sich zugleich auch des Privatvermögens des Kleomenes, und dieses mag viel bedeutender gewesen sein.

Von diesem Augenblicke an folgte Ptolemäus seine ganze Regierungszeit hindurch dem Wege, auf welchen seine Erfahrung und Einsicht ihn leiteten. Er handelte in allen Dingen nur als Beherrscher von Egypten, betrachtete den Vortheil der Egypter als seinen eigenen, und legte auf diese Weise den Grund zu einer neuen Blüthe des Landes. Keiner von allen Nachfolgern Alexander's, selbst Seleukus nicht, wußte sich so sehr als er die Zuneigung der Eingeborenen zu verschaffen. Er trachtete nicht, wie die Seleuciden, das griechische Wesen in Egypten einzuführen, sondern er suchte im Geiste Alexander's des Großen die Religionen und Sitten der verschiedenen Völker seines Reiches durch wechselseitige Aneignung und Ausgleichung innig mit einander zu verschmelzen. Wie

Alexander das uralte Babylon zu seiner Residenz und zum Mittelpunkt einer solchen Völker-Vereinigung hatte machen wollen, so erhob Ptolemäus das kaum erst gegründete Alexandria zum Sitze seiner Macht und zur Hauptstadt der neu zu bildenden griechisch-egyptischen Nation, deren eigentlicher Kern aus Egyptern, Juden, Libyern und Phöniciern bestand, während Griechen aller Stämme und Länder die Beimischung bildeten. Ptolemäus vereinigte außerdem, ebendemselben politischen Grundgedanken gemäß, auch die alten Einrichtungen der Egypter und ihre Religion mit seinem Regierungssystem. Er ließ es sich ferner angelegen sein, den Handel des Landes zu heben, schuf eine Flotte, und sammelte, was bei einer gefüllten Schatzkammer damals ungemein leicht war, ein zahlreiches Heer. Beides, die Flotte und das Heer, war ihm nothwendig, nicht blos um den Handel zu beleben und zu sichern, sondern auch um sein Land gegen die Herrschsucht der übrigen Generale schützen, seine Feinde überall necken und die politischen Verbindungen mit anderen Ländern unterhalten zu können.

Gleich in der ersten Zeit seiner Regierung erhielt Ptolemäus Gelegenheit, das Gebiet von Cyrene und die ganze afrikanische Küste bis an die Grenze der Karthager in seine Gewalt zu bringen. Die Bewohner jener blühenden griechischen Handelsstadt (s. Th. I. S. 236) waren nämlich in einen förmlichen Bürgerkrieg mit einander gerathen, und ein Theil derselben rief den Beherrscher des benachbarten Egyptens zu Hülfe. Dieser ließ sich nicht lange bitten. Er schickte seinen General Ophellas mit einem Heer und einer Flotte ab, Cyrene ward erobert und in Verbindung mit dem ganzen umliegenden Lande zu einer egyptischen Provinz gemacht. Obgleich diese wichtige Besitzung während Ptolemäus I. Regierung zweimal von Egypten abfiel, so wurde sie doch jedesmal wieder unterworfen. Wie gut überhaupt Ptolemäus seine Besitzungen zu behaupten wußte, zeigt die Vergleichung seines Schicksals mit dem des Antigonus, der ihm doch an Feldherrn-Talent nicht nachstand. Dieser mußte aus Asien nach Europa entweichen, sobald Perdikkas seine Waffen gegen ihn richtete, Ptolemäus dagegen hielt den Angriff des Letzteren nicht allein aus, sondern wußte auch den ganzen Krieg zu Perdikkas eigenem Verderben zu wenden. Der verschiedene Ausgang dieser beiden Unternehmungen des Perdikkas

gibt übrigens zu gleicher Zeit zu erkennen, wie fest Ptolemäus in der kurzen Zeit von zwei Jahren seine Herrschaft zu gründen verstanden hatte.

Die nachherigen Kämpfe des Antigonus und der anderen Statthalter boten dem Ptolemäus häufige Gelegenheiten dar, seine Macht zu erweitern; und wenn er auch klug genug war, an die Behauptung neu erworbener Provinzen oder Städte nicht Alles zu setzen, so benutzte er doch sogar vorübergehende Eroberungen stets zu seinen Zwecken. Ein Beispiel davon ist die bald nach dem Tode des Perdikkas erfolgte Besetzung von Syrien und Palästina. Ptolemäus, welcher bald nachher seine Truppen wieder aus diesen Ländern zurückzog, ließ damals eine sehr große Zahl Juden nach Egypten schleppen, sie wurden nebst anderen, welche sich später dahin begaben, in Alexandria angesiedelt, und erhielten dort große Vorrechte. Die einzige bedeutende Niederlage, die Ptolemäus jemals erlitt, war die bei Cypern, in welcher er einen großen Theil seiner Flotte und seines Heeres verlor (s. Th. II. S. 479); sie hatte aber keine bleibenden Folgen, obgleich die Sieger unmittelbar nachher sogar Egypten selbst angriffen.

In den letzten Jahren seines Lebens hatte Ptolemäus keinen bedeutenden Krieg mehr zu führen. Er widmete dieselben ganz der inneren Verwaltung des Landes, und hinterließ seinem Nachfolger ein mächtiges und blühendes Reich, dessen Einwohner mit der neuen Herrschaft durchaus zufrieden waren. Ptolemäus hatte vier Gemahlinnen, von welchen Eurydike, eine Tochter des Reichsverwesers Antipater, und Berenike, eine Anverwandte derselben, die berühmtesten sind. Von seinen Kindern, deren elf waren, erhielten die der Berenike den Vorzug vor denen der Eurydike, obgleich sie dem Alter nach diesen hätten nachstehen sollen. Ptolemäus II., der Sohn der Berenike, ward von dem Vater mit Verdrängung des Erstgeborenen, Ptolemäus Keraunos, eines Sohnes der Eurydike, zum Nachfolger ernannt. Der Letztere verließ hierauf Egypten und begab sich zum König Lysimachus, dessen Sohn Agathokles mit einer rechten Schwester desselben vermählt war (s. Th. II. S. 496). Um dem zum Reichserben ernannten Sohne den Besitz des Thrones zu sichern, erhob der alte König ihn schon bei seinen Lebzeiten zur königlichen Würde, und

veranstaltete zur Feier seiner Erhebung ein Fest, welches durch Glanz und Aufwand alles übertraf, was irgend ein anderes Reich, selbst Syrien, dem doch der ganze Orient gehorchte, hätte leisten können. In Gemeinschaft mit seinem Sohne regierte der achtzigjährige Ptolemäus noch beinahe volle zwei Jahre. Er starb 283 v. Chr.

Ptolemäus II., welcher bis 246 regierte, hat den Beinamen Philadelphus d. i. der Bruderliebende erhalten, wahrscheinlich aus Ironie, weil er mit seinen Brüdern in ewigem Zwiste lebte. Sein ältester Bruder, Ptolemäus Keraunos, ward durch den Vorzug, den der Vater dem jüngeren Sohne gegeben hatte, aus Egypten getrieben, und irrte lange abenteuernd umher, bis er in Macedonien einen Thron und bald darauf den Tod fand (s. Th. II. S. 499 und Th. III S. 20 f.). Ein zweiter Halbbruder versuchte bald nach des Vaters Tode die Insel Cypern zum Abfall zu bewegen, mußte aber dafür mit dem Leben zahlen. Ein dritter Bruder, Argäus, wurde eines Anschlags auf das Leben des Königs beschuldigt und hingerichtet. Magas endlich, ein Sohn von Ptolemäus II. Mutter aus einer früheren Ehe und Statthalter von Cyrene, erhob ebenfalls gegen seinen Stiefbruder die Waffen, und führte mit ihm einen Krieg, der mehrere Jahre lang fortdauerte und für den egyptischen König um so gefährlicher wurde, als Magas sich mit einer Tochter des Seleuciden Antiochus I. vermählte und diesen zu einem Angriff auf Egypten bewog. Der Letztere eroberte das nicht lange vorher von den Egyptern unterworfene Damaskus in Syrien, welches seitdem im Besitze der Seleuciden blieb. Dafür reizte denn freilich Ptolemäus die Gallier gegen ihn auf, setzte sich in den bedeutendsten kleinasiatischen Seestädten und an der Küste von Thracien fest, und beherrschte durch seine Flotten das schwarze Meer wie den Archipelagus. Antiochus II., welcher diesen Krieg von seinem Vater erbte, beendigte ihn durch die Vermählung mit Ptolemäus II. Tochter Berenike, deren nachheriges unglückliches Schicksal oben in der syrischen Geschichte (S. 10) erzählt worden ist. Auch Magas schloß einen auf Heirathsverbindung gegründeten Frieden. Er verlobte seine einzige Tochter, welche ebenfalls Berenike hieß, mit dem ältesten Sohne des Königs von Egypten, und da er keinen Sohn hatte, so würde

dadurch sein Reich Cyrene wieder an Egypten gekommen sein, wenn nicht Magas, noch ehe die Vermählung seiner Tochter hatte vollzogen werden können, gestorben wäre (250 v. Chr.). Seine Wittwe, welche von dieser Heirath nichts wissen wollte, bot gleich nach Magas Tode Demetrius dem Schönen, einem jüngeren Bruder des Antigonus Gonatas, die Hand ihrer Tochter und die Herrschaft von Cyrene an. Dieser leidenschaftliche und herrschsüchtige Sohn des Städte-Eroberers ging darauf ein, und begab sich sogleich nach Cyrene. Hier verliebte sich die Schwiegermutter in den schönen jungen Mann, und lebte wie seine Frau mit ihm, während ihre Tochter sich mit dem bloßen Titel einer Gemahlin begnügen mußte. Die Letztere rächte, in Verbindung mit angesehenen Bürgern von Cyrene, die ihr zugefügte Beleidigung durch die Ermordung ihres Gemahls, den sie im Schlafgemach ihrer Mutter überfallen ließ. Hierauf gab sie dem künftigen Erben des egyptischen Reichs ihre Hand, und brachte so Cyrene wieder an Egypten.

Der Krieg mit Cyrene und Syrien ist die einzige wichtige Unternehmung, welche Ptolemäus Philadelphus außerhalb seines Reiches machte. Er unterstützte zwar auch einzelne griechischen Staaten gegen Antigonus Gonatas, dies hatte aber keine erheblichen Folgen für Egypten selbst. Wichtiger ist, daß er der erste Ptolemäer war, welcher mit den Römern in Berührung kam und ein Bündniß mit ihnen schloß; doch hatte auch dies erst in der folgenden Zeit Bedeutung. Dagegen ist Ptolemäus Philadelphus durch seine unausgesetzte Sorge für die inneren Angelegenheiten seines Reiches einer der einflußreichsten Regenten der späteren Zeit des griechischen Alterthums geworden. Er baute auf dem von seinem Vater gelegten Grunde fort, und beschäftigte sich fast die ganze Zeit seiner Regierung hindurch unablässig mit der Verbesserung der inneren Einrichtungen, mit der Vermehrung der Flotte, mit neuen Bauten, ganz besonders aber mit der Sorge für Kunst und Wissenschaft und mit der Erweiterung und Verschönerung seiner Hauptstadt. Ptolemäus hat namentlich das von seinem Vater angelegte große Gebäude, welches das Museum hieß und ganz für gelehrte Zwecke bestimmt war, vollendet, die berühmte alexandrinische Bibliothek geschaffen, und die Hauptstadt von Egypten zum Mittelpunkte der griechischen Wissenschaft und des gelehrten Treibens der

ganzen damaligen Welt gemacht. Er selbst beschäftigte sich mit Wissenschaften, und trug nicht wenig dazu bei, daß die im Geiste der Zeit selbst liegende Richtung sich vollständig entwickelte, oder mit andern Worten daß in Egypten mehr, als irgendwo sonst, das Studium eine herrschende Liebhaberei und eines der Hauptmittel des Genusses ward.

Des Ptolemäus Philadelphus Regierung ist übrigens auch von einer anderen Seite her für die Erkenntniß des damaligen Zeitgeistes und der herrschenden Sitten von Wichtigkeit. Es hatten nämlich, wie schon der oben erwähnte Ausgang des syrischen und cyrenaischen Krieges zeigt, die Weiber unter seiner Regierung einen großen Einfluß auf das Schicksal des Reiches. Diese erhielten seitdem eine immer größer werdende Bedeutung, und es entstand ein eigentliches Weiber-Regiment, welches, wie in Syrien, mit der herrschenden Sittenlosigkeit zusammenhing, und wie dort dem Reiche in der Folge sehr verderblich ward. Die Vielweiberei war schon unter Ptolemäus I. am egyptischen Hofe herrschend geworden, und neben ihr beginnt auch schon damals der Umgang der Könige mit Buhldirnen. Ptolemäus I. nahm unter Andern nach Alexander's Tode jene berüchtigte Thaïs, welche die Verbrennung des Palastes von Persepolis veranlaßt haben soll (s. Th. II. S. 356), mit sich nach Egypten, und zeugte mit ihr drei Kinder. Ptolemäus II. aber hatte schon ein förmliches Harem, und verschwendete große Summen für seine vielen Geliebten, unter welchen sich sogar ganz gemeine Dirnen befanden. Doch muß man gestehen, daß sonst in Egypten nicht in dem Grade, wie in Syrien, der äußere Anstand aus den Augen gesetzt wurde. Auffallend ist außerdem die Neigung der egyptischen Könige zu ihren Schwestern, da eine solche Verbindung natürlich nicht auf politischen Rücksichten beruhte. Dies beginnt mit Ptolemäus II. Dieser verstieß sogar seine erste Gemahlin, eine Tochter des Lysimachus, von welcher er doch einen Sohn und Erben hatte, sobald seine Schwester Arsinoë, die Wittwe des Lysimachus, nach Egypten gekommen war (s. Th. II. S. 500). Obgleich die Letztere damals unmöglich mehr blühend sein konnte, da sie schon ein und zwanzig Jahre früher mit Lysimachus verheirathet worden war, so gewann sie doch ihres Bruders Liebe in so hohem Grade, daß er sich mit ihr vermählte, und ihr zu Gefallen

seine erste Gemahlin aus Alexandria verbannte, sei es nun weil er seitdem eine Abneigung gegen diese hatte, oder weil dieselbe, wie es heißt, aus Eifersucht einen Anschlag auf ihres Gemahls Leben machte.

Ptolemäus, der von seiner zweiten Gemahlin keine Kinder erhielt, starb 246 v. Chr., und ihm folgte der älteste Sohn von seiner ersten Gemahlin, Ptolemäus III., auf dem Throne nach. Dieser König, welcher bis 221 v. Chr. regierte, eilte bald nach seiner Thronbesteigung nach Syrien, um den Tod seiner Schwester Berenike, der zweiten Gemahlin des Königs Antiochus II., zu rächen, welche von Laodice ums Leben gebracht worden war (siehe oben S. 10). Er ließ die Mörderin, welche in seine Hände fiel, hinrichten, überschwemmte fast das ganze syrische Reich mit seinen Truppen, ward aber durch innere Unruhen, deren Beschaffenheit wir nicht kennen, zur Rückkehr genöthigt, und gab in dem Frieden, den er nachher mit Seleukus II. schloß, die gemachten Eroberungen wieder zurück. Übrigens schleppte er eine unermeßliche Beute mit nach Hause, und erfreute seine Egypter besonders dadurch, daß er die meisten der Kostbarkeiten und Kunstwerke, welche früher von den Persern geraubt und nach Asien geschleppt worden waren, zurückbringen ließ. Die Egypter haben ihm dafür den Beinamen Evergetes oder Wohlthäter ertheilt, unter welchem er auch gewöhnlich in den Geschichtsbüchern angeführt wird. Die Zahl der damals heimgebrachten kostbaren Gefäße und Götterbilder soll zweitausend fünfhundert betragen haben, an baarem Gelde aber erbeutete er, der Erzählung nach, sogar mehr als hundert Millionen Gulden auf diesem Zuge durch Asien. Auch im Inneren von Afrika soll Ptolemäus III. sehr ausgedehnte Eroberungen gemacht haben und bis Abyssinien vorgedrungen sein; die Nachricht von diesem afrikanischen Kriegszuge ist aber aus einer so trüben Quelle geschöpft, daß sie als eine ganz unzuverlässige angesehen werden muß. Um so sicherer kennen wir dagegen das Verhältniß des Ptolemäus Evergetes zu den wichtigen Begebenheiten, welche sich zu seiner Zeit in Griechenland zutrugen; sein Antheil daran wird unten im Verlauf der Darstellung der griechischen Angelegenheiten angedeutet werden.

Ptolemäus III. scheint weniger ausschweifend gewesen zu sein, als sein Vater. Dafür war er aber ganz unter der Gewalt seiner Gemahlin, Berenike, der Tochter des Magas von Cyrene. Der Namen dieser Frau hat durch die Schmeichelei alexandrinischer Gelehrten eine bis auf unsere Tage herab reichende Berühmtheit erhalten. Sie hatte nämlich ihr schönes Haupthaar in einem Tempel aufgehängt; dieses verschwand eines Tages, und der Astronom Konon half den bestürzten Hofleuten dadurch aus der Noth, daß er erklärte, er habe das Haar der Berenike am Himmel wiedergefunden, wohin es durch die Götter versetzt worden sei. Einer der Dichter des egyptischen Hofes, Kallimachus, schmückte Konon's Einfall in einem besonderen Gedichte poetisch aus, ein römischer Dichter hat später dieses Gedicht in das Lateinische übersetzt, und auf diese Weise ist die Sache so verewigt worden, daß das Haar der Berenike als Sternbild noch jetzt am Himmel glänzt.

Ptolemäus III. ist der letzte derjenigen egyptischen Könige, welche auf der von dem Stifter ihrer Dynastie gelegten Grundlage fortgebaut und dadurch das Reich gehoben haben. Mit seinem Sohne Ptolemäus IV. beginnt die lange Reihe schlechter Regenten in Egypten. Dieser nahm den Beinamen Philopator d. i. der Vaterliebende an, weil ihn die Welt beschuldigte, seinen Vater vergiftet zu haben, und er, wie es heißt, dadurch diesen Verdacht beseitigen wollte. Er gehört jedoch schon in die Geschichte der römischen Zeit; denn ein Krieg, den er mit Syrien führte, gab den Römern die erste Veranlassung, sich in die egyptischen Angelegenheiten zu mischen. —

Die Ptolemäer, namentlich die drei ersten derselben, sind für Kunst, Wissenschaft, Handel und Gewerbe des Alterthums fast ebenso bedeutend geworden, als die Athener. Die Letzteren haben alle eigentlich freien Künste zur Vollendung gebracht, und es ist ihnen keine geistige Thätigkeit fremd geblieben, welche ohne Gelehrsamkeit, ohne ungeheueren Reichthum, ohne andere Aufmunterung, als welche der innere Reiz derselben gibt, möglich ist. Alles dagegen, was sich durch bloße Pflege einer Regierung, sowie durch äußere Unterstützung und Ermunterung Nützliches, Zierliches und Glänzendes schaffen ließ, ist das Werk der Ptolemäer und ihrer Zeit. Der Zustand der Künste zur Zeit dieser Herrscher gibt un-

gefähr den Maßstab dessen, was das spätere Alterthum erreicht hat, da die Römer es nur in wenigen Zweigen weiter gebracht haben, in allen anderen aber weit hinter den griechischen Egyptern zurückgeblieben sind. Übrigens ist zur Würdigung dessen, was die Ptolemäer thaten, zu bemerken, daß es, seitdem Alexander der Große den Ton angegeben und Demetrius Poliorketes durch seine Erfindungen unsterblichen Ruhm erworben hatte, in allen griechischen Reichen zum Begriff der königlichen Würde gehörte, zu bauen, zu erfinden, sowie Kunstwerke und Bücher zu sammeln oder neue verfertigen zu lassen.

Ptolemäus Soter war für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe weniger thätig, als seine beiden nächsten Nachfolger. Er hatte mit der Befestigung seiner neuen Herrschaft, mit der Vollendung seiner Hauptstadt, mit der Ausrüstung von Flotten, mit der Unterhaltung von Heeren und mit der Sorge für die innige Vereinigung des griechischen und egyptischen Gottesdienstes, auf welcher die Verschmelzung der beiden Nationen beruhte, genug zu thun. Handelsvortheile und Reichthum konnten von ihm also nur gelegentlich erstrebt werden. Sein Verdienst besteht hauptsächlich darin, daß er den Grund zu dem legte, was sein Sohn und sein Enkel weiter ausführten und vollendeten. Vermischung von Griechischem und Fremdem war ein Haupt-Charakterzug der Zeit. Diesen faßte Ptolemäus Soter richtig auf, er suchte in seinem neuen Reiche sowohl die Menschen der beiden ihm unterworfenen Völkergruppen, als auch ihre Wissenschaften, Künste, Gewerbe und Glaubensformen mit einander aufs innigste zu verbinden. Dadurch wurde zwar die griechische Religion mit dem Schmutze des orientalischen Cultus belastet und der eigentliche Kern und Gehalt des griechischen Wesens überhaupt vernichtet, zu gleicher Zeit aber auch die Herrschaft des Reiches fest gegründet, eine neue Art und Weise des Lebens geschaffen, und diejenige Entwickelung befördert, welche allein in jener Zeit möglich war. Wie weit übrigens die Ptolemäer ihre Schonung des egyptischen Volksglaubens trieben, und welcher Künste sie sich bedienten, um das Volk zu täuschen und alle Religionen und Ceremonien des Reichs vollkommen mit einander zu verschmelzen, zeigt folgende Anekdote, die von Ptolemäus Soter erzählt wird.

Ein Stadtviertel von Alexandria, das Bruchium genannt, enthielt die königliche Residenz, die Paläste der Großen des Reichs und die öffentlichen Gebäude. Auch der daran stoßende Stadttheil Rhakotis war mit prächtigen Gebäuden geschmückt. Rhakotis war der Sitz des Handels und zugleich derjenige Theil von Alexandria, in welchem die meisten heiligen Gebäude standen; hier durfte also natürlich auch der Tempel des Handelsgottes nicht fehlen. Zu diesem Gotte ward Serapis ausersehen, dessen Verehrung bei den Bewohnern der griechischen Handelsstadt Sinope in Kleinasien bereits diejenige Form erhalten hatte, welche ihn zu dem von Ptolemäus beabsichtigten Zwecke geeignet machte. Zur Ausführung der Sache bedurfte man aber eines Propheten, einer angeblichen Offenbarung und eines mit dem Schimmer der Heiligkeit umgebenen Eingeweihten, der die Gaukelei leite und die gewünschte Deutung gebe. Die Rolle des Propheten übernahm Ptolemäus selbst, als Offenbarung ward ein erdichteter Traum gebraucht, und für das nöthige Wunder sorgte Timotheus, ein Priester aus der alten athenischen Familie der Eumolpiden, in welcher die Priesterschaft der eleusinischen Mysterien von jeher erblich gewesen war (siehe Th. I. S. 331). Ptolemäus ließ einen prachtvollen Tempel, das nachherige Serapeum, erbauen, indem er erklärte, er wisse noch nicht, welcher Gottheit er ihn widmen solle. Bald darauf versicherte er, im Traume die Erscheinung eines Gottes gehabt zu haben, der ihm geboten habe, sein Bildniß aus Asien zu holen. Jetzt kam die Reihe an den Eumolpiden. Timotheus erklärte, dieser Gott sei in Sinope zu finden. Er selbst wurde sodann auf einem egyptischen Schiffe abgesandt, um den Gott von dort zu holen. Die Sinopier wollten aber ihren Gott nicht hergeben, und die Sache zog sich dadurch drei Jahre lang hinaus. Endlich ward jedoch der Gott ungeduldig, ging selbst aufs Schiff und eilte im Fluge nach Alexandria. Das ganze Volk jubelte, und zog mit dem Könige in feierlicher Procession dem neuen Gotte entgegen, der aber natürlich das von ihm in Sinope vollbrachte Wunder nicht wiederholte.

Neben der Verschmelzung des Griechischen und Orientalischen bildet die Richtung auf äußere Zwecke und die Beziehung aller geistigen Bestrebungen auf das Nützliche und Zierliche den Haupt-

Charakter der Herrschaft der drei ersten Ptolemäer, sowie des alexandrinischen Wesens und Treibens überhaupt, welches unter ihnen entstand, und nicht blos in Egypten, sondern in der gesammten griechischen Welt herrschend ward. Die ersten Ptolemäer besaßen alle nöthigen äußeren Mittel, um auf diese Weise den im Geist der Zeit liegenden Charakter zu entwickeln und Alexandria zum Angelpunkte desselben zu machen. Die in den Schriften des Alterthums enthaltene Zahl der Städte, welche denselben unterworfen waren, ist zwar übertrieben, allein es ist doch gewiß, daß fast alle Küsten, Inseln und Seeplätze des östlichen Mittelmeeres und des arabischen Meerbusens dem zweiten Ptolemäer während einer langen und meist friedlichen Regierung entweder gehorchten oder doch unter seinem Einfluß standen, und daß Ptolemäus Evergetes durch Krieg und Eroberungen dasjenige vollendete, was seine beiden Vorgänger im Frieden begonnen hatten. Die ersten Ptolemäer geboten also über ein Reich, welches die bevölkertsten Länder und die eigentliche Kornkammer der alten Welt enthielt, den Handel mit den kostbarsten und wichtigsten Waaren besaß, und im Vergleich mit anderen damaligen Reichen am besten regiert wurde. Ein solches Reich mußte unermeßliche Reichthümer besitzen, und seinen Beherrschern die größten Mittel an die Hand geben. Mag daher auch in den Worten eines späteren griechischen Geschichtschreibers, welcher dem zweiten Ptolemäer einen Schatz von zweitausend Millionen Gulden oder elfhundert Millionen Thaler zuschreibt, große Übertreibung liegen, da weder der Groß-Mogul noch der chinesische Kaiser je eine solche Summe in baarem Gelde besessen hat: so bleiben doch andere zuverlässigen Angaben übrig, die uns beweisen, daß der Reichthum der ersten Ptolemäer außerordentlich groß war. Ptolemäus III. brachte, wie oben berichtet worden ist, allein von seinem asiatischen Eroberungszuge eine erstaunliche Menge von edelem Metall und baarem Gelde nach Egypten. Es haben sich ferner Beschreibungen von einzelnen Pracht-Aufzügen in Alexandria erhalten, welche uns einen Reichthum an kostbaren Geräthschaften und Statuen zeigen, der keinen Zweifel übrig läßt, daß damals in Egypten ein Vorrath von edelem Metall aufgehäuft lag, wie man ihn in keinem Lande unserer Zeit beisammen findet.

Man würde einen solchen Reichthum unbegreiflich finden, wenn man dabei nicht in Anschlag brächte, daß zu jener Zeit die Länder des Ostens fast alle edlen Metalle besaßen, und daß diese selbst aus Europa immer wieder dahin zurückflossen. Außerdem muß man aber auch bedenken, daß damals der Reichthum, welcher jetzt unter Millionen vertheilt ist, in den Händen weniger Tausende war, denen Millionen von Sklaven gehorchten. Diese verrichteten alle die Geschäfte, welchen der wohlhabende Mittelstand unserer Zeit seinen Reichthum verdankt, und verschafften also einer kleinen Zahl von Menschen Schätze, deren Größe uns in Erstaunen setzt. Die Hauptquellen des ungeheueren Reichthums der Ptolemäer waren die Fruchtbarkeit und der blühende Anbau des Landes und der von ihnen auf jede Weise beförderte Handel. Welche Bedeutung der Handel den Staaten gibt, lehrt das Beispiel der Niederlande im siebenzehnten Jahrhundert, sowie das heutige England; im Orient aber, wo der Handel stets mehr oder weniger der Raubgier preisgegeben ist, blüht er schon dann sehr, wenn, wie im Reich der Ptolemäer, nur mäßige Contributionen gefordert werden. Daß damals der Welthandel über Egypten gehen mußte, zeigt schon ein einziger Blick auf die Karte. Das innere Asien und Afrika sandten den Egyptern ihre Waaren zu Lande, Arabien und Indien standen mit ihnen vermittelst des rothen Meeres in Verbindung. Die Ptolemäer hatten in Asien nicht nur einen Theil von Syrien besetzt, sondern ihr Arm reichte auch bis nach Palmyra und unter Evergetes sogar noch weiter. Sie führten den von Necho begonnenen Kanal aus, welcher den Nil mit dem rothen Meere verband, legten im südlichen Theile dieses Meerbusens zwei Häfen an, und sorgten für den Transport der Waaren von denselben zum Nil. Sie stellten ferner den alten Handelsverkehr mit dem Inneren von Afrika nicht nur wieder her, sondern belebten und erweiterten ihn auch durch ihre Kriegszüge und Tempelfeste. Endlich besetzten sie auch goldreiche Gegenden, welche theils mehr, theils weniger weit von Egypten entfernt lagen.

Ein großer Theil der ungeheueren Schätze, welche den Ptolemäern zuflossen, wurde, der Richtung und dem herrschenden Charakter des Lebens ihrer Zeit gemäß, zu orientalischem, mit griechischer Kunst gepaarten Pompe verschwendet. Die königlichen

Schätze kamen dadurch ebenso den Künsten und Gewerben der alexandrinischen Zeit zu Statten, wie unter den Pharaonen der ganze Reichthum Egyptens von denen der Urzeit in Anspruch genommen worden war. Von dem Glanz der ptolemäischen Herrschaft und von der Art, wie zu Alexandria der Luxus mit der Förderung der Gewerbe in Verbindung gebracht und durch Kunst und Wissenschaft geschmackvoll gemacht wurde, gibt die Beschreibung des Festes, welches Ptolemäus Soter zur Feier des Regierungsantritts seines Sohnes veranstaltete, den besten Begriff. Solche Feste dienten den Ptolemäern dazu, aller Welt den Glanz und Reichthum ihrer Herrschaft zu zeigen, und sie waren zugleich, wie das Jubiläum im neueren Rom, für den Handel von Alexandria und den königlichen Schatz nicht wenig einträglich, da Fremde aus allen Gegenden der Erde als Zuschauer herbeiströmten. Eine ausführliche Beschreibung jener Festlichkeit, die wir mit einem modernen Ausdruck das Krönungsfest des Ptolemäus Philadelphus nennen können, würde uns zu weit führen, wir heben nur einige wenige Züge hervor. Zuerst ist zu bemerken, daß zu diesem Feste, wie überall im Alterthum, wenn es galt den Reichthum des Staats zu zeigen, nicht blos die Tempel, sondern auch Privatleute ihre goldenen und silbernen Kostbarkeiten herliehen. Außerdem wurden Ptolemäus Philadelphus, sein Vater und seine Mutter von den Städten des Reiches mit so vielen goldenen Kränzen beschenkt, daß das darauf verwendete Geld sechs bis sieben Millionen Gulden (vier Millionen siebenmal hunderttausend Thaler) betragen haben soll. Die königliche Familie veranstaltete dafür ihren Unterthanen öffentliche Spiele, die gleich den olympischen fünf Tage dauerten, und bei welchen die kostbarsten Geschenke unter die Sieger vertheilt wurden. Wir sehen also, daß damals die Gewerbsthätigkeit und das Vermögen eines ganzen Volkes ebenso den Königen diente, wie ehemals den Priestern. Außerdem zeigt die große Menge und Mannichfaltigkeit der beim Feste zur Schau getragenen Bildwerke, künstlichen Geräthschaften u. dgl. m., wie sehr unter den Ptolemäern die Künste und Gewerbe nicht allein in Blüthe standen, sondern auch durch die freie Thätigkeit, welche an die Stelle des uralten Kasten-Zwangs trat, belebt wurden. Namentlich bezeichnen die Automaten oder sich selbst bewegenden Figuren die neu beginnende

Periode der mechanischen Künste. Zuerst erschien nämlich in dem festlichen Aufzuge eine zwölf Pariser Fuß hohe Frauen-Statue, welche auf einem Wagen saß, von Zeit zu Zeit aufstand, Milch aus einer goldenen Schaale goß und sich dann wieder niedersetzte. Auf einem anderen Wagen befand sich eine mit Epheu bedeckte Grotte, welche ebenfalls ein Maschinenwerk in ihrem Inneren gehabt zu haben scheint; denn es flogen nicht nur lebendige Tauben aus derselben, sondern sie enthielt auch Quellen von Milch und Wein, welche wahrscheinlich durch einen Mechanismus hervorgetrieben wurden. Endlich kamen bei diesem Krönungszuge auch kostbar gekleidete und mit goldenen Kränzen geschmückte Statuen von Nymphen vor, welche gleichfalls durch eine künstliche Einrichtung in Bewegung gesetzt worden zu sein scheinen. Außer den Automaten und den mannichfaltigen kostbaren Geräthschaften und Bildwerken sind auch noch die Thiere bemerkenswerth, welche bei jenem Feste dem Publikum zur Schau dienten; denn sie zeigen, wie groß damals die Curiositäten-Liebhaberei und das Bedürfniß des Wechsels in den Genüssen war, und welch bedeutenden Einfluß dies auf die Wissenschaft der Naturgeschichte haben mußte. Es ward bei dem Zuge eine ganze Sammlung von seltenen fremden Thieren vorgeführt, welche Ptolemäus Soter zusammengebracht hatte: zweitausend Hunde von allen möglichen Racen, von den indischen bis zu den molossischen, die verschiedenartigsten Schafe und Stiere, vierzehn Leoparden, zwanzig Panther, vier Lüchse, ein Kamelopard, ein Rhinoceros und ein weißer Bär; außerdem wurden von hundert und fünfzig Männern Bäume getragen, an welchen seltene Vögel angebunden waren, sowie Käfige mit Papagaien, Pfauen, Perlhühnern, Fasanen und äthiopischem Geflügel.

Die Zeit der Ptolemäer war recht eigentlich eine Zeit der Industrie, und die Verbindung des griechischen Wesens mit dem egyptischen mußte die Entwickelung der Gewerbe bei einem Volke sehr befördern, dem zwar der regsame, weiterstrebende Sinn der Europäer nicht eigen war, welches aber dafür Gehorsam und Emsigkeit gewissermaßen als uraltes Erbtheil besaß, und in seiner gewohnten Weise geduldig fortlebte, wenn es nur nicht zu sehr gequält ward. Alles, was dasselbe vor Alters durch den ihm zur anderen Natur gewordenen Zwang des Kasten-Wesens getrieben

hatte, ward auch jetzt auf gleiche Weise getrieben, da der Kastengeist fast jeden selbst dann noch bei der Beschäftigung seines Vaters zurückhielt, als die Strenge der Gesetze ihn nicht mehr dazu nöthigte. Griechischer Geist drang aber jetzt in den todten Mechanismus des alt-egyptischen Treibens, und gab ihm neues Leben. Dabei dauerten jedoch die alten Beschäftigungen und Gewohnheiten, an denen die Egypter mit einer bei allen übrigen Völkern ungewohnten Zähigkeit hingen, wie die Errichtung von Gebäuden, deren Wände mit Hieroglyphen geschmückt wurden, das Einbalsamiren der Todten u. s. w. fort. Sogar die Ptolemäer selbst ließen Tempel im alten Styl erbauen und in der egyptischen Manier verzieren. Während so auf der einen Seite das alt-Egyptische bestehen blieb, und das Griechische immer mehr in den Charakter desselben überging, erhielten dagegen die mathematischen und mechanischen Wissenschaften der Griechen durch die Ptolemäer erst ihre ganze Bedeutung, und wurden durch sie vollständig in das Leben eingeführt. Dies zeigt sich am deutlichsten in den Werken, welche die Ptolemäer in Alexandria ausführen ließen, und in ihrem Seewesen.

In Beziehung auf die Stadt Alexandria, ihre Häfen, Straßen, Kanäle, Wasserleitungen und Gebäude mögen hier einige wenige Andeutungen über die Sorge, welche die Ptolemäer für ihre Hauptstadt trugen, Platz finden. In dem oben erwähnten Stadtviertel Bruchium allein befanden sich z. B., außer den Tempeln, folgende, zum Theil sehr große öffentliche Gebäude und Anlagen: der ungeheuere Königspalast, das ebenfalls sehr ausgedehnte, für gelehrte Zwecke bestimmte Museum, das prachtvolle Sema, in welchem Alexander's des Großen Leiche ruhte, ein Theater, ein Gymnasium, eine Reitschule, das unter der römischen Herrschaft zu Gerichtssitzungen bestimmte Forum und ein Amphitheater. Zu den großartigsten Werken von Alexandria gehörte das sogenannte Heptastadium, ein mehr als eine Viertelstunde langer Felsendamm, welcher die vor dem Haupthafen gelegene Insel Pharus mit dem festen Lande verband, und jetzt zu einer breiten Landenge geworden ist. Zwei Bauwerke verdienen eine ausführliche Beschreibung, weil sie für das Leben und für diejenige Art von Thätigkeit, welche in jener Zeit vorzugsweise Aufmunterung fand, vor andern bedeutend sind,

der Leuchtthurm und das Museum. Jener war das wichtigste zur Bequemlichkeit des Handels errichtete Werk, dieses dagegen gehört derjenigen Art Wissenschaft an, welche unter dem Schutze aufgeklärter Regenten zu blühen pflegt, und durch die Ptolemäer im höchsten Grade befördert ward. Der Leuchtthurm wurde von Ptolemäus Soter auf der erwähnten Insel Pharus errichtet, und erhielt nicht nur selbst den Namen Pharus, sondern gab auch, als der erste in der Weltgeschichte vorkommende Leuchtthurm, die Veranlassung, daß diese Benennung in einige neueren Sprachen übergegangen ist. Er ward von dem dadurch berühmt gewordenen Baumeister Sostratus aus Knidus aufgeführt, und wegen seiner Größe und Schönheit im Alterthum so sehr bewundert, daß man ihn später den sieben Wunderwerken der Welt beizählte. Er stand auf einem Felsen, welcher mit dicken Mauern bekleidet war, und hatte eine sehr bedeutende Höhe. Diese wird bis auf dreihundert Ellen angegeben, und die im obersten Stockwerk brennende Lampe soll schon in einer Entfernung von achthalb deutschen Meilen sichtbar gewesen sein. Die Richtigkeit der letzteren Angabe ist aus optischen Gründen zu bezweifeln; auch jene Höhen-Angabe, nach welcher dieses Gebäude selbst die höchste Pyramide übertroffen haben würde, ist wahrscheinlich übertrieben. Ebenso verhält es sich mit der Summe von etwa vierthalb Millionen Gulden oder fast zwei Millionen Thalern, welche der Bau gekostet haben soll. Merkwürdiger, als diese Summe, erscheint die Zeit von nur zwölf Jahren, welche die Errichtung dieses großen Werkes erforderte, wenn man nämlich daran denkt, wie lange der Bau unserer Kirchen und Thürme gewöhnlich gedauert hat.

Das Museum, ein Werk des Ptolemäus Philadelphus, war eine für blos gelehrte Zwecke bestimmte Anlage, und schloß sich an die großen Gebäude des königlichen Palastes an. Im Museum war die Bibliothek aufgestellt, welche Ptolemäus Soter angelegt hatte und sein Sohn sehr bedeutend vermehrte. Außer den für diese bestimmten Räume befanden sich daselbst alle möglichen Einrichtungen für gelehrte Zwecke, so daß man die ganze Anstalt geradezu eine Universität und eine Akademie der Wissenschaften nennen kann. Ein Theil des Gebäudes war zu Wohnungen und Speisesälen von Gelehrten eingerichtet, andere Zimmer und Säle zum Lehren und

Vorlesen bestimmt, noch andere endlich für die Abschreiber der Bücher, sowie für diejenigen Leute, welche mit unseren Buchbindern verglichen werden können; denn im Alterthum pflegte man für das Zusammenleimen der Blätter und ihre Einrichtung zu der Form von Rollen, welche damals die Bücher hatten, eigene Leute in den Bibliotheken zu halten. Außer den vielen Räumlichkeiten, welche für alle diese Zwecke in dem Gebäude eingerichtet waren, hatte man bei demselben auch noch Säulenhallen und Gartenanlagen angebracht, weil bei den Griechen der Unterricht der Gelehrten, an welchem Männer jedes Alters Antheil nahmen, mehr in freier Unterhaltung als in eigentlichen Vorlesungen bestand, und die Lehrer daher ihre Vorträge meistens so hielten, daß sie dabei mit ihren Schülern auf- und abgingen. Nach allem Angegebenen nahm das Museum einen sehr großen Raum ein, und eine bedeutende Zahl von Menschen wohnte in demselben oder war wenigstens den Tag über dort beschäftigt.

Was das Seewesen und den Schiffsbau betrifft, so besaß Egypten unter den Ptolemäern, neben Rhodus, Phönicien und der Nordküste von Kleinasien, die vorzüglichsten Werften im ganzen Osten des mittelländischen Meeres. Wie ausgebreitet aber damals der Seehandel Egyptens war, kann daraus ermessen werden, daß Ptolemäus II., welcher, gleich den ersten Regenten aus dem florentinischen Hause Medicis, für seine eigene Rechnung Handel treiben ließ, zu diesem Zwecke über viertausend Kauffahrer besaß. Mit der Regierung ebendesselben Königs begann aber auch die Thorheit, ungeheuere Schiffe zu erbauen, welche nicht zum Gebrauche dienten, sondern blos das Staunen der Welt erregen, und einen hohen Begriff von dem Reichthum und Glanz des ptolemäischen Hofes geben sollten. Ptolemäus II. selbst baute schon solche bloßen Prachtschiffe, welche dreißig Ruderbänke hatten, während sonst die für den wirklichen Gebrauch dienenden Fahrzeuge gewöhnlich nicht über fünf oder sieben Reihen von Ruderern enthielten. Der König Hiero II. von Syrakus, welcher mit dem zweiten Ptolemäer in einem sehr freundlichen Verhältniß stand, glaubte demselben seine Aufmerksamkeit nicht besser beweisen zu können, als durch die Übersendung eines prachtvollen Riesenschiffes. Dieses Schiff, welches glücklich von Syrakus nach Egypten gelangte, mußte in zwei

Stücken gebaut werden, weil man damals die Einrichtung unserer Docken noch nicht kannte. Man baute zuerst die eine Hälfte, ließ diese hierauf ins Meer, und fügte dann die andere hinzu. Die Verlegenheit, in der man sich befand, eine solche Hälfte fortzubewegen, soll die Veranlassung gegeben haben, daß Archimedes, der größte Mathematiker des Alterthums, die sogenannte Schraube ohne Ende erfand, welche bis auf den heutigen Tag bei den gewöhnlichsten Geschäften des Lebens häufig gebraucht wird. Das Schiff hatte zwanzig Ruderbänke, und enthielt bei seinem ungeheueren Umfang nicht weniger als sieben und vierzig Hauptzimmer, viele Ställe, Vorrathskammern, Küchen, Mühlen und andere dergleichen Räume, einen Fischteich, ein Behälter mit vierhundert und sechs und sechszig Ohm Trinkwasser, acht Thürme mit Wurfmaschinen, sowie Enterhaken an den Mastbäumen und andere kriegerischen Einrichtungen. Unter den Wurfmaschinen befand sich eine, welche Balken von zwanzig Fuß Länge und Steine von hundert fünf und zwanzig Pfund Schwere hundert fünf und zwanzig Schritte weit schleuderte. Auch bei diesem Theile des Werkes mußte Archimedes seine mechanische Erfindsamkeit anwenden. Das Schiff zeichnete sich endlich noch durch seine außerordentliche Pracht aus: einzelne Zimmer waren mit den kostbarsten Steinen und Holzarten ausgelegt oder getäfelt; noch größer war der Reichthum an Gemälden und Statuen, mit denen das Verdeck und die Säle ausgeschmückt waren; außerdem war nicht nur für ein Studirzimmer mit einer Bibliothek, für Bade-Einrichtung und sonstige Unterhaltungen gesorgt, sondern es befanden sich sogar auf dem Verdeck Spaziergänge, Epheu- und Weinlauben und viele Zierpflanzen. Dieses Riesengebäude suchte der vierte Ptolemäer durch die Erbauung eines Schiffes mit noch einmal so vielen Ruderbänken zu übertreffen. So entstand freilich das größte Schiff, welches jemals erbaut worden ist, dieses war aber in der That kein eigentliches Fahrzeug, sondern ein großes Gebäude in der Form eines Schiffes. Wie wäre dies auch anders möglich gewesen, da außer der Schiffsmannschaft dreitausend gerüstete Krieger in demselben Platz fanden, und nicht weniger als dreihundert Matrosen und viertausend Ruderknechte erfordert wurden, um es in Bewegung zu setzen!

Auch diese riesenmäßigen Schiffe weisen uns darauf hin, daß zur Zeit der Ptolemäer einerseits die Gewerbe und diejenigen Wissenschaften, welche denselben zu Statten kamen, mehr als je zuvor begünstigt wurden, und daß andererseits Alles, selbst die ernsteren Künste, dem Glanze und der Eitelkeit der Herrscher dienen mußten. Die Höfe waren überhaupt damals der eigentliche Mittelpunkt des Lebens in allen seinen Beziehungen. Daher war dies auch die erste Zeit, in welcher die Fortschritte des Alterthums zu höherem Luxus durch die Kreise eines Hofes hervorgerufen wurden, und ganz besonders von den Damen dieser Kreise ausgingen. In Egypten erfand und verfertigte man damals die meisten Luxus-Artikel, welche Bedürfniß der Zeit waren. Nur Pergamum und die Damen des dortigen Hofes wetteiferten später hierin mit Alexandria und den egyptischen Prinzessinnen. Besonders berühmt waren die alexandrinischen Salben oder Parfümerieen, welche von der Gemahlin des Ptolemäus Soter, Berenike, und von ihrer Tochter Arsinoë, der Gemahlin des Ptolemäus Philadelphus, erfunden und in Mode gebracht wurden. Diese Salben waren ebenso sehr gesucht, als das Rosenöl von Cyrene, welches damals ebenfalls durch eine Fürstin, die Tochter des Magas, seinen größten Ruhm erhielt, oder als im folgenden Jahrhundert ähnliche Luxus-Artikel, welche durch die Gemahlin des pergamenischen Königs Eumenes II. in Aufnahme kamen.

Der Geist jener Zeit und der orientalische Charakter, welcher damals überwiegend in das griechische Wesen eindrang, lassen sich auch an der in Alexandria zur Mode gewordenen Musik erkennen. Die Ptolemäer suchten die griechische und orientalische Musik zu vereinigen, der geräuschvolle Charakter der Letzteren ward aber dabei vorherrschend. Dazu trug die Schmeichelei viel, der Zufall das Meiste bei. Die stürmischen Päane oder Jubelgesänge, welche in Athen auf Demetrius Poliorketes, in Rhodus auf Ptolemäus Soter als Gottheiten gedichtet und in Musik gesetzt worden waren, wurden unter den Griechen ebenso Modegesang, wie bei uns rauschende Opern. Als der Gesang diesen Charakter angenommen hatte, wurde in Folge davon nicht nur die Begleitung desselben durch Instrumente zusammengesetzter, sondern es ward damals auch zum ersten Male bei den Griechen die Instrumentalmusik von der Vo-

kalmusik getrennt. Während ferner manche Instrumente, wie zur Zeit des dritten Ptolemäus die Wasserorgeln, neu erfunden wurden, kamen andere, die den Griechen bisher unbekannt geblieben waren, aus dem Orient zu ihnen, und übten einen fördernden Einfluß auf die Richtung aus, welche die griechische Musik in Syrien und Egypten erhalten hatte. Diese war und blieb, wie das ganze Leben jener Zeit, ein sonderbares Gemisch von syrischem, egyptischem und griechischem Wesen.

Gehen wir zuletzt noch zu der merkwürdigsten Seite des alexandrinischen Lebens, dem gelehrten Treiben, über, so finden wir, daß auch hierbei der orientalische Charakter in das Griechische aufgenommen, und Glanz, Eitelkeit, Unterhaltungssucht und bloßer Sinn für das Äußere, Brauchbare und Elegante herrschend wurden. Die Beschäftigung mit geistigen Dingen ward damals eine bloße Liebhaberei und Ergötzlichkeit, eine Sache der Mode und des Prunkes, die Wissenschaft aber wurde in demselben Grade, wie sie ihr eigentliches höheres Ziel verlor, theils in bloße Gelehrsamkeit umgewandelt, theils zur Dienerin äußerer Zwecke herabgewürdigt. Dies zeigt sich am deutlichsten in der Einrichtung der Anstalt des Museums. Das Museum war, dem ganzen Charakter des alexandrinischen Lebens nach, für die damalige Hauptstadt von Egypten eine ebenso unentbehrliche Sache, als der prachtvolle Königspalast, das Theater, die Ring- und Reitschule oder als der Pharus und die anderen Bauten für das Seewesen; denn es diente, wie alle diese Anstalten, einem Hauptbedürfnisse der Zeit, und gehörte zum Glanz der königlichen Residenz. Schon Ptolemäus Soter hatte Sorge getragen, daß Wissenschaft und Gelehrsamkeit in Alexandria ihren Hauptsitz erhielten, und der für die athenische Geschichte so wichtige Demetrius Phalereus (s. Th. II. S. 459) erlangte zum zweiten Male eine große Bedeutung dadurch, daß er ihm dabei behülflich war. Dieser Gelehrte war nach seiner Vertreibung aus Athen zuerst zu Kassander und bei dessen Tode nach Egypten geflüchtet, er fand bei Ptolemäus Soter freundliche Aufnahme, und erhielt einen sehr großen Einfluß auf diesen König. Er nahm insbesondere an den Bemühungen desselben um Wissenschaft und Kunst einen so thätigen Antheil, daß ihm die erste Einrichtung des alexandrinischen Gelehrtenwesens zuzuschreiben ist. Ptolemäus Soter

ließ auch viele Bücher sammeln, und Demetrius leitete die Anschaffung derselben. An der Einrichtung des Museums aber und besonders der Bibliothek desselben hat er nicht Theil genommen; denn diese gehört ganz dem zweiten Ptolemäer an, der den Demetrius gleich nach dem Tode seines Vaters verbannte, weil derselbe früher bemüht gewesen war, dem erstgeborenen Sohn des Soter die Nachfolge zu verschaffen.

Die Bücherſammlung des ersten Ptolemäers wurde von Philadelphus in das Museum verlegt, und hier sehr bedeutend vermehrt. Aus allen Winkeln von Griechenland ließ Philadelphus Bücher zusammensuchen, und beständig war eine große Zahl von Leuten im Museum selbst beschäftigt, um die wichtigsten Schriften aller Zeiten für die Bibliothek abzuschreiben. Dies ist der Anfang der berühmten alexandrinischen Bibliothek. Sie ward unter den folgenden Ptolemäern fortwährend vermehrt, verbrannte aber zu Julius Cäsar's Zeit, mit Ausnahme eines Theiles, welcher im Museum keinen Raum mehr gefunden hatte, und daher in anderen Gebäuden aufgestellt worden war. Auch dieser Rest ward in späteren Zeiten durch das Feuer vernichtet. Nicht nur griechische Werke ließen die Ptolemäer sammeln, sondern auch die Schriften anderer Völker; denn die Bibliothek sollte die Literatur der ganzen Welt enthalten. Unter Philadelphus wurden namentlich auch die Schriften der Juden übersetzt, um der großen Sammlung einverleibt zu werden; man hatte aber bei dieser Übersetzung noch einen anderen Zweck im Auge, nämlich den Juden, welche unter den Griechen in Egypten zerstreut lebten und größtentheils das Hebräische nicht mehr verstanden, ihre heiligen Bücher zugänglich zu machen. Dadurch erhielt die damals in die Bibliothek des Museums aufgenommene griechische Übersetzung des alten Testaments, welche heut' zu Tage den Namen der Septuaginta führt, eine große Bedeutung für die zu halben Griechen gewordenen Juden in Alexandria und anderen Handelsstädten, und es erklärt sich daraus sehr leicht, wie über die Entstehung dieser Übersetzung die sonderbarsten Fabeln entstehen konnten. Es heißt nämlich, man habe in Alexandria zwei und siebenzig jüdische Gelehrte zu gleicher Zeit das alte Testament übersetzen lassen, und ungeachtet diese sich ihre Arbeit nicht hätten mittheilen können, wären doch durch ein gött-

liches Wunder alle Übersetzungen völlig gleichlautend ausgefallen.

Die Einrichtung des Museums ist bereits oben beschrieben worden, es bedarf daher nur noch einiger Worte über das gelehrte Treiben in dieser Anstalt. Wie viele Gelehrte in demselben ihren Wohnsitz hatten, ist ebensowenig bekannt, als die eigentliche Verwaltung und Beschaffenheit des Museums im Einzelnen. Wir wissen nur, daß das Museum seine festen, auf bestimmten Gütern beruhenden Einkünfte hatte, und daß ein Vorsteher das Ganze leitete. Für den Charakter des wissenschaftlichen Treibens ist es bezeichnend, daß die in das Museum aufgenommenen Gelehrten ebenso den Ausdruck „vom Museum" zu ihrem Namen zu setzen pflegten, wie heut' zu Tage die Worte „Mitglied der Akademie der Wissenschaften, de l'Institut" u. dgl. m. gebraucht werden. Übrigens erhielt sich die Anstalt des Museums noch weit über das Ende der ptolemäischen Herrschaft hinaus; einige römischen Kaiser, wie Claudius und Hadrian, sorgten sogar durch neue Stiftungen für die Erweiterung desselben. Schon unter den letzten Ptolemäern aber war das Museum ebenso ganz und gar in den egyptischen Charakter übergegangen, wie auch die griechisch-egyptische Religion im Verlauf der Zeit immer mehr die Farbe der altegyptischen annahm, und die Ptolemäer selbst immer mehr die Rolle alt-egyptischer Könige spielten. Während nämlich in der früheren Zeit die Directoren des Museums zu den ersten Gelehrten gehörten, standen zur Zeit von Christi Geburt, wo alle Wissenschaft in Egypten wieder priesterlich geworden war, Priester an der Spitze dieser Anstalt. Ganz natürlich; die Üppigkeit des Hofes, der echt egyptische Gottesdienst und das alte Priesterwesen paßten vortrefflich zusammen. Die Priester wurden daher vom Hofe nicht allein geschützt, sondern auch auf jede Weise emporgehoben, wofür sie ihrerseits den Königen eine ebenso große Verehrung gewährten, als ihren Tempelgötzen. Das Museum wurde dadurch den alten egyptischen Tempeln, in welchen die Priester ebenfalls zu einer Art von Gelehrten-Staat vereinigt gewesen waren, immer mehr ähnlich; wahrscheinlich hatten diese auch schon bei der Stiftung des Museums zum Muster gedient. Übrigens konnte die ganze Anstalt, selbst noch ehe sie auf diese Weise ausartete, niemals einen wohl-

thätigen Einfluß auf die Bildung und Cultur ausüben; denn sie war von Anfang an gleichsam nur ein Treibhaus der Literatur, und nicht mit Unrecht hat ein witziger und spottliebender Schriftsteller, welcher zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus lebte, die in das Museum aufgenommenen Gelehrten mit den Vögeln einer Vogelhecke oder den Thieren einer königlichen Menagerie verglichen.

6. Geschichte Macedoniens und Griechenlands von Antigonus Gonatas an bis zur Zeit des Aratus.

Während durch die Gründung und das Aufblühen der griechischen Reiche in Afrika und Asien das Wesen der Griechen in andere Welttheile versetzt worden zu sein schien, war dasselbe nicht aus dem eigentlichen Griechenland entwichen. Es nahm zwar dort ebenfalls den allgemeinen Charakter der Zeit an, entwickelte sich aber doch auf eine besondere, von dem Ptolemäischen, Seleucidischen und Pergameniſchen verschiedene Weise. Die europäischen Griechen stießen nämlich das asiatische Element, das ihnen seit Alexander's Tod beigemischt worden war, wieder völlig von sich aus, und kamen in ein solches Verhältniß zu einander und zu den sie umgebenden Königreichen, daß dadurch unter ihnen Nacheiferung erregt, ein steter Kampf unterhalten und der Contrast des Freiseins und Gehorchens hervorgerufen ward. Dies wird aus der nachfolgenden Übersicht der griechischen und macedonischen Geschichte von selbst hervorgehen.

Als Demetrius Poliorketes durch seine tolle letzte Unternehmung Alles verloren hatte, trat im europäischen Griechenland ein Verhältniß ein, welches einerseits den räuberischen Aetolern, andererseits den Bewohnern von Achaja nach und nach eine überwiegende Bedeutung verschaffte. Während nämlich die Städte Griechenlands größtentheils entweder dem Antigonus Gonatas, dem Sohne und Erben des Demetrius Poliorketes, oder einzelnen Tyrannen unterworfen waren, hatten die Aetoler beständig ihre Freiheit behauptet, und waren das einzige griechische Volk, welches seine Selbstständigkeit nicht durch Soldtruppen, sondern durch die Waffen

der Bürger schützte. Die meisten achäischen Städte machten sich theils während des Kampfes, den Antigonus um den macedonischen Thron führte, theils nachher vom fremden Joche frei. Antigonus war bald nach dem gallischen Kriege König von Macedonien geworden (276 v. Chr.). Er hatte jedoch den macedonischen Thron kaum in Besitz genommen, und durch seine Verbindung mit Nikomedes I. von Bithynien den Sohn des Seleukus Nikator genöthigt, seinen Ansprüchen an jenes Reich zu entsagen (s. oben S. 25), als ein neuer Nebenbuhler gegen ihn auftrat. Dies war der König Pyrrhus von Epirus, welcher seinem bis dahin unwichtigen Volke eine solche Bedeutung zu verschaffen wußte, daß dasselbe kurze Zeit mit Macedonien um den Besitz von Griechenland zu streiten vermochte. Hier ist daher auch die passendste Stelle, auf die Epiroten und ihre frühere Geschichte einen Blick zu werfen.

Die Epiroten waren ihrer Abstammung nach nur eine halbgriechische Nation (s. Th. I. S. 157 f.). Sie bestanden nicht aus einer einzigen, sondern aus mehreren Völkerschaften, gerade wie noch heutiges Tages ebendieselben Gebirgsgegenden von verschiedenen, unter sich feindlichen Stämmen bewohnt werden, welche jedoch, wie die des alten Epirus, in der ganzen Lebensweise mit einander übereinstimmen. Die wichtigsten älteren epirotischen Völkerschaften waren die Chaonier, die Thesprotier und die Molosser. Die Letzteren wurden das herrschende Volk, und mit dem von ihnen erlangten Übergewicht über die anderen beginnt die eigentliche Geschichte von Epirus. In den späteren Schriften der Griechen findet sich zwar eine bis in die mythischen Zeiten hinaufgehende Reihenfolge der molossischen oder, wie sie vorzugsweise genannt werden, epirotischen Könige; es ist aber kaum zu bezweifeln, daß diese Genealogie erst zur Zeit des Königs Pyrrhus entstanden ist. Höchst wahrscheinlich haben nämlich damals einige schmeichlerischen Schriftsteller die zufällige Ähnlichkeit, welche zwischen den Namen mythischer Personen und denen des Pyrrhus und seiner nächsten Vorgänger bestand, mit einer älteren Sage in Verbindung gebracht, um das Geschlecht der Epiroten-Könige auf griechische Heroen und Götter zurückzuführen. So wurde einerseits Pyrrhus oder Neoptolemus, Achilles Sohn, der sich in Epirus niedergelassen haben soll, zum Stammvater der epirotischen Könige gemacht, andererseits aber das Ge-

schlecht derselben durch Neoptolemus Gemahlin Lanassa, eine Tochter des Herakliden Kleodäus, auf Herkules zurückgeleitet. In Folge dieser erdichteten Genealogie der Könige von Epirus hat man denselben auch nach Achilles Großvater Aeakus den Namen der Aeaciden gegeben.

Ungeachtet der vorgeblichen göttlichen Abkunft der Beherrscher von Epirus blieben diese doch, nach ebendenselben Schriftstellern, bis zum Anfang des vierten Jahrhunderts vor Christo Barbaren. Erst Tharrytas oder Tharymbas, der Sohn jenes Admetus, der dem verfolgten Themistokles Aufnahme und Schutz gewährte (s. Th. I. S. 390), fing an, eigentliche Cultur und griechische Sitten im Lande einzuführen. Tharrytas Nachfolger, Alcetas I., theilte bei seinem Tode (gegen 380 v. Chr.) das Reich zwischen seinen beiden Söhnen Neoptolemus und Arybas. Der Erstere starb bald nach des Vaters Tode, und da seine hinterlassenen Kinder noch minderjährig waren, so benutzte Arybas diesen Umstand, um sich der Herrschaft über das Ganze zu bemächtigen. Er gerieth darüber mit Philipp II. von Macedonien, dessen Gemahlin Olympias eine Tochter des Neoptolemus war, in Krieg, und als er starb, wurde sein Sohn Aeacidas durch den Bruder der Olympias, Alexander I., mit Hülfe Philipp's verdrängt (342 v. Chr.). Alexander I., welcher sich mit seiner Nichte Kleopatra, der Schwester Alexander's des Großen, vermählte, ließ sich durch ein Hülfegesuch der Tarentiner bewegen, auf Eroberungen in Unteritalien auszuziehen, und verlor daselbst sein Leben. Sein Vetter Aeacidas erhielt hierauf den Thron. Dieser heirathete die Tochter des thessalischen Feldherrn Menon (s. Th. II. S. 451 u. 456), und hatte den nachher so berühmt gewordenen Pyrrhus zum Sohne, sowie Deidamia, eine der Gemahlinnen des Demetrius Poliorketes, zur Tochter. Aeacidas nahm sich, nach dem Tode des macedonischen Reichsverwesers Antipater, der Olympias und ihres Enkels gegen Kassander und Eurydike an (s. Th. II. S. 463), weil Olympias seine Tochter, welche damals noch ein Kind war, mit ihrem Enkel verlobt hatte. Die Zurückführung der Olympias nach Macedonien kostete ihm aber den Thron; denn Kassander unterstützte, sobald er Herr von Macedonien geworden war, die den

Nachkommen des Neoptolemus gewogene Partei in Epirus, durch welche dann Aeacidas vertrieben wurde.

Bei dieser Gelegenheit ward des Aeacidas Sohn Pyrrhus, welcher damals erst zwei Jahre alt war, nur mit Mühe vor der Wuth der Gegner gerettet. Einige Freunde des vertriebenen Königs nahmen sich des Kindes an, und brachten es unter großen Gefahren zu dem illyrischen Fürsten Glaucias. Dieser wollte zwar anfangs aus Furcht vor Kassander das Kind nicht bei sich aufnehmen, ließ sich aber endlich erbitten, und schlug nachher sogar eine halbe Million Gulden aus, welche Kassander ihm für die Auslieferung des jungen Pyrrhus bot. In Epirus bemächtigte sich nach einiger Zeit der vertriebene Aeacidas wieder des Thrones, und nach seinem bald nachher erfolgten Tode riß denselben sein Bruder Alcetas II. an sich. Dieser machte sich durch Härte und Grausamkeit bei seinen Unterthanen verhaßt. Als er deswegen von ihnen erschlagen worden war (307 v. Chr.), eilte Glaucias herbei, und setzte seinen zwölfjährigen Schützling Pyrrhus als König ein. So lange die Epiroten den mächtigen illyrischen König fürchten mußten, ließen sie den jungen Pyrrhus auf dem Thron; sobald jener aber anderswo beschäftigt ward, empörten sie sich und riefen Neoptolemus, Alexander's I. Sohn, zum König aus (302 v. Chr.). Pyrrhus floh aus dem Reiche und rettete sich zu seinem Schwager Demetrius Poliorketes. Von diesem lernte er die Kriegskunst, er wohnte unter seiner Führung der Schlacht bei Ipsus bei, und folgte ihm dann nach Griechenland, wo er während der von Demetrius unternommenen Raubzüge die Angelegenheiten seines Freundes leitete. Im Jahr 300 v. Chr. ward Pyrrhus, welcher damals noch nicht zwanzig Jahre alt war, als Geißel seines Freundes nach Egypten geschickt. Hier zeigte er sich als einen vortrefflichen Hofmann. Er wußte Ptolemäus Soter so sehr für sich einzunehmen, daß dieser ihn später in allen Briefen seinen Sohn nannte; er gewann auch die Gunst der Alles vermögenden Gemahlin des Königs, Berenike, und erhielt ihre Tochter aus einer früheren Ehe, die leibliche Schwester des Fürsten Magas von Cyrene, zur Gemahlin. Endlich brachte er es dahin, daß Ptolemäus ihn mit Truppen und Geld zur Wiedereroberung seines Reiches unterstützte. Es hielt ihm nicht schwer, in Epirus seinen

Zweck zu erreichen; da er aber Demetrius Poliorketes, welcher von diesem Augenblicke an sein ärgster Feind war, zu gut kannte, um nicht zu wissen, daß derselbe den Neoptolemus gegen ihn unterstützen würde, so vertrieb er diesen nicht sogleich, sondern schloß einen Vertrag mit ihm, nach welchem Beide die Regierung gemeinschaftlich führen sollten (296 v. Chr.). Nicht lange nachher entledigte er sich seines Mitregenten.

Von Ptolemäus Soter fortwährend unterstützt, erweiterte Pyrrhus sein Reich auf Kosten der Akarnanen und anderer Nachbarstaaten, und spielte mit seinen kriegslustigen und habgierigen Bergvölkern während mehrerer Jahre die Rolle eines Abenteurers und Räuber-Häuptlings. Er brach einige Male plündernd in Thessalien ein, schlug sich einst, als ein macedonischer General ihn zum Zweikampf herausforderte, mit demselben im Angesicht beider Heere, und benutzte endlich den Umstand, daß Demetrius Poliorketes plötzlich schwer erkrankte, um sich Macedoniens zu bemächtigen. Es gelang ihm zwar, das ganze Land mit seinen Räuberhorden zu überschwemmen, sobald aber Demetrius sich aufraffte und gegen ihn zog, ward er auch wieder wie ein Räuber in einem Augenblick hinausgetrieben und sein Heer zerstreut. Des Demetrius Stolz, Trotz und schlechte Regierung und des Ptolemäus Geld verschafften ihm kurze Zeit nachher den Besitz der Hälfte von Macedonien. Auch diese Eroberung machte er ganz nach Räuber-Art. Eine seiner Weiber, Lanassa, die Tochter des Königs Agathokles von Syrakus, war insgeheim mit Demetrius in Verbindung getreten, und hatte das Harem des Pyrrhus mit dem des Demetrius vertauscht. Sie hatte bei dieser Gelegenheit dem Letzteren die Insel Korcyra verrathen, und da Pyrrhus von seinem Feinde Demetrius, welcher gerade sein ungeheueres Heer zum asiatischen Feldzug rüstete, Alles fürchten mußte, so schloß er einen Vertrag mit demselben, in welchem er Korcyra an Demetrius abtrat und Frieden zu halten versprach. Er brach aber diesen ohne Bedenken wieder, als gleich nachher die gegen Demetrius verbündeten Könige Ptolemäus, Lysimachus und Seleukus ihn aufforderten, sich an sie anzuschließen und die Gelegenheit zur Eroberung Macedoniens zu benutzen. Mit leichter Mühe bemächtigte er sich des Landes, weil die Macedonier der despotischen Herrschaft des Demetrius über-

drüßig waren. Kaum aber war er auf diese Weise Herr von Macedonien geworden, als plötzlich Lysimachus erschien und ihn nöthigte, die Beute zu theilen. Nur sechs Monate blieb Pyrrhus im Besitze seiner Hälfte; Lysimachus vertrieb ihn mit Hülfe der unzufriedenen Macedonier auf dieselbe Weise, wie Pyrrhus vorher den Demetrius vertrieben hatte. Die Ermordung von Seleukus eröffnete dem Pyrrhus die Aussicht auf eine nochmalige Besitznahme von Macedonien. Er bekriegte Ptolemäus Keraunos, gleich nachdem derselbe sich der Herrschaft bemächtigt hatte, und ward dabei durch den Umstand begünstigt, daß zu gleicher Zeit auch Antigonus Gonatas den neuen macedonischen König angriff. Er gab aber den Zug nach Macedonien sogleich wieder auf, als er von den Tarentinern gegen Rom zu Hülfe gerufen ward, und Ptolemäus Keraunos, um seiner los zu werden, sich erbot, ihn bei dieser Unternehmung mit neuntausend Mann und fünfzig Elephanten zu unterstützen. Wahrscheinlich wurde Pyrrhus auch durch den Gedanken an die Abneigung der Macedonier gegen ihn, die er schon einmal in vollem Maße erfahren hatte, zu diesem Entschlusse bestimmt. In Italien ward er fünf Jahre lang zurückgehalten.

Nach seiner Entfernung brachen, wie oben (S. 20) bereits berichtet worden ist, die Gallier in Macedonien und Griechenland ein, Ptolemäus Keraunos verlor im Kampfe mit ihnen das Leben, und Antigonus Gonatas bemächtigte sich einige Jahre nachher Macedoniens. Kaum hatte sich aber der Letztere im Besitze seiner neuen Herrschaft befestigt, als Pyrrhus, von dessen italiänischem Kriegszug in der römischen Geschichte die Rede sein wird, nach Epirus zurückkehrte, und sich sogleich wieder zum Herrn von Macedonien zu machen suchte. Ein Krieg war ihm damals durchaus nöthig, weil er achttausend Mann zu Fuß und fünfhundert Reiter aus Italien mit zurückgebracht hatte, und diese mit den Einkünften seines kleinen epirotischen Reichs unmöglich unterhalten konnte. Nachdem er sein Heer noch durch eine Schaar gallischer Söldlinge verstärkt hatte, brach er in Macedonien ein (274 v. Chr.). Sein Raubzug war glücklicher, als er selbst erwartet hatte; denn er siegte in mehreren Gefechten, wußte einen Theil der Officiere seines Gegners zu verführen, brachte endlich das ganze Fußvolk desselben zum Abfall, und nöthigte ihn dadurch, sich in die Städte der Ost-

küste zurückzuziehen. Anstatt aber jetzt, nachdem er Herr des ganzen inneren Landes von Macedonien geworden war, die Seestädte, in welche Antigonus sich eingeschlossen hatte, anzugreifen und seinen Gegner völlig zu vertreiben, ließ er sich von einem neuen auswärtigen Abenteuer anlocken. Doch möchte jene Unterlassung vielleicht auch aus dem Mangel einer Flotte zu erklären sein. Daß er aber nach Aegä, der ältesten macedonischen Stadt und dem Begräbnißort der früheren Königsfamilie, als Besatzung zweitausend Gallier legte, welche die Einwohner peinigten, die königlichen Gräber plünderten und die Gebeine umherwarfen, und daß er, trotz des lauten Unwillens der Macedonier, diesen Frevel nicht bestrafte, erklärt sich nur aus dem ihm eigenthümlichen militärischen Übermuth.

Das neue Abenteuer, das ihn lockte, war die Eroberung des Peloponnes, und zwar sollte dort zunächst Sparta seinem Scepter unterworfen werden. Pyrrhus peloponnesischer Feldzug ward durch Umstände veranlaßt, die mit dem sittlichen und politischen Zustande der damaligen Spartaner zusammenhingen, es ist daher nöthig, diesen Zustand mit einigen Worten zu schildern. Die spartanische Verfassung war zu jener Zeit durch oligarchischen und demokratischen Auswuchs völlig entstellt und ausgeartet. Oligarchisch war sie geworden, weil alles Vermögen in die Hände einiger wenigen Familien gekommen war, demokratisch aber, weil die fünf jährlich neu gewählten Ephoren im Vertrauen auf die Unterstützung der Menge, welche sie zu jeder Zeit zusammenberufen konnten, und deren Vertreter zu sein sie sich den Anschein gaben, die beiden Könige und den Senat ganz von sich abhängig machten. Das Volk lebte in Druck und Elend, die Anderen schwelgten allen Geboten Lykurg's zum Trotz. Die Sitten und Lebenseinrichtungen, welche dieser Gesetzgeber zur Grundlage seiner Verfassung gemacht hatte, waren längst dem Geiste der Zeit gewichen, und da die spartanische Republik weit mehr als jeder andere griechische Staat hierauf gestützt war, so hatte sie damit zugleich ihre Kraft und ihre Bedeutung nach außen verloren. „Die Spartaner, sagte Aristoteles in seiner Schrift vom Staate, waren den übrigen Griechen so lange überlegen, als sie ohne Unterlaß ihre anstrengenden Übungen trieben; jetzt aber stehen sie umgekehrt allen Anderen nach,

weil sie diese aufgegeben haben; denn der Grund ihrer früheren Überlegenheit lag nicht sowohl in der besonderen, ihnen eigenthümlichen Art von Körper-Übungen, als vielmehr darin, daß sie sich stets übten und es mit Leuten zu thun hatten, welche dies nicht thaten."

Die steigende Macht der Ephoren, welche zugleich mit den wenigen Reichen die Herrschaft an sich gerissen hatten, und die immer mehr um sich greifende Verweichlichung der Bürger hielten gleichen Schritt mit der Abnahme der Bevölkerung und den eintretenden Misverhältnissen des Vermögens. Der peloponnesische Krieg und die Kämpfe, welche zur Aufrechthaltung der spartanischen Oberherrschaft in den nächsten vierzig Jahren geführt wurden, hatten das spartanische Land schon damals so sehr entvölkert, daß manchmal Männer zwischen fünfzig und sechszig Jahren mit ins Feld ziehen mußten, weil die Reihen der Jüngeren zu sehr gelichtet waren. Schon dies allein hätte, ungeachtet aller Bestimmungen der Lykurgischen Verfassung, eine große Ungleichheit des Vermögens herbeiführen müssen, wenn dieselbe auch nicht, der ganzen Natur menschlicher Verhältnisse nach, unausbleiblich gewesen wäre. Dadurch, daß die Anzahl der mit vollem Bürgerrecht begabten Familien sich verringerte, kamen nothwendiger Weise einzelne von diesen in den Besitz mehrerer Güter, und das Hinsterben so vieler Söhne vermehrte die Zahl der Töchter und der reichen Erbinnen. Bringt man nun hierbei noch die schon so früh einreißende Schwelgerei und Habsucht mit in Anschlag, so springt es in die Augen, daß der spartanische Staat von dem Augenblicke an, wo er erobernd ward und die Oberherrschaft in Griechenland erlangte, mit sich selbst, seiner Verfassung und den eigentlichen Grundlagen derselben in Widerspruch gerieth, und deshalb immer mehr herabsinken mußte. Was auf diese Weise die Verhältnisse selbst mit sich brachten, ward zur Zeit Philipp's II. von Macedonien auch auf gesetzliche Weise anerkannt und noch weiter ausgedehnt. Damals wurde nämlich auf den Vorschlag des Ephoren Epitadeus das förmliche Gesetz gemacht, daß jeder Bürger sein unbewegliches Eigenthum, ohne Rücksicht auf seine Familie, an wen er wolle verschenken oder vermachen könne. Man schreibt gewöhnlich dem Gesetze des Epitadeus den gänzlichen Verfall der alten spar-

taniſchen Einrichtungen zu, allein mit Unrecht; denn dieſes iſt ſelbſt nur als eine der Veränderungen der ſpartaniſchen Verfaſſung anzuſehen, welche um jene Zeit vorgingen, es war, gleich allen anderen Übeln, blos eine Wirkung der Zeit und als ſolche die Urſache von neuen Übeln.

Die Ungleichheit des Beſitzes wurde nach und nach ſo groß, daß um die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chriſto alle Güter in die Hände von hundert Familien gekommen waren. Etwa ſechshundert andere Familien hatten mit dieſen gleiche Anſprüche, waren aber ohne alle Mittel, dieſelben geltend zu machen, und blieben alſo in einer elenden Abhängigkeit. Alle übrigen Bürger waren ganz vermögenslos und die Beute der Familien, aus welchen die herrſchende Oligarchie beſtand; ihre Lage war um ſo trauriger, als das Land keine eigentliche Gewerbsthätigkeit und nur ſehr wenig Handel hatte. Die reichen Familien beſaßen alle Macht, und ſelbſt die Könige ſtanden ihnen an Einfluß und Anſehen nach. Für den moraliſchen Zuſtand hatte das eingetretene Misverhältniß des Beſitzes dieſelben Folgen gehabt, welche es überall zu haben pflegt: Niederträchtigkeit und Verachtung des einen Theils der Bürgerſchaft, Übermuth, Schwelgerei und unmäßige Verſchwendung von Seiten des anderen. Fremde Sitten und Laſter wurden nach Sparta gebracht und untergruben den Staat. Schon des Ageſilaus Sohn, Archidamus III., lebte gern im Ausland und nach der ſchwelgeriſchen Weiſe fremder Völker. Der König Leonidas II., welcher um das Jahr 250 v. Chr. regierte, verlebte den größten Theil ſeiner reiferen Jugendzeit am verdorbenen ſyriſchen Hofe, und brachte von da ſyriſche Lüſte und Üppigkeit nach Sparta. Nach ſolchen Vorgängen iſt es nicht zu verwundern, daß, wie ein kurz nach Leonidas Zeit lebender Schriftſteller berichtet, damals von den Syſſitien (ſ. Th. I. S. 281) ſchon längſt keine Rede mehr war, und daß an die Stelle der alten einfachen Mahle und Geräthſchaften die koſtbarſten Speiſen, die ausgezeichnetſten Weine, die theuerſten Trinkgeſchirre, Salben u. dgl. m. getreten waren. Die Könige, welche zur Zeit von Pyrrhus Angriff regierten, hatten die Pracht und Eleganz der fremden Höfe in ihrer Vaterſtadt eingeführt, wurden aber darin von einigen ſpartaniſchen Privatleuten ſo weit übertroffen, daß, wie

ebenderselbe Schriftsteller übertreibend hinzufügt, ihr Aufwand, mit dem der Letzteren verglichen, eher der guten alten Zeit anzugehören schien. Nichts zeigt jedoch die große Entartung der damaligen Spartaner deutlicher, als der moralische Charakter und die Stellung der vornehmen Frauen jener Zeit. Die Töchter der edlen Familien hatten Liebhaber in großer Zahl um sich, und die Gemahlinnen der Könige buhlten mit ihren nächsten Verwandten. Dabei besaß denn die kleine Zahl derjenigen Frauen und Töchter, welche reiche Erbinnen waren, mehr Macht als die Könige, so daß z. B. die Mutter des Königs Agis III., welcher um das Jahr 243 v. Chr. den Thron bestieg, blos durch die Menge ihrer Schuldner und Schützlinge den bedeutendsten Einfluß im Staat ausübte.

Bei allem dem ist zwar nicht zu läugnen, daß sich noch ein Theil des alten spartanischen Muthes erhalten hatte; dieser artete aber bei der herrschenden Genußsucht und Habgier in einen räuberischen Sinn aus, und machte die Spartaner den Mainoten ähnlich, welche heut' zu Tage das Land derselben bewohnen. Man könnte sogar fast sagen, daß der damals noch aus siebenhundert Familien bestehende Adel oder die eigentlichen Spartaner (s. Th. I. S. 274 und 278) eine Schaar von Rittern bildeten, die als ebensoviele Anführer von Klephten räuberische Unternehmungen zu Wasser und zu Land machten. Einem solchen Klephten-Führer ist auch der Mann zu vergleichen, welcher den epirotischen König Pyrrhus zum Zuge gegen Sparta bewog. Kleonymus, der Sohn des Königs Kleomenes II., war, als sein Vater starb, zum Vortheil seines Neffen Areus I. von der Nachfolge ausgeschlossen worden. Er verließ daher seine Vaterstadt, und begab sich nach Italien, wohin er von den Tarentinern gerufen worden war, um ihnen mit einer Söldnerschaar gegen die Lucaner Hülfe zu leisten. Auf dem Vorgebirg Tänarum, dem Hauptsammelplatze griechischer Söldlinge, warb er fünftausend Mann; diese vermehrte er in Italien selbst bis auf zwanzigtausend. Er schreckte dadurch die Lucaner so sehr, daß sie sogleich Frieden mit Tarent machten. Kleonymus, der nichts Anderes im Auge hatte als Abenteuer und Beute, verband sich hierauf mit den Lucanern zu einer Unternehmung gegen die Stadt Metapontum. In diese drang er unter

dem Schein der friedlichsten Absichten, machte sich aber zu ihrem Herrn, erpreßte von den Bürgern große Summen, und schwelgte auf ihre Kosten fast noch ärger, als einst Demetrius Poliorketes in Athen. Dann segelte er mit seiner rohen Schaar nach Korcyra, bemächtigte sich der Hauptstadt dieser Insel, und hauste auch hier wie ein Anführer von Vagabunden. Nachher lebte er wieder eine Zeitlang in Sparta; hier erlitt er aber durch Akrotatus, den Sohn des Königs Areus I., eine schwere Beleidigung. Dieser ausschweifende junge Mann, welcher allen Weibern gefiel und alle, die ihm gefielen, verführte, lebte mit Kleonymus Gattin in einer öffentlichen Verbindung. Kleonymus verließ tief gekränkt seine Vaterstadt, begab sich zu Pyrrhus, und bewog diesen zu einem Zuge gegen Sparta. Unter dem Vorwande, die von Antigonus besetzten Städte zu befreien, erschien Pyrrhus mit fünf und zwanzigtausend Mann zu Fuß, zweitausend Reitern und vier und zwanzig Elephanten unerwartet schnell in der Halbinsel (272 v. Chr.).

Pyrrhus zog gerades Wegs auf Sparta los, wo seine plötzliche Ankunft Alles in Schrecken setzte, zumal da der eine der beiden Könige, Areus I., auf einem nach Kreta unternommenen Raubzuge abwesend war. Hätte der epirotische König noch an dem nämlichen Abend, an welchem er bei Sparta anlangte, die Stadt gestürmt, so wäre sie gewiß in seine Hände gefallen; er hielt dies aber nicht für nöthig, und der Verzug einer einzigen Nacht änderte die ganze Lage der Dinge. Die Spartaner gewannen dadurch Zeit, ihre Stadt, welche schon vor dem Angriff des Demetrius Poliorketes einen Wall und Graben erhalten hatte, in aller Eile noch mehr zu befestigen. Die Mehrzahl der Bürger hatte zwar schon jeden Gedanken an Widerstand aufgegeben, allein die Ermunterung ihrer Weiber, deren Frechheit bei dieser Gelegenheit der Stadt zum Heile gereichte, und die Beschämung, daß sie durch Weiber an die Tapferkeit ihrer Ahnen erinnert wurden, wirkten Wunder. Die Gemahlin des Kleonymus zog mit einem Strick um den Hals auf den Straßen umher, und rief laut aus, sie werde sich, sobald Pyrrhus siege, erwürgen, damit sie nicht in Kleonymus Hände falle. Eine andere Frau des königlichen Hauses, Archidamia, erschien mit einem Schwerte umgürtet in der Rathsversammlung, und erklärte, daß sie entschlossen sei, den Untergang der

Vaterstadt nicht zu überleben. Alle vereinigten sich hierauf zu einem gemeinschaftlichen verzweifelten Widerstande. Während der Nacht wurde an der Stelle, wo man am leichtesten in die Stadt eindringen konnte, ein neuer Graben gezogen; alle Einwohner, selbst Frauen und Mädchen, legten Hand an, und am anderen Morgen war die Befestigung fertig. Als Pyrrhus seinen Angriff machte, wurde er nach einem hartnäckigen, bis spät in die Nacht hinein dauernden Kampfe zurückgeschlagen. Am folgenden Tag gelang es ihm zwar, an der Spitze seiner Truppen in die Stadt einzudringen, allein sein Pferd wurde unter ihm getödtet, und die dadurch entstandene Verwirrung nöthigte ihn und seine Schaar, sich wieder aus der Stadt zurückzuziehen. Vielleicht wäre indessen Sparta doch erobert worden, wenn nicht Pyrrhus in der Hoffnung, daß die durch eine zweitägige anhaltende Vertheidigung erschöpften und größtentheils verwundeten Spartaner sich freiwillig ergeben würden, seinem Heere Ruhe gestattet hätte. Noch ehe er hierauf den Kam f wieder begonnen hatte, traf der König Areus mit zweitausend Söldnern aus Kreta ein. Auch Ameinias, des Antigonus Befehlshaber zu Korinth, erschien zu derselben Zeit mit Hülfstruppen bei Sparta. Pyrrhus wiederholte zwar auch jetzt noch einige Male den Angriff, wurde aber stets zurückgeschlagen. Als er die Unmöglichkeit Sparta einzunehmen erkannte, brach er auf, und zog eine Zeitlang plündernd in Lakonien umher, weil er mit seinen Schaaren nicht anders als vom Raube leben konnte.

Die oben angegebenen Verhältnisse, welche Pyrrhus Zug gegen Sparta veranlaßten, zeigen, wenn es überhaupt eines besonderen Beweises bedürfte, aufs deutlichste, daß jede Möglichkeit, unter den damaligen Griechen eine freie Verfassung zu erhalten, verschwunden war. Ebendasselbe geht aus dem Umstande hervor, welcher den epirotischen König zum Abzug aus dem Lande der Spartaner bewog. Auch in der Stadt Argos nämlich stritten zwei Männer, Aristippus und Aristeas, um die Herrschaft, und da der Erstere von Antigonus unterstützt wurde, so wandte sich der Letztere an Pyrrhus um Hülfe. Dieser folgte sogleich der erhaltenen Aufforderung, und brach mit seinen Truppen nach Argos auf. Als er aber in die Nähe dieser Stadt kam, war bereits auch Antigonus Gonatas, welcher nach Pyrrhus Entfernung Macedonien wieder

eingenommen hatte, mit einem Heere herbeigezogen. Beide Könige lagerten sich in der Umgegend der Stadt, Pyrrhus aber ließ nach seiner abenteuerlichen Art den Antigonus alsbald auffordern, durch einen Zweikampf mit ihm den Streit über die Herrschaft zu entscheiden. Antigonus gab ihm die ebenso passende als witzige Antwort: er führe den Krieg nicht als Klopffechter, sondern als General; wenn Pyrrhus die Lust am Leben verloren habe, so stünden ihm ja tausend andere Wege zum Tode offen. Die Argiver, die sich zwiefach bedroht sahen, beschworen beide Könige, sich aus dem Gebiete von Argos zu entfernen und ihren Streit anderswo mit einander auszumachen. Antigonus zog sich hierauf sogleich zurück. Pyrrhus dagegen stellte sich zwar ebenfalls, als wenn er abziehen wolle, erschien aber in der nächsten Nacht plötzlich vor einem Thore der Stadt, welches Aristeas ihm zu öffnen versprochen hatte. Zum Unglück für ihn war das Thor so niedrig, daß er seinen Elephanten erst die Thürme mußte abnehmen lassen, er verlor sowohl dadurch, als durch den heftigen Widerstand, den er in der Stadt selbst fand, viele Zeit; Antigonus, an welchen Aristipp sogleich Boten gesandt hatte, konnte daher die gewünschte Hülfe noch zeitig genug nach Argos schicken. Zu gleicher Zeit mit den Truppen des Antigonus erschien auch Areus, welcher beim Abzuge des Pyrrhus aus Lakonien ihm auf dem Fuße gefolgt war. Antigonus war klug genug, mit seinem Hauptheer nicht in die Stadt selbst einzurücken, sondern sich vor den Mauern in einen Hinterhalt zu legen und von dort aus den Kampf zu leiten. Pyrrhus dagegen drang tollkühn vor, und sah, als es Tag wurde, zu spät seinen Fehler ein. Er suchte nun die Stadt wieder schnell zu räumen, gerade unter dem Thor aber, durch welches seine Truppen sich zurückziehen wollten, stürzte ein Elephant nieder, und versperrte den Durchgang, während von hinten her die Feinde heftig nachdrängten. Pyrrhus selbst stürzte sich auf die verfolgenden Feinde, wurde aber durch einen Lanzenstich leicht verwundet. Als er sich gegen den Angreifenden, einen Argiver von geringer Herkunft, wandte, riß die Mutter desselben, welche von dem Dache des nächsten Hauses her die Gefahr ihres Sohnes erkannte, eine steinerne Platte los, und warf sie auf Pyrrhus. Der schwere Stein fiel dem Könige gerade auf das Haupt, und betäubte ihn so sehr, daß

er augenblicklich besinnungslos vom Pferde herabstürzte. Einer von Antigonus Offizieren erkannte den Gefallenen, und schnitt ihm den Kopf ab. Alkyoneus, der zweite Sohn des Antigonus, nahm den Kopf, ritt zu seinem Vater, und warf ihm denselben vor die Füße. Empört über diese Rohheit schlug Antigonus seinen Sohn, nannte ihn einen Barbaren, und wies ihn von sich. Er selbst verhüllte sein Gesicht mit dem Mantel und weinte, weil der plötzliche Tod des Pyrrhus ihn an den gleich raschen Glückswechsel seines Vaters Demetrius Poliorketes und seines Großvaters Antigonus erinnerte. Die Argiver gewannen durch den Tod des Pyrrhus nichts weiter, als daß ihre Stadt nicht geplündert wurde, weil es für sie ganz gleichgültig war, ob Aristipp, welchen Antigonus ihnen als Herrscher aufdrang, oder des Pyrrhus Schützling Aristeas ihr Gebieter war (272 v. Chr.).

Von jetzt an strebte Antigonus, den Peloponnes und das ganze übrige Griechenland mit seinem Reiche zu vereinigen, und es würde ihm ohne Zweifel gelungen sein, diesen Plan durchzusetzen, wenn ihn nicht die egyptische Politik daran gehindert hätte. Ptolemäus Philadelphus, welcher viele Inseln im ägäischen Meere besaß, unterstützte mit Schiffen und Truppen die von Antigonus angegriffenen oder mit seiner Herrschaft unzufriedenen Griechen, und setzte nachher durch sein Geld auch Pyrrhus Sohn, Alexander II., in den Stand, mit Erfolg in Macedonien einzufallen. Die Herrschaft aller Könige jener Zeit beruhte fast allein auf Miethtruppen, sie schwankte daher stets wie die Treue dieser Leute, die mit ihrem Leben Handel trieben. Dies zeigte sich auch, als Alexander II. von Epirus in Macedonien einbrach. Antigonus Truppen gingen zum Feinde über, welcher hierauf ganz Macedonien besetzte. Freilich wurde das Land bald nachher auch diesem ebenso schnell, als er es erobert hatte, wieder genommen. Wir übergehen das Einzelne der Geschichte Griechenlands in der letzten Zeit des Antigonus, und bemerken nur, daß dieser König, der nach dem Kriege mit Alexander II. im ungestörten Besitze Macedoniens blieb, und bis 243 oder wahrscheinlicher bis 240 v. Chr. lebte, die Herrschaft im gesammten Griechenland nicht erlangte, daß an vielen Orten des Peloponnes einzelne Bürger die Verhältnisse benutzten, um sich zu Tyrannen aufzuwerfen, und daß noch vor Antigonus Tode die Aetoler, deren Cantone damals eine enge Verbindung mit einander

geschlossen hatten, sowie die ebenfalls in einem Bunde vereinigten Städte von Achaja eine politische Bedeutung erhielten, durch welche die ganze Lage der Dinge geändert ward.

7. Der achäische und ätolische Bund.

Während in allen anderen griechischen Staaten die Freiheit unterging, oder doch nur von Zeit zu Zeit wieder einmal auflebte, wurden im Peloponnes und im Westen des mittleren Griechenlands zwei Staatenbünde die Hauptmächte von Griechenland. Diese waren der Bund der Achäer und der der Aetoler. Beide hatten den Zweck, eine Anzahl kleiner, an sich schwacher Städte oder Cantone so mit einander zu vereinigen, daß sie nach Außen ein geschlossenes, von einem jährlich neugewählten Oberhaupte geleitetes Ganze bildeten, im Innern aber weder von einander abhängig, noch auch in ihren inneren Einrichtungen gehemmt und gebunden waren. Das Letztere fand nur in so weit Statt, daß alle Verbündeten die Pflicht hatten, den allgemeinen Bestimmungen der Bundesversammlung zu gehorchen, und daß die Gesetze der einzelnen Staaten denen des Bundes nicht widerstreiten durften. Kurz, beide Bündnisse stellten sich die schwierige Aufgabe, eine Anzahl kleinerer Staaten, welche ihre Selbstständigkeit behalten sollten, vereint zu einer bedeutenden Macht emporzuheben, und so den allen größeren Staaten anhaftenden Nachtheil zu vermeiden, welcher in Centralisation und in der Verwischung des besonderen Charakters und Lebens der einzelnen Theile des Ganzen besteht. Da solche Versuche ebensowohl zu allen Zeiten und unter allen Völkern, als auch namentlich heut' zu Tage in der Schweiz und in Amerika kein glückliches Resultat gehabt haben, so ist es um so mehr zu bedauern, daß das, was wir von den Achäern und Aetolern wissen, allzu ungenügend ist, um daraus eine klare und genaue Erkenntniß gewinnen zu können. Wir wollen indessen Einiges über diese Staatenbünde anführen, und beginnen mit der Darstellung des ätolischen, weil er der älteste von beiden war.

Die Aetoler waren von jeher ein nur wenig civilisirtes Bergvolk, welches bis zur Zeit des peloponnesischen Kriegs von den übrigen Griechen als ein halbbarbarisches angesehen wurde.

Ihr moralischer Zustand war in diesen letzten griechischen Zeiten ebenso schlecht, als der der Athener oder anderer gebildeten Völker Griechenlands. Die Aetoler waren roh und verdorben zugleich, die Bürger der anderen griechischen Staaten dagegen überbildet und moralisch entartet. Die Ersteren glichen einer Räuberbande, die Letzteren verdorbenen Höfen. Jene waren vom Naturzustande sogleich zur Entartung übergegangen, und zeigten in ihren Genüssen Rohheit und Brutalität; diese dagegen hatten wenigstens Poesie und Philosophie als Trostmittel der Verdorbenheit aus dem Schiffbruche der Ordnung und Zucht gerettet. Die Aetoler pflegten, wie man häufig bei Soldaten und Seeleuten findet, ihre Zeit zwischen ausgelassener Schwelgerei und den Anstrengungen des Kampfes zu theilen, und waren fast insgesammt in Schulden versunken. Dabei besaßen sie eine so große Habgier und Plünderungslust, daß sie wegen ihrer Räubereien allgemein verhaßt waren. Tapferkeit und Kriegszucht fand man allerdings unter den Aetolern, und ein Schriftsteller des Alterthums sagt von ihnen, sie seien im Kriege ebenso verschwenderisch mit ihrem Leben gewesen, als ausschweifend in ihren Genüssen. Aetolische Officiere wurden daher, gleich den Albanesen unserer Tage, von den syrischen und egyptischen Herrschern vor allen Anderen gesucht und von diesen so gut bezahlt, daß z. B. in Egypten jeder ätolische Oberst, außer den Lieferungen für seinen Unterhalt, einen täglichen Sold von etwa drei und vierzig Gulden oder vier und zwanzig Thalern erhielt. Obgleich die Aetoler fast gar keinen Kunstsinn hatten, so machten sie es bei ihren Raubzügen doch gerade so wie die donischen Kosaken: sie trugen in ihren zu Thermum befindlichen Haupttempel, wie die Elstern in ihr Nest, alles zusammen, was sie irgendwo an Statuen, Gemälden und Kostbarkeiten rauben konnten. Von den Verbesserungen der seit Iphikrates Zeit so sehr fortgeschrittenen Kriegskunst hatten sie nichts angenommen, denn sie besaßen weder Kriegsmaschinen noch künstlich angelegte Festungen. Dessen ungeachtet zeichneten sie sich im Kampfe vor allen anderen griechischen Völkerschaften aus, und waren das einzige Volk, welches gegen die Nachfolger Alexander's stets mit Glück focht, und seine Freiheit gegen die Angriffe derselben behauptete. Der Grund davon lag nicht etwa blos in ihrem ausgezeichneten Muthe, sondern hauptsächlich darin, daß sie

damals allein von allen griechischen Völkerschaften eine eigentliche Nationalmacht bildeten, weil sie allein ohne Söldner auszogen. Dieser Vorzug und ihre Vereinigung in einen Bund gab ihnen nicht nur in den Kriegen jener Zeit ein großes Gewicht, sondern erhob sie auch, trotz ihrer Rohheit, neben den Achäern zur Hauptmacht von Griechenland.

Über den Ursprung ihrer Cantonalverbindung, welche man später den ätolischen Bund zu nennen pflegte, sind wir im Dunkeln. Sie wurde keineswegs erst kurz vor der Zeit, in welcher die Aetoler ihre große Bedeutung erhielten, neu gegründet, war aber doch früher nichts Anderes, als was auch die böotische, thessalische und so viele andere griechischen Stamm-Verbindungen gewesen waren, ein Verein von Cantonen und Ortschaften, welcher aus der gemeinschaftlichen Abstammung und aus der Übereinstimmung der Gebräuche und des Dialekts entsprungen war. Die Geschichte der Thessalier, Böotier, Phokier und anderer auf ähnliche Weise unter sich verknüpften Völkerschaften zeigt, wie lose alle solche Verbindungen waren, wenn auch eine allgemeine Versammlung an einem bestimmten Orte Statt fand, gemeinschaftliche Opfer gehalten, und Beamten des Bundes ernannt wurden. Der ätolische Bund hatte nicht fester zusammen gehalten, als die anderen, bis im Jahr 322 v. Chr. Antipater in Verbindung mit Kraterus die verbündeten Cantone in ihrem eigenen Lande angriff (s. Th. II. S. 455.). Antipater würde damals, wenn die Herrschsucht des Perdikkas ihn nicht genöthigt hätte, nach Asien zu ziehen, die Aetoler gewiß bezwungen haben, und drohte bei seinem Abzuge ernstlich, daß er sobald als möglich wieder zurückkehren und das ganze Volk, als unruhige und gefährliche Nachbarn, aus seinem Raubsitze vertreiben und nach Asien versetzen werde. Diese gemeinschaftliche Gefahr vereinigte damals die einzelnen Cantone inniger als je zuvor, und brachte in die erstarrten Formen ihrer alten Verbindung neues Leben. Seit dieser Zeit bildete sich der Bund immer mehr aus. Er nahm bald nachher auch Manches aus dem achäischen Bunde an; es ist aber für uns unmöglich, das Ursprüngliche und Alte der ätolischen Bundesverfassung von dem Neuen und Nachgeahmten zu unterscheiden.

Krieg war der Hauptzweck des Bundes, und zwar Angriffskrieg zum Behuf des Raubens und Vertheidigungskrieg gegen die Rache der Beraubten. Deshalb war auch der Titel des jährlich neugewählten Bundeshauptes, Strateg d. i. Anführer oder Feldherr, für den Vorsteher und Leiter des ätolischen Bundes weit passender, als für das Oberhaupt des achäischen Bundes, weil dieser nur zur Vertheidigung geschlossen war. Den nächsten Rang nach dem Strategen, welchem das Commando im Kriege und die Ausführung der Bundesbeschlüsse oblag, hatte der Hipparch oder der Anführer der Reiterei, der Dritte war der sogenannte Bundesschreiber oder der Staatssekretär für die inneren und auswärtigen Angelegenheiten. Diese drei höchsten Beamten nebst einer Anzahl anderer von geringerem Range wurden von der Bundesversammlung erwählt, und zwar immer nur auf Ein Jahr. Auch gab es einen von dieser Versammlung ernannten Ausschuß oder Bundesrath, welcher der Rath der Apokleten hieß, und alle Gegenstände, die in derselben zur Berathung vorkommen sollten, einzuleiten und vorzubereiten hatte; denn die Beschlüsse mußten in Aetolien ebenso, wie bei den Germanen in ihren März-Versammlungen, dem Volke zur Verwerfung oder Annahme stets ganz fertig vorgelegt werden. In der Bundesversammlung hatte jeder ätolische Bürger Sitz und Stimme. Sie war die höchste und entscheidende Behörde des Bundes, und wurde regelmäßiger Weise jedes Jahr einmal gehalten, und zwar bei dem Apollo-Tempel zu Thermum. Ihre Thätigkeit bestand darin, daß sie die Bundesbeamten ernannte, die Vorschläge des Strategen und der Apokleten bestätigte oder verwarf, Krieg und Frieden beschloß, Bündnisse mit anderen Staaten machte, fremde Gesandten anhörte und Privilegien ertheilte. Den Vorsitz und Vortrag hatte der Strateg, dieser war aber, gleich den Präsidenten unserer Ständekammern, von der Berathung über den vorliegenden Gegenstand ausgeschlossen. Wie weit sich die Macht der Bundesversammlung in inneren Angelegenheiten und ihre Obervormundschaft über die einzelnen Staaten erstreckte, ist unbekannt. Übrigens wurden zuweilen auch die Phokier, die Lokrer und ein Theil der Arkader vorübergehend in den Bund aufgenommen, und die Städte des südlichen Thessaliens waren seit dem Einfall der Gallier sogar sehr oft mit dem Bunde vereinigt, was ihnen den doppelten Vortheil

gewährte, daß sie einerseits vor den Räubereien der Aetoler selbst bewahrt blieben, und andererseits gegen die macedonischen Könige geschützt wurden.

Etwas genauer, als über die Verbindung der räuberischen Stämme der Aetoler, sind wir über den achäischen Bund unterrichtet, obgleich uns auch über diesen keine zusammenhängenden Nachrichten überliefert worden sind. Die Achäer, welche bis zur Zeit Alexander's des Großen in der griechischen Geschichte kaum erwähnt werden, waren elfhundert Jahre v. Chr. in den nach ihnen benannten nördlichen Küstenstrich des Peloponnes eingewandert (s. Th. I. S. 218 und 259). Anfangs herrschten Könige in den achäischen Städten, nachher aber wandelten die Achäer gleich den übrigen Griechen die monarchische Regierungsform in die republikanische um, und es entstanden zwölf kleine, in einen Bund vereinigte Demokratieen. An den allgemeinen Angelegenheiten Griechenlands nahmen diese zwölf Städte bis nach Alexander's des Großen Tode keinen Antheil; unter einander aber scheinen sie fast ohne Unterbrechung in Eintracht und Frieden gelebt zu haben. Beides änderte sich unmittelbar nach Alexander's Tod. Damals geriethen die achäischen Bundesstädte in Zwietracht, und die Arglist der um den Besitz von Griechenland und Macedonien streitenden Generale bewirkte, daß der Bund sich ganz auflöste, und jede Stadt auf Kosten der übrigen ihren Vortheil suchte. In Folge davon wurden einige Städte von Demetrius Poliorketes, Kassander und Antigonus Gonatas unterjocht, in anderen aber warfen sich Tyrannen auf. Dieser Zustand dauerte bis gegen das Jahr 280 v. Chr., wo die Achäer zur früheren Eintracht zurückzukehren anfingen. Vier achäische Städte richteten zuerst den alten Bund wieder auf, bald nachher versagten aber auch die übrigen Städte die macedonischen Besatzungen oder ihre Tyrannen, und traten dem Bunde bei. Nach kurzer Zeit war in ganz Achaja die alte demokratische Conföderation wieder hergestellt, doch blieben damals die beiden Hauptorte der Nordküste des Peloponnes, Korinth und Sikyon, welche übrigens nie zu Achaja gerechnet worden waren, noch immer in der Gewalt des Antigonus Gonatas. Da die anderen Städte nur unbedeutende Orte waren, so würde der Bund die Freiheit derselben nicht sicher gestellt und nie große Bedeutung in der griechischen Geschichte er-

halten haben, wenn nicht, dreißig bis vierzig Jahre nach seiner Erneuerung, auch diese Städte sich frei gemacht und an die Achäer angeschlossen hätten.

Der neue achäische Bund war viel fester, als der alte. Dieser war nämlich nichts Anderes gewesen, als eine der vielen griechischen Amphiktyonieen, d. h. eine lose Verbindung der Städte mit einander, durch welche diese nicht einmal gegen andere Völker ein Ganzes bildeten, da z. B. keine Stadt gehindert war, für sich allein Krieg zu führen oder ein Bündniß mit nicht-achäischen Staaten zu schließen. Der erneuerte achäische Bund dagegen war ein festes Schutz- und Trutz-Bündniß, durch welches nicht blos alle auswärtigen Verhältnisse den einzelnen Staaten entzogen und der gemeinschaftlichen Entscheidung Aller unterworfen, sondern sogar die inneren Angelegenheiten zum Theil als Bundessache angesehen wurden. Jeder einzelne Staat hatte nämlich zwar seine eigene unabhängige Verwaltung mit selbstständigen Behörden, Volksversammlungen und Gerichten, war aber dabei doch an gewisse allgemeine Vorschriften gebunden, alle Staaten mußten z. B. gleiches Maß und Gewicht und den gleichen Münzfuß haben, und es gab für die innere Verwaltung gewisse gesetzliche Bestimmungen, welche vom Bunde getroffen worden waren und für alle galten. Übrigens dehnte sich, wie schon das angegebene Beispiel von Sikyon und Korinth zeigt, auch der achäische Bund gleich dem ätolischen nach und nach über andere griechischen Völkerschaften und Städte aus.

Der eigentliche Souverain oder die höchste und herrschende Macht des Bundes war die allgemeine Versammlung, welche regelmäßig jedes Jahr zweimal an bestimmten Tagen in Aegium, außerordentlicher Weise aber auch zu einer anderen Zeit und in anderen Städten gehalten wurde. Nach der gewöhnlichen Meinung konnte jeder Bürger eines der verbündeten Staaten in derselben erscheinen und mitstimmen. Dies ist indeß nicht unzweifelhaft gewiß, und es könnte, nach einigen Stellen eines griechischen Geschichtschreibers, die Einrichtung auch so beschaffen gewesen sein, daß nur eine Anzahl auserlesener Bürger der einzelnen Staaten die Bundesversammlung gebildet hätte. Wenn dies, was jedoch nicht bewiesen werden kann, wirklich der Fall war, so würden die Achäer das erste im Alterthum vorkommende Beispiel einer Ver-

tretung des Volks durch Deputirte gegeben haben. Obgleich übrigens, wenn wir die gewöhnliche Meinung beibehalten, jeder Bürger in der Bundesversammlung sich einfinden, einen Vorschlag machen, mitreden und mitstimmen konnte, so erschienen doch, wie dies in der Natur der Sache selbst liegt, in der Regel nur die Reichen und Vornehmen, und die Regierung war also zwar demokratisch, nicht aber ochlokratisch oder mit anderen Worten der großen Masse anheimgegeben. Dies trifft indessen blos die gewöhnlichen Versammlungen, bei welchen das Volk nur Langeweile gehabt hätte und die Kosten der Reise scheute; in stürmischen Zeiten wurden einzelne Versammlungen sehr zahlreich besucht, und boten alle jene Erscheinungen dar, welche sich in unbeschränkten Demokratieen zu zeigen pflegen. Keine Bundesversammlung durfte länger als drei Tage dauern. Die vorgelegten Gegenstände waren daher alle gehörig vorbereitet, jeder einzelne Bürger mußte sich bei der Berathung und Abstimmung auf einen kurzen Vortrag seiner Meinung beschränken, und die ganze Verhandlung konnte wegen der Kürze der Zeit im Grunde nur aus Verwerfung oder Annahme mit sehr kurzer Berathung bestehen. Die Versammlung faßte Beschlüsse über Krieg und Frieden, über die Aufnahme neuer Bundesglieder, über Bündnisse mit fremden Staaten, kurz, über alle auswärtigen Verhältnisse, sie ernannte die Gesandten des Bundes, und gab denen fremder Staaten Audienz, sie erwählte die Bundesbeamten, und hatte die letzte Entscheidung in allen allgemeinen Angelegenheiten.

Der höchste Beamte des Bundes war der sogenannte Strateg. Dieser hatte die ausübende Gewalt, leitete die Bundesversammlung, in welcher er allein eine lange Rede für oder wider halten durfte, und führte den Oberbefehl im Kriege. In der ersten Zeit nach der Wiederherstellung des Bundes hatte man stets zwei jährlich neu ernannte Strategen oder Bundeshäupter; fünf und zwanzig Jahre später aber fing man an, immer nur einen einzigen Strategen zu erwählen. So wie die Achäer durch diese Änderung zu erkennen gaben, daß sie das Bedürfniß einer monarchischen Regierung, welches damals überall in Griechenland gefühlt ward, zu befriedigen suchten, so näherten sie sich der monarchischen Form noch mehr dadurch, daß sie ausgezeichnete Strategen meistens ent-

weder im nächsten Jahre oder doch bald nachher wieder erwählten. Gleich der Erste, welcher nach jener Änderung an der Spitze des Bundes stand, wurde vier Jahre hintereinander zum Strategen gewählt, und von den beiden berühmtesten Strategen der Achäer, Aratus und Philopömen, wurde der Erste in zwei und dreißig Jahren siebenzehnmal, der Letztere in vier und zwanzig Jahren achtmal zu diesem Amte berufen. Die nächsten Beamten nach dem Strategen waren der Bundesschreiber oder Staatssekretär und der Hipparch. Auch gab es einen aus mehreren Mitgliedern bestehenden Bundes- oder Staatsrath, welcher dem Strategen als berathende Behörde beigeordnet war, bei politischen Unterhandlungen die Einleitung traf, und die Sachen bis auf den Punkt beendigte, daß sie zur Entscheidung reif waren; über die Ernennung, Einrichtung und eigentliche Thätigkeit dieses Rathes aber fehlen uns sichere Angaben.

Dadurch, daß so wichtige Städte wie Korinth und Sikyon und bald nachher noch andere dem achäischen Bunde beitraten, und daß Aratus von Sikyon demselben vermittelst seiner Verbindung mit dem Könige von Egypten ein großes Gewicht verschaffte, wurde dieser Bund bald aus einer Vereinigung, welche einige kleinen Orte für die Erhaltung von Rechten, die ihnen zu entreißen kaum der Mühe lohnte, geschlossen hatten, zu einer Hauptmacht von Griechenland gemacht.

8. Die Zeit des Aratus und Kleomenes III.

Die als Sitz einer der besten Kunstschulen ausgezeichnete Stadt Sikyon im Peloponnes (s. Th. II. S. 308) behauptete zur Zeit Alexander's des Großen und seiner nächsten Nachfolger noch immer ihre alte Bedeutung für die Kunst. Dies ging so weit, daß selbst Apelles für nöthig gehalten hatte, sich dort ebenso, wie unsere Maler in Rom, eine Zeitlang aufzuhalten, blos damit es heiße, er sei in Sikyon gewesen und habe daselbst seine Studien gemacht. Auch gehörten noch nach Apelles Zeit die dortigen Sammlungen von Gemälden und Statuen zu den besten und vollständigsten aller griechischen Städte, und Aratus wurde hauptsächlich durch diesen Vorzug seiner Vaterstadt in den Stand gesetzt, sich die Gunst des

zweiten Ptolemäus zu erwerben: er kaufte nämlich seltene ältere Gemälde, die sonst nirgends zu haben waren, in seiner Vaterstadt auf und schenkte sie dem egyptischen Könige. Diese Bedeutung Sikyon's dauerte selbst dann noch fort, als dasselbe alles erlitten hatte, was eine Stadt Hartes erleiden kann. Die Sikyonier hatten im Kampfe der Generale Alexander's und ihrer Söhne mehrere Belagerungen auszuhalten, dann warf sich ein Tyrann nach dem anderen unter ihnen auf, und jeder derselben übte Grausamkeiten und Bedrückungen aller Art. So innig waren aber Wissenschaft und Kunst mit dem Wesen und Leben der alten Griechen verschmolzen, daß alle diese Gewalthaber sich ebenso, wie Dionysius I. in Syrakus (s. Th. II. S. 249 ff.) und wie die italiänischen Tyrannen des Mittelalters, angelegentlich mit Beiden beschäftigten. Sikyon behauptete, ungeachtet des Druckes seiner despotischen Gewalthaber, fortwährend seinen alten Ruhm, und behielt das größte Ansehen unter den Städten des Peloponnes. Ja, es erlangte in jener traurigen Zeit noch insbesondere dadurch eine größere Wichtigkeit, daß Demetrius Poliorketes es zu einer festen Stadt gemacht hatte.

Einer der Tyrannen von Sikyon, Abantidas, hatte viele freisinnigen oder besonders einflußreichen Bürger theils umbringen lassen, theils aus der Stadt vertrieben. Zu den Getödteten gehörte auch Kleinias, einer der angesehensten Männer der Stadt. Der Sohn desselben, Aratus, war beim Tode seines Vaters als siebenjähriger Knabe zu einem Gastfreunde seiner Familie nach Argos gerettet worden, und verlebte hier seine Jugendzeit. Als er zwanzig Jahre alt geworden war, dachte er an die Befreiung seiner Vaterstadt, in welcher unterdessen nicht nur Abantidas, sondern auch dessen Nachfolger in der Herrschaft erschlagen worden war, und ein dritter Tyrann, Nikokles, sich der Regierung bemächtigt hatte. Aratus war ganz der Mann zu einem solchen Unternehmen, da er einer der angesehensten Familien von Sikyon angehörte, ein sehr großes Vermögen besaß, und von seinem Vater her mit den beiden Königen Antigonus Gonatas und Ptolemäus Philadelphus in dem Verhältnisse der sogenannten Gastfreundschaft stand. Es konnte ihm nicht schwer fallen, einen Theil seiner vertriebenen Landsleute zu einer Verschwörung zu bewegen, welche die Befreiung Sikyon's zum Zwecke hatte, und an deren Spitze er selbst als Leiter

und Anführer stand. Mit einer Schaar von Söldnern und bewaffneten Sklaven näherten sich die Verschworenen in einer Nacht den Mauern der Stadt, erstiegen dieselben an einer Stelle, an welcher dies leicht zu bewerkstelligen war, und überfielen unversehens die Hauptwache. Sie riefen hierauf sogleich das Volk zur Freiheit auf, und steckten das Haus des Tyrannen in Brand. Dieser wurde durch den unerwarteten Überfall und die dadurch entstehende Verwirrung außer Stand gesetzt, etwas zur Behauptung seiner Herrschaft zu thun, er ergriff daher schleunig die Flucht, und die Stadt wurde von seinem Joche befreit, ohne daß dabei auch nur ein einziger Mensch das Leben verloren hätte (252 v. Chr.). Dagegen brachte die Rückkehr der Verbannten die Stadt in die Gefahr, durch innere Zwietracht in neues Unglück zu gerathen. Die Verbannten gehörten nämlich größtentheils zu den reichsten Bürgern, und ihre Güter waren von den Tyrannen eingezogen oder verkauft worden; sie verlangten jetzt dieselben zurück, und erregten dadurch eine bedenkliche Verwirrung. Aratus benutzte, um diese Gefahr zu beseitigen, sein Verhältniß zu dem egyptischen Könige, welcher alle Ursache hatte, den einflußreichsten Mann einer so wichtigen griechischen Stadt sich verbindlich zu machen. Ptolemäus Philadelphus schenkte dem Aratus viermalhundert dreißig bis viermalhundert sechszig tausend Gulden (zweimalhundert vierzig bis zweimalhundert fünfzig tausend Thlr.) unseres Geldes, und mit Hülfe dieser Summe brachte der Befreier von Sikyon nicht nur die streitigen Besitzverhältnisse in Ordnung, sondern half auch der augenblicklichen Noth der ärmeren Bürger ab.

Aratus begnügte sich nicht damit, seine Vaterstadt von der Herrschaft eines Tyrannen erlöst zu haben, sondern suchte auch die wieder errungene Freiheit derselben für die Zukunft zu sichern. Dies war nicht anders möglich, als wenn Sikyon ein Glied des achäischen Bundes wurde, welcher die gemeinschaftliche Beschützung jeder einzelnen Bundesstadt gegen Unterdrückung zum Hauptzweck hatte. Sikyon war überdies dadurch, daß fünfzig Jahre lang ein Tyrann den anderen gestürzt und jeder von diesen einen Theil der Bürger vertrieben hatte, in seinem Wohlstand sehr herabgedrückt worden, und glich einem gesunkenen Fürstenhause, dessen Armuth um so auffallender ist, je größer sein früheres Ansehen war. Aratus

gab der Stadt den alten Glanz wieder, und sicherte zugleich ihre Freiheit, indem er sie bewog, sich dem achäischen Bunde anzuschließen. Dies war auch deshalb nöthig, weil die Stadt gegen die Aetoler und gegen den König von Macedonien Schutz bedurfte. Der Letztere strebte nach der Herrschaft über alle griechischen Städte, und die Ersteren hatten erst kurz vor dem Sturz des Nikokles den Versuch gemacht, sich Sikyon's zu bemächtigen. Aratus erhielt, bald nachdem die Stadt sich an die Achäer angeschlossen hatte, durch seinen Reichthum, seine Freigebigkeit und sein Verhältniß zu dem glänzenden König von Egypten großes Ansehen im Bunde, besonders da er sich sogleich unter die achäischen Reiter hatte einschreiben lassen, und die armen Strategen aus den kleinen Ortschaften sich nicht wenig geschmeichelt fühlten, daß ein so vornehmer, von Königen geehrter Mann aus einer großen Stadt unter ihrem Befehle diene. Aratus erhielt also auf ganz natürliche Weise bald die Hauptrolle im achäischen Bunde und dadurch einen Rang neben den Königen seiner Zeit. Es ist daher nöthig, vor der Erzählung des weiteren Verlaufs der Dinge einige Worte über seine Bildung und seinen Charakter zu sagen.

Aratus hatte in seiner Jugend sich fast nur mit Ring-Übungen beschäftigt und die Schulstudien bei Rhetoren, Sophisten und Philosophen vernachlässigt; indessen bewiesen, wie ein griechischer Geschichtschreiber sagt, die von ihm verfaßten, leider nicht auf unsere Tage gekommenen Denkwürdigkeiten seines Lebens, daß sich die Schulkünste auch ohne Meister erlernen lassen. In Egypten, wohin er sich bald nach der Befreiung Sikyon's begab, fand der Hof seine Unterhaltung ganz vortrefflich. Die dortigen Gelehrten und die feine Welt von Alexandria grübelten und unterhielten sich sehr gern über die Urzeit, und da Sikyon eine uralte Kunst, sowie Priester und Könige der pelasgischen Zeit hatte, Aratus aber die Mode mitmachte, über Kunst und Künstler so zu reden, wie man unter uns über Opern und Sänger redet, so war seine Gesellschaft den Gelehrten und dem Hofe sehr angenehm. Dabei liebte er übrigens die Freiheit aufrichtig, und strebte nach keiner tyrannischen Herrschaft, aber er liebte doch sich selbst noch weit mehr, als die Freiheit. Er wollte immer an der Spitze stehen und Alles selbst leiten, und doch fehlten ihm alle Feldherrn-Talente

und alle diejenigen Eigenschaften, welche den großen Staatsmann bilden. Er besaß sogar nicht einmal eigentlichen Muth, und war schon durch seine körperliche Beschaffenheit selbst zum bloßen Soldatendienst nicht recht tauglich, da er beim Anfang eines jeden Gefechts unwillkürlich in eine Art von Fieber gerieth. Ebenso entbehrte er die zur Leitung eines Staates nöthigen Gaben. Er war zwar schlau, und paßte vortrefflich für solche Fälle, bei welchen es auf Verschlagenheit ankam, allein die wahre Staatsweisheit der hohen und edlen Seele blieb ihm unbekannt. Das Glück war es allein, was ihn und den Bund, an dessen Spitze er gelangte, groß machte; das Glück stürzte ihn aber auch wieder ebenso, wie es ihn erhoben hatte.

Sobald Aratus in dem Alter war, in welchem er schicklicher Weise zum Bundeshaupt der Achäer erwählt werden konnte, ward er Strateg (246 v. Chr.), und diese Würde bekleidete er seitdem mit wenigen Ausnahmen ein Jahr ums andere, so daß seine Geschichte zugleich die des achäischen Bundes ist. Antigonus Gonatas hatte kurz vorher, ehe Aratus zum ersten Male Strateg der Achäer ward, sich auf eine sehr hinterlistige und trügerische Weise der Stadt Korinth, des eigentlichen Schlüssels zum Peloponnes, bemächtigt; durch einen Betrug, der nicht weniger schmählich war, ward er von Aratus wieder um den Besitz derselben gebracht. Eine Diebsgenossenschaft war nämlich, nachdem sie den königlichen Schatz in Korinth bestohlen hatte, nach Sikyon geflohen, mit diesen Leuten trat Aratus zum Zweck der Befreiung der Stadt in Verbindung, und sie bereiteten gegen schweres Geld mit Hülfe ihrer Genossen in Korinth Alles zu einem unerwarteten nächtlichen Überfall vor. Der Anschlag gelang, und Aratus bemächtigte sich, obgleich nicht ohne Blutvergießen und große Anstrengung, sowohl der Stadt, als auch der schwer zu nehmenden Burg (244 v. Chr.). Er erklärte sogleich die Korinther für frei, setzte sie zum ersten Male seit Philipp's II. Zeit wieder in den Besitz ihrer eigenen Burg, und bewog sie alsdann, dem achäischen Bunde beizutreten. Nach dem Vorgang von Korinth schlossen sich bald nachher auch Megara und einige andere Städte an die Achäer an. Vergebens verband sich Antigonus Gonatas mit den Aetolern, um die Ausbreitung eines Bundes zu hindern, welcher alle griechischen Städte unter

gleichen Bedingungen in sich aufnahm, und keine Eroberungen und Räubereien mehr dulden wollte. Aratus verbündete sich gegen beide Feinde mit Sparta, und vereitelte alle Bestrebungen der Aetoler, ohne dabei je eine eigentliche Schlacht zu liefern.

Während der zehnjährigen Regierung des Königs Demetrius II., welcher (wahrscheinlich im Jahre 240 v. Chr.) seinem Vater Antigonus Gonatas auf dem macedonischen Thron nachfolgte, war das Schicksal dem achäischen Bunde oder vielmehr dem Aratus, der fast ohne Unterbrechung an der Spitze desselben stand, noch weit günstiger. Zwischen Demetrius und den Aetolern brachen nämlich sogleich Feindseligkeiten aus, durch welche die Letzteren genöthigt wurden sich mit den Achäern zu verbünden, beiden Staatenbünden zusammen aber war die macedonische Macht nicht gewachsen. Aratus hätte daher schon damals die wichtigen Städte Argos und Megalopolis mit dem achäischen Bunde vereinigen können, wenn er ein besserer Feldherr gewesen wäre; er war aber im Kampfe auf offenem Felde stets unglücklich, und seine mehrmaligen Versuche, den von Tyrannen beherrschten Argivern die Freiheit zu verschaffen und sie dann, wie früher die Korinther, mit dem Bunde zu vereinigen, scheiterten daher insgesammt. Erst nach Demetrius II. Tode wurde das, was Aratus nicht hatte bewirken können, durch die Umstände bewirkt. Demetrius hatte allen Tyrannen im Peloponnes Unterstützung gewährt, und es ihnen dadurch möglich gemacht, sich im Besitze der Gewalt zu erhalten; sein Nachfolger aber, der als Vormund des minderjährigen Königs Philipp's III. regierende Sohn Demetrius des Schönen (s. oben S. 37), Antigonus Doson, befolgte andere Grundsätze, und faßte andere Dinge ins Auge. Die Tyrannen sahen sich also, bei dem im Kampfe mit Macedonien überall wieder erwachten Sinn für Freiheit, in ihrer Herrschermacht bedroht, und hielten es für rathsam, ihre Gewalt freiwillig aufzugeben und so aus der Nothwendigkeit sich ein Verdienst zu machen, um ihr Vermögen und ihren Einfluß zu retten. Lydiades, Tyrann von Megalopolis, der volkreichsten Stadt des ganzen Peloponnes, ging mit seinem Beispiele voran, und die übrigen folgten einer nach dem anderen seinem Vorgange. Die frei gewordenen Städte schlossen sich dem achäischen Bunde an. Auch die Athener ließen sich damals (229 v. Chr.) demselben ein-

verleiben. Die entarteten Nachkommen der edeln Krieger bei Marathon und Platää hatten unter Demetrius II., welcher zugleich in Munychia, im Piräus, auf Salamis und auf dem attischen Vorgebirge Sunium Besatzungstruppen liegen hatte, nicht blos gezwungen mit den Macedoniern gegen die Achäer gekämpft, sondern sie waren auch in ihrer Schmeichelei gegen jenen König so weit gegangen, daß einst, als sich die falsche Nachricht von Aratus Tode verbreitet hatte, das ganze athenische Volk darüber jubelte und sich feierlich bekränzte. Kaum war Demetrius II. gestorben, so zeigten ebendieselben Athener ganz entgegengesetzte Gesinnungen. Sie wandten sich an Aratus, baten ihn, obgleich damals ein Anderer Strateg war, um seinen Beistand zur Befreiung ihrer Stadt, und nahmen von ihm ein Geschenk von etwa fünfzigtausend Gulden oder acht- und zwanzigtausend Thalern aus seinem Privatvermögen an, um die Summe zahlen zu können, durch welche der macedonische Commandant sich zum Abzug bewegen lassen wollte. Als die Athener auf diese Weise frei geworden waren, vereinigten sie sich mit den Achäern, obgleich diese von ihnen verachtet wurden.

Jetzt hatte der achäische Bund seinen höchsten Glanz erreicht; denn er umfaßte Athen, Megara, Aegina, Salamis und den ganzen Peloponnes mit Ausnahme von Sparta und einigen wenigen anderen Städten. Unglücklicher Weise fehlte es aber dem Leiter des Bundes, Aratus, an allen den Eigenschaften, welche in Gefahren erprobt werden, und seine Eitelkeit hielt ihn ab, einem Anderen den Platz zu überlassen, den er nicht ausfüllen konnte. Als daher jetzt Umstände eintraten, unter welchen ein kräftiger Feldherr nöthiger war, als ein verschlagener Unterhändler, brachte Aratus sich selbst und den Bund um den Ruhm, Griechenland aufs neue gehoben und gegen fremde Herrschaft sicher gestellt zu haben.

Die Veränderung der Dinge, durch welche der Befreier von Sikyon den erworbenen Ruhm verlor, ging von Sparta aus. Diese Stadt wurde damals auf einige Jahre wieder eine der Hauptmächte von Griechenland, und zwar durch zwei Männer, welchen die Nachwelt einstimmig ihre Bewunderung gezollt hat, und denen allerdings Größe der Seele nicht abgesprochen werden kann, die aber leider nicht genug Besonnenheit und Kenntniß ihrer Zeitgenossen besaßen. Sparta war durch Schwelgerei und olig-

archischen Druck tief gesunken, und eine Wiederherstellung der alten Sitten schien schon längst unmöglich, als der König Agis III. den Versuch wagte, unter seinen entarteten Mitbürgern die alte Einfachheit und Kraft von neuem zu wecken, und dadurch seiner Vaterstadt die frühere Bedeutung in Griechenland wieder zu verschaffen. Agis, welcher kurz nach der Vereinigung Korinth's mit den Achäern als zwanzigjähriger Jüngling den Thron bestieg, gab gleich vom ersten Augenblicke seiner Regierung an in allen seinen Handlungen jene Absicht zu erkennen. Obgleich weichlich erzogen und durch seine Großmutter Archidamia und seine Mutter Agesistrata, welche Beide den reichsten Familien der Stadt angehörten, mit allen Mitteln zu einem schwelgerischen Leben versehen, legte er doch bei seiner Thronbesteigung alle früheren Gewohnheiten ab, und nahm in Kleidung, Essen und Vergnügungen die altspartanische Weise an. Dabei erklärte er laut, daß er die alten Sitten und mit ihnen den früheren Ruhm seines Volkes wieder herstellen wolle. Die Jugend, welche stets leichter durch einen großen Gedanken angeregt, als durch Klugheit in der Ausführung geleitet wird, ahmte ihm nach, und die Damen der ersten Häuser theilten die Schwärmerei der jungen Männer, deren heroische Liebe sie wünschten oder genossen. Dagegen war der ältere Theil der Bürger auf das entschiedenste gegen jede Art von Neuerung eingenommen.

Agis Plan war ohne eine eigentliche Revolution nicht ausführbar, diese aber ohne eine Art von Verschwörung gegen die bestehende Verfassung nicht möglich. Agis verband sich daher mit seinem mütterlichen Oheim Agesilaus und einigen anderen älteren Männern. In Verbindung mit diesen brachte er einen der Mitverschworenen, Lysander, unter die Ephoren, welche als eine Art Volkstribunen damals eigentlich die Herrschaft in Sparta hatten. Lysander machte hierauf im Senate den Vorschlag, die alten Einrichtungen ihren wesentlichen Bestandtheilen nach wieder einzuführen. Es sollten zur Wiederherstellung der von Lykurg befohlenen Gleichheit alle Schulden für getilgt erklärt, der Grundbesitz neu vertheilt und die alte Lebensweise wieder eingeführt werden. Agis und seine Freunde dachten jedoch nicht daran, die Dinge völlig zur alten Form und Ordnung zurückzuführen; denn sie wollten, den veränderten Verhältnissen gemäß, das Grundeigenthum nur in halb

so viel Loose vertheilt haben, als Lykurg gemacht hatte (s. Th. I. S. 278). Der größere Theil des Senats oder die eigentliche Oligarchie des Landes und der andere König, Leonidas II., waren entschieden gegen diesen Vorschlag eingenommen, und es entstand zum ersten Male seit undenklichen Zeiten eine Spaltung unter den Regenten der spartanischen Republik. Noch ehe der Senat zu einem festen Beschlusse gekommen war, rief Agis das Volk zusammen, um es von der Sache zu unterrichten. Die Verschworenen stellten dem versammelten Volke vor, welche großen Vortheile Lysander's Antrag gewähre, und Agis selbst fügte die Erklärung hinzu, daß er nicht nur sein ganzes Vermögen, welches aus vielen liegenden Gütern und aus einer baaren Summe von sechshundert Talenten (anderthalb Millionen Gulden oder gegen achtmal hunderttausend Thalern) bestand, der Bürgerschaft überlasse, sondern auch von seiner Mutter, seiner Großmutter und seinen übrigen Verwandten und Freunden beauftragt sei, ihre Güter ebenfalls dem Wohl der Gesammtheit zum Opfer darzubringen.

Obgleich Agis durch seine Anerbietungen das Volk für sich begeisterte, so verwarf nichts destoweniger der Senat Lysander's Antrag, und hinderte auf diese Weise jede weitere gesetzmäßige Betreibung der Sache; denn in Sparta durfte ohne die vorhergegangene Genehmigung des Senats kein Vorschlag vor das Volk gebracht werden. Agis und seine Freunde suchten nun zunächst durch Verdrängung des ihnen feindlich gesinnten Königs Leonidas ihren Anhang im Senat zu vergrößern. Dies war nicht schwer, da der Letztere während seines Aufenthalts in Syrien sich mit einer Ausländerin vermählt hatte, was durch die spartanischen Gesetze aufs strengste verboten war. Leonidas ward vom Volke abgesetzt, und flüchtete sich, um der Rache seiner Gegner auszuweichen, zuerst in einen Tempel und dann in das Ausland. An seine Stelle ward sein eigener Schwiegersohn, Kleombrotus II., welcher der beabsichtigten Neuerung zugethan war, mit der königlichen Würde bekleidet. Bald nachher trat für die von Agis betriebene Sache ein neuer ungünstiger Umstand ein, weil das Jahr der seitherigen Ephoren zu Ende ging, und die neu ernannten der beabsichtigten Veränderung entgegen waren. Agis war aber von dem Augenblicke an, da er einen mit ihm einverstandenen Collegen erhalten hatte, kühner

geworden, und erklärte, daß er die alten Rechte der Könige behaupten und, wie es nach den Gesetzen ihm zustehe, die Ephoren hindern werde, ferner die Staatsgeschäfte an sich zu reißen. Als die neuen Ephoren die Absetzung des Leonidas zu einer Anklage gegen Agis Freunde benutzen wollten, erschienen die beiden Könige eines Tages mit Bewaffneten auf dem Marktplatze, verjagten die Ephoren von ihren Sitzen, und ernannten andere an ihre Stelle. Unter diesen befand sich auch Agis Oheim Agesilaus.

Alle Hindernisse waren jetzt beseitigt, und es würde daher dem Agis gelungen sein, die beabsichtigten Veränderungen durchzusetzen, wenn nicht der edle junge Schwärmer gerade von dem Manne, durch welchen er Alles am besten ausführen zu können' glaubte, schändlich betrogen worden wäre. Der alte, schlaue Agesilaus nämlich besaß große Güter, war aber tief verschuldet, und wollte das Streben seines Neffen blos zu dem Zwecke benutzen, seine Grundstücke von allen Schulden frei zu machen. Er stellte dem Agis und seinen Freunden vor, daß es am besten sei, die allgemeine Schuldentilgung und die neue Gütervertheilung nicht zu gleicher Zeit vorzunehmen, weil sonst alle bestehenden Verhältnisse zu sehr zerrüttet werden würden. Es gelang ihm, die Verbündeten durch seine Vorspiegelungen zu täuschen. Die Schuldentilgung wurde von der Gütervertheilung getrennt und zuerst vorgenommen, Agis vermehrte aber, als er alle Schuldverschreibungen der Spartaner öffentlich verbrennen ließ, die Übel, denen er abhelfen wollte. Agesilaus wußte nämlich nachher die neue Vertheilung der Grundstücke so lange hinzuhalten, bis Agis durch einen Angriff der Aetoler auf den mit Sparta verbündeten achäischen Bund genöthigt ward, dem Letzteren mit einem Heere zu Hülfe zu ziehen. Dadurch wurde nicht nur der junge König, sondern auch ein Theil seiner entschiedensten Anhänger aus der Stadt entfernt, und Agesilaus bediente sich jetzt der Macht, welche Agis ihm verschafft hatte, zur Befriedigung seines eigennützigen Strebens. Er nahm eine Leibwache an, erlaubte sich viele widerrechtlichen Handlungen, und ließ nicht undeutlich merken, daß er willens sei, nach dem Ablauf seines Amtsjahres das Ephorat noch länger zu behalten. Das Volk, welches ohnedies wegen der vereitelten Gütervertheilung sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, erkaltete in seiner Liebe zu Agis,

und die Oligarchen benutzten diese Stimmung sehr geschickt zu ihrem Vortheile. Als Agis aus dem Kriege nach Hause zurückkehrte, erfolgte eine Gegenrevolution: seine Feinde erhoben sich in Waffen, das betrogene Volk nahm sich der beiden Könige nicht an, der abgesetzte Leonidas kehrte aus der Verbannung zurück, und die Oligarchen erlangten ohne Schwierigkeit die kaum erst verlorene Herrschaft wieder.

Diese gewaltsame Unterdrückung des Strebens einiger edlen Seelen, das Schicksal ihres Volkes zu verbessern, war wie gewöhnlich von Ungerechtigkeiten und Abscheulichkeiten gegen die besiegte Partei begleitet. Derjenige Schriftsteller des Alterthums, in dessen Werken sich allein ausführliche Angaben über diese Begebenheiten erhalten haben, hat, seinem auf Rührung und Unterhaltung gerichteten Zwecke gemäß, diese Gelegenheit benutzt, um das traurige Geschick der Gestürzten auf eine dem Gemüthe wohlthuende dramatische Weise darzustellen. Der kräftige natürliche Sinn des nach wirklicher Belehrung Strebenden bedarf einer solchen Ausschmückung und absichtlichen Gefühls-Erregung nicht; er wird bei einem einfachen Berichte an dem traurigen Loose derer, die wegen der Täuschung ihrer Urtheilskraft ein Opfer ihrer edeln Bestrebungen wurden, rein menschlichen Antheil nehmen, ohne sich durch empfindsame und poetische Auffassung der Ereignisse die Erkenntniß des menschlichen Lebens und Wesens trüben zu lassen, die der eigentliche Endzweck aller Geschichte ist. Agis und Kleombrotus flüchteten sich bei ihrem Sturze in zwei verschiedene Tempel. Der Letztere wurde durch die Fürbitten seiner Gemahlin Chelonis nur mit Mühe vor der Rache seines erbitterten Schwiegervaters gerettet, und zog mit Weib und Kindern in die Verbannung. Agis ließ sich durch verrätherische Freunde täuschen; diese wußten ihn aus seiner heiligen Zufluchtsstätte herauszulocken, und schleppten ihn in das Gefängniß, wo Leonidas zuerst dem Schein zu Liebe ein aus lauter Feinden zusammengesetztes Gericht über ihn halten, und ihn dann, dem Spruche desselben gemäß, hinrichten ließ. Auch Agis Mutter und Großmutter fielen der Rache ihrer siegenden Gegner zum Opfer. Sie erlitten, wie Agis, den Tod mit Muth und Würde. Nur der Elende, welcher das edelste Beginnen zu seinen gemeinen Zwecken misbraucht hatte, Agesilaus, entging der

Verfolgung; denn es gelang ihm, sich durch die Flucht zu retten (240 v. Chr.).

Unerwarteter Weise zeigte einige Jahre später Kleomenes III., der Sohn desselben Leonidas, durch welchen Agis und seine Familie gemordet worden waren, ebendieselben Gesinnungen, welche Agis gehabt hatte, und wiederholte den von diesem gemachten Versuch einer Revolution. Kleomenes benahm sich bei der Ausführung klüger. Er war, als er für die Wiederherstellung der alten Sitten und Einrichtungen seines Volkes auftrat, in reiferem Alter und besaß mehr Erfahrung und Menschenkenntniß, als Agis. Dieser hatte auf rechtmäßigem Wege und ohne Gewaltthat seinen Zweck erreichen wollen, aber der Ausgang seines Unternehmens zeigte, wie übel dies berechnet war. Die Menschen, mit welchen man in verdorbenen Zeiten eine Revolution durchsetzt, eignen sich niemals zu Bürgern einer Republik, sie suchen vielmehr unter dem Deckmantel der allgemeinen Freiheit nur ihren eigenen Vortheil zu erlangen, und je gutmüthiger, edler und enthusiastischer derjenige ist, welcher an ihrer Spitze steht, desto schändlicher wird er stets von ihnen betrogen. Auf solche Weise war Agis das Opfer seines patriotischen Eifers geworden. Kleomenes schlug einen anderen Weg ein. Er erkannte, daß die beabsichtigten Veränderungen nur von einer kräftigen Hand durchgesetzt werden könnten, daß Gewalt das einzige Mittel sei, die Oligarchen niederzuwerfen, daß ein militärischer Staat auf militärische Weise gebessert, und die Sittenzucht nicht anders, als wie die zerrüttete Disciplin in einem Lager, wieder hergestellt werden müsse. Die Umstände waren ihm dabei günstig; denn er ward durch dieselben sehr bald in den Stand gesetzt, sich ein ergebenes Heer zu bilden, mit welchem er später seinen Vorsatz ausführen konnte.

Leonidas, welcher seit seiner Rückkehr die Regierung allein geführt hatte, starb im Jahre 236 v. Chr., und vererbte den Thron an seinen Sohn Kleomenes III., den er gleich nach Agis Tode mit Agiatis, der reichen Wittwe desselben, trotz ihres Widerstrebens vermählt hatte. Der neue König, welcher den Grundsätzen der stoischen Philosophie huldigte, kam bald auf den Gedanken, welchen Agis gehabt hatte, ging aber viel behutsamer als dieser zu Werke. Er wußte einen mehrjährigen Krieg mit den Achäern herbeizuführen,

welcher ihm die Mittel zur Ausführung seiner Reform an die Hand gab. Die Achäer hatten ihren Bund fast über den ganzen Peloponnes ausgebreitet; sie suchten endlich auch die demselben noch nicht einverleibten arkadischen Städte an sich zu ziehen. Dies erweckte die Eifersucht der Spartaner und der Aetoler zu gleicher Zeit, Beide näherten sich einander, und es brach ein langjähriger Krieg aus, welcher gewöhnlich der Kleomenische Krieg genannt wird, und von 229 bis 222 v. Chr. dauerte. Die Aetoler nahmen, obgleich sie mit Sparta ein Bündniß schlossen, an demselben nicht eher thätigen Antheil, als bis gegen das Ende des Krieges der von Aratus zu Hülfe gerufene macedonische König sich einmischte. Jetzt war die Zeit gekommen, wo Aratus der Welt beweisen mußte, daß er der Stelle, die er beständig in Anspruch nahm, würdig und zur Leitung des achäischen Bundes befähigt sei; es zeigte sich aber gerade das Gegentheil davon. Aratus war dem Kleomenes im Felde keineswegs gewachsen, er beging Fehler über Fehler, und verhalf dadurch dem spartanischen Könige zu dem, was für diesen das eigentliche Endziel seiner Kriegsunternehmung war. Aratus verlor seinen Ruhm, Kleomenes dagegen erwarb sich den Namen eines tüchtigen Feldherrn, und gewann zugleich sein Heer für sich und seine Zwecke. Als Kleomenes und Aratus zum ersten Male gegen einander im Felde erschienen, war nicht der Letztere, sondern Aristomachus von Argos Strateg der Achäer. Dessen ungeachtet wußte der einflußreiche Mann es durchzusetzen, daß die von Kleomenes angebotene Schlacht nicht angenommen wurde, obgleich der Spartaner nur fünftausend waren, die Achäer aber zwanzigtausend Mann stark ihnen entgegenstanden. Lydiades von Megalopolis, welcher vor dem Beitritt seiner Vaterstadt zum achäischen Bunde Tyrann derselben und nachher nicht weniger als drei Mal Strateg des Bundes gewesen war, klagte den Aratus deshalb öffentlich an, konnte aber nicht einmal verhindern, daß derselbe für das folgende Jahr zum Strateg erwählt wurde. Dies erklärt sich leicht, da Aratus als Freund der Freiheit bekannt war und die Gunst des Volkes besaß, das Volk aber nicht mit Unrecht die Tapferkeit und Geschicklichkeit des ehemaligen Tyrannen mehr fürchtete, als Aratus Unfähigkeit und Mangel an kriegerischem Muth.

Die Folge der Wiedererwählung des Aratus war der Verlust einer Schlacht, zu welcher er durch Kleomenes gezwungen wurde. Zwar stellte er auf dem Rückzuge, durch einen gelungenen Überfall der von den Spartanern besetzten Stadt Mantinea, seinen Ruf wieder her, er verlor ihn aber noch in demselben Jahre völlig. Zuerst vermied er nämlich aus Feigheit eine neue von Kleomenes angebotene Schlacht, bald darauf bewies er, trotz der günstigen Umstände und des Eifers seiner Truppen, noch einmal dieselbe Furchtsamkeit, und als Lydiades damals an der Spitze der Reiterei auf eigene Gefahr den Kampf wagte, blieb Aratus, während sein Nebenbuhler mit den Spartanern focht, ruhig in seiner Stellung und gab ihn auf diese Weise dem Feinde preis. Lydiades starb den Tod des Helden, Aratus aber ward von seinen eigenen Soldaten verspottet und, als er nach Hause zurückgekehrt war, sogar in der Bundesversammlung öffentlich beschimpft. Er legte dessen ungeachtet die Strategen-Würde nicht nieder, sah sich aber natürlich in der nächsten Zeit außer Stand, etwas gegen Kleomenes zu unternehmen. Dieser eilte, die Umstände zu benutzen, um die von ihm beabsichtigte Veränderung in Sparta auszuführen (226 v. Chr.). Sein Heer bestand zum Theil aus Söldnern, welche er mit dem Gelde des mit Sparta verbündeten Ptolemäus Evergetes geworben hatte. Von diesen wählte er eine tüchtige Schaar aus, und zog mit derselben in Eilmärschen nach Sparta. Hier ließ er sogleich die Ephoren und ihre Freunde zusammenhauen, und vertrieb die achtzig vornehmsten Häupter der Oligarchie. Dann rief er das Volk zusammen und erklärte ihm, daß das Amt der Ephoren für immer abgeschafft sei, daß die alten Einrichtungen wiederhergestellt, zu diesem Behufe aber alle Schulden erlassen und die Güter neu vertheilt werden müßten. Was er verkündigte, führte er auch sogleich aus. Zuerst erklärte er alle Schulden für getilgt, dann gaben er und seine Freunde ihr ganzes Vermögen zum Besten des Staates her, und hierauf vertheilte er ohne Weiteres das liegende Eigenthum zu gleichen Theilen unter die Bürger, deren Zahl er durch die Aufnahme von Periöken (s. Th. I. S. 274.), so vermehrte, daß die streitbaren schwerbewaffneten Spartaner wieder viertausend betrugen. Auch die Bewaffnung änderte er nach dem neuen macedonischen Systeme um, und setzte namentlich an die Stelle des kurzen Speeres die

lange Sarisse (s. Th. II. S. 112). Endlich führte er auch die längst abgekommene Sitte des Zusammenspeisens und die übrige altspartanische Lebensweise wieder ein. Er selbst ging dabei mit seinem Beispiele voran, verbannte allen Prunk aus seinem Hause, entsagte jeder gewohnten Bequemlichkeit, und richtete seine Kleidung und sein Essen den Lykurgischen Vorschriften gemäß ein. Zugleich ernannte er, um nicht durch seine Alleinherrschaft den Geboten der Verfassung zuwider zu handeln, seinen Bruder Euklides zum Mitkönig.

Auf diese Weise setzte Kleomenes mit bewaffneter Hand und ohne Rücksicht auf die gesetzlichen Formen die beabsichtigte Veränderung durch. Die Gewaltsamkeit seines Benehmens nach streng sittlichen Rücksichten zu rechtfertigen, ist nicht möglich; aber Kleomenes wollte und konnte kein moralischer Held sein, er war ein Mann nach Lykurgischen Grundsätzen, diese waren aber von den Vorschriften der christlichen Moral sehr verschieden. Was er sein wollte, war er vollständig, seinem Unternehmen stand jedoch der Geist der Zeit entgegen, und die Spartaner konnten sich daher nicht lange auf der Höhe halten, auf welche Kleomenes sie erhoben hatte. Übrigens gab er durch seine Revolution und seine treffliche Kriegsführung dem spartanischen Volke das verlorene Selbstvertrauen wieder, fesselte durch Freundlichkeit und Einfachheit Alle an sich, und ward so für die nächsten vier Jahre der wichtigste Mann nicht nur in Sparta, sondern auch im ganzen übrigen Griechenland.

Gleich nach vollbrachter Umwälzung verließ Kleomenes Sparta wieder, um den Krieg mit den Achäern fortzusetzen. Er rückte erobernd bis in das Land Achaja selbst vor, und brachte dort den vom Strategen Hyperbates commandirten Truppen des Bundes eine sehr empfindliche Niederlage bei (225 v. Chr.). Dieser Schlag bewog den achäischen Bund, durch Unterhandlungen die Herstellung des Friedens zu betreiben. Kleomenes verlangte weiter nichts, als daß man ihn zum Oberanführer ernenne, und auf diese Weise den ganzen Peloponnes in eine mächtige Conföderation freier Staaten unter einem königlichen Oberhaupte vereinige. Die Annahme dieses Vorschlags hätte wahrscheinlich Griechenlands Selbstständigkeit gerettet, aber sie würde auch Aratus aus seiner Stellung verdrängt und ganz unbedeutend gemacht haben. Dies war mehr,

als der eitle Mann vertragen konnte, und daran scheiterte die Sache. Er hatte schon früher mit Antigonus Doson von Macedonien durch Mittelspersonen Unterhandlungen angeknüpft. Nach jener Niederlage machte er dem Bunde förmlich den Vorschlag, den macedonischen König dem Kleomenes entgegenzusetzen; Antigonus wollte sich jedoch auf die von Aratus ihm angetragene Verbindung nicht anders einlassen, als unter der Bedingung, daß die Burg von Korinth, der Schlüssel des Peloponnes, ihm überliefert werde. Zu derselben Zeit, als Aratus den Bund zu Unterhandlungen mit dem macedonischen Könige trieb, lehnte er die Strategen-Würde, die er sonst ein Jahr ums andere suchte und annahm, entschieden ab, nicht, wie er vorgab, wegen der ihm im vorhergehenden Jahre widerfahrenen Beschimpfung, sondern wegen der schwierigen Lage der Dinge. Er zog sich dadurch von Seiten der Achäer den nicht unverdienten zwiefachen Vorwurf zu, daß er aus Furchtsamkeit im Augenblick der Gefahr zurücktrete, und aus Vorurtheil, Neid und Eifersucht den unumschränkten Monarchen Macedoniens dem Bürgerkönige von Sparta vorzuziehen anrathe. Dessenungeachtet wußten er und sein Anhang so viel Mistrauen gegen Kleomenes zu erregen, daß die verabredete persönliche Erscheinung desselben vor der Bundesversammlung nicht Statt finden konnte. Der spartanische König nahm, als er sein Anerbieten zwar zurückgewiesen, zugleich aber auch die Achäer mit Aratus fortwährend entzweit sah, zu demselben Mittel seine Zuflucht, welches ihm in Sparta geholfen hatte, — zur Gewalt der Waffen. Er erklärte dem achäischen Bunde förmlich den Krieg, besetzte das Land der Argiver, und drang auf Korinth los. Diese Stadt ward ihm durch die Einwohner selbst übergeben, die Burg aber, welche eine achäische Besatzung hatte, schloß er durch einen Wall und Graben enge ein. Dann marschirte er gegen Sikyon, wo Aratus selbst sich befand, und belagerte auch diese Stadt. Aratus hatte, obgleich er nicht Strateg war, die Unterhandlungen mit Antigonus fortgesetzt und zuletzt die Achäer dazu gebracht, daß sie Antigonus dringend um Hülfe baten. Der schlaue Macedonier zog die Unterhandlungen in die Länge, und war von seiner Forderung, daß ihm vor allen Dingen die Burg von Korinth eingeräumt werden müsse, durchaus nicht abzubringen. Einem macedonischen König diejenige Stadt zu übergeben, deren Befreiung

Arat's größtes Verdienst gewesen war, und deren Beitritt zum achäischen Bunde diesem erst seine eigentliche Bedeutung unter den Griechen gegeben hatte, mußte sowohl den Achäern als dem Aratus sehr schwer fallen. Sie bedachten sich daher einige Monate hindurch. Aratus insbesondere gerieth durch die Hartnäckigkeit, mit welcher Antigonus auf seiner Forderung bestand, in die größte Verlegenheit, wies aber dessenungeachtet das nochmalige, an ihn persönlich gerichtete Anerbieten des Kleomenes, ihn als Feldherrn des Bundes anzuerkennen und in die Burg von Korinth eine gemischte spartanische und achäische Besatzung aufzunehmen, entschieden zurück. Auf diese Weise wurden die Achäer zuletzt, wider ihren Willen, durch die Verhältnisse selbst zur Verbindung mit Macedonien gedrängt. Der Umstand, daß die Korinther selbst ihnen die Freundschaft aufgekündigt, und beim Herannahen des Kleomenes die achäischen Truppen aus ihrer Stadt gewiesen hatten, hob die Bedenklichkeit auf, welche man seither gegen eine Übergabe Korinth's an die Macedonier gehegt hatte, und Aratus setzte endlich auf einer Bundesversammlung zu Aegium den Beschluß durch, daß man auf Antigonus Forderungen eingehen wolle. Sogleich wurden Boten an Antigonus abgeschickt, um die Sache zum Abschluß zu bringen, und der eigene Sohn des Aratus ward nebst einigen anderen Achäern als Geißel des Vertrags nach Macedonien gesandt.

Jetzt hing das Schicksal Griechenlands vom Ausgange des Krieges zwischen dem macedonischen und spartanischen Könige ab. Der Letztere hatte, auf die Nachricht von dem in Aegium gefaßten Beschlusse, sogleich die Belagerung Sikyon's aufgehoben, und die Landenge von Korinth durch eine Reihe von Verschanzungen gesperrt. Als daher Antigonus mit seinem Heere herankam, fand er es unmöglich, den Durchgang durch den Isthmus zu erzwingen. Er würde auch schwerlich in den Peloponnes eingedrungen sein, wenn nicht ein Vorfall in Kleomenes Rücken die Spartaner zum Abzug genöthigt hätte. Die Bewohner von Argos sagten sich nämlich von der kaum erst geschlossenen Verbindung mit Sparta los, riefen Aratus zu Hülfe, und griffen die in ihrer Burg liegende spartanische Besatzung an. Diese gerieth in große Noth, eine von Kleomenes zu Hülfe gesandte Schaar vermochte nicht ihr Entsatz

zu leisten, und der spartanische König mußte sich deshalb zum Rückzug aus dem Isthmus entschließen; denn es wäre thöricht gewesen, die Vertheidigung dieser Landenge fortzusetzen, nachdem eine Stadt, durch deren Besetzung die Feinde ihm den Weg nach Sparta versperren konnten, in die Gewalt der Achäer gerathen war. Auf diese Weise ward der Isthmus den Macedoniern geöffnet. Kleomenes marschirte mit seinem ganzen Heere nach Argos, drang kämpfend in die Stadt ein, und vereinigte sich mit der Besatzung der Burg; er konnte sich aber daselbst unmöglich halten, weil gleich nach ihm auch das macedonische Heer, sowie Aratus an der Spitze einer achäischen Schaar daselbst erschienen. Er zog sich über Mantinea nach Lakonien zurück, und mußte sich von diesem Augenblick an, statt des beabsichtigten Angriffskrieges, auf die Vertheidigung des spartanischen Landes beschränken. Der Krieg nahm jetzt einen sehr wilden, grausamen Charakter an, und es zeigte sich in demselben sowohl die gegenseitige Erbitterung, als auch die große Entartung der damaligen Griechen. So wurde z. B. Aristomachus, ein ehemaliger Strateg der Achäer, welcher zu Kleomenes übergetreten war, als er in die Gefangenschaft der Achäer gerieth, auf Arat's und Antigonus Befehl zuerst eine ganze Nacht hindurch grausam gefoltert und dann ins Meer gestürzt. Nicht blos von einzelnen Menschen und gegen Einzelne wurden unerhörte Grausamkeiten ausgeübt, sondern auch ganze blühende Städte wurden zu Grunde gerichtet, Megalopolis von den Spartanern, Mantinea von den Achäern. Kleomenes allein bewies sich in diesem Kriege als ein wahrhaft großer Mann. Er war zwar ebenfalls nicht frei von Grausamkeit und hatte große Neigung zu militärischem Despotismus, aber während Aratus seine Rolle ebenso elend wie früher fortspielte, und der macedonische König mit kleinlicher Schlauheit seinen Zweck zu erreichen suchte, zeigte die Art, wie Kleomenes unter den schwierigsten Verhältnissen sich benahm, daß er durch wahre Charakterkraft und umfassendes Talent allen Männern seiner Zeit überlegen sei. Ungeachtet er nach dem Verluste von Argos seine geliebte Gemahlin Agiatis verloren hatte, verstand er sich doch dazu, seine Mutter und seine Kinder als Pfänder der Treue nach Egypten zu schicken, dessen König die ärmliche Unterstützung, die er bisher den Spartanern hatte zufließen

lassen, nur unter dieser Bedingung fernerhin gewähren wollte; und als Ptolemäus Evergetes sein Versprechen auch dann nicht hielt, sondern mit Antigonus in Unterhandlung trat, ließ Kleomenes sich doch weder niederbeugen noch entmuthigen. Um sein Heer vollzählig zu machen und den Krieg auch ohne egyptisches Geld mit Nachdruck führen zu können, bot er jedem Heloten für etwa zweihundert siebenzehn Gulden oder einhundert zwanzig Thaler unseres Geldes die Freiheit an, und brachte dadurch ungefähr eine Million dreimal hunderttausend Gulden oder siebenmal hunderttausend Thaler zusammen. Er warb mit dieser Summe eine bedeutende Zahl Miethtruppen, überfiel sodann die Stadt Megalopolis, plünderte dieselbe, und gewann aus der daselbst gemachten Beute gegen achtmal hunderttausend Gulden oder über viermal hunderttausend Thaler.

Antigonus und die Achäer hatten unterdessen durch ihre Unternehmungen in Arkadien den Spartanern zu schaden gesucht. Der macedonische König war, nachdem er die Burg von Korinth in Besitz genommen und die Spartaner aus Argos vertrieben hatte, zum Oberfeldherrn des Bundes ernannt worden, hatte Tegea erobert, an der Grenze von Lakonien mit Kleomenes unbedeutende Gefechte gehabt, und hierauf die arkadischen Städte Orchomenos und Mantinea besetzt. Die letztere Stadt ward von ihm und den Achäern für ihren Abfall zu Kleomenes mit grausamer Strenge bestraft; alle Einwohner wurden zu Sklaven gemacht, die vornehmsten derselben hingerichtet, die Stadt selbst aber geplündert und dann den Argivern geschenkt, welche ihr den neuen Namen Antigonia gaben. Alles dies war zwischen dem Beginn des Frühlings und dem Herbste des Jahres 223 v. Chr. geschehen. Antigonus hatte hierauf bereits die Winterquartiere bezogen, als Kleomenes, zum großen Schrecken der Achäer und ihrer Verbündeten, unerwartet schnell in das argivische Land einbrach. Er drang bis zur Hauptstadt desselben vor, verwüstete Alles auf seinem Wege, und kehrte dann ungestraft nach Lakonien zurück. Kleomenes hatte also bis in den Winter hinein die Oberhand behalten; mit dem Frühling des folgenden Jahres aber (222 v. Chr.) nahm der Krieg eine andere Gestalt an. Antigonus vereinigte die ganze Macht des achäischen Bundes um sich, verstärkte sein Heer durch thracische,

illyrische, epirotische und akarnanische Hülfsvölker, und brachte so die Zahl seiner Truppen bis auf mehr als neun und zwanzigtausend Mann. Er nahm jetzt den Angriffskrieg wieder auf und beschloß, den spartanischen König in seinem eigenen Lande zu bekämpfen. Dieser hatte eine Streitmacht von vierzehntausend Spartanern und sechstausend Mann Soldtruppen, und konnte wegen der Schwierigkeit, die Letzteren lange Zeit zu unterhalten, sich einer entscheidenden Schlacht unmöglich entziehen. Bei dem spartanischen Städtchen Sellasia trafen die beiden Heere auf einander, und Kleomenes wurde völlig geschlagen (222 v. Chr.). Seine Gegner verdankten ihren Sieg hauptsächlich der Tüchtigkeit der macedonischen Phalanx, sowie der Entschlossenheit des nachher so berühmt gewordenen Philopömen von Megalopolis, welcher damals den ersten Beweis seines ausgezeichneten Feldherrntalents gab. Sechstausend Spartaner, der eigentliche Kern des von Kleomenes vor vier Jahren gleichsam neugeschaffenen Volkes, verloren im Kampfe das Leben. Die Schlacht bei Sellasia entschied daher nicht nur über den Ausgang des damaligen Krieges, sondern auch über die ganze Zukunft des spartanischen Staats. Der bessere Theil des Volkes ging damals unter, und der Überrest war fortan nichts als das Spiel kühner Räuber, welche unter dem Namen Tyrannen sich als Beherrscher von Sparta aufwarfen.

Antigonus ging gleich nach der Schlacht auf Sparta los, und ward ohne Widerstand in die wehrlose Stadt eingelassen. Er benahm sich mit Mäßigung und Vorsicht, erlaubte keine Plünderung und Gewaltthätigkeit, stellte die von Kleomenes aufgehobene Oligarchie wieder her, und zwang die Spartaner dem achäischen Bunde beizutreten. Nach einem Aufenthalte von drei Tagen marschirte er nach Argos, wo die zur Feier der nemeischen Spiele versammelten thörichten Griechen ihn mit großem Jubel als Sieger und Befreier begrüßten, blos weil er verständig genug war, sein erworbenes Übergewicht in Griechenland nicht durch Grausamkeiten zu bezeichnen, und seinen Sieg nicht zur Unterdrückung und Beraubung derer zu misbrauchen, die ihn von freien Stücken zu ihrem Beschützer und Herrn gemacht hatten. Von Argos begab er sich in Eilmärschen nach Macedonien zurück, weil er während seines

Aufenthalts in Sparta die Nachricht erhalten hatte, daß ein illyrisches Raubvolk in das Land eingebrochen sei.

Kleomenes, welcher nach der erlittenen Niederlage seinen Mitbürgern den Rath gegeben hatte, sich den Macedoniern freiwillig zu unterwerfen, war noch vor Antigonus Ankunft in Sparta mit wenigen Freunden nach Egypten entflohen. Er ward in Alexandria freundlich aufgenommen. Ptolemäus Evergetes wies ihm einen bedeutenden Jahrgehalt an, und gab ihm das Versprechen, daß er wieder in seine verlorene Herrschaft eingesetzt werden solle. Allein zum Unglück für Kleomenes starb Evergetes bald nachher, und sein Tod änderte die Verhältnisse des egyptischen Hofes völlig. Der neue König, Ptolemäus Philopator, war nicht nur selbst ein Mann ohne Charakter, Einsicht und inneren Werth, sondern zugleich auch ganz und gar das Werkzeug seines allmächtigen Ministers Sosibius. Dieser dachte an nichts weniger, als das Versprechen des vorigen Königs zu erfüllen; im Gegentheil, er legte aus Launenhaftigkeit, Haß und Mistrauen dem Kleomenes sogar Hindernisse in den Weg, als derselbe ohne egyptische Unterstützung zurückkehren, und die für ihn günstiger gewordenen Verhältnisse Griechenlands zur Wiedereroberung von Sparta benutzen wollte. Kleomenes, der ohnedies mit Verachtung gegen die elenden egyptischen Hofleute erfüllt war, wurde dadurch erbittert, und machte seinem Unmuth durch spöttische Äußerungen über den König und seine niederträchtige Umgebung Luft. Dies mußte den Hof ganz gegen ihn einnehmen. Man suchte ihn daher unschädlich zu machen. Nichts war bei der allgemeinen Niederträchtigkeit der Menschen jener Zeit leichter, als Kleomenes so sehr zu verdächtigen, daß der egyptische König dadurch bewogen ward, ihn fortan in einer Art von freier Gefangenschaft halten zu lassen. In dieser Lage kam Kleomenes auf den unglücklichen Gedanken, sich durch den Versuch einer Revolution gegen Ptolemäus zu helfen. Als der Letztere eines Tages nach Kanopus gereist war, täuschte Kleomenes die Wache seines Gefängnisses, zog mit seinen spartanischen Gefährten, deren Zahl nicht mehr als dreizehn betrug, durch die Straßen von Alexandria, und rief die Bewohner der Stadt zur Freiheit auf. Die für nichts weniger als für politische Freiheit begeisterten Alexandrier sahen mit theilnahmlosem Staunen dem Beginnen der Spartaner zu, keiner von ihnen

hörte auf den Ruf der Befreier, keiner folgte denselben, als sie gegen die Burg selbst zogen. In ihrer Erwartung völlig getäuscht und ihr bevorstehendes Schicksal ahnend, kamen die Spartaner einem schmählichen Ende durch freiwilligen Tod zuvor (221 v. Chr.). Der erzürnte egyptische König rächte sich dadurch, daß er die alte Mutter des Kleomenes, seine Kinder und die Frauen der übrigen Theilnehmer der Empörung hinrichten ließ. Sie gingen alle, wie die Männer, mit echt spartanischem Muthe in den Tod. Der misglückte Rettungsversuch des Kleomenes hatte unmöglich gelingen können, und er selbst mußte dies vorauswissen, da er Zeit genug gehabt hatte, das entnervte, an Sinnenlust und Hofgepränge gewöhnte Volk von Alexandria kennen zu lernen. Man würde ihn daher des Unverstandes und einer unerklärlichen Tollkühnheit zeihen müssen, wenn man nicht bedächte, daß er, wie der Geschichtschreiber Polybius sagt, sich nur wegen der gänzlichen Hoffnungslosigkeit seiner Lage zum Äußersten entschloß. Er selbst hoffte schwerlich ein Gelingen seines kühnen Versuchs, aber er wollte nichts Unwürdiges erdulden und nicht auf gemeine Art aus dem Leben scheiden; denn Männer von wahrhaft großem Sinne vermögen, wie Polybius hinzufügt, nicht mühe- und ruhmlos ihre Tage zu enden, sie wollen ihr Leben mit Thaten ausfüllen, welche des Gedenkens der Nachkommen werth sind.

Durch den Sieg bei Sellasia hatte die neue macedonische Dynastie ihre höchste Macht in Griechenland erreicht. Im Gedränge zwischen dieser und den Aetolern spielte Aratus in den nächsten neun Jahren den letzten und traurigsten Theil seiner Rolle. Schon zu seinen Lebzeiten wurden die Römer in die griechisch-macedonischen Angelegenheiten verwickelt, und dieses Volk ward seitdem immer mehr der Gebieter des östlichen Europa's. Die spätere Geschichte der Griechen kann daher auch nur in Verbindung mit der römischen erzählt werden. Ein kurzer Rückblick auf den damaligen Zustand von Griechenland und Macedonien im Allgemeinen mag den Beschluß dieses Abschnitts der politischen Geschichte des Alterthums bilden.

Sparta's Bedeutung war für immer vernichtet. Auch die neu erlangte Selbstständigkeit der Athener war nur ein leerer Schein, denn im Grunde galt bis zur Zeit der Römer auch bei ihnen der

Wille der macedonischen Könige ganz allein. Die Aetoler erhielten erst nach dem Beginn des Kriegs mit den Römern eine große Bedeutung, sie waren aber ihrem wilden Charakter nach nicht geeignet, an der Spitze der Griechen zu stehen. Der achäische Bund konnte Griechenland ebenfalls nicht vor fremder Botmäßigkeit bewahren, sondern erlag, wie unter Aratus der macedonischen, so später unter Philopömen's und Anderer Leitung der römischen Herrschaft. Die zwischen dem ätolischen und achäischen Staatenbund bestehende Zwietracht und der Kampf, in welchen dieselben theils mit einander, theils mit den Macedoniern, theils mit den räuberischen Beherrschern von Sparta ohne Unterbrechung verwickelt wurden, brachten Griechenland in eine sehr traurige Lage, und bewirkten, daß es immer mehr verarmte. Der Zustand von Macedonien und Thessalien dagegen war schon unter Antigonus Gonatas viel besser geworden, als er seit dem Tode Antipater's gewesen war. Das Land Macedonien, dessen Beherrscher, seit dem bald nach der Schlacht bei Sellasia erfolgten Tode des Antigonus Doson, Philipp III., der Sohn Demetrius des Zweiten, war, hob sich unter den genannten drei Regenten zu neuer Blüthe empor. Das macedonische Volk war kriegerisch und tüchtig geblieben, hatte lauter Könige gehabt, welche wenigstens als Heerführer sich auszeichneten, und verlor seine innere Verfassung und das Bewußtsein, daß es Rechte besitze, die nicht nach Willkür abgeändert werden konnten, niemals bis zu dem Grade, wie die nach Asien verpflanzten Griechen. Wenn auch unter Demetrius Poliorketes, unter Pyrrhus und Ptolemäus Keraunos die macedonische Monarchie eine unbeschränkte, nicht auf der Zuneigung des Volkes, sondern auf der Macht des Heeres beruhende geworden war, so trat doch unter Antigonus Gonatas ein milderes Regierungssystem ein, und die Nation erlangte einen Theil ihres früheren Selbstgefühls wieder. Thessalien endlich hatte in vielen seiner Städte selbstständige, von ihren Mitbürgern gewählte Obrigkeiten und sogar, wie es scheint, eigene Strategen oder militärische Oberhäupter des ganzen Landes. Dem Namen und der Form nach gehorchten diese zwar den macedonischen Königen, allein die Städte waren doch in ihren eigenen Angelegenheiten ganz unabhängig. Die Oberaufsicht der Beherrscher von Macedonien aber gewährte

PRINCETON LIBRARY University of MICHIGAN

den Thessaliern den Vortheil, daß sie gegen innere Streitigkeiten geschützt wurden, und im Ganzen damals eine glücklichere Lage hatten, als in früheren Zeiten.

9. Bildung und geistiges Leben der Griechen von Alexander's Tod an bis auf die Zeit der römischen Oberherrschaft.

Die Zeit nach Alexander's des Großen Tod war eine Zeit der Gewerbe und der gelehrten Bestrebungen, oder mit anderen Worten eine jener Perioden, in welcher eines Theils das Streben der Menschen vorzugsweise auf das im äußeren Leben Brauchbare und Nützliche gerichtet ist, anderes Theils aber der Geist, obgleich er den Sinn für das Höhere und Bessere an und für sich selbst verloren hat, am Lesen Vergnügen findet, und das Bedürfniß hat, verfeinerte Sinnenlust mit geistiger Unterhaltung und Beschäftigung abwechseln zu lassen. In einer solchen Zeit können nur gelehrte Bestrebungen und diejenigen Wissenschaften gedeihen, welche sich auf die Zwecke des äußeren Lebens anwenden lassen, wie die Mathematik, Mechanik, Physik und Arzneikunde. Sammeln, Erklären und Grübeln treten an die Stelle der aus Begeisterung hervorgehenden wahrhaft wissenschaftlichen Thätigkeit, alles rein Geistige verliert an Gehalt und sinkt in demselben Grade, in welchem die genannten Wissenschaften steigen. Der erschlaffte Geist der Menschen ist dann zu seiner eigenen Qual mit Wissen und mit Bildung angefüllt, er kann zwar neben den sinnlichen Genüssen geistige Beschäftigungen nicht entbehren, ist aber zu kraftlos, zu sehr der Sinnlichkeit ergeben, zu sehr der Natur entfremdet, als daß er Wahrheit und Schönheit blos um ihrer selbst willen lieben könnte. Es sind daher in solchen Zeiten dem Menschen Kunst und Wissenschaft nur Mittel zu äußeren Zwecken, sie dienen gleichsam als Mägde dem Luxus, den Gewerben und der Unterhaltung. So war das Wesen und der Geist der Griechen in den Zeiten nach Alexander's des Großen Tode beschaffen, und dadurch erhielt die damalige griechische Bildung, die man nach ihrem Mittelpunkte, Alexandria in Egypten, die alexandrinische zu benennen pflegt, ihren eigenthümlichen Charakter.

Die alexandrinische Zeit hatte aus dem angegebenen Grunde den Vorzug, daß sie ebenso, wie die unserige, eine Zeit der nützlichen Erfindungen und der verschönerten Prosa des Lebens war, oder mit andern Worten, daß alle mit den Gewerben, dem Handel, der Schifffahrt, dem Bauwesen, der Heilkunde und der Kriegskunst in Verbindung stehenden Wissenschaften und Künste sich rasch und in hohem Grade entwickelten. Dies ist ihre glänzendste und für den Zustand der Menschheit in späteren Zeiten wichtigste Seite, und der Einfluß derselben auf die folgenden Jahrhunderte unseres Geschlechts ward um so größer, weil gerade in demselben Augenblicke, als der Geist der Griechen sich mit dem regsten Eifer den realen Wissenschaften zuwandte, das durchaus nur auf das Reelle und Äußerliche gerichtete Volk der Römer die ersten Schritte zur Weltherrschaft that. In allen anderen Beziehungen dagegen bietet die alexandrinische Zeit den traurigen Anblick eines Zustandes der Entartung, der Gesunkenheit und des Verderbnisses dar. Mattes, eitles, leeres Treiben trat an die Stelle der freien, kräftigen Bewegung des Geistes, und die ganze Literatur beruhte, mit Ausnahme der den Geschäften und Künsten des Lebens dienenden Wissenschaften, entweder nur auf tändelndem Spielen und Künsteln, oder auf bloßer Gelehrsamkeit, müßigem Grübeln, gehaltloser Vielwisserei und prunkender Katheder-Weisheit. Nicht der bessere, unverdorbene Theil oder die mittlere Klasse der Nation beschäftigte sich damals mit der Literatur; im Gegentheil, diese ward dem Volke ganz entfremdet und theils ein Mittel des Zeitvertreibs für den Hof und die vornehme Welt, theils in den Bücherſaal der Stubengelehrten zurückgedrängt. Jene Zeit bietet daher eine in der Geschichte der Menschheit oft wiederkehrende Erscheinung dar: ein gebildetes Geschlecht, bei welchem das Bedürfniß der Zeitverkürzung und Abwechselung, der Drang nach Befriedigung der Neugierde, das Streben, die Phantasie zu beschäftigen, an die Stelle eines einfachen, natürlichen Sinnes, der Begeisterung für das Höhere und des lebendigen Antheils an allem wahrhaft Menschlichen getreten sind. Bücher und nicht die Welt waren die Quellen der Weisheit, Bibliothek und Hof die Angelpunkte, um welche die Literatur von Alexandria und die ihr nachgebildete syrische und pergamenische, sowie die der späteren römischen Zeit vom Kaiser

Tiberius an sich drehte. Dies gibt uns den Schlüssel zur Erkenntniß des Charakters der ganzen späteren Bildung der Griechen. Die Welt und das Leben, der frische Geist und die ewig junge Natur sind die alleinigen echten Quellen der Weisheit und Dichtkunst; die steifen Kreise der vornehmen Gesellschaft dagegen zeigen den Menschen nur geschminkt und im Masken-Anzug, und Bücher geben nur ein trübes, gefärbtes Spiegelbild. Wo daher, wie in der alexandrinischen Zeit, Bücher und Gesellschaften die alleinigen Quellen sind, aus welchen der Geist seine Nahrung schöpft, da mangelt seinen Erzeugnissen die Wahrheit, Kraft, Gediegenheit und Freiheit; sie sind Früchte der bloßen Gelehrsamkeit, der Grübelei, der überreizten Phantasie und der Eitelkeit. Der Wunsch bei Hof genannt zu werden, das Bedürfniß Schutz und Brod zu finden, der Nutzen des Ruhms für die Erhöhung des Jahrgehaltes, müßiges Haschen nach Gegenständen der Bearbeitung erzeugen das Ringen nach einem leeren Rufe, und haben die Aufopferung der Moralität für ein thörichtes, Aufsehen machendes Wissen zur Folge. Die höchste und schärfste Kritik und völlig unkritisches Sammeln leerer Thatsachen oder Zahlen von der einen Seite, tolles Schwärmen und Phantasiren von der anderen sind, wie in allen Zeitaltern der Erschlaffung, mit einander enge verbunden; und während diejenigen Schriftsteller, welche die Zeit- und Hofgeschichte schreiben, sich im Erzählen anstößiger Anekdoten, in abgeschmackten Übertreibungen oder in niedrigen Schmeicheleien gefallen, berichten andere die fabelhaften Geschichten der Urzeit auf dieselbe Weise, als wenn ein Feen-Mährchen erzählt werden sollte. Kraftlosigkeit des Verstandes, Überschwenglichkeit der Phantasie, der Unfug des gelehrten Citirens, der Misbrauch der anzuführenden Beweisstellen, indem man nämlich möglichst viele zusammenhäuft, aber keine einzige gehörig prüft, und sich nicht schämt Schriften anzuführen, deren Unechtheit bekannt und handgreiflich ist, und neben allem diesem treffliche philosophische Sprachforschung, tiefes Eindringen in das Wesen der Sprache, sowie umfassende Gelehrsamkeit und genaue Bekanntschaft mit allen, zur Erklärung der Werke älterer Schriftsteller nöthigen Hülfswissenschaften — diese Eigenthümlichkeiten bilden das Wesen der alexandrinischen Literatur. Dabei ist es für den Charakter der antiken Welt überhaupt bezeichnend, daß sich auch

damals noch ein Hauptzug derselben erhielt, durch welchen sie sich von der neueren Zeit sehr unterscheidet. Die große Lebhaftigkeit nämlich, mit welcher der Geist der Griechen Alles erfaßte und trieb, zeigt sich auch noch in der Zeit seiner Entartung, und wie ehedem, so blieben auch damals noch Kunst und Wissenschaft überall mit dem Leben so innig verbunden, daß selbst die elendesten Menschen, die schwelgerischen Höflinge von Alexandria und Antiochia und die Tyrannen der kleinen Staaten Griechenlands, ihrer ebensowenig entbehren konnten, als der Werkzeuge ihrer unmenschlichen Lüste. — Von den einzelnen Theilen der alexandrinischen Literatur bedürfen die sogenannte Grammatik, die Poesie, Philosophie und Geschichte, um ihrem eigentlichen Wesen nach erkannt zu werden, nur einer kurzen Andeutung; die Fortschritte der realen Wissenschaften aber müssen ausführlicher dargestellt werden, weil sie die für die spätere Welt wichtigste Seite des geistigen Treibens jener Zeit bilden.

Unter dem Namen Grammatik verstanden die Alexandriner etwas ganz Anderes, als was wir so benennen; denn die Wissenschaft der Sprache war nur ein Theil der alexandrinischen Grammatik, nicht diese selbst. Die damaligen Gelehrten bezeichneten mit dem Namen Grammatik die neue, erst zu ihrer Zeit entstandene Wissenschaft, welche den ganzen Kreis der Kenntnisse umfaßte, die zum Verständniß der älteren griechischen Schriftsteller nöthig waren. Da nun die Erklärung dieser Schriftsteller in alle Fächer des Wissens eingriff, so war die Grammatik der Alexandriner zwar ihrem Hauptwesen nach die Wissenschaft der griechischen Sprache, vereinigte aber zugleich auch alle übrigen gelehrten Kenntnisse jener Zeit in sich. Sie war auf diese Weise die Grundlage der ganzen alexandrinischen Bildung, die eigentliche Seele des damals entstehenden, der früheren griechischen Welt völlig unbekannten gelehrten Treibens, der Mittelpunkt des damaligen geistigen Lebens überhaupt. Auch die sogenannten exacten d. i. die mathematischen und physikalischen Wissenschaften gehörten, nach dem alexandrinischen Begriffe des Wortes Grammatik, mit in den Kreis dieser neuen Wissenschaft. Es ist aber für die Klarheit und Richtigkeit der Auffassung besser, dieselben getrennt davon darzustellen, und unter dem Namen Grammatik zunächst nur diejenigen Bestrebungen zu begreifen, welche das Studium der Sprache älterer griechischer

Schriftsteller und die Kenntniß der sogenannten Alterthümer oder der von diesen in ihren Werken erwähnten Gebräuche, Sitten, Religions-Ceremonien, Völker und Länder zum Zwecke hatten, und zugleich die Kritik der älteren Literatur oder die Berichtigung des durch das Misverständniß und die Nachlässigkeit der Abschreiber häufig verdorbenen Textes der Schriften umfaßten. Die Grammatik war also eine rein gelehrte Wissenschaft oder eigentliche Schulgelehrsamkeit. Da ein solches Treiben an und für sich selbst mit der natürlichen, freien und lebendigen Entwickelung und Thätigkeit des menschlichen Geistes überhaupt und des echt griechischen Wesens insbesondere im Widerspruch stand, so ist das Überwiegen desselben als ein Zeichen der Entartung und des Verfalls, als eine meistens zu Kleinigkeitsgeist und tödtendem Gedächtnißwesen führende Beschäftigung anzusehen. Die alexandrinische Grammatik hatte aber auch, wie alle gelehrten Bestrebungen, eine vortheilhafte Seite, und diese muß um so mehr hervorgehoben werden, weil sie einen der Hauptvorzüge der alexandrinischen Zeit bildet.

Es tritt nämlich in der Entwickelung unseres Geschlechts von Zeit zu Zeit eine Periode ein, in welcher die Menschheit genöthigt wird, gewissermaßen eine Zeitlang stille zu stehen, um über sich selbst und ihren frühern Bildungsgang nachzudenken und die gewonnenen Erkenntnisse zu sammeln. Eine solche Periode war die Zeit der alexandrinischen und pergamenischen Gelehrsamkeit. Damals sammelte und ordnete man die Schriften und das Wissen der älteren griechischen Zeiten, man suchte die Formen, in welchen früher der Geist seiner lebendigen, mehr oder weniger unbewußten Thätigkeit den Ausdruck gegeben hatte, auf Gesetze zurückzuführen und als Gesetze festzustellen, man übte endlich die Kräfte, die nicht mehr durch eine natürliche und ununterbrochene Wechselwirkung des inneren und äußeren Lebens beschäftigt wurden, an dem Studium der Schöpfungen früherer besserer Zeiten. Damals wurde deshalb nicht nur der Grund zu derjenigen Art von Bildung gelegt, welche den monarchischen Staaten jener Zeit und der nach und nach herrschend werdenden römischen Welt angemessen war, sondern es ward auch einer langen Reihe späterer Jahrhunderte auf eine nützliche Weise vorgearbeitet. Damals wurde für das Mittelalter und für die neuere Zeit, wo die Beschäftigungen des

Geistes aus dem Leben selbst zurückgedrängt und in Klöster, Studirzimmer und Hörsäle verbannt worden sind, eine Wissenschaft geschaffen, welche, dem Alterthum entsprossen und zur Zeit, als die alte Weisheit und Begeisterung noch nicht ganz erloschen war, weiter ausgebildet und vermehrt, das Dunkel der Schulen finsterer Zeitalter durch die Philosophie und Bildung der schönsten Zeit des menschlichen Geistes erleuchtete.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir alle die Männer aufzählen und einzeln würdigen wollten, welche damals als sogenannte Grammatiker im Geiste ihrer Zeit eine Wirksamkeit ausübten, die sich bis in weit entfernte spätere Jahrhunderte hinab erstreckte. Diese Männer traten übrigens nicht allein in Alexandria auf, wo freilich die meisten von ihnen lebten, sondern in allen größeren Städten, welche eine griechische Bevölkerung hatten. Die ausgezeichnetsten und berühmtesten derselben waren Zenodotus von Ephesus, der erste Vorsteher des Museums zu Alexandria, sein Schüler Aristophanes von Byzanz, welcher um 240 v. Chr. lebte, und dessen Schüler Aristarchus von Samothrake. Die beiden Letzteren sind diejenigen alexandrinischen Gelehrten, welche auch die früher mehrmals erwähnten sogenannten Kanon's der älteren griechischen Schriftsteller verfertigten (s. Th. II. S. 189, 193 und 293). Man muß diese Männer, welche die ungeheuere Masse des Wissens geordnet, die Schriftsteller in Klassen gebracht, und ihre Werke nach kritischen Grundsätzen von Entstellungen des Textes gereinigt haben, wohl unterscheiden von der Zahl derer, die des Urtheils und jeder Schärfe und Klarheit des Geistes ermangelten, und nichts als ein todtes Wissen besaßen. Freilich hat auch das Wesen und Treiben jener besseren Grammatiker eine schlimme Seite: indem sie nämlich über die literarischen Producte ihrer Nation hin und her dachten und redeten, durch große Belesenheit eines aus dem Anderen zu erklären suchten und, vermittelst eines sehr sorgfältigen Studiums der Sprache und der Formen, den Text berichtigten, verloren sie den Gesichtspunkt, aus welchem man das literarische Leben betrachten muß, ganz aus den Augen, ihre Vielwisserei machte das richtige Wissen und seine Anwendung unmöglich, und ihre sich auf die äußere Form beziehende Kritik nahm der freien Thätigkeit des Geistes den Spielraum. Es mußte

also durch dieses gelehrte Treiben die Bildung sich immer mehr von dem eigentlichen Charakter des griechischen Wesens entfernen. Allein dieser Vorwurf trifft im Grunde nicht jene Männer, sondern den Zeitgeist, aus welchem ihr Wesen und die Richtung desselben hervorgingen. Wollte man auf die zum Theil lächerlichen Streitigkeiten der damaligen Grammatiker eine Bedeutung legen und die Gelehrten deshalb verspotten, so würde dies Mangel an Menschenkenntniß beweisen, weil der Natur der Sache nach überall, wo Schulen sind, auch Schulgezänk sein wird. —

Die Werke der alexandrinischen Dichtkunst bestehen, mit Ausnahme der Erzeugnisse eines einzigen Mannes, entweder blos aus leerer Spielerei und hohlem Versgeklingel, oder aus einer mühseligen gelehrten Arbeit, oder aus schlüpferigen und witzigen Versen, welche für die Unterhaltung der schwelgerischen und müßigen Menschen jener Zeit berechnet waren. Wie hätte auch wahrhafte Poesie in einer Zeit gedeihen können, in welcher der Sinn für die Natur erloschen, die Kraft der Seele gelähmt und, statt der Begeisterung und der Freude am Betrachten des Wahren und Schönen an und für sich selbst, sinnlicher Genuß und äußerer Nutzen die Triebfeder und das Ziel jeder Thätigkeit geworden waren! Hatte sich doch die damalige Welt der eigentlichen poetischen Empfindung so sehr entwöhnt, daß Gedichte, deren einziger Werth in einer gekünstelten, abgeschmackten Form bestand, mit Beifall aufgenommen werden konnten! Man verfertigte und bewunderte z. B. Gedichte, welche aus lauter einzelnen Versen Homer's zusammengesetzt waren, oder solche, deren Äußeres die Form von Flügeln, Beilen und Eiern hatte.

Von den Zweigen der dramatischen Poesie war die Komödie, wie sie sich unter dem Namen der neueren Komödie ausgebildet hatte (s. Th. II. S. 192), derjenige, welcher zu dem Wesen und Treiben jener Zeit noch am besten paßte. Es gab zwar damals auch tragische Dichter, und der witzelnde Geschmack der alexandrinischen Gelehrten hat sieben derselben, welche zur Zeit der beiden ersten Ptolemäer lebten, unter dem Namen des tragischen Siebengestirns zusammengefaßt; dieses Siebengestirn bestand aber nur aus Nebelsternen, und die Werke der mit seinem Namen bezeichneten Dichter waren ebenso wässerig, als die Zeit der Er-

scheinung jenes Sternbildes, welches bei den Alten als Feuchtigkeit bringend verschrieen war. Anders verhält es sich mit den Dichtern der sogenannten neueren Komödie. Diese Gattung von Poesie entsprach einerseits ganz derjenigen Art Witz und Unterhaltung, nach welcher die Menschen jener Zeit strebten, und andererseits konnten auch die Dichter solche Scenen, wie die neuere Komödie sie darstellte, eher in den Kreisen des Hofes großer Reiche und in der gebildeten Welt der damaligen Hauptstädte finden, als unter einem Volk, das der Natur näher steht und in angestammten Sitten und Gewohnheiten verharrt. Dafür hörte denn freilich auch das Lustspiel auf, eine Volksbelustigung zu sein, und ward ein Mittel des Zeitvertreibs für die Gebildeten und Vornehmen. Es diente entweder blos, um vorgelesen oder doch wenigstens um vor einer gewählten Gesellschaft aufgeführt zu werden. Für die ausgezeichnetsten Dichter der neueren Komödie galten Menander, Diphilus, Philippides, Philemon und Apollodorus. Von ihnen allen haben sich nur so wenige Bruchstücke erhalten, daß eine genauere Prüfung ihres Wirkens unmöglich ist. Für die Folgezeit erhielten zwei dieser Dichter, Menander und Philemon, eine besondere Wichtigkeit dadurch, daß sie den Komödiendichtern der Römer als Hauptmuster dienten, und daß die Staatsmänner dieses Volkes die Werke Beider zu ihren rednerischen Studien benutzten. Da die neuere Komödie vornehmlich durch die Darstellung von Charakteren sich von der mittleren und älteren auszeichnete, so konnte allerdings der angehende Redner diese Gattung der Literatur sehr gut gebrauchen, um einen Charakter im Leben richtig auffassen, ihm seine rechte Stellung geben und den Ausdruck ihm anpassen zu lernen. Außerdem eigneten sich Menander und Philemon ebenso, wie Euripides, zum Gebrauche in den Rhetor-Schulen auch noch wegen ihrer häufigen Sinnsprüche und moralischen Sentenzen, wegen der in ihren Werken vorkommenden längeren Reden, und wegen des Umstandes, daß sie, besonders Menander, der römischen Art zu deklamiren entsprachen, und deshalb zu Übungen im Vortrag benutzt werden konnten.

Die übrigen Dichter der alexandrinischen Zeit gehören fast insgesammt zu einer Art gemischter Poesie, welche man weder der einen noch der anderen reinen Gattung von Dichtwerken zuzählen

kann, und denen überhaupt kein ausschließend poetischer Zweck zu Grunde lag. Der Witz der Gelehrten jener Zeit hat auch aus der Zahl dieser Dichter ein sogenanntes Siebengestirn zusammengestellt. Die wichtigsten derselben sind Theokritus, Apollonius Rhodius, Aratus, Lykophron und der in das Siebengestirn nicht mit aufgenommene Kallimachus. Alle sind, mit Ausnahme des Theokritus, für den Gang der menschlichen Bildung nur insofern wichtig, als sie durch ihre Gelehrsamkeit, Darstellungsweise und Sprache theils die wissenschaftliche Erkenntniß früherer Dichter erleichtert, theils dazu beigetragen haben, daß die Mathematik, Physik und Astronomie in den Kreis der Erziehungswissenschaften der gebildeten Stände eingeführt wurden.

Theokritus von Syrakus, welcher sein Leben abwechselnd am Hofe des Ptolemäus Philadelphus und in seiner Vaterstadt bei dem König Hiero II. zubrachte, ist der ausgezeichnetste der sogenannten bukolischen Dichter oder derjenigen Dichter des Alterthums, welche Idyllen d. h. poetische Gemälde aus dem Leben der der Natur am nächsten stehenden Menschenklasse verfertigten. Diese Dichtungsart, welche schon früher unter den Griechen ihre Bearbeiter gehabt hatte, ward von Theokrit der Natur viel näher gebracht, als dies seinen Vorgängern gelungen war. Seine Werke gehören übrigens der alexandrinischen Literatur und insbesondere dem Wesen und Treiben in Alexandria nur halb an; denn sie sind eines Theils in dem Dialekt der sicilianischen Griechen abgefaßt, und gingen anderes Theils unstreitig aus der sicilianischen Volksdichtung der Mimen (s. Th. II. S. 191) hervor. Es muß auf den ersten Blick überraschen, daß in einer der Natur so sehr entfremdeten, an Schwelgerei, Glanz und Formenwesen gewöhnten Zeit und an einem Hofe, wie der von Alexandria war, ein Sänger der Natur mit seinen, die einfachsten Menschen und Lebensverhältnisse darstellenden Gedichten Beifall finden konnte; allein bei näherer Betrachtung wird dies nicht allein begreiflich, sondern das Wohlgefallen der damaligen gebildeten Welt an Theokrit's Werken erscheint auch als ein in der menschlichen Natur selbst begründeter, unter ähnlichen Umständen immer von neuem wiederkehrender Charakterzug. Übertriebene Weichlichkeit und großer Luxus sind stets gerade für diejenigen Menschen am drückendsten, welche in

jene am tiefsten versunken sind und diesen am wenigsten entbehren können; sie erhalten aber stets durch die Wirkung des Contrastes einen neuen Reiz. Deswegen zeigt sich in allen Zeiten, in denen die Menschen an Verweichlichung, überspannter Bildung und Entfremdung von der Natur leiden, das größte Wohlgefallen an idyllischen Gesängen, weil diese den Zustand der Hirten darstellen, welchen alle Nationen sich als den ältesten und ursprünglichen Zustand der Menschheit und als das einfachste, reinste und am wenigsten dem Wechsel von Leid und Freud unterworfene Leben gedacht haben. Es ist also gerade der grelle Abstich einer der vornehmen Welt ganz fremden Lebens- und Sinnesweise, was idyllische Gedichte für die nur durch den Reiz der Gegensätze aufzuregenden Menschen einer entarteten und verfeinerten Zeit anziehend macht.

Für die Griechen war nach dem so eben Angegebenen die alexandrinische Periode die einzige Zeit, in welcher sie, nachdem die anderen Dichtungsarten erschöpft waren, die idyllische bis auf den höchsten Grad entwickeln konnten. Sie haben dies durch Theokrit so vollkommen gethan, daß sie auch hierin alle anderen Nationen des Westens übertrafen. Die übrigen europäischen Völker, die Römer, Italiäner, Franzosen und Deutschen, glaubten auch in diesem Zweige der Poesie die Natur verbessern, oder an die Stelle eigentlicher Empfindung die Empfindsamkeit setzen zu müssen, die Griechen allein sind originell und natürlich geblieben. Unter den Römern ward zweimal der Versuch gemacht, die Städter durch idyllische Darstellung des ländlich Natürlichen zu erfreuen, zuerst von dem in der schwelgerischen und verfeinerten Zeit des Kaisers Augustus lebenden Virgil und dann von Calpurnius und Anderen, welche in den späteren Jahrhunderten des sinkenden römischen Reiches auftraten; Virgil's Schäfer sind aber gar oft nichts als Rhetoren, und die späteren Idyllendichter der Römer haben nicht die Natur, sondern Virgil zu erreichen gestrebt. Als nach dem langen Dunkel des Mittelalters in Italien ein neues Licht hervorbrach, als bereits alle anderen Gattungen der Literatur von den Italiänern bearbeitet worden waren, als Luxus und Verdorbenheit unter ihnen ihren höchsten Grad erreicht hatten, ward auch die bukolische Poesie erneut. Wie unnatürlich ist aber die Poesie

eines Sannazaro und Guarini! Taſſo iſt im Hirtengedicht wie im Epos ein zweiter Virgil, was in Beziehung auf die Form der Darſtellung unendlich viel, in Beziehung auf Originalität aber nichts ſagt; und nun erſt vollends Marini! Mit den franzöſiſchen Dichtern, welche nachher der idylliſchen Poeſie ſich zuwandten, und in gekünſtelten, zierlichen Verſen ihre Hofbekanntſchaften zu Hirten machten, iſt es noch viel ärger. In Deutſchland ſchuf Geßner, der — was nach dem vorher Bemerkten nicht befremden wird — am verdorbenen Hofe Ludwig's XV. ſehr viel und gern geleſen ward, ebenfalls eine ganz ſentimentale Natur. Voß und Hebel haben ſpäter das deutſche Idyll dem griechiſchen genähert, und es iſt ihnen gelungen, nicht allein für die verwöhnten höheren Stände ein unentſtelltes Bild des einfachen, natürlichen Lebens zu entwerfen, ſondern auch den der Natur noch nahe ſtehenden Menſchen der gebildeten Mittelklaſſe den inneren Sinn aufzuſchließen, und ſie mit einer Art Begeiſterung für ihr einfaches Leben zu erfüllen. Die Griechen haben alſo das Verdienſt, ſelbſt noch in der alexandriniſchen Zeit ihrer Bildung eine neue Art Poeſie bis zu dem Grade entwickelt zu haben, daß dieſe für alle Zeiten und Völker des Abendlandes Muſter geworden iſt. Theokrit blieb nachher, gerade wie Homer im Fache des Heldengedichts, ein Licht, welches die Idyllendichter ſpäterer Zeiten auf den rechten Weg zurückleiten mußte, wenn ihre Vorgänger nach der einen oder andern Seite abgewichen waren.

Der Sänger der Natur, dem es übrigens ebenſo wenig als den anderen damaligen Dichtern an Künſten der Schmeichelei fehlte, hatte nicht den erſten Rang unter den Poeten ſeiner Zeit. Der Herrſcher im Gebiete der Poeſie zu Alexandria war Kallimachus, welcher einem der vornehmſten Geſchlechter von Cyrene angehörte, und deſſen Blüthezeit in die Regierung des zweiten Ptolemäus fällt. Seine Werke ſind ein getreues Abbild der ganzen Poeſie und des Geſchmackes der ptolemäiſchen Zeit. Sie zeichnen ſich durch ihre Fülle von Gelehrſamkeit aus, man vermißt aber überall den Ausdruck dichteriſcher Empfindungen; ſtatt desſelben findet man den in zierliche Worte gefaßten Erguß eines mit gelehrten Kenntniſſen überladenen Gedächtniſſes und das Selbſtgefühl eines Mannes, der auf ſein gelehrtes Talent ſtolz iſt. Auch

Apollonius von Rhodus, ein Schüler des Kallimachus, zeigt nur wenig wahre Begeisterung und natürliches poetisches Gefühl, und ist nie Original; aber er ist in Beziehung auf dichterische Form und Sprache wichtig, und bezeichnet uns den Übergang des antiken Charakters der Poesie in den modernen. Apollonius hat nämlich die Sage von dem Argonauten-Zug in einem Heldengedichte behandelt, durch welches er auf den in seiner Zeit herrschenden poetischen Ton wohlthätig einwirkte, und sogar auf die Dichtkunst der Römer großen Einfluß ausübte. Er strebte nicht ohne Glück in Homer's Fußstapfen zu treten, und hat durch die Reinheit des Vortrags, die Zierlichkeit der Wortfügung, den Wohlklang des Versbaues, der sich streng nach dem Homerischen bewegt und doch dem Tone der neueren Zeit näher steht, seinen Zeitgenossen und den römischen Dichtern das Auffassen des Homer ungemein erleichtert. Es verhält sich daher sein Heldengedicht zu der römischen Poesie ebenso, wie die soviel als möglich das griechische Original wiedergebenden deutschen Übersetzungen Homer's zu unserer Dichtkunst; denn diese Übersetzungen haben der deutschen Nation ebenfalls das Eindringen in den Geist der griechischen Poesie erleichtert. Apollonius faßt jeden Laut des alten Sängers auf, die Wendungen, Gleichnisse und alle anderen Eigenthümlichkeiten Homer's erscheinen bei ihm wieder, aber sie sind in das Gewand der Rhetorik gekleidet und dadurch dem Sinn und Wesen der Menschen jener Zeit und der rhetorischen Römer näher gebracht. Apollonius hat auf diese Weise nicht allein historische, sondern auch gelehrte Bedeutung erhalten; denn sein Gedicht ist, wie aus dem Angegebenen hervorgeht, der beste Commentar zur Iliade und Odyssee, das beste Mittel, um auf dem Wege der Vergleichung, vermittelst der künstlichen Formen und mühsam gebauten Verse seines Werkes, die einfache Sprache und den natürlichen Versbau Homer's verstehen und würdigen zu lernen. Außerdem sind auch die in Apollonius Heldengedicht enthaltenen Länder-, Völker- und Sittengemälde für die Kenntniß des Alterthums sehr wichtig. Dem rein poetischen Werthe nach gehört Apollonius zu den besten Dichtern der alexandrinischen Zeit, er war sogar der einzige von allen epischen Dichtern der Griechen, dem es einigermaßen gelungen ist, Homer nachzuahmen. Übrigens erscheint er nur in-

Betreff der Sprache und einzelner Geschichten, Episoden und Gleichnisse als großer Dichter, der Einfluß aber, welchen er dadurch auf die römische Poesie ausübte, war sehr groß, weil selbst Virgil ganze Reihen von Bildern und Formen aus ihm wörtlich entlehnte.

Ganz anders verhält es sich mit dem Dichter Lykophron, einem euböischen Griechen, der am Hofe des zweiten Ptolemäus lebte. Er verdient nur deshalb angeführt zu werden, weil er ein abschreckendes Beispiel der gelehrten Dichtkunst ist, und am besten zeigen kann, wie weit es schon im Anfang der alexandrinischen Zeit mit dem Haschen nach leerem Wissen und dunkeln Vorstellungen gekommen war. Das Wesen seiner literarischen Thätigkeit besteht in Räthselhaftigkeit und im Wohlgefallen an Dunkelheiten. Es ist daher bezeichnend für ihn, daß er für den Erfinder der Anagramme oder jener Spielerei gilt, vermittelst deren man, durch Buchstabenversetzung, aus einem Worte ein mit demselben in irgend eine Beziehung gebrachtes anderes bildet. Lykophron verfaßte in einer Zeit, wo das Lösen von Räthseln, das Spielen mit Begriffen und die Aufhellung von Dunkelheiten eine Art von gelehrtem Handwerk geworden war, und die alte griechische Religion in eine Wissenschaft der Geheimlehren umgeschaffen wurde, ein Gedicht voller Räthsel und Dunkelheiten, welches eine Aufgabe für Gelehrte sein sollte, und gab dadurch ein sehr übles Beispiel. Dieses sonderbare Machwerk, welches von Anfang bis zu Ende aus lauter Weissagungen der Kassandra besteht, ist gleichsam eine fortlaufende Reihe von Räthseln, da in demselben sogar die Götter und Heroen nicht mit ihren eigentlichen Namen genannt, sondern statt dessen vermittelst ihrer am wenigsten bekannten Attributen bezeichnet werden. Die in diesem Gedichte vorkommenden Länder sind durch irgend eine dunkle Geschichte, welche in ihnen einmal vorgefallen ist, bezeichnet, die kühnsten Metaphern oder Übertragungen von Begriffen, wie Milton's sichtbare Finsterniß, finden sich auf jeder Seite, die fremdartigsten Dinge werden mit einander verbunden, Blitze werden gewöhnlich gehört, Töne gesehen; kurz die höchste Überschwenglichkeit der Einbildungskraft, die größte Räthselhaftigkeit und das Aufbieten der mannichfaltigsten Gelehrsamkeit bilden den eigentlichen Charakter des Werkes. Die Phantasie des Dichters erwärmt uns aber nicht, sie macht uns vielmehr

starr, weil wir immer einen Gelehrten vor uns sehen, der sich und uns auf die Folter spannt, und seine unnütze Belesenheit zeigen will. Die späteren Gelehrten, welche für das Einfache und wahrhaft Große allen Sinn verloren hatten, fanden freilich an einem solchen Werke Freude und Genuß. Auch ist nicht zu leugnen, daß, wenn man Lykophron's Räthsel gelöst hat, man aus ihm den Reichthum der griechischen Sprache und die unendliche Fülle der Erfindungen und Bilder, welche das damalige Religions-System darbot, am besten kennen lernen kann. Übrigens war Lykophron auch ein zu seiner Zeit berühmter tragischer Dichter, es hat sich aber von seinen Tragödien, in welchen er auf ähnliche Weise wie in seiner Kassandra das Verständniß möglichst zu erschweren suchte, keine einzige erhalten. —

Von der Philosophie der alexandrinischen Zeit wird besser bei der Darstellung der Bildung des römischen Volkes gehandelt, weil sie durch ihren Einfluß auf dieses Volk in der unmittelbarsten Beziehung zu dem geistigen Leben desselben steht, und dies denjenigen Theil ihrer Wirksamkeit bildet, welcher für die Geschichte der menschlichen Cultur am wichtigsten ist.

Die Geschichtschreibung der alexandrinischen Periode hat ganz den Charakter der damaligen Dichtkunst, sie ward zur Zeit der ersten Ptolemäer von einigen Männern eben dahin geführt, wohin Kallimachus und Lykophron die Poesie geführt hatten. Der Geist der alexandrinischen Zeit war ein Geist der Eitelkeit, der Unterhaltungssucht und der Unwahrheit, und deshalb ebenso wenig für eigentliche geschichtliche Belehrung empfänglich, als einer wahrhaft historischen Auffassung der wirklichen Welt und ihrer Charaktere fähig. Die Berichte über die Zeitgeschichte, welche man sonst bei den Griechen vorzugsweise häufig zu finden gewohnt ist, verschwinden mit einigen Ausnahmen ganz; die rhetorischen Schriftsteller jener Zeit wagten sich nicht an diese Geschichte, weil sie durch entstellte und falsche Darstellung des Bekannteren die Gewogenheit des Publikums zu verlieren fürchteten, durch die Wahrheit aber die Könige und Vornehmen beleidigt und sich um ihre Gunstbezeugungen gebracht haben würden. Statt der Geschichte ihrer Zeit behandeln sie daher die der Götter und Heroen, erzählen unverschämt erdichtete oder auf eine wunderliche Weise mit griechischen

Mythen und Sagen durchflochtene Urgeschichten und Mährchen von Indien, Assyrien, Phönicien, Egypten, ja sogar von dem bis dahin ganz verachteten und kaum genannten jüdischen Volk. Wie sehr schon Nearch, Onesikritus und Andere dem unterhaltungssüchtigen und wundergläubigen Sinne ihrer Landsleute durch Mährchen und Erdichtungen der ärgsten Art gehuldigt hatten, ist bereits früher in der Geschichte Alexander's des Großen angedeutet worden. Die Geschichtschreiber der eigentlichen alexandrinischen Zeit folgten den Spuren dieser sehr beliebt gewordenen Aufschneider oder Romantiker, sie verbanden aber damit meistens noch die Vorliebe für das Uralte und Ungeheuere und das Streben, die Sagen und das Priesterwesen der orientalischen Urzeit mit der griechischen Vergangenheit in Verbindung zu bringen.

Man braucht nur auf die berühmtesten damaligen Erzähler urweltlicher Geschichten, auf Timäus, Evhemerus, Berosus und Manetho einen Blick zu werfen, um den Charakter der alexandrinischen historischen Literatur überhaupt und ihr Verhältniß zum Geiste jener Zeit kennen zu lernen. Timäus von Tauromenium, welcher im Anfang des dritten Jahrhunderts vor Christo lebte, wird zwar wegen seiner chronologischen Genauigkeit in seiner Geschichte von Griechenland und Sicilien gerühmt, bringt aber dessen ungeachtet, wenn er über ältere Zeiten schreibt, alte Weibermährchen vor. Sein Zeitgenosse Evhemerus aus Messene ist für die Erkenntniß des Geistes der damaligen Geschichtschreibung noch merkwürdiger. Er hat nämlich eine sogenannte heilige Geschichte geschrieben, und in derselben die Erdichtungen, durch welche man zu jener Zeit die griechische Religion in orientalisches Priesterwesen und in ein zur Täuschung des Volkes dienendes Gaukelwerk umzuwandeln suchte, durch eben so unverschämte Lügen und einen nicht weniger dreist durchgeführten Trug zu bekämpfen gesucht. Er benutzte zu diesem Zwecke eine auf Kassander's Befehl unternommene Entdeckungsreise im indischen Ocean, und verfertigte Inschriften, die er dann für uralt ausgab. Mit Hülfe dieser Inschriften, welche er auf einer erdichteten Insel Panchaia gefunden zu haben behauptete, suchte er zu beweisen, daß Jupiter, Saturn und ihre ganze Sippschaft Menschen gewesen wären, welche sich durch Be-

trug göttliche Verehrung verschafft hätten. Er ward dafür zwar von den christlichen Kirchenvätern des Mittelalters gepriesen, von seinen heidnischen Landsleuten aber gescholten und mit dem Spottnamen eines Atheisten belegt. Seine erdichteten Geschichten und Inschriften beweisen dasselbe, was aus den Schriften derer, welche damals die Religionen und ihre Sagen in ein recht mystisches Dunkel zu hüllen suchten, hervorgeht, daß nämlich der Geist jener Zeit ein Geist der Lüge und des Truges war.

Die für die Erkenntniß des damaligen Zeitgeistes wichtigsten Männer aus der historischen Klasse der Schriftsteller sind Berosus und Manetho. Berosus soll zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus chaldäischer Priester des Belus-Tempels zu Babylon gewesen sein, und war einer der vielen orientalischen Astrologen, welche seit der Erbauung von Seleucia am Tigris sich einen Einfluß auf den Geist der Griechen verschafften. Diese Leute lernten Griechisch, und suchten die Leichtgläubigkeit des großen Haufens zu ihrem Vortheil zu benutzen. Berosus gehörte zwar weder dem europäischen Griechenland, noch dem ptolemäischen Egypten an, aber er muß hier erwähnt werden, weil in dieser Darstellung alles zusammengefaßt wird, was den Charakter der alexandrinischen Bildung an sich trägt, und in irgend einem griechischen Staate dieser Zeit sich ausgezeichnet hat. Dieser Chaldäer Berosus schrieb eine Geschichte der Babylonier, welche er vierhundert drei und siebenzig tausend Jahre vor Alexander dem Großen beginnen läßt, und in die er die wunderlichsten Mythen und Mährchen einmischte. Er hat dadurch den Gelehrten des Alterthums und der mittleren Zeit viele fruchtlose Mühe gemacht. Sein Werk ist ganz untergegangen. Es haben sich zwar unter seinem Namen einzelne Bruchstücke der babylonischen Urgeschichte erhalten, diese gehören aber nicht ihm, sondern irgend einem späteren christlichen oder jüdischen Gelehrten an. Was Berosus für den Hof und die gelehrte Welt von Syrien war, das war sein Zeitgenosse Manetho, ein egyptischer Priester, für den Hof und die Gelehrten von Egypten. Durch Berosus Geschichte erschienen nämlich die Seleuciden als die Beherrscher des Urlands der Götter und Menschen und gleichsam als die Herren der Quellen aller Weisheit; Manetho's Werk aber

bewies den Ptolemäern, daß Egyptens Könige noch ganz andere Ansprüche hätten, als die Beherrscher von Babylonien. Manetho war Priester an einem uralten egyptischen Tempel, gehörte der Priesterkaste des Landes an, und verstand das Griechische ebenso gut als Berosus. Er schrieb in griechischer Sprache eine egyptische Geschichte, welche mit der Urzeit seines Volkes begann und bis auf Alexander den Großen herabreichte. Außerdem soll er auch eine Erklärung der egyptischen Religionsgebräuche verfaßt haben. Von seinen Schriften haben sich einzelne Bruchstücke erhalten. Seine egyptische Geschichte, welche er aus den egyptischen Tempel-Archiven geschöpft haben wollte, ist zwar keineswegs so anzusehen, als wenn er alles Mitgetheilte erdichtet hätte, aber schon der bloße Umstand, daß er sich zur Beglaubigung seiner Nachrichten auf den Merkur der egyptischen Mythe und auf Inschriften, die derselbe geschrieben haben soll, berief, bezeichnet dem, der von dem Geschichtsforscher Menschenkenntniß und Kritik fordert, den Geist seiner Geschichtschreibung und ihren Werth hinlänglich. —

Erfreulicher als das Vorhergehende ist das, was zum Schluß noch von den realen Wissenschaften und von den Verdiensten zu berichten ist, welche die Griechen sich nach Alexander's des Großen Tod um die Künste und Wissenschaften des industriellen Lebens erworben haben. Die Zeit der Ptolemäer war eine durchaus prosaische Zeit, und hatte nur für solche Dinge rechten Sinn, welche einen unmittelbaren äußeren Nutzen gewährten. Der Aufschwung des Geistes scheint bei den damaligen Griechen gelähmt zu sein; es scheint, als wäre die Kenntniß desjenigen Theils unserer Natur, der mit der sichtbaren Welt nur wenig gemein hat, völlig erschöpft, und als wäre die Zeit gekommen, wo der Mensch sich als ein der äußeren Natur angehörendes und ihren Gesetzen unterworfenes Wesen kennen lernen sollte. Die dieser Zeit eigenthümliche Bildung ist eine ganz neue Erscheinung in der alten Geschichte, sie bereitet auf den Charakter der praktischen, juristischen und aristokratischen römischen Zeit vor. Die Betrachtung derselben ist aber nicht blos an sich selbst für die Erkenntniß der menschlichen Natur und ihres Entwickelungsganges wichtig, sondern

sie hat auch noch eine besondere Bedeutung dadurch erhalten, daß das römische Volk, welches in der späteren Zeit des Alterthums den Mittelpunkt der Welt bildete, so praktisch dasselbe auch war, doch keinen Zweig der mathematischen und physikalischen Wissenschaften weiter geführt hat, als die gleich nach Alexander's Tod entstandenen Schulen des griechischen Orients sie gebracht hatten. Die Schriftsteller dieser Schulen sind bis auf die Zeiten der Araber in den Fächern der Mathematik und Naturkunde die Lehrer der ganzen Welt geblieben. Selbst die Araber haben, mit Ausnahme der Chemie, der Algebra und einiger Theile der Astronomie, die sogenannten exacten, d. i. die mathematischen und physikalischen Wissenschaften nicht weiter gefördert, als diese in Alexandria schon zur Zeit der Ptolemäer gebracht worden waren. Die Araber schöpften ihre Wissenschaften aus den Büchern der in Syrien und Egypten gestifteten griechischen Schulen, und auch wir Europäer kehrten, nachdem wir seit dem zwölften Jahrhundert lange Zeit von den Arabern gelernt hatten, endlich im vierzehnten Jahrhundert zu den griechischen Quellen zurück. Die Griechen der alexandrinischen Zeit waren also in den bezeichneten Fächern des Wissens die Lehrer der Römer, der Araber und des ganzen christlichen Mittelalters, und diese Seite ihrer Thätigkeit und Bildung hat folglich eine welthistorische Wichtigkeit.

Die Fortschritte des ptolemäischen Zeitalters in der Naturkunde sind zuerst anzudeuten. Aristoteles hatte die Naturwissenschaften fast ganz und gar neu geschaffen, sein Schüler Theophrast war in die Spuren seines großen Meisters getreten, und hatte die von demselben übrig gelassenen Lücken ergänzt. Der von beiden Männern gegebene Anstoß wirkte auf die Ptolemäer und ihre Gelehrten, und brachte in Alexandria die weitere Entwickelung der Naturkunde hervor. Die ersten Ptolemäer förderten, wie bereits oben angegeben ward, diese Wissenschaften dadurch, daß sie naturhistorische Sammlungen anlegen, und sogar mit großen Kosten seltene Thiere in Alexandria zusammenbringen und unterhalten ließen. Es galt jedoch nicht gerade der wissenschaftlichen Erkenntniß der Natur, sondern auch die Naturwissenschaft mußte sich dem Bedürfnisse des Lebens anpassen lassen. Man richtete beim

Studium der Natur den Blick vorzugsweise auf die Heilkunde und auf diejenigen Zweige der Wissenschaft, welche mit dieser enger verbunden sind. Die Physiologie oder die Lehre von der Natur und dem Leben der organischen Wesen, die Anatomie, die Chemie und Botanik sind diese Zweige. Ohne Physiologie ist die Naturgeschichte der lebenden Wesen dasselbe, was die Physik oder Naturlehre ohne Chemie sein würde. Ohne die Anatomie oder ohne das Studium der einzelnen Theile des menschlichen Körpers und ohne die vergleichende Anatomie des Menschen und der Thiere hat weder die Physiologie noch die Heilkunde überhaupt eine feste Grundlage, sondern Beide bestehen dann nur in bloßen Muthmaßungen und in einer unsicheren, unvollkommenen Kunst. Die Physiologie und Anatomie waren aber bei den Alten bis auf Aristoteles Zeit ganz vernachlässigt worden, ungeachtet allerdings schon am Ende des peloponnesischen Krieges Hippokrates von Kos und seine Schüler die Medicin im Allgemeinen zum Range einer eigentlichen Wissenschaft erhoben hatten. Der Grund jener Vernachlässigung lag in dem Charakter der Griechen, weil eben dieselben Vorurtheile, durch welche bis auf den heutigen Tag die eifrige Betreibung der Anatomie in England erschwert ist, das Studium dieser Wissenschaft bei ihnen unmöglich gemacht hatten. Als dagegen mächtige griechische Fürsten in einem Lande wie Egypten, wo die altherkömmliche Weise, die Todten zu behandeln, anatomische und chemische Kenntnisse erforderte, der Heilkunde Unterstützung gewährten, mußte dies den Fortschritten der Anatomie und Physiologie in hohem Grade förderlich sein. Die beiden berühmten Männer, Herophilus von Chalcedon und Erasistratus von der Insel Ceos, von welchen jener der Leibarzt des Ptolemäus Soter, dieser aber zuerst der Leibarzt des Seleukus Nikator und dann des Ptolemäus Philadelphus war, erhielten auf Befehl der beiden ersten Ptolemäer, den Vorurtheilen der Griechen und Egypter zum Trotz, Leichname zum Zergliedern ausgeliefert Es ward ihnen sogar nachgesagt, daß sie sich Verbrecher hätten geben lassen, um auch an lebenden menschlichen Körpern ihre Forschungen und Versuche anzustellen; allein diese Behauptung ist ungegründet, und rührt wohl nur von dem damals noch allgemein herrschenden Abscheu

gegen das Seciren von Menschenleibern her, wie denn auf ähnliche Weise auch die Wiederhersteller der Anatomie in der neueren Zeit, Mondini und Vesalius, derselben Grausamkeit beschuldigt worden sind. Herophilus und Erasistratus wichen in ihren wissenschaftlichen Grundsätzen von einander ab, und es entstanden dadurch in und außerhalb Egypten verschiedene medicinische Schulen, welche sich Herophilische oder Erasistratische nannten. Herophilus hatte übrigens außer der Anatomie auch die Botanik mit der praktischen Heilkunst verbunden, seine Schüler trieben dieses Studium ebenfalls mit Eifer, und unter den letzten Ptolemäern oder kurze Zeit nach ihnen trat endlich der berühmte Botaniker Dioskorides auf, dessen Werk sowohl für die Araber, als für die christlichen Völker des Mittelalters die Grundlage ihrer Pflanzenkunde geworden ist.

Die mathematischen Wissenschaften wurden in Alexandria viel weiter gefördert, als die Naturwissenschaften; denn abgesehen vom Praktischen wird die Mathematik, als Verstandesbeschäftigung betrachtet, ewig auf den Grundlagen feststehen bleiben, welche damals in Alexandria gelegt worden sind. Die mathematischen Wissenschaften blühten außerdem in dieser Stadt fast tausend Jahre hindurch, also bis tief in das Mittelalter hinein. Unter den Mathematikern der ptolemäischen Zeit verdient Euklides sowohl in Rücksicht der Zeit, in welcher er lebte, als auch seiner Verdienste wegen zuerst genannt zu werden. Er lebte und lehrte unter Ptolemäus Soter in Alexandria, und führte ein Gebäude der Mathematik auf, zu welchem Aristoteles den ersten Grund gelegt hatte (s. Th. II. S. 423). Euklid's Lehrgebäude umfaßte nur die Arithmetik, die Geometrie und die Stereometrie oder die Wissenschaft der Ausmessung des von festen Körpern eingenommenen Raumes; er leistete aber für diese Wissenschaften eben dasselbe, was Aristoteles für die Logik geleistet hatte. Er schuf ein System, brachte alle Sätze in eine wissenschaftliche Ordnung, und erfand für die Mathematik eine Methode, welche von allen denkenden Mathematikern bis auf unsere Zeit als die einzig richtige gepriesen worden ist. Die Neueren haben zwar oft Euklid's Beweise zu lang, zu verwickelt und wenig verständlich gefunden und statt derselben einfachere

und leichtere gesucht, weil ihnen logische Schärfe und Strenge oft weniger wichtig war, als ein praktisches Resultat, und daher jeder praktische Beweis auch ein guter Beweis zu sein schien; wer aber den Geist der Alten kennt, und das Studium der Mathematik als reine Geistesbeschäftigung treibt, wird anders urtheilen, und sich an die Antwort halten, welche Euklid selbst einst dem Ptolemäus Soter gab. Als dieser ihn nämlich fragte, ob nicht eine leichtere Methode zur Erlernung der Geometrie ausfindig zu machen sei, antwortete ihm Euklid: „Zur Geometrie gibt es keinen besonderen Weg für Könige." Wie mit den Beweisarten Euklid's, so verhält es sich auch mit einzelnen Lehrsätzen seines Systems: fast jeder denkende Mathematiker der neueren Zeit stieß hier und da an und wollte bessern, konnte aber am Ende trotz aller Anstrengungen die Sache nicht weiter bringen, als Euklid sie gebracht hatte.

Von dem Augenblicke an, als Euklid das System der Mathematik wissenschaftlich vollendet und so den festen Grund dieser Wissenschaft gelegt hatte, fühlten alle Handelsstädte jener Zeit die Wichtigkeit der exacten Wissenschaften für ihren Handel, ihre Schifffahrt und ihre Gewerbe. Diese Städte, welche für die damalige Welt dasselbe waren, was die Niederlande und England dem neueren Europa geworden sind, waren vornehmlich Alexandria, Rhodus, Byzanz, viele kleinasiatischen Seeplätze und die meisten griechischen Pflanzstädte in der westlichen Hälfte des mittelländischen Meeres. In allen diesen Städten blühten seitdem Anstalten zur Unterweisung in den mathematischen Wissenschaften auf, und durch dieselben wurden die Künste des äußeren Lebens in ihrer Entwickelung sehr gefördert. Auch die Dichtkunst, welche damals vornehmlich als ein Mittel diente, dem an sich nicht Gefälligen eine gefällige Form zu geben, wurde gebraucht, um jene Wissenschaften zugänglicher zu machen. Der erste Dichter, welcher dies that, war Aratus von Soli in Cilicien. Er gehörte nicht der Stadt Alexandria an, sondern lebte am Hofe des Königs Antigonus Gonatas. Sein Verdienst bestand darin, daß er durch ein astronomisches Gedicht in Griechenland eben denselben Eifer für die mathematischen Wissenschaften erweckte, der in Alexandria, Rhodus, Byzanz und in anderen Städten der Schifffahrt und des Handels

wegen erwacht war. Er selbst war kein Mathematiker, er hat aber zwei Werke des ausgezeichneten Mathematikers und Astronomen Eudoxus von Knidus, welcher zu Philipp's II. Zeit lebte, in eine poetische Form gebracht, und dadurch zu einem Compendium für Schulen und zu einem Lesebuch der gebildeten Welt des Alterthums gemacht. Arat hat sich also weder durch gelehrte Forschungen und Kenntnisse, noch auch durch den Inhalt seines Gedichtes eine Bedeutung in der Geschichte der Cultur verschafft, sondern vielmehr dadurch, daß er dem Werke eines großen Mathematikers diejenige Form gab, welche dasselbe der reiferen Jugend und dem größeren Publikum zugänglich machte. Er trug dadurch ungemein viel zur Verbreitung der mathematischen Wissenschaften bei; denn sein Gedicht ward eine Art Handbuch für Gebildete, und da dasselbe einer Erklärung bedurfte, um verstanden zu werden, so nöthigte er dadurch die Gelehrten, welche es in der Schule behandeln mußten, sich mit Astronomie und Mathematik zu beschäftigen. Wegen der großen Verbreitung von Arat's Gedicht traten in der folgenden Zeit sogar die ersten Mathematiker und Astronomen als Erklärer desselben auf, und der ganze astronomische Unterricht ward auf dieses Werk gegründet oder an dasselbe angereiht.

Zunächst nach Aratus Zeit war Eratosthenes einer der bedeutendsten Mathematiker. Er war in Cyrene geboren, und stand unter Ptolemäus Evergetes an der Spitze des Museums. Da er zugleich Dichter, Sprachgelehrter, Erklärer der Alten, Philosoph, Geograph, Mathematiker und Astronom war, und in allen diesen Fächern mit ausgezeichnetem Talent arbeitete, so ist er gleichsam ein lebendiges Muster der Bildung seiner Zeit, sowie dessen, was in dem ganzen späteren Alterthum und dann wieder am Ende des Mittelalters, als man das Studium der griechischen Literatur von neuem zu betreiben anfing, liberale Bildung genannt wurde. Eratosthenes hat sich namentlich um die Geographie und um die beobachtende Astronomie bedeutende Verdienste erworben; diese können aber hier nicht angegeben werden, weil zum Verständniß derselben eine tiefere Kenntniß der mathematischen Wissenschaft erfordert wird, als wir bei den Lesern dieses Werkes voraussetzen dürfen. Es mag genug sein zu bemerken, daß Eratosthenes unter Andern zuerst eine Grad-

messung machte, die Schiefe der Ekliptik berechnete und den Umfang der ganzen Erde bestimmte, was Alles freilich nicht sehr genau sein konnte. Bemerkenswerth ist ein kleines Gedicht, welches sich von Eratosthenes erhalten hat, weil es für den Charakter der alexandrinischen Literatur dadurch bezeichnend ist, daß der Verfasser desselben das gründliche mathematische Streben mit dem Räthselhaften und Sonderbaren der Methode und dem wunderlichen Wesen der damaligen Poesie verband. In diesem Gedichte hat nämlich Eratosthenes die Aufgabe, aus einem einfachen Würfel die Verdoppelung desselben zu berechnen, auf die damals Mode gewordene poetische Weise gelöst, nach welcher viele Dichter ihren Arbeiten die Form von Beilen, Altären und anderen Gestalten gaben oder ähnliche poetische Kunststücke machten.

Weit bedeutender für die Entwickelung der Wissenschaft ist Archimedes, Eratosthenes Zeitgenosse. Er war der größte Mechaniker des Alterthums, und steht in Betreff der Anwendung der Mathematik auf Gewerbe und Künste ebenso als Schöpfer und Gründer da, wie Aristoteles, Euklides und die beiden alexandrinischen Gelehrten in anderen Hinsichten. Archimedes war um das Jahr 287 v. Chr. in Syrakus geboren, und machte seine Studien in Alexandria, kehrte aber bald wieder in seine Vaterstadt zurück. Er hatte also seine Wissenschaft auf die der alexandrinischen Welt gegründet, und blieb auch stets mit Egypten in Verbindung. Bei dem ungelehrten Theile der Nachwelt ist er weniger wegen seiner großen wissenschaftlichen Bedeutung berühmt geworden, als vielmehr wegen des zufälligen Umstands, daß er bei der Belagerung von Syrakus durch den Römer Marcellus (213 u. 212 v. Chr.) in seiner Vaterstadt anwesend war, und dadurch Gelegenheit erhielt, derselben bei ihrer Vertheidigung mit seinem Talente und seiner wissenschaftlichen Erfahrung nützlich zu sein. Er selbst verlor bei der Einnahme der Stadt sein Leben durch einen römischen Soldaten. In Betreff der Erfindungen, welche Archimedes zur Vertheidigung von Syrakus machte, enthalten die späteren Schriften des Alterthums manche Übertreibungen und Anekdoten, so daß die Wahrheit der einzelnen Angaben nicht sicher festgestellt werden kann. Dies ist besonders der Fall mit den Brennspiegeln, welche Archimedes angewandt haben soll,

um die im Hafen liegende römische Flotte in Brand zu stecken. Im Allgemeinen kann man aus allen jenen Erzählungen den Schluß ziehen, daß er durch seine kriegswissenschaftlichen Erfindungen sowohl die Syrakusaner, als auch die Römer und Karthager in Staunen setzte und also auch übertraf, obgleich die Ersteren und Letzteren durch ihre Geschicklichkeit in mechanischen Künsten von jeher berühmt waren, die Römer aber damals von allen Künsten nur die auf das Kriegswesen Bezug habenden ehrten, sich aber zur Anwendung derselben der Griechen von Unteritalien bedienten.

Unendlich viel wichtiger und folgereicher, als in Bezug auf die Kriegskunst, ist Archimedes Wirksamkeit für die mathematischen Wissenschaften an und für sich selbst und für das gewerbliche Leben gewesen. Beides war bei ihm so innig mit einander verbunden, daß er selbst bei rein theoretischen Arbeiten, wie z. B. bei seiner Bestimmung des Verhältnisses des Durchmessers zum Umfange des Kreises, nie den praktischen Gebrauch aus den Augen verlor. Von seinen zahlreichen Entdeckungen und Erfindungen rein wissenschaftlicher Art sollen nur einige wenige andeutungsweise angeführt werden. Er hat z. B. zuerst auf die sogenannte Ausrechnung des Unendlichen geleitet, indem er zuerst zeigte, wie man die Körner des Sandes zählen, oder vielmehr ihre Menge in einer bekannten Größe oder in Zahlen ausdrücken könne. Diese Arbeit könnte auf den ersten Blick hin als ein bloßer Scherz erscheinen, in der That aber schließt sie eine sehr wichtige Anwendung auf die Meßkunst in sich ein, und ward für die Fortschritte der Arithmetik des Alterthums sehr bedeutend. Ferner hatten alle früheren Astronomen der Griechen den Durchmesser der Sonne für höchstens achtzehn Mal größer gehalten, als der des Mondes ist, Archimedes dagegen nahm ihn schon einer bloßen Voraussetzung nach dreihundertmal größer an, und näherte sich dadurch der wirklichen Größe desselben um Vieles mehr. Für seine Verdienste um die astronomischen Kenntnisse und um die Mechanik zugleich ist es ferner von besonderer Bedeutung, daß er zuerst ein Planetarium oder Orrery verfertigte, d. h. eine künstliche Maschine, durch welche die Bewegung der himmlischen Körper anschaulich gemacht wird. Endlich fand Archimedes auch das Verhältniß zwischen einem Cylinder und einer

Kugel von gleichem Durchmesser, eine Entdeckung, welche ihm selbst so wichtig schien, daß er sein Grabmal mit jenen Figuren zu schmücken befahl.

Wie schon die Erfindung des Orrery beweist, erwarb sich Archimedes auch ganz ausgezeichnete Verdienste um die Theorie der Mechanik und ihre Anwendung. Für diese Wissenschaft zeigte überhaupt die griechische Welt seit Demetrius Poliorketes ein so großes und allgemeines Interesse, daß man die Beschäftigung mit derselben sogar als unentbehrlich für den gebildeten Staatsmann und Regenten ansah. Archimedes war, um nur einige wenige Punkte beispielsweise anzugeben, der Gründer der Statik oder der Wissenschaft von den Gesetzen des Gleichgewichts der Körper. Er hat zuerst die Bedeutung und Lage des sogenannten Schwerpunktes der Körper oder des eigentlichen Mittelpunkts ihrer Schwere und Kraft erkannt, und eine Theorie des Flaschenzuges und der Schraube aufgestellt. Er entdeckte außerdem namentlich das wichtige Gesetz, daß jeder Körper, der in eine Flüssigkeit getaucht wird, ebensoviel von seinem Gewichte verliert, als die Masse der von ihm verdrängten Flüssigkeit wiegt, und bediente sich dieses Gesetzes als einer der Grundlagen der Statik. Einige andere mechanischen Erfindungen Archimed's sind früher bei der Beschreibung des auf Hiero's II. Befehl erbauten Prachtschiffes erwähnt worden (s. oben S. 50). Er hat ferner während seines Aufenthalts in Egypten manche wesentlichen Verbesserungen des Kanal- und Deich-Wesens ausgedacht. Ob er auch die Wasserschraube oder Archimedische Schnecke d. h. die schneckenförmig ausgehöhlte Maschine, in welcher, wenn sie mit dem einen Ende im Wasser steht und beständig umgedreht wird, das Wasser aufsteigen muß, erfunden habe, ist zweifelhaft. Daß man aber dieselbe ihm zuschreiben konnte, zeigt klar und deutlich, wie sehr man gewohnt war, im Fache der Mechanik ihn als den erfinderischsten Mann des Alterthums anzusehen.

Archimedes stand in Betreff der mechanischen Wissenschaften durch das ganze Alterthum hindurch unübertroffen, ja fast einzig da. Übrigens lebten theils vor ihm, theils zu gleicher Zeit mit ihm noch einige andere Männer, welche sich hierin auszeichneten.

Nur einer von ihnen aber, Hero von Alexandria, hat die theoretische Seite der Wissenschaft erweitert, alle Anderen waren nur für die Vervollkommnung der praktischen Theile thätig. Hero und sein Lehrer Ktesibius haben einige wichtigen physikalischen Erfindungen gemacht, wie z. B. die des gekrümmten Hebers, der Wasserorgeln und des nach des Erfinders Namen benannten Herons-Brunnens.

Den nächsten Platz nach Archimedes hat man in Hinsicht auf die Geometrie des Alterthums seinem Schüler Apollonius von Perga in Pamphylien angewiesen, welcher zu Pergamum und Alexandria lebte. Er gilt neben Archimedes und Euklides für den größten Mathematiker des Alterthums, weil er für die wichtige Lehre vom Kegelschnitt ganz dasselbe leistete, was der Erstere für die oben bezeichneten Fächer der praktischen Mathematik, Euklides aber für die reine Mathematik, die Arithmetik und einzelne Theile der Geometrie geleistet haben. Seine Verdienste können hier nicht im Einzelnen dargelegt werden. Übrigens darf man bei der Würdigung derselben nicht übersehen, daß Apollonius nicht blos durch Entdeckungen und Berechnungen sich auszeichnete, sondern, wie Aristoteles und Euklides, die Größe seines Geistes auch in der Art zeigte, wie er das bereits Erforschte und Bekannte gebrauchte, vervollkommnete und erweiterte.

Der größte Astronom des Alterthums war Hipparchus von Nicäa in Bithynien. Er lebte im zweiten Jahrhundert vor Christo, gehörte aber ebenso wenig als Aratus von Soli der Stadt Alexandria an, da er den größten Theil seines Lebens in Rhodus zubrachte, und auf dieser Insel seine astronomischen Beobachtungen machte. In Alexandria lebte er nur kurze Zeit. Von seinen Schriften sind leider gerade die wichtigsten untergegangen; erhalten haben sich nur zwei weniger bedeutende, nämlich ein Verzeichniß der Fixsterne und ein Commentar über Arat's Gedicht, welches letztere Werk noch dazu wahrscheinlich eine Jugendarbeit Hipparch's ist. Weder Euklid noch Archimedes hatten an eine ebene und sphärische Trigonometrie gedacht, d. h. an diejenige Wissenschaft, welche Ebenen und Kugeln in Dreiecke zerlegen und vermittelst dieser ausmessen lehrt; Hipparch war es, der diese beiden Theile der Trigonometrie zuerst begründete. Er hat ferner die ersten

Tafeln für die Mondbewegungen entworfen, zuerst sichere Regeln für die Berechnung der Sonnen- und Mondsfinsternisse aufgestellt, und die Methode gefunden, vermöge deren man in der folgenden Zeit die Größe und Entfernung der Sonne und des Mondes richtig bestimmen konnte. Er gründete seine Beobachtungen auf diejenigen, welche der Astronom Aristarch aus Samos hundert Jahre vor ihm gemacht hatte, weil diese die besten von allen früher gemachten waren, übertraf dieselben aber durch die Schärfe der seinigen in hohem Grade. Auf Aristarch's Beobachtungen gestützt, hat Hipparch sich um Zeitrechnung unsterbliche Verdienste erworben; denn er hat zum ersten Male die wahre Länge des Sonnenjahrs bestimmt. Er hat außerdem aus der Vergleichung seiner Beobachtungen mit denen des Aristarch eine der wichtigsten Entdeckungen hergeleitet, welche jemals über die Bewegung der Himmelskörper gemacht worden sind. Er entdeckte nämlich das sogenannte Vorrücken der Nachtgleichen oder die Veränderungen in der scheinbaren Bewegung der Fixsterne, welche, während sie unter sich einerlei Lage behalten, alle zusammen von Osten nach Westen fortzurücken scheinen. Hipparch hat dabei trotz der unvollkommenen Beobachtungen und Instrumente, welche ihm zu Gebote standen, in der Bestimmung des Maßes jener Veränderungen sich der richtigen Zahl in einem Grade genähert, der selbst einen La Place mit Bewunderung gegen seinen großen Scharfsinn erfüllt hat. Nur durch diese Entdeckung Hipparch's ist es möglich gemacht worden, Sterne, welche Hunderte von Jahren früher bestimmt worden waren, wiederzufinden, und folglich eine Wissenschaft zu vollenden, die zu ihrer Entwickelung durchaus Jahrhunderte lang fortgesetzte genaue Beobachtung erfordert.

Hipparch hat, außer seinem Verdienst um die Astronomie an und für sich selbst, noch eine ungemein große Bedeutung für die historischen Wissenschaften, für die Länder- und Völkerbeschreibung und für den Handel der alten Welt gehabt. Er lehrte nämlich zuerst die Methode, wie man die geographische Lage oder die Länge und Breite eines Ortes mit Hülfe der Astronomie richtig bestimmen könne, und machte dadurch zuerst eine wahre Kartenzeichnung möglich. Dieses und die vorher angegebenen Beobachtungen und Entdeckungen sind nur ein kleiner

Theil der Verdienste, welche sich Hipparch um die Astronomie und Erdkunde erwarb. Er übertraf an Geist und Scharfsinn alle Astronomen bis auf Kepler, und die Wissenschaft der Sternkunde blieb dreihundert Jahre lang auf dem Punkte stehen, auf welchen er sie erhoben hat.

Geschichte der alten Welt.

II. Völker der griechisch-römischen Zeit.

(Fortsetzung.)

Geschichte der Römer.

I. Einleitung.

1. Das Land Italien.

Italien hieß vor Alters die lange und schmale Halbinsel, die sich von der südlichen Grenze der Lombardei an etwa hundert dreißig deutsche Meilen weit in das mittelländische Meer hinein erstreckt. Oberitalien ward von den Alten nicht als zum eigentlichen Italien gehörend betrachtet. Die Dichter gebrauchten statt des Wortes Italien auch die Namen Hesperien und Ausonien. Die eigentliche Halbinsel ist größtentheils mit dem Gebirge der Apenninen bedeckt. Die wenigen Ebenen, welche sich in derselben finden, sind theils höchst fruchtbare Landstriche, wie die um Neapel und Capua liegende campanische Ebene, theils Moräste oder mit Gras bedeckte feuchte Niederungen, wie die pontinischen Sümpfe und die sogenannten Maremmen von Pisa, Arezzo und anderen Orten, theils wasserarme Ebenen, welche mehr oder weniger öde und steppenartig sind, wie die apulische Ebene und die römische Campagna.

Die Apenninen, von welchen die Halbinsel ihrer ganzen Länge nach durchzogen wird, bestehen nicht aus einem einzigen Gebirgszug, sondern aus einem Hauptrücken und vielen, theils in gleicher Richtung mit diesem laufenden, theils quer gegen denselben gerichteten und durch Hochflächen mit ihm verbundenen Nebenketten. Der berühmteste Berg Italiens, der Vesuv, gehört nicht zu den Apenninen, sondern ist ein von denselben getrennter, aus der cam-

panischen Ebene emporsteigender Vulkan. Der höchste Theil der Apenninen befindet sich in der Mitte von Italien; er umfaßt die sogenannten Abruzzen, hat eine durchschnittliche Höhe von sechstausend Fuß, und erstreckt sich von dem Monte Sibilla im Kirchenstaat bis zum Monte Mateſe im Neapolitanischen. Hier bildet der Gipfel des Monte Corno oder Gran Sasso d'Italia den höchsten Punkt der Apenninen (gegen achttausend neunhundert Fuß).

Da der Hauptrücken der Apenninen der östlichen Küste meistens näher liegt als der westlichen, so sind die in das adriatische Meer fallenden Flüsse fast insgesammt viel kleiner, als die der westlichen Seite des Gebirges. Doch haben überhaupt, mit Ausnahme des Po, alle Flüsse Italiens keine bedeutende Größe: die Tiber, der längste von den Flüssen der eigentlichen Halbinsel, ist der mittleren Breite ihres Bettes nach mit dem Main und der Mosel zu vergleichen, steht aber in Rücksicht auf die Länge ihres Laufes diesen beiden Flüssen weit nach. Der Po führte im Alterthum den Namen Padus. Von seinen Nebenflüssen sind der Ticinus oder heutige Tessin und die Trebia die für die Geschichte der alten Welt wichtigsten. Die übrigen vorzugsweise bemerkenswerthen Flüsse Italiens sind der Arnus oder Arno, die Tiber mit ihren Nebenflüssen Allia (jetzt Aſa) und Anio (jetzt Teverone), der Liris oder Garigliano, der Volturnus oder Voltorno, der Metaurus oder Metro, der Aufidus oder Ofanto und der Rubikon oder Piſatello. Von den italiänischen Seeen werden folgende in historischen Schriften noch öfters mit ihren antiken Namen angeführt: der Traſimeniſche See, heut' zu Tage Lago di Perugia, der Fuciniſche See, jetzt Lago di Celano genannt, der Averner und der Lukriner See, welche ihre alten Namen behalten haben. — Die Küsten Italiens sind theils auf weite Strecken hin flach, theils hoch und steil. Die älteren Namen der Italien beſpülenden Meerestheile sind: das tyrrheniſche oder untere Meer (das ganze Meer, welches die Westküste Italiens beſpült), das ioniſche Meer, das adriatiſche oder obere Meer.

Oberitalien wurde, wie bereits geſagt ist, im Alterthum nicht zu Italien gerechnet, sondern wegen seiner ursprünglich gallischen Bevölkerung als ein Theil des angrenzenden Landes Gallien oder Frankreich angeſehen. Es führte deshalb den Namen Gallia

cisalpina, d. i. das diesseit der Alpen gelegene Gallien. Der um den Busen von Genua liegende gebirgige Landstrich, welcher das Genuesische und die Grafschaft Nizza umfaßt, wurde im Alterthum Ligurien genannt.

Das mittlere Italien bestand aus folgenden Ländern. Etrurien, welches auch Tuscien oder Tyrrhenien hieß, entsprach im Allgemeinen dem heutigen Toscana, ging aber im Süden bis an die Tiber selbst. Latium war das südlich davon, zur linken Seite der unteren Tiber gelegene Land. Umbrien lag im Osten von Etrurien, und erstreckte sich von dem Rubikon-Flusse an über einen Theil der heutigen Romagna, sowie über Urbino und Perugia hin. Picenum war das zwischen Umbrien und dem adriatischen Meer gelegene Land oder die Mark Ancona. Samnium lag zwischen Picenum, Umbrien, Latium, Campanien und dem adriatischen Meere, von der mittleren Tiber an bis zum oberen Aufidus; es begriff also die Abruzzen, die heutigen neapolitanischen Provinzen Molise und Principato ulteriore und einen kleinen Theil des Kirchenstaates in sich.

In Unteritalien oder Großgriechenland (s. Th. I. S. 241) war Campanien, die jetzige Terra di Lavoro, das südliche Nachbarland von Latium; es breitete sich zwischen Samnium und dem tyrrhenischen Meere aus. Auf der entgegengesetzten Seite von Samnium und am adriatischen Meere lag das Land Apulien, welches die heutigen Provinzen Capitanata und Bari umfaßte. Lukanien erstreckte sich vom Busen von Salerno bis zu dem von Taranto, und entsprach den Provinzen Principato citeriore und Basilicata. Bruttien begriff das heutige Calabrien in sich; mit dem Namen Calabrien aber bezeichneten die Alten die jetzige Terra d'Otranto; sie benannten dieselbe auch Japygien oder Messapien.

Die drei großen italiänischen Inseln führten im Alterthum bereits ihre heutigen Namen Sicilien, Sardinien und Corsika.

2. Abstammung der älteren Bevölkerung Italiens.

Die Herkunft der älteren italiänischen Völker ist, wie die aller anderen Nationen der Urzeit, nicht mit Sicherheit zu erkennen.

Man hält dafür, daß die meisten derselben dem sogenannten pelasgischen oder griechisch-lateinischen Zweig des indogermanischen Völkerstammes angehörten, und also mit den alten Griechen eine und dieselbe Völkergruppe bildeten (s. Th. I. S. 156). Oberitalien ward schon sehr früh von gallischen oder keltischen Völkern besetzt. Von den älteren Völkerschaften dieses Landes aber waren die Ligurer im Genuesischen und in Nizza und die Veneter an der Küste des adriatischen Meeres keine Kelten; man weiß jedoch nicht, welchem anderen Stamme Beide angehörten. Auch von den Umbrern und Opikern ist die Abstammung unbekannt. Jene wohnten in dem nach ihnen benannten Theile von Mittelitalien, diese, welche auch Osker und Auſoner genannt wurden, in Campanien und auf der Südgrenze von Latium. Beide gehörten jedenfalls zu den ältesten Völkern Italiens. Ein Theil der Opiker waren die den Latinern benachbarten Volsker und Aequer. Die Etrusker waren ebenfalls kein Volk des griechisch-lateinischen Zweiges. Sie sollen mit einem Alpenvolk, das den Namen der Rhätier führte und nicht mit der gleichnamigen keltischen Völkerschaft (s. oben S. 20) verwechselt werden darf, verwandt gewesen sein; in welchem Verhältniß sie aber ihrer Abkunft nach zu den verschiedenen Zweigen des kaukasischen Menschenstammes standen, wird dadurch ebenso wenig klar, als durch die wenigen Überreste ihrer Sprache.

Von den vielen Völkern der ältesten italiänischen Zeit, deren Namen sich erhalten haben, sind nur die Etrusker, die Latiner und die samnitischen Völkerschaften für die allgemeine Geschichte wichtig und bemerkenswerth.

II. Die vorrömische Zeit Italiens.

1. Allgemeines.

Das römische Volk ist erst in dem achten Jahrhundert vor Christo entstanden, und aus den Latinern, Etruskern und Samniten hervorgegangen; diese drei älteren Völker hatten aber schon lange vor der Gründung der Stadt Rom einen gewissen Grad von Cultur erlangt, ja, Italien bot sogar schon Jahrhunderte vorher, vom Fuße der Alpen an bis zum Lande der Lukaner hin, das Bild des angebautesten Landes von ganz Europa dar. Von dieser frühen Blüthe Italiens ist leider nur eine dunkle Kunde zu uns gekommen, und die wenigen noch übrigen Nachrichten und Baureste aus jener Zeit werfen, gleich den pelasgischen Sagen und den cyklopischen Mauern der Griechen, nur ein schwaches Licht auf die Urzeit zurück. Eine Geschichte Italiens vor der Entstehung Rom's zusammenzusetzen, ist nicht möglich; alles, was wir von den ältesten Zeiten dieses Landes wissen, kann blos dazu dienen, um die Überzeugung festzustellen, daß der Zustand derselben ein civilisirter und blühender war. Selbst die Beschaffenheit dieser Civilisation ist nur ganz im Allgemeinen und blos halb klar zu erkennen.

Wahrscheinlich bestanden die ersten Einwohner von Italien aus Völkerschaften des sogenannten pelasgischen oder griechisch-lateinischen Zweiges, welche zu Lande von Osten her eingewandert waren. Andere Schaaren desselben Stammes fuhren vermuthlich später über das adriatische Meer nach Italien, und ließen sich daselbst nieder, während von Norden her keltische und andere Völker in die Halbinsel eindrangen. Unter diesen verschiedenen Völker-

schaften hatten einige schon früh einen hohen Grad der Cultur erreicht, welche nachher mit der der Griechen, die im südlichen Italien Colonieen gründeten, vermischt ward, so daß jene Stämme deshalb oder auch wegen ihrer ursprünglichen Verwandtschaft manche Ähnlichkeit mit den Griechen zeigen. Auf diese Weise würde es sich, in Ermangelung bestimmter und sicherer Beweise, erklären lassen, warum die meisten Urvölker der Halbinsel zugleich Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten unter einander zeigen.

Die drei wichtigsten Urvölker Italiens, die Etrusker, Latiner und Samniten, bestanden jedes aus einer Anzahl selbstständiger Städte und Gauen, die mit einander in einen größeren Staatenbund vereinigt waren; alle drei aber scheinen gewisse gemeinschaftliche Feste und Opfer gehabt zu haben, und also auch unter sich durch ein loses Band verknüpft gewesen zu sein.

2. Die Etrusker.

Auf die Etrusker, welche auch Tusker und Tyrrhener hießen, sich selbst aber Rasena nannten, und vor der römischen Zeit von den Alpen bis an die Tiber und zuletzt sogar noch bis nach Campanien hinein ausgebreitet waren, übten die benachbarten Völker des pelasgischen Zweiges und die in Unteritalien gegründeten griechischen Colonieen einen solchen Einfluß, daß griechische Sprache, Religion, Sitte und Kunst unter ihnen vielfach Eingang fanden. Es ist daher für den Forscher oft sehr schwer, ältere griechische und neuere etruskische Werke von einander zu unterscheiden. Die noch übrigen Reste der etruskischen Cultur sind größtentheils aus einer Zeit, wo das Griechische schon in die etruskische Bildung eingedrungen war. Zu den wichtigsten derselben gehören die sogenannten Eugubinischen Tafeln oder sieben kupferne Tafeln, von welchen fünf auf beiden Seiten mit etruskischer, zwei aber mit lateinischer Schrift beschrieben sind. Sie wurden bei der in der Mark Ancona gelegenen Stadt Eugubio, dem alten Iguvium, gefunden, und rühren unstreitig erst aus einer Zeit her, in welcher Rom bereits erbaut war. Es ist bis jetzt nicht gelungen, sie zu lesen, so sehr man sich auch Mühe damit gegeben hat; man hat überhaupt von allen Wörtern der etruskischen Sprache bis jetzt nur zwei mit

Zuverlässigkeit zu erklären vermocht. Ein zweites merkwürdiges Denkmal sind die sogenannten Philistinischen Gräben, deren Ursprung weit über die Zeit der Gründung Rom's hinausgeht. Sie befinden sich in der Gegend von Adria, und bestehen aus Überresten großer Kanäle und Ausgrabungen, durch welche theils der Po eingedämmt und von Überschwemmungen abgehalten, theils Sümpfe in trockenes und bebaubares Land verwandelt wurden. An der Mündung des Po selbst finden sich die Spuren von ungeheueren Erdwällen, durch welche die Etrusker die Umgegend gegen Überschwemmungen sicherten und Culturboden gewannen. Andere Überreste der etruskischen Baukunst sind die Trümmer von Mauern und Gebäuden, die zum Theil ebenfalls mit Bestimmtheit der vorrömischen Zeit zugeschrieben werden müssen. Dahin gehören namentlich die Ruinen von Volaterrä, dem heutigen Volterra in Toskana. Hier finden sich die zum Theil noch gut erhaltenen Reste einer uralten, mit zwei Thoren versehenen Stadtmauer, welche einen Umfang von fast zwei Stunden hatte, und aus riesenmäßigen Steinblöcken erbaut war. Eben solche ungeheueren, gleichsam für die Ewigkeit errichteten Mauern haben sich von den etruskischen Städten Clusium (dem heutigen Chiusi), Cortona, Arretium (Arezzo), Perusia (Perugia), Volsinii (Bolsena) und anderen erhalten. In Clusium stand außerdem ein labyrinthartiges Grabmal des Königs Porsenna, welches, nach den Beschreibungen römischer Schriftsteller, einem Feen-Palast zu vergleichen wäre, und unter Andern nicht weniger als fünf Pyramiden von je siebzig Fuß Tiefe und Breite und hundert und fünfzig Fuß Höhe enthalten haben soll. Obgleich diese Berichte sehr übertrieben sind, so kann doch die Existenz eines ungeheueren Grabmals zu Clusium nicht bezweifelt werden. Zu Tarquinii (in der Nähe des heutigen Corneto) findet man unterirdische Gewölbe von erstaunlichem Umfang, bei Fiesole, dem alten Fäsulä, sind noch die Trümmer einer Stadtmauer und eines kolossalen Theaters übrig, und andere Gegenden Etruriens enthalten ebenfalls Reste von alten Kanälen, Mauern und Wohngebäuden.

Viele der angegebenen Ruinen, wie die Philistinischen Gräben, gehören ganz gewiß einer Zeit an, in welcher Rom noch nicht gegründet war. Sie zeigen aufs deutlichste, daß die Etrusker schon

in sehr früher Zeit eine höhere Cultur hatten, und einen größeren Wohlstand besaßen, als das eigentliche Etrurien später unter der römischen Herrschaft jemals wieder besessen hat. Aus jener Zeit haben sich aber zu wenige Nachrichten erhalten, um die Entwickelung dieser Cultur nachweisen und eine Geschichte der Etrusker zusammensetzen zu können. Eine auf den Zustand im Allgemeinen beschränkte Ansicht ist das Einzige, was aus den Überlieferungen gewonnen werden kann. Der überraschende Anblick der angeführten Reste von Städten, Wasserbauten und Kunstwerken und der Umstand, daß die Toscaner sich durch den Ruhm und die Größe der ältesten Bewohner ihres Landes geschmeichelt fühlten, haben freilich in neuerer Zeit viele Übertreibungen und Erdichtungen in Betreff der Etrusker hervorgerufen, und erst in den letzten Jahrzehnten sind die dadurch entstandenen Irrthümer berichtigt worden.

Die Grundlage der etruskischen Verfassung war, wie in den asiatischen Urstaaten, die Herrschaft einer besonderen Kaste. Die Glieder derselben, welche Lukumonen hießen, waren zugleich die Priester und der Adel des etruskischen Volkes. Sie allein bildeten den freien Theil der Nation, und hatten die ganze Regierung in ihrer Gewalt. Die Verfassung war also aristokratisch-hierarchisch: eine Kaste von Patriciern, welche allein den Willen der Götter aus gewissen Zeichen ermitteln zu können behauptete, gebot über ein leibeigenes Volk von Bauern. Jede Stadt war ein Staat für sich, und besaß eine Anzahl von kleineren Orten, welche ihr unterthan waren. Die Gesammtheit des Priesteradels der Stadt war die regierende Behörde, einer aus ihrer Mitte aber hatte auf Lebenszeit die königliche Würde, welche bei den Etruskern nie erblich war. Dieser König besorgte die Vollziehung der im patricisch-priesterlichen Senate gefaßten Beschlüsse, führte im Kriege das Heer an, berief und leitete die Versammlungen der herrschenden Kaste, hatte den Vorsitz bei allen Festen und heiligen Handlungen, und entschied die Rechtsstreite von geringerer Bedeutung. Die Abzeichen seiner Würde waren das Purpurkleid, der goldene Kranz, das mit dem Bilde des Adlers geschmückte Scepter, eine besondere Art von Sessel, von den Römern der curulische Sessel genannt, und ein den König überall begleitender Lictor oder ein öffentlicher Diener, welcher einen Bündel Stäbe mit einer Axt trug.

Zwölf Städte zusammen bildeten einen Staatenbund, wie denn überhaupt die Zahl zwölf bei den Etruskern eine wichtige Rolle spielte, und fast in allen ihren Einrichtungen vorkam, wahrscheinlich weil dieses Volk zwölf Hauptgötter verehrte. Es gab vor der römischen Zeit drei etruskische Staatenbünde. Der eine war der Bund der Städte des eigentlichen Etruriens. Die berühmtesten von den zwölf Städten, aus welchen er bestand, waren Clusium (Chiusi), Perusia (Perugia), Cortona, Arretium (Arezzo), Volaterrä (Volterra), Tarquinii, Volsinii (Bolsena), Cäre und Veji. Nahe bei Volsinii wurden in einem Tempel der Göttin der Voltumna die Versammlungen des Bundes gehalten. Zu dem in Oberitalien bestehenden etruskischen Bunde, von welchem sich die oben erwähnten Philistinischen Gräben, sowie die Eugubinischen Tafeln als Denkmale erhalten haben, gehörten Felsina oder Bononia (das heutige Bologna), Verona, Mantua, Adria, Iguvium und andere Städte. Der südliche etruskische Städtebund umfaßte das Land Campanien, und enthielt unter Andern Capua, das die Hauptstadt war, Pompeji, Herculanum und Atella. Die Etrusker waren sogar, nicht lange nach der Gründung von Rom, im Begriff, noch eine vierte Staatenverbindung zu bilden, wurden aber durch die Karthager, welche die See beherrschten, sowie durch die steigende Macht der griechischen Colonieen in Unteritalien und durch die von Norden her eindringenden Gallier daran gehindert. Die etruskischen Föderativ-Staaten waren Verbindungen, deren Zweck in der Vertheidigung gegen äußere Feinde bestand. Sie waren so lose geknüpft, daß jede Bundesstadt als völlig souverainer Staat sogar besondere Bündnisse schließen durfte, wenn diese nur den Grundsätzen des Bundes nicht zuwider liefen. Auf einer allgemeinen Versammlung, zu welcher jede Stadt Deputirte schickte, wurden die Angelegenheiten des Bundes berathen und Beschlüsse gefaßt. Hier entschied zwar die Mehrzahl der Stimmen, allein es scheint, daß, wenn ein allgemeiner Kriegszug beschlossen worden war, es jeder Stadt frei stand, an demselben Theil zu nehmen oder nicht. Für einen gemeinschaftlichen Krieg wählte man aus den Lukumonen der zwölf Staaten einen, welcher den Oberbefehl führte, und zum Zeichen seiner Würde zwölf Lictoren, von jeder Stadt einen, vor sich hergehen hatte.

Die Etrusker verehrten zwölf Hauptgötter, denen sie in früherer Zeit sogar Menschen opferten. Die Grundlehren des etruskischen Glaubens waren ein Geheimniß des Priesteradels, und wurden ebensowenig, als die heiligen Ceremonien, dem Volke mitgetheilt. Sie waren, wie bei den orientalischen Völkern, mit überlieferten Schöpfungssagen in eine innige Verbindung gebracht. Die Religion und ihre Ausübung hatte etwas sehr Düsteres, und drehte sich hauptsächlich um Weissagungen. Ein aus der Erde emporgestiegener Zwerg, Tages, hatte der Sage nach den Etruskern in uralter Zeit die Mittel gezeigt, durch welche man aus den Eingeweiden der Opferthiere, aus dem Vogelfluge und dem Blitze den Willen der Götter und die Zukunft ersehen könne. Diese Weissagekunst und Zeichendeuterei war die höchste Weisheit des etruskischen Volkes. Alte Bücher, welche zum Theil noch aus der Zeit des fabelhaften Tages herrühren sollten, gaben Belehrung über die Art und Weise des Wahrsagens, und enthielten die Rituale und das hierarchische Staatsrecht der Nation. Die ganze innere Thätigkeit des etruskischen Volkes ging von dieser feststehenden, überlieferten Weisheit aus. Die Etrusker haben daher auch nie ein selbstständiges geistiges Leben gehabt, und keine wahre Wissenschaft hervorzubringen vermocht, obgleich sie Heilkunst und Astronomie trieben, und mit Hülfe der letzteren Wissenschaft eine ordentliche Zeitrechnung ausgedacht hatten. Die Römer entlehnten ihre ganze Priesterweisheit von den Etruskern, und nahmen außerdem Vieles von der Staatseinrichtung dieses Volkes, sowie die meisten religiösen und bürgerlichen Ceremonien, die Musik und manche andere Eigenthümlichkeiten der Etrusker an; sogar die römischen Zahlzeichen sind etruskischen Ursprungs.

Die Kunst der Etrusker, von welcher sich Überreste in gebranntem Thon, in Erz und in Mauerwerk erhalten haben, ist von der des alten Egyptens und anderer Priesterstaaten verschieden. Die noch übrigen Bauwerke sind nämlich zwar, wie die egyptischen, das Werk eines Volkes, das unter der Leitung einer für edler gehaltenen Kaste im Frohndienste arbeitete, aber mit Ausnahme des zuvor erwähnten Grabmales zu Clusium hatten sie alle einen auf das Wohl der gesammten Bevölkerung gerichteten Zweck, und sollten nicht, wie die Pyramiden, die Obelisken und die übermäßige

Zahl der egyptischen Tempel, blos der Eitelkeit und dem Glanze dienen. Sie bestanden in Befestigungen, in Anstalten zur Entwässerung und zur Abwehr von Überschwemmungen, in Hafenbauten u. dgl. m. Auch darin unterscheidet sich die Kunstthätigkeit der Etrusker von der egyptischen, daß sie sich nicht gegen die Veredlung abschloß, welche der Verkehr mit den Griechen hervorrief; im Gegentheil, die Mehrzahl der erhaltenen etruskischen Malereien und Bildhauerarbeiten zeigt einen so starken Einfluß des Griechischen, daß es oft unmöglich ist, dieselben von griechischen Werken zu unterscheiden. Selbst Sagen und Mythen der Griechen wurden von den Etruskern auf ihren bemalten thönernen Gefäßen dargestellt.

Die Fruchtbarkeit des von Leibeigenen bebauten Bodens brachte der gebietenden Kaste großen Reichthum. Dazu kam der Ertrag eines blühenden Handels und der noch gewinnreicheren Seeräuberei. Die Letztere ward bei den Etruskern ein förmliches Gewerbe, und nahm nach und nach so sehr an Umfang zu, daß die Namen Etrusker und Tyrrhener im Westen des mittelländischen Meeres ebenso verrufen und sprichwörtlich wurden, wie später der Namen der cilicischen Seeräuber im Osten. Alles dies verdarb den Sinn der herrschenden Kaste völlig, und lähmte die Kraft ihrer Herrschaft. Die priesterlich adeligen Herren der Etrusker liebten ohnedies von jeher die Freuden der Tafel, die Barbarei blutiger Kampfspiele, die orientalische Pracht des Hauswesens und die rauschenden Genüsse des Tanzes und der Musik. Es ist daher kein Wunder, daß ein Volk, bei welchem kein freier Bürger- und Bauernstand erfrischend und kräftigend auf die Erschlaffung des schwelgerischen Adels zurückwirkte, seine eigentliche Kraft einbüßte, und nicht etwa einem mächtigen äußeren Feinde, sondern seiner eigenen Lebenseinrichtung und Entartung erlag. Dies mußte um so leichter geschehen, als die innige Verbindung mit den Griechen viel Fremdes in die Kunst, die Wissenschaft und das ganze Leben überhaupt gebracht hatte, das streng hierarchische Regierungssystem aber seiner Natur nach sich nicht nach dem Bedürfnisse der Zeit mildern ließ. Noch ehe Rom sich zu einer für seine Nachbarn gefährlichen Größe erhoben hatte, war die Kraft der Etrusker gebrochen. Nur während der römischen Königszeit zeigte sich das etruskische Volk als ein gefährlicher Feind für den aufstrebenden jungen Staat; später aber

erscheint es im Vergleich mit andern italiänischen Völkern als eine sehr unkräftige Nation. Die Etrusker selbst hatten durch ihre Entartung der Herrschaft der Römer den Weg gebahnt, und wurden daher auch noch früher, als die Latiner und Samniten, unter das Joch des römischen Senats gebeugt.

3. Die Latiner.

Das Volk der Latiner oder Lateiner bewohnte den Küstenstrich, der sich von der unteren Tiber bis zum südlichen Ende der pontinischen Sümpfe erstreckt. Es war in dreißig Republiken geschieden, deren Verfassung und Verbindung mit den Staatseinrichtungen der Etrusker viele Ähnlichkeit hatte. Die einzelnen Gemeinden hatten ähnliche, wenn auch nicht völlig so streng hierarchische Einrichtungen, wie die der Etrusker waren, die zwischen ihnen bestehende Verbindung war ebenso lose und zeigte ebenso wenig Einheit in den beschlossenen Maßregeln, als die Staatenvereine des etruskischen Volkes. Auf Kasten-Wesen und Priester-Herrschaft deuten die hie und da noch sichtbaren Trümmer von übermäßig großen alt-latinischen Bauwerken, welche dieselbe Art des Gefüges der Steine haben wie die etruskischen; denn nur in Priesterstaaten sind dergleichen ungeheuere Werke möglich. Von den größeren Städten des Landes, welche alle auf Anhöhen lagen und eine Art Burg hatten, war Alba Longa am albanischen Berge die berühmteste.

Auch von den Latinern sind uns nur Mythen und Sagen überliefert worden, und es ist unmöglich, eine zusammenhängende Geschichte derselben in der vorrömischen Zeit zu geben. Dagegen lassen alle Nachrichten und die noch übrigen Trümmer latinischer Bauwerke auf einen überraschend blühenden Zustand des alten Latium's schließen. Man kann mit Bestimmtheit behaupten, daß dieses Land zu keiner anderen Zeit bevölkerter war, und einen schöneren Anblick von allgemeinem Wohlstande darbot, als in jenen früheren, außerhalb des Bereichs der Geschichte liegenden Jahrhunderten. Selbst als später das mächtige Volk der Römer die Schätze der reichsten Länder in Latium zusammengehäuft hatte, war der Zustand dieses Landes nicht im entferntesten mit dem der Urzeit

zu vergleichen. Latium zeigte zur Zeit der römiſchen Größe blos den ungeheueren Reichthum einiger wenigen Familien, neben welchem das Elend des entarteten Pöbels und einer Unzahl von Sklaven nur um ſo auffallender hervorſtach; in der vorhiſtoriſchen Zeit aber war ein großer Wohlſtand über das ganze Land und über alle ſeine Bewohner verbreitet. Da, wo jetzt die pontiniſchen Sümpfe eine weite, nur zur Viehzucht dienende Strecke Landes bilden und rings umher die Luft verpeſten, lagen damals nicht weniger als drei und zwanzig volkreiche Ortſchaften; der Fleiß der Latiner hatte alſo dieſes ſechs Meilen lange Sumpfland ebenſo in Culturland umgeſchaffen, wie die Etrusker durch ihre Kanäle und Dämme die Moräſte der Lombardei zuerſt bewohnbar gemacht hatten. Die Menge von größeren und kleineren latiniſchen Ortſchaften, welche in den Schriften der römiſchen Geſchichtſchreiber angeführt werden, läßt auf eine ungemein ſtarke, in einem kleinen Raume zuſammen lebende Bevölkerung des Landes ſchließen; und da zur Ernährung derſelben der Boden durchaus gartenmäßig bebaut ſein mußte, ſo würde ſchon allein dieſer Umſtand ein Beweis für die obige Behauptung ſein, daß lange vor der Zeit der Römer Latium ebenſo, wie ein großer Theil des übrigen Italiens, zu den blühendſten Ländern von Europa gehörte.

4. Die ſamnitiſchen Völker.

Der ganze Bergrücken der Apenninen, von der Grenze der Etrusker an bis zum äußerſten Süden Italiens hin, wurde nebſt einigen anliegenden Ländern von einer Anzahl Völkerſchaften bewohnt, welche wahrſcheinlich größtentheils einem und demſelben Stamme angehörten, und die wir deshalb unter dem Namen der Samniten als der berühmteſten von ihnen zuſammenfaſſen. Die Samniten ſelbſt, die Sabiner, Veſtiner, Marſer, Marruciner, Peligner, Herniker, Frentaner, Hirpiner und Picenter gehören zu dieſen Völkerſchaften. Auch die Lukaner waren ein ſamnitiſches Volk; die Bruttier aber, welche im vierten Jahrhundert vor unſerer Zeitrechnung das ſüdliche Ende von Italien beſetzten, ſind aus zuſammengelaufenen Söldnern und Knechten von verſchiedener Herkunft entſtanden. Die in der röm-

ischen Zeit das Land Campanien bewohnende Völkerschaft war nur halb-samnitisch; sie war aus der Verbindung von Samniten, welche das Land den Etruskern entrissen, mit den älteren Einwohnern desselben, den Ausonern oder Oskern, hervorgegangen.

Die ältesten Vorfahren der samnitischen Völkerschaften, deren eigentlicher Stammsitz das rauhe Gebirge der Abruzzen gewesen zu sein scheint, waren ein rüstiges Bergvolk, und ihre Nachkommen behielten zum Theil sehr lange Zeit diesen Grundzug ihres Charakters bei, während seit der Besetzung von Campanien ein anderer Theil zu entarten begann. Namentlich versanken die Picenter und das Mischlingsvolk der Campaner schon früh in Weichlichkeit, und die Lukaner wurden ein eigentliches Räubervolk; dagegen blieben die Samniten, die Sabiner, die Marser, Marruciner und Peligner kriegerische und Freiheit-liebende Völkerschaften, und behaupteten den samnitischen Stamm-Charakter durch die ganze römische Geschichte hindurch. Von allen samnitischen Völkern aber bewahrten die Sabiner die alten guten Sitten und den einfachen, frommen und gerechten Sinn der früheren Zeit am strengsten und reinsten.

Die Verfassung, die Sitten und die ganze Lebenseinrichtung der Samniten-Völker verdienen unsere größte Bewunderung. Schon die alten Griechen haben denselben das schönste Lob gezollt, indem sie, wegen der Ähnlichkeit des samnitischen Wesens mit den dorischen Einrichtungen und mit dem Grundgedanken des pythagoreischen Systems, sich der Meinung hingaben, es sei Eines aus dem Anderen entstanden. Die ganze Einrichtung der Samniten beruhte, wie bei den Etruskern, auf Aristokratie und Cultus; allein die samnitische Aristokratie war nicht von Leibeigenen umgeben, und der Cultus wurde nicht etwa blos durch die Willkür des priesterlichen Adels und nach einem geheimgehaltenen Wissen bestimmt, sondern nach alten, in Schriften niedergelegten Anordnungen und Vorschriften. Die Aristokratie war überdies auch deshalb nicht drückend, weil die samnitischen Völkerschaften keinen Luxus kannten, häusliche Sklaverei bei ihnen entweder gar nicht vorkam oder doch selten war, und wechselseitiges Bedürfniß Alle innig mit einander verband.

Die allgemeine Beschäftigung war Ackerbau und Viehzucht. Mit ihr hing, was auch bei den Latinern der Fall war, die Religion des Landes enge zusammen, und die Nationalfeste, unter

denen die zu Cures gehaltenen vor allen berühmt sind, bezogen sich darauf. Besondere Priester, welche die Brüderschaft des Feldbaues (fratres arvales) hießen, beschäftigten sich neben ihren gottesdienstlichen Verrichtungen auch mit dem Feldbau, und zwar nicht etwa blos in seiner Beziehung auf den Cultus, sondern in wissenschaftlicher Hinsicht. Die ganze Einrichtung der religiösen Ceremonien und alle Volksfeste dienten dazu, den Anbau des Landes unter der obrigkeitlichen Aufsicht zu erhalten, und durch religiöse Pflichten die Gewohnheitsliebe des Ackermannes zu spornen oder den erwachenden Hang zur Bequemlichkeit zu beschränken. Alle, der Erste wie der Letzte im Volk, trieben den Ackerbau mit eigener Hand. Dieser gedieh dadurch bei den Samniten in einem ebenso hohen Grade, wie bei den Latinern; der älteste Zustand beider Völker bietet uns daher die interessante Erscheinung dar, daß die Landwirthschaft, welche zu allen Zeiten nebst der Jurisprudenz eine echt nationale Wissenschaft der Italiäner war, schon im grauen Alterthum eine dem Lande Italien vorzugsweise eigenthümliche Beschäftigung bildete. Sogar die Entstehung des Weinbaus ward von den Römern auf die Sabiner zurückgeführt. Auch die Viehzucht wurde bei den samnitischen Völkern auf eine vortreffliche Weise betrieben, und sie blieb bei ihnen durch das ganze Alterthum hindurch so vorzüglich, daß selbst das spätere Rom seine Rinder, Maulthiere und Schweine vorzugsweise aus den samnitischen Gebirgen zog. Da der Ackerbau bei den Samniten eine allgemeine Beschäftigung war, so versteht es sich von selbst, daß es in ihrem Lande fast gar keine Städte gab; die Bevölkerung war in zahlreiche Dörfer zerstreut, die wenigen Städte aber lagen in den unzugänglicheren Gegenden des Landes, und dienten zum Schutz gegen einbrechende Feinde. Der Fleiß der Samniten war so groß, daß in ihrem durchaus gebirgigen Lande nur äußerst wenige Strecken unbenutzt blieben. Das ganze Gebiet des Monte Matese, welches einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt ist und seit der Zeit der Samniten nie mehr angebaut worden ist, war damals durch den Fleiß eines glücklichen und abgehärteten Völkleins theils in Ackerland, theils in Weiden umgewandelt und auf eine fast unglaubliche Weise bevölkert. Wie dies möglich war, wird man begreifen, wenn man an den durchaus rüstigen Sinn

der Samniten, an ihre gleichsam angeborene Thätigkeitsliebe und an die innige Beziehung denkt, in welcher bei ihnen der Ackerbau zu allen Einrichtungen und Verhältnissen des Lebens stand. Waren ja doch bei den Samniten auch die Wälder des Gebirgs wegen ihres Einflusses auf das Klima unter öffentliche Aufsicht gestellt! Und wie sehr vereinigte ein vortrefflich angebautes Gebirgsland unter dem italiänischen Himmel alle Vortheile der von der Natur am meisten begünstigten Länder in sich! Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß das Land der Samniten in einem fast unglaublichen Grade bevölkert war, zumal wenn man bedenkt, daß nach samnitischen Gesetzen öfters unbebautes Land unter die Bewohner vertheilt ward, um es urbar zu machen. Übervölkerung konnte nicht eintreten, da ein alter heiliger Brauch dagegen schützte. In gefährlichen Zeiten wurde nämlich ein sogenannter heiliger Lenz gelobt, oder mit anderen Worten man verpflichtete sich gegen die Götter, das damals zur Welt gebrachte Vieh zwanzig Jahre später zu opfern oder zu lösen, und alle jungen Männer, welche dann zwanzig Jahre alt waren, zur Ansiedelung in anderen Ländern auszusenden. Ebenso sonderbar und klug zugleich war die Art, wie die Ehen geschlossen wurden. Dies geschah unter obrigkeitlicher Aufsicht und recht eigentlich von Staats wegen: zu gewissen Zeiten wurde die Jugend versammelt, die jungen Männer geprüft und dann denen, welche für die Besten erkannt worden waren, die Wahl unter den heirathsfähigen Jungfrauen gelassen, den Andern aber von der Behörde selbst die Frauen zugetheilt. So diente die Ehe eines Theils als ein Mittel, die Jugend zur Thätigkeit anzuspornen, und anderes Theils wurden alle jungen Männer auf eine kluge Weise mit Weibern versehen, welche Genossinnen der ländlichen Arbeiten und Vorsteherinnen des kleinen Haushalts waren.

Von Kunstwerken ist bei diesem einfachen und wahrhaft freien Volke nur selten die Rede, und ebensowenig finden sich in dem Stammlande desselben Trümmer von kolossalen Bauwerken, wie die Etrusker sie hinterlassen haben. Dagegen knüpft sich eine besondere Seite der späteren römischen Literatur an die strengen Sitten und den genügsamen Sinn der alten Samniten. Wie nämlich unter den Griechen, hauptsächlich in der dorischen oder in den nach Pythagoras Grundsätzen eingerichteten Städten, die Gesetze

des bürgerlichen Lebens und die frommen Sitten der Väter in Verse eingekleidet und in dieser Form der Jugend eingeprägt wurden, so ging auch von den Samniten eine Art strenger Sittenlehre zu den Römern über, und entwickelte bei diesen in ihrer früheren Zeit eine besondere Gattung der Poesie. Die alten Samniten, namentlich das wackere Volk der Sabiner, verliehen, als sie mit den Römern innig vereinigt wurden, diesen nicht allein durch ihre unverdorbenen Sitten, ihre moralische Festigkeit, ihre Frömmigkeit und Gerechtigkeit Macht und Ansehen unter den Völkern Italiens, sondern sie blieben auch den späteren Römern, die zum Theil ihre Nachkommen waren, Muster der Einfachheit und Biederkeit, so daß der Namen sabinische Tugend sprichwörtlich wurde, und in den Werken der römischen Dichter nicht selten erwähnt wird.

Auch zwischen den samnitischen Gemeinden oder Cantonen bestand eine Staatsverbindung, welche in gewissen Rücksichten der latinischen und etruskischen ähnlich war. Doch wurde das Band, welches die einzelnen samnitischen Völkerschaften umschlang, nie so schlaff, als in den Staatenbündnissen der beiden anderen Nationen. Übrigens waren die einzelnen Völkerschaften, in welche der Stamm der Samniten zerfiel, theils gar nicht, theils nur in geringer Zahl mit einander verbunden, die Gemeinden jedes Volkes bildeten vielmehr entweder blos einen Bund unter sich, oder sie nahmen doch nur einige wenige andere Völkerschaften in ihre Vereinigung auf. Aber selbst in dieser Zersplitterung zeigte sich die gediegene Kraft der Samniten und die Stärke des zwischen den Gliedern jeder Völkerschaft bestehenden Bandes; denn auch vereinzelt leisteten die samnitischen Völker gegen äußere Feinde stets einen furchtbaren Widerstand.

III. Die erste Zeit des römischen Volkes.

1. Einleitung.

Die wenigen vorhergehenden Notizen über Etrusker, Latiner und Samniten zeigen, daß Italien vor der Zeit der Römer in Bezug auf allgemeine Verbreitung der Cultur blühender war, als in allen folgenden Jahrhunderten des Alterthums. In dieser Urzeit Italiens nahmen drei verschiedene Kreise der Civilisation den Norden und die Mitte der apenninischen Halbinsel ein, und zur Zeit der Gründung von Rom bildete sich durch die griechischen Colonieen außerdem noch ein vierter im Süden. Von Piemont und Tyrol an bis zur Tiber, ja zuletzt sogar noch in Campanien war die etruskische Nation angesiedelt. In drei Conföderationen, die lombardische, toscanische und campanische, zertheilt, hatte sie, gleich den Priesterstaaten der orientalischen Vorzeit, den Dienst der Götter zur Grundlage der Staatsweisheit gemacht, sie hatte es in Wissenschaft und Kunst bis zu einem hohen Grade von bloßer Fertigkeit gebracht, hatte durch die Anwendung derselben auf das Bauwesen, auf die Entwässerungskunst, auf den Ackerbau und Handel für die Bedürfnisse des sinnlichen Lebens gesorgt, und auf diese Weise den Grund zur Entwickelung eines geistig freien Volkes gelegt. Die latinische Nation hatte durch Fleiß und Industrie die jetzt größtentheils öde Küsten-Ebene des südlichen Kirchenstaats auf eine ausgezeichnete Weise angebaut, mit Städten bedeckt und dem Handel geöffnet. Die Bergvölker endlich, welche wir unter dem Namen Samniten zusammenfaßten, hatten in den Gebirgen des mittleren Italiens nicht nur ebenfalls eine einträgliche Boden-

Cultur hergestellt, sondern auch gleichsam das Ideal eines demokratischen Staates verwirklicht, dessen Regierung und Religion auf Familien-Leben, Sitten-Einfalt und Ackerbau beruhten. Zu diesen einheimischen Civilisationen, die in der Mitte Italiens einander berührten, ward von außen her noch eine vierte gebracht, die der griechischen Colonieen, welche von Campanien an die Küsten von Süditalien ringsum bedeckten. Diese durch Handel, Kunst und Wissenschaft schon früh bedeutend gewordenen Pflanzstädte, welche in den ersten Zeiten Rom's zu hoher Blüthe gelangten, mischten der einheimischen Cultur Italiens ein neues Element bei, und belebten dieselbe durch die anregende Kraft des griechischen Geistes.

Die drei alten Föderativ-Staaten Italiens standen sich durch eine gewisse Gleichartigkeit ihres Cultus und durch gemeinschaftliche Feste sehr nahe. Zugleich hielten sie aber einander in Schranken, weil jeder von ihnen in seiner vollen Kraft dastand, und doch das Band, welches die einzelnen Städte und Cantone verknüpfte, allzu lose war, um den einen Bund zur Herrschaft über die anderen gelangen zu lassen. Diese Lage der Dinge änderte sich, als durch die Gründung der Stadt Rom eine Colonie entstand, welche aus allen drei Völkern zugleich hervorging, von ihnen allen das Beste in sich vereinigte, aber eine ganz verschiedene Organisation erhielt, und gleich anfangs eine kriegerische Richtung annahm. Ein solcher Staat konnte und mußte allen drei Völkerbünden gefährlich werden, und es ist daher in den angegebenen Verhältnissen Italiens der Grund zu suchen, warum die römische Macht so schnell emporstieg, und allmälig zur Herrschaft über die ganze Halbinsel gelangte.

Die neu gegründete Stadt lag nicht im Gebirge, wie die Wohnsitze der Samniten, wohl aber in der Nähe desselben. Dies gab ihr gleich bei ihrer Entstehung eine von der Bedeutung der einzelnen latinischen Städte verschiedene Stellung, während sie andererseits, als eine zunächst aus Latium selbst hervorgegangene Stadt, den Vortheil hatte, daß ihre Kindheit durch die latinische Conföderation gepflegt ward. Die frühe Verbindung Rom's mit dem benachbarten samnitischen Bergvolk entwickelte und unterhielt in dem jungen Staate die Rüstigkeit des Sinnes und das kriegerische Element. Andererseits aber stand Rom an den Ufern der Tiber mit den Etruskern in einer unmittelbaren Berührung. Die

Stadt Rom nahm von dem etruskischen Volke alles dasjenige an, was in einem sich neu bildenden Staate Ehrfurcht gegen die herrschende Klasse einflößen konnte, diese aber lernte von dem Priesteradel der Etrusker die Kunst, dem Staatswesen vermittelst der Täuschungen des Aberglaubens eine feste Stütze zu geben, ohne daß sie jedoch dabei das hemmende Trugbild der Priesterherrschaft aufkommen ließ. Etruskischen Ursprungs waren also in Rom der ganze ältere Cultus mit seinen Ceremonien, die erste Einrichtung der Staatsverwaltung und alle äußeren Zeichen, durch welche die Macht und Würde des höchsten Amtes dargestellt wurden, wie das Purpurkleid, der goldene Kranz, der Scepter mit dem Adler, der sogenannte curulische Sessel, die Begleitung durch Lictoren und der Stäbe-Bündel mit einer Axt, welchen diese unter den Armen trugen. Von allen älteren Staaten Italiens erfreute sich Rom allein in seiner früheften Zeit der monarchischen Pflege, obgleich seine Verfassung von Anfang an einen republikanischen Charakter hatte; denn bei den Samniten war nie an einen König zu denken, und in den latinischen und etruskischen Städten standen nur von Zeit zu Zeit Könige oder sogenannte Dictatoren an der Spitze des Staats, weil in der Regel die Aristokratie einen Alleinherrscher nicht aufkommen ließ. Auch erkannten die Römer auf eine sehr verständige Weise das Recht der Erbfolge neben dem Wahlrecht an, und machten von dem Letzteren nur dann Gebrauch, wenn das wirkliche Wohl des Staats eine andere Nachfolge, als die der unmündigen Kinder des vorigen Fürsten, zu fordern schien. Der junge römische Staat, der sich an den Grenzen der drei Hauptvölker bildete, wurde also durch die Verbindung der Sitten und Einrichtungen von diesen und durch die Gunst der Umstände gleich anfangs in den Stand gesetzt, nicht allein unter allen dreien zu glänzen, sondern auch sich über sie emporzuheben.

Rom's Bevölkerung entstand aus der Vermischung der Etrusker, Latiner und Samniten. Die Ersteren bildeten der Mehrzahl nach die Klasse der Patricier oder den edlen Kern des römischen Staats, die beiden Letzteren dagegen größtentheils das ackerbauende, durch rüstigen Sinn und einfache Lebensweise ausgezeichnete Volk. Wenn auch nicht die Sagen des römischen Volks, in welche dessen älteste Geschichte gehüllt ist, diesen Ursprung der Römer andeuteten, so

würde man denselben doch schon deshalb annehmen müssen, weil Rom an der Grenze der drei Urstaaten Italiens gegründet worden ist, und weil in allem dem, was uns von denselben gemeldet wird, die wesentlichen Züge des späteren römischen Volkes zu erkennen sind. Diese Verschmelzung dreier Nationen erscheint als etwas ganz Natürliches, und sie zu Stande zu bringen, war nicht einmal so schwer als z. B. die Verbindung des ionischen und dorischen Wesens, welche in manchen griechischen Colonieen Statt gefunden hat. Schon durch die zwischen jenen drei Völkern bestehende Gemeinschaftlichkeit von Opfern und Festen ward dieselbe erleichtert. Überhaupt stimmten die Religion und Staatsform dieser Völker, so verschieden sie auch im Einzelnen sein mochten, in vielen Punkten mit einander überein, und eigneten sich also ganz und gar zu dem, wozu die Römer sie gebrauchten, als sie aus dem Vortrefflichsten der Einrichtungen der drei Urvölker die ihrigen zusammensetzten. Endlich deutet auch die Sprache der Römer auf einen solchen Ursprung hin. Obgleich von den noch übrigen älteren Denkmalen derselben wahrscheinlich kein einziges bis in die römische Königszeit hinaufreicht, so ist doch ein doppeltes ursprüngliches Element in der Sprache der Römer unverkennbar, ein dem Griechischen verwandtes und ein ihm fremdes. Das Letztere ist wahrscheinlich auf die drei Urvölker des mittleren Italiens zurückzuführen, das Erstere aber, welches dem alt-Aeolischen oder der ältesten uns bekannten Form des Griechischen ähnlich ist, rührt wohl zum Theil von der ursprünglichen Verwandtschaft der Samniten und Latiner mit den Griechen her, zum Theil ist es aber auch daraus herzuleiten, daß durch den Einfluß der Letzteren das alt-Griechische unter die italiänischen Sprachen ebenso gemischt ward, wie seit der normännischen Einwanderung in Britannien das alt-Französische unter das Angelsächsische.

Es vereinigte also das römische Volk, welches mit einer in der Weltgeschichte bis dahin unbekannten Kunst alles passende Fremde sich anzueignen wußte, das dreifache Wesen der ältesten italiänischen Cultur in ein Ganzes, und brachte an die Stelle der seitherigen Vielherrschaft der latinischen, etruskischen und samnitischen Republiken die Einheit und Kraft einer einzigen militärisch eingerichteten und Alles in sich concentrirenden Stadt.

2. Die Sage von der Entstehung Rom's.

Die eigentliche Geschichte des alten Italiens beginnt für uns erst mit der Entstehung von Rom. Selbst die ersten Jahrhunderte des römischen Staates aber gehören in Betreff der einzelnen Ereignisse noch der Sage an, und erst vierthalbhundert Jahre nach der Gründung der Stadt Rom nimmt die sichere zusammenhängende Geschichte derselben ihren Anfang. Was dieser Zeit vorausgeht, muß durch scharfsinnige Hypothesen aus gesammelten Notizen errathen oder aus rhetorischen und poetischen Darstellungen späterer Schriftsteller entlehnt werden. Dieser Grund scheint uns nicht fest genug, um darauf zu bauen. Obgleich nämlich die überlieferten Geschichten von der Entstehung Rom's keineswegs als lauter Erdichtungen verworfen werden können, so ist doch das Wahre in ihnen von dem Romanhaften der poetischen Sagengeschichte, die wir nicht berücksichtigen, nicht mit Sicherheit zu unterscheiden. Kennen muß man jedoch die ältere römische Geschichte, weil sie ungeachtet des sagenhaften Gewandes, in das sie gehüllt ist, eine ebenso große Wichtigkeit hat, als die der folgenden historischen Perioden; denn sie hat den Römern der späteren Zeit als positive Geschichte gegolten. Die Römer haben ihre Religion, ihr Staatswesen, ihre Kriegsverfassung, ihre Literatur und Kunst mit jenen poetischen Erzählungen in Verbindung gebracht, die fabelhaften Sagen von ihrer Vorzeit bildeten deshalb für die Römer selbst einen ebenso wichtigen Theil ihrer Geschichte, als die zuverlässigen Berichte über die nachherigen Schicksale und Unternehmungen ihres Volkes. Auf diese Weise erhielten die Mythen und Sagen der Römer, gleich denen der Griechen, für alle folgenden Zeiten dieses Volkes eine, für unsere prosaische Zeit fast unbegreifliche Bedeutung. Die Römer knüpften, wie die Griechen, alles in nationaler Hinsicht Wichtige an den ihnen überlieferten Sagenkreis an; ihre Künstler entlehnten aus demselben die meisten Gegenstände ihrer Gebilde; ihre Dichter sahen ihn als eine Haupt-Fundgrube der nationalen Poesie an; ihre Staatsmänner und Redner bezogen sich vor dem versammelten Volke und Senate vorzugsweise auf ihn; ihre Jugend endlich bildete sich ebenso sehr an den Sagen der römischen Urzeit, wie an den Berichten der späteren zuverlässigen

Geschichte. Diese Sagen waren also den Römern selbst zur Geschichte geworden. Auch für uns haben sie schon allein darum eine große Wichtigkeit, weil ohne ihre Kenntniß Vieles in den Schriften, den Kunstwerken und dem religiösen Cultus der Römer nicht verstanden werden kann.

Die Sagen der Römer brachten die älteste Geschichte von Latium mit dem, was die Griechen von ihrer Urzeit erzählten, in Verbindung. Sie ließen daher zuerst eine Schaar Arkadier unter Evander nach Latium wandern, wo dieselben auf einem der sieben Hügel von Rom eine Colonie gründeten. Wie auf diese Weise das für einen Überrest der alten Pelasger oder für ein eigentliches Urvolk angesehene Volk der Arkadier (s. Th. I. S. 260) eine Beziehung zur römischen Urzeit erhielt, so wurden auch die Sagen von dem Halbgotte Herkules, der in den Mythen der Griechen als der Befreier der durch Ungethüme aller Art gequälten Vorwelt erscheint, mit den Vorstellungen von Rom's Stammvätern verknüpft. Die junge arkadische Colonie hat nämlich von Kakus, einem furchtbaren Riesen, viel zu leiden, Herkules kommt daher auf einer seiner Wanderungen auch nach Latium, tödtet denselben, und wird zum Dank dafür von Evander und seinen Leuten zu einem der Götter des Landes erhoben. Auch derjenige Theil der griechischen Sagen, der für die Griechen die Haupt-Fundgrube ihrer Poesie und Kunst war und am meisten in die Vorstellungen ihrer späteren Zeiten eingriff, die Erzählung von dem trojanischen Krieg und seinen Helden, ward mit der Entstehung des römischen Volkes in Zusammenhang gesetzt. Der Trojaner Aeneas rettete sich nämlich bei der Zerstörung Troja's mit einer Schaar seiner Landsleute, und gelangte nach manchen Irrfahrten an die Küste von Latium. Hier herrschte damals König Latinus, welchen die Sage bald für den Sohn des Gottes Faunus und einer Nymphe, bald für einen Sohn des Odysseus und der Circe erklärt. Latinus erlaubte dem trojanischen Helden, sich in seinem Lande anzusiedeln, und gab ihm sogar seine Tochter Lavinia zur Gemahlin. Darüber kam es zu einem Kriege mit Turnus, dem König der benachbarten Rutuler, welchem Lavinia kurz vorher von ihrem Vater zur Gemahlin versprochen worden war. Latinus verlor in diesem blutigen Kriege das Leben, Aeneas folgte ihm in der Regierung nach, und gründete

eine Stadt, welche er seiner Gemahlin zu Ehren Lavinium nannte. Turnus, der sich gegen ihn mit Mezentius, dem König der etruskischen Stadt Cäre, verbündet hatte, blieb zwar zuletzt im Kampfe, aber auch Aeneas verlor zu gleicher Zeit das Leben. Seine Unterthanen verehrten ihn nach seinem Tode als Gott. Mezentius fiel bald nach Aeneas Tode von der Hand des Julus oder Ascanius, des Sohnes und Nachfolgers des Aeneas.

Ascanius gründete später eine neue Hauptstadt, das auf dem Abhang des Albaner Berges gelegene Alba Longa. Hier herrschten seine Nachkommen einige hundert Jahre lang, und die spätere Zeit hat nicht unterlassen, sowohl eine bestimmte Zahl derselben (vierzehn), als auch für jeden dieser albanischen Könige einen besonderen Namen zu erfinden. Der letzte derselben war Numitor. Dieser ward durch seinen jüngeren Bruder, Amulius, gestürzt. Der Thronräuber ließ zwar seinen Bruder am Leben, brachte aber dessen einzigen Sohn um, und zwang seine Tochter, Rhea Silvia, sich unter die Priesterinnen der Vesta aufnehmen zu lassen, weil diese unvermählt bleiben mußten, und Amulius also keine rechtmäßigen Erben des Throns zu fürchten hatte. Der Kriegsgott Mars, erzählt die Sage weiter, erzeugte nachher mit der Rhea Silvia Zwillingssöhne. Diese waren Romulus und Remus, die Gründer der Stadt Rom. Ihre Mutter wurde zur Strafe für das gebrochene priesterliche Gelübde im Anio ertränkt. Die Kinder, welche Amulius gleich nach ihrer Geburt in einer Mulde oder Wiege ebenfalls in den Fluß hatte werfen lassen, wurden in die Tiber hinabgeschwemmt und an die Wurzeln eines Feigenbaumes getrieben, wo eine Wölfin, welche durstig an den Strom gekommen war, sie antraf. Das Thier trug die wimmernden Kleinen in seine Höhle, und ernährte sie an seinen eigenen Brüsten, bis nach einiger Zeit Faustulus, der Oberhirte des Königs Amulius, zufällig zur Höhle kam, und sich ihrer annahm. Er trug sie in sein Haus, wo seine Gattin, Acca Laurentia, sie als ihre leiblichen Kinder auferzog. Als sie herangewachsen waren, zeichneten sie sich durch ihren kühnen Muth vor allen anderen Hirten des Landes aus, und erwarben sich in den Kämpfen mit Räubern und wilden Thieren einen so großen Ruf, daß sie bald bei allen Unternehmungen zu Führern gewählt wurden. Das Glück machte sie immer

kühner, zugleich aber auch übermüthig. Sie geriethen mit den Hirten des Numitor in Zwist, und diese nahmen eines Tages Remus gefangen und brachten ihn vor Numitor, damit er die gebührende Strafe erhalte. Numitor wurde, als er den jungen Mann erblickte, von einer eigenthümlichen Empfindung ergriffen; er ahnete die Herkunft desselben, und der herbeieilende Faustulus bestätigte ihm das, was er vermuthete. Hierauf kehrte auch Romulus zu seinem Großvater zurück, und die beiden heldenmüthigen jungen Männer beschlossen nun, vor allen Dingen die ihnen und ihrem Hause widerfahrene Schmach zu rächen. Sie erstürmten mit ihren Genossen die Burg des Amulius, tödteten den Thronräuber, und setzten ihren Großvater wieder als Herrscher von Alba Longa ein.

Numitor gab hierauf seinen Enkeln ein großes Stück Land an derjenigen Stelle der Tiber, an welcher sie angeschwemmt worden waren, und erlaubte ihnen, sich daselbst eine Stadt zu gründen. Sie hatten sich mit ihren seitherigen Genossen kaum dahin begeben, als sich ein Streit zwischen ihnen entspann, weil jeder die Ehre haben wollte, der eigentliche Gründer der Stadt zu sein, ihr seinen Namen zu geben und sie zu beherrschen. Man kam überein, den Göttern die Entscheidung zu überlassen. Romulus und Remus stellten sich auf zwei verschiedene Hügel, um zu erwarten, wem die Götter ein Zeichen ihrer Gunst geben würden. Ein ganzer Tag und die darauf folgende Nacht gingen ohne ein solches Zeichen oder Augurium vorüber. Endlich erblickte zuerst Remus sechs Geier, die von Norden nach Süden hin flogen; bald nachher aber erschien auf Romulus Seite ein Zug von zwölf Geiern. Nun entstand von neuem ein heftiger Streit zwischen ihnen; denn der Eine machte die frühere Zeit der Erscheinung, der Andere die größere Zahl der erschienenen Vögel für sich geltend. Jeder wurde von der Schaar seiner Kampfgenossen als König begrüßt, und es kam darüber zu einem Kampfe, welcher durch den stärkeren Anhang des Romulus zum Nachtheil des Remus entschieden wurde. Der Erstere begann nun die Gründung der Stadt. Er legte sie an dem linken Ufer der Tiber, auf dem palatinischen Hügel an. Nach einem bei etruskischen Städte-Gründungen herrschenden Brauche bezeichnete er vermittelst der Furche eines Pfluges, der mit einem Stier und

eine Stadt, welche er seiner Gemahlin zu Ehren Lavinium nannte. Turnus, der sich gegen ihn mit Mezentius, dem König der etruskischen Stadt Cäre, verbündet hatte, blieb zwar zuletzt im Kampfe, aber auch Aeneas verlor zu gleicher Zeit das Leben. Seine Unterthanen verehrten ihn nach seinem Tode als Gott. Mezentius fiel bald nach Aeneas Tode von der Hand des Julus oder Ascanius, des Sohnes und Nachfolgers des Aeneas.

Ascanius gründete später eine neue Hauptstadt, das auf dem Abhang des Albaner Berges gelegene Alba Longa. Hier herrschten seine Nachkommen einige hundert Jahre lang, und die spätere Zeit hat nicht unterlassen, sowohl eine bestimmte Zahl derselben (vierzehn), als auch für jeden dieser albanischen Könige einen besonderen Namen zu erfinden. Der letzte derselben war Numitor. Dieser ward durch seinen jüngeren Bruder, Amulius, gestürzt. Der Thronräuber ließ zwar seinen Bruder am Leben, brachte aber dessen einzigen Sohn um, und zwang seine Tochter, Rhea Silvia, sich unter die Priesterinnen der Vesta aufnehmen zu lassen, weil diese unvermählt bleiben mußten, und Amulius also keine rechtmäßigen Erben des Throns zu fürchten hatte. Der Kriegsgott Mars, erzählt die Sage weiter, erzeugte nachher mit der Rhea Silvia Zwillingssöhne. Diese waren Romulus und Remus, die Gründer der Stadt Rom. Ihre Mutter wurde zur Strafe für das gebrochene priesterliche Gelübde im Anio ertränkt. Die Kinder, welche Amulius gleich nach ihrer Geburt in einer Mulde oder Wiege ebenfalls in den Fluß hatte werfen lassen, wurden in die Tiber hinabgeschwemmt und an die Wurzeln eines Feigenbaumes getrieben, wo eine Wölfin, welche durstig an den Strom gekommen war, sie antraf. Das Thier trug die wimmernden Kleinen in seine Höhle, und ernährte sie an seinen eigenen Brüsten, bis nach einiger Zeit Faustulus, der Oberhirte des Königs Amulius, zufällig zur Höhle kam, und sich ihrer annahm. Er trug sie in sein Haus, wo seine Gattin, Acca Laurentia, sie als ihre leiblichen Kinder auferzog. Als sie herangewachsen waren, zeichneten sie sich durch ihren kühnen Muth vor allen anderen Hirten des Landes aus, und erwarben sich in den Kämpfen mit Räubern und wilden Thieren einen so großen Ruf, daß sie bald bei allen Unternehmungen zu Führern gewählt wurden. Das Glück machte sie immer

kühner, zugleich aber auch übermüthig. Sie geriethen mit den Hirten des Numitor in Zwist, und diese nahmen eines Tages Remus gefangen und brachten ihn vor Numitor, damit er die gebührende Strafe erhalte. Numitor wurde, als er den jungen Mann erblickte, von einer eigenthümlichen Empfindung ergriffen; er ahnete die Herkunft desselben, und der herbeieilende Faustulus bestätigte ihm das, was er vermuthete. Hierauf kehrte auch Romulus zu seinem Großvater zurück, und die beiden heldenmüthigen jungen Männer beschlossen nun, vor allen Dingen die ihnen und ihrem Hause widerfahrene Schmach zu rächen. Sie erstürmten mit ihren Genossen die Burg des Amulius, tödteten den Thronräuber, und setzten ihren Großvater wieder als Herrscher von Alba Longa ein.

Numitor gab hierauf seinen Enkeln ein großes Stück Land an derjenigen Stelle der Tiber, an welcher sie angeschwemmt worden waren, und erlaubte ihnen, sich daselbst eine Stadt zu gründen. Sie hatten sich mit ihren seitherigen Genossen kaum dahin begeben, als sich ein Streit zwischen ihnen entspann, weil jeder die Ehre haben wollte, der eigentliche Gründer der Stadt zu sein, ihr seinen Namen zu geben und sie zu beherrschen. Man kam überein, den Göttern die Entscheidung zu überlassen. Romulus und Remus stellten sich auf zwei verschiedene Hügel, um zu erwarten, wem die Götter ein Zeichen ihrer Gunst geben würden. Ein ganzer Tag und die darauf folgende Nacht gingen ohne ein solches Zeichen oder Augurium vorüber. Endlich erblickte zuerst Remus sechs Geier, die von Norden nach Süden hin flogen; bald nachher aber erschien auf Romulus Seite ein Zug von zwölf Geiern. Nun entstand von neuem ein heftiger Streit zwischen ihnen; denn der Eine machte die frühere Zeit der Erscheinung, der Andere die größere Zahl der erschienenen Vögel für sich geltend. Jeder wurde von der Schaar seiner Kampfgenossen als König begrüßt, und es kam darüber zu einem Kampfe, welcher durch den stärkeren Anhang des Romulus zum Nachtheil des Remus entschieden wurde. Der Erstere begann nun die Gründung der Stadt. Er legte sie an dem linken Ufer der Tiber, auf dem palatinischen Hügel an. Nach einem bei etruskischen Städte-Gründungen herrschenden Brauche bezeichnete er vermittelst der Furche eines Pfluges, der mit einem Stier und

einer Kuh bespannt war, rings um den Hügel die Grenzlinie der Stadt. Längs der gezogenen Furche wurde die neue Stadt mit Wall und Graben eingeschlossen. Remus, über das erlittene Unrecht grollend, sprang spottend über diese armselige Befestigung, und ward dafür von seinem erzürnten Bruder erschlagen.

So wurde also die Stadt Rom von einem Latiner mit etruskischen Ceremonien gegründet. Der älteste Theil derselben war die sogenannte palatinische Anhöhe, einer der sieben Hügel, über welche sich Rom nach und nach ausbreitete. Als Stiftungstag galt den späteren Römern der ein und zwanzigste April, an welchem sie deshalb alljährlich die Palilien oder das Fest der alt-italiänischen Hirtengöttin Pales zugleich als Stiftungsfest ihrer Stadt feierten. Über das Jahr der Gründung Rom's sind die Angaben der Alten verschieden, und es ist sowohl wegen der mangelhaften Art, wie zu Rom Jahrhunderte lang die Nachrichten von der Vorzeit überliefert wurden, als auch wegen der Verwirrung und Willkür, die daselbst in Betreff der Zeitrechnung Statt fand, durchaus unmöglich, das erste Jahr der Stadt Rom mit Sicherheit zu bestimmen. Die Etrusker hatten zwar eine ordentliche Zeitrechnung, und vielleicht nahm das römische Volk diese gleich anfangs an; später aber war bei den Römern Jahrhunderte lang ein Mondenjahr im Gebrauch, welches von Zeit zu Zeit durch Einschaltung eines Monats mit dem Sonnenjahr in Übereinstimmung gebracht wurde, und diese Einschaltung hing von der Willkür des Oberpriesters der Stadt ab. In Folge davon mußten Unregelmäßigkeiten eintreten, welche sich nicht berechnen lassen und es deshalb unmöglich machen, daß man die einzelnen Angaben auf bestimmte sich gleichbleibende Jahre zurückführe. Von den verschiedenen Berechnungen des Gründungsjahres der Stadt Rom ist die von dem römischen Gelehrten Varro gemachte die gebräuchlichste geworden, und wird namentlich in den historischen Schriften der neueren Zeit fast durchgehends angenommen. Nach dieser Varronischen Zeitrechnung ist das Jahr 754 vor Christi Geburt das Gründungsjahr der Stadt Rom.

3. Romulus.

Die Erzählungen der Römer von ihrer Königszeit sind so ausführlich, daß in ihnen nicht blos die Namen und Hauptthaten der

Könige, sondern sogar auch die Zahl ihrer Regierungsjahre angegeben werden; allein dessen ungeachtet bestehen dieselben nur aus Sagen oder aus solchen Berichten, denen zwar eine geschichtliche Wahrheit zu Grunde liegt, in welchen diese aber so sehr ausgeschmückt und entstellt worden ist, daß die Unterscheidung des Wirklichen von dem Erdichteten völlig unmöglich ist. Man muß daher diese Erzählungen so, wie sie gegeben sind, hinnehmen, und sich damit genügen lassen, daß in ihnen nur der Zustand des römischen Staats im Allgemeinen und der Hauptgang seiner Entwickelung mit Sicherheit zu erkennen ist. Auf diese Weise läßt sich denn auch in der Sagengeschichte der königlichen Zeit nicht verkennen, daß Rom in seinem frühesten Zustande den Urstaaten der älteren asiatischen und osteuropäischen Völker zu vergleichen ist. Es bildeten sich nämlich, wie wir in der Geschichte des Orients gesehen haben, fast in allen Gegenden der Erde zuerst solche Staaten, in welchen die Gesammtheit der Bürger in mehrere Kasten oder erbliche Stände zerfiel, und die Kasten der Priester und des Adels nicht blos alle Gewalt in sich vereinigten, sondern auch Jahrhunderte lang den Geist und das Leben des Volks innerhalb gewisser Schranken zu halten wußten. Zu diesen Urstaaten gehörte auch das älteste Rom; seine Geschichte ist deshalb auch eigentlich nur ein Theil der Geschichte der italiänischen Urzeit, welche wir ihren Grundzügen nach oben geschildert haben. Erst am Ende der königlichen Zeit ging das römische Volk aus diesem Zustande in eine andere Form des Staatswesens über, deren nachherige weitere Entwickelung die selbstständige Geschichte von Rom bildet.

Rom's ursprüngliche Bevölkerung war eine gemischte, und gehörte den drei Hauptvölkern des ältesten Italiens an, an deren Grenzen, im äußersten Winkel des latinischen Landes, die Stadt gegründet worden war. Die Sage meldet, daß Romulus, um sein Volk zu vermehren, gleich anfangs ein Asyl eröffnet, und alle Vertriebenen oder Flüchtigen aus den benachbarten Völkerschaften als Bürger in seine Stadt aufgenommen habe. Latiner und Etrusker bildeten, wie die Erzählung von Romulus Herkunft und von den bei der Gründung Rom's angewandten etruskischen Einweihungsformen zeigt, die erste Bevölkerung der Stadt; die Beimischung eines dritten Elementes wird von der Sage durch die Geschichte

des Raubes der Sabinerinnen angedeutet. Weil nämlich, heißt es, die Bewohner der Stadt Rom größtentheils aus dem Auswurfe anderer Völker bestanden, so wurden sie mit ihrem Gesuche um Heirathsverbindungen von allen benachbarten Völkerschaften zurückgewiesen, und Romulus nahm daher seine Zuflucht zur List. Er veranstaltete ein mit feierlichen Spielen verbundenes Götterfest, und lud die Bewohner der benachbarten Städte Cures, Cänina, Crustumeria und Antemna, welche theils Sabiner, theils Latiner waren, zu demselben ein. Diese erschienen in großer Zahl mit ihren Frauen und Töchtern. Mitten in der Festlichkeit fielen die Römer, auf ein von Romulus gegebenes Zeichen, bewaffnet über ihre Gäste her, und nahmen ihnen die Töchter weg, welche dann gleich am nächsten Tage mit ihren Räubern vermählt wurden. Die nächste Folge dieser frevelhaften Verletzung des Gastrechts war ein Krieg mit den dadurch beleidigten latinischen Städten, der aber einen für die Römer sehr glücklichen Ausgang hatte. Romulus eroberte nicht nur die feindlichen Städte, sondern zwang auch ihre Einwohner, sich nach Rom überzusiedeln.

Kaum war diese Gefahr glücklich beseitigt, als der Krieg mit den Sabinern begann. Diese zogen unter Titus Tatius, dem Könige der Stadt Cures, bis vor die Mauern von Rom, und schlugen hier ein verschanztes Lager auf, aus welchem Romulus sie vergebens zu vertreiben suchte. Nach einigen kleineren Gefechten kam es am Fuße des von den Sabinern besetzten capitolinischen Hügels, da, wo später das Forum oder der Marktplatz von Rom war, zu einer entscheidenden Schlacht. Mitten in derselben stürzten sich jedoch die geraubten Sabinerinnen zwischen die beiden feindlichen Theile, und baten dieselben als ihre Männer, Väter und Brüder, aus Mitleid mit ihnen den Kampf einzustellen. Es gelang ihnen, den Zorn und die Kampflust beider Theile zu beschwichtigen, und nun ward ein Vertrag geschlossen, kraft dessen Cures und Rom zu einem Föderativ-Staate mit einander vereinigt wurden. Die Sabiner erbauten sich auf dem capitolinischen und quirinalischen Hügel, gegenüber den auf dem palatinischen Hügel angesiedelten Römern, eine neue Stadt, und bildeten eine besondere selbstständige Gemeinde, welche von dem Könige Titus Tatius und einem aus hundert Mitgliedern bestehenden Senat beherrscht wurde, und mit

den Römern durch eine Waffenverbrüderung verbunden war. Derjenige Theil des zwischen beiden Städten liegenden Forums, welcher später das Comitium hieß, diente zu den gemeinschaftlichen Zusammenkünften und Berathungen beider Gemeinden. Einige Jahre nachher starb Titus Tatius, seine Unterthanen erkannten hierauf Romulus als ihren König an, und verschmolzen seitdem mit den Römern in eine einzige Gemeinde. Von der sabinischen Ansiedelung und ihrer Verschmelzung mit den Bewohnern von Rom leitet die Sage sowohl das Wort Quiriten (d. h. Bewohner von Cures), welches später häufig statt des Wortes Römer gebraucht ward, als auch den Namen des quirinalischen Hügels her.

Auch mit einigen etruskischen Städten soll Romulus glückliche Kriege geführt haben; namentlich berichtet die Sage, daß er das benachbarte Veji bezwungen habe. Aber nicht blos Kriege und Kämpfe bilden den Gegenstand der poetischen Erzählungen vom ersten Könige Rom's, sondern auch der Ursprung des römischen Staatswesens ist in die Sagen von ihm verflochten. Romulus setzte, wie es heißt, nach der Gründung von Rom eine aus hundert Senatoren bestehende Regierungsbehörde ein, welche nachher durch die Vereinigung mit den Sabinern bis auf zweihundert vermehrt wurde, und unter der Leitung des Königs die Staatsverwaltung handhabte. Die Mitglieder derselben hießen die Patres oder Väter, und ihre Nachkommen waren die sogenannten Patricier oder der Adel von Rom, welchem die Plebejer oder das von ihnen und dem König beherrschte Volk entgegengesetzt waren. Auf diese Weise wäre Romulus also der Stifter des römischen Adelsstandes gewesen. Auch die Einführung des später als ein Mittelglied zwischen Adel und Bürgerschaft bestehenden zweiten Standes oder der Ritter wird ihm von der Sage zugeschrieben. Außerdem soll er zuerst die später bestehende zwiefache Eintheilung der Römer nach Tribus und nach Curien gemacht, und die ganze Bürgerschaft in drei Tribus, sowie jede von diesen wieder in zehn Curien getheilt haben. Endlich traf er der Sage nach auch die Einrichtung, daß jeder Plebejer sich einen Patricier wählen mußte, den er als seinen Schützer anzusehen hatte. Dieser Patricier hieß sein Patron, er selbst aber der Client desselben. Das zwischen Beiden bestehende Verhältniß, welches auf ihre Nachkommen fort-

erbte, verpflichtete den Patron zur Beschützung seines Clienten gegen jede Art von Bedrückung, den Clienten aber zu gewissen Obliegenheiten, wie sie etwa der Sohn dem Vater schuldig ist.

Dies ist die Art, wie die erste Entstehung der späteren bürgerlichen Verhältnisse Rom's von der Sage dargestellt wird. Es liegt aber eines Theils in der Natur der menschlichen Einrichtungen selbst, daß solche Verhältnisse nicht durch einen einzelnen Menschen und plötzlich geschaffen werden, und anderes Theils zeigt der Verlauf der Geschichte und die Vergleichung der früheren römischen Zustände mit denen der drei italiänischen Urvölker, daß hier, wie dies gewöhnlich in den Sagen-Berichten geschieht, Dinge, die von selbst und allmälig entstanden sind, auf eine bestimmte Person und Zeit übertragen wurden. Man hat in unseren Tagen durch sehr gelehrte und scharfsinnige Untersuchungen die wirkliche Einrichtung des römischen Staates in der ersten Zeit zu erforschen gesucht, und ist auf diese Weise zu einer ganz anderen Ansicht gelangt, als die der bloßen Sagengeschichte zu Grunde liegende ist. Wenn auch in den Resultaten dieser Forschungen manches Einzelne nicht für gewiß ausgegeben werden kann, so steht doch alles dasjenige fest, was den Zustand der früheren römischen Zeit im Allgemeinen betrifft. Diesen Untersuchungen zufolge verhielt es sich mit der ersten Staatseinrichtung der Römer etwa folgendermaßen.

Das ältere Rom hatte eine ähnliche Verfassung, wie die der alten Etrusker, Latiner und Samniten war. Seine Bürger waren, gleich denen aller Urstaaten, in Kasten geschieden, und bestanden aus einem Adel und den diesem unterworfenen Leibeigenen oder Hörigen. Der Adel, welcher den Namen der Patricier oder Patronen führte, vereinigte alle Macht und Gewalt in sich, und bildete auch die Priesterschaft. Die Leibeigenen dagegen, Clienten genannt, waren erbunterthänige Leute, welche weder frei waren, noch Antheil an der Staatsverwaltung hatten, sondern den einzelnen patricischen Familien angehörten, und von diesen dem Staate gegenüber vertreten wurden. Sie bebauten das den Patriciern als den alleinigen Grundbesitzern gehörige Land, zahlten denselben dafür eine bestimmte Abgabe, und hatten außerdem noch gewisse andere Obliegenheiten gegen sie zu erfüllen. Neben diesen beiden Kasten des römischen Volks entstand schon sehr früh eine dritte

Klasse von Einwohnern, welche den Namen der Plebejer führte, und einen Bürgerstand in unserem Sinne des Wortes darstellte. Wahrscheinlich ging sie aus den vielen Bürgern benachbarter Städte hervor, welche das von Romulus verkündete Asyl-Recht benutzten und sich nach Rom übersiedelten. Die Plebejer trieben nicht nur, wie die Patricier und ihre Clienten, Ackerbau, sondern auch städtische Gewerbe; sie blieben zwar lange Zeit ohne allen Antheil an der Staatsverwaltung, waren aber persönlich frei, und bildeten deshalb einen eigenthümlichen Stand, der sowohl der latinischen, als der etruskischen und samnitischen Staatseinrichtung ganz und gar fremd war.

Mit der Regierung und Verwaltung verhielt es sich bei den Römern gerade so wie bei den Etruskern. Ein patricischer Senat oder mit anderen Worten ein Ausschuß aus dem Priesteradel ordnete und leitete die Angelegenheiten des Staats. Der König aber war nichts Anderes, als ein von dieser heiligen Aristokratie erwähltes Oberhaupt, welches die vom Senat beschlossenen Maßregeln zu vollziehen, die Gerichte und den Gottesdienst zu leiten, und im Kriege das Heer anzuführen hatte. Wie es sich mit den Rittern verhielt, ist völlig ungewiß; nur soviel ist ausgemacht, daß dieselben erst am Ende der Königszeit als ein neuer, zwischen den Patriciern und Plebejern stehender Stand erschienen. Die Eintheilung der Bürger in Tribus und Curien begriff blos die Patricier und ihre Clienten in sich, und beruhte wahrscheinlich auf der dreifachen Abstammung der Römer. Wenigstens werden die Namen der drei Tribus, Ramnenser, Titienser und Luceres, von den Gelehrten so gedeutet, daß die Ramnenser als Latiner, die Titienser (vom Namen des Titus Tatius) als Sabiner und die Luceres (ein Namen, der vielleicht mit dem Worte Lukumo verwandt ist) als Etrusker anzusehen wären. Übrigens sind die Tribus des Romulus von denen der späteren Zeit sowohl der Zahl, als dem Eintheilungsgrunde nach verschieden. Wahrscheinlich diente diese ältere Eintheilung in Tribus hauptsächlich als Grundlage der Heereseinrichtung. Die Eintheilung in Curien aber bezog sich zuverlässig auf den Gottesdienst, und ist etwa unserer Eintheilung nach Kirchengemeinden zu vergleichen.

4. Numa Pompilius.

Romulus endigte, den alten römischen Heldenliedern nach, sein Leben auf eine wunderbare Weise. Als er eines Tages das versammelte Volk musterte, verfinsterte sich plötzlich die Sonne, nächtliches Dunkel überzog die Erde, und ein heftiges Gewitter brach aus; die Bürger flohen entsetzt nach allen Seiten hin auseinander. Als das Gewitter vorüber und das Tageslicht zurückgekehrt war, suchte das Volk den König Romulus vergebens. Er war nirgends zu finden; denn sein Vater, der Kriegsgott Mars, hatte ihn gen Himmel geführt. Dies verkündete den bestürzten Römern einer der Senatoren, welchem Romulus bald nachher im Traume erschienen war und den Hergang der Sache mit der Versicherung erzählt hatte, daß er als Gott Quirinus über sein Volk walten werde. Man hat diese Sage dahin zu erklären versucht, daß Romulus vom Senate ermordet worden sei, und daß dieser zur Verhüllung seiner That des Königs Versetzung unter die Götter erdichtet habe; allein an einer Sage ist nichts historisch zu deuten, und jeder Versuch dies zu thun wird stets zwecklos sein.

Nach Romulus Tod, den man in das Jahr 717 v. Chr. verlegt, erwählte der Senat keinen neuen König, sondern setzte für sich allein die Regierung fort. Nach einem Interregnum oder einer Zwischenregierung von einem Jahre aber forderte, wie es heißt, das gedrückte Volk einen König, und der Senat mußte diesem Verlangen nachgeben. Bei der neuen Wahl entstand darüber Streit, ob der König aus den römischen oder sabinischen Patriciern ernannt werden solle; man verständigte sich zuletzt dahin, daß die Ersteren den König erwählen sollten, daß aber der zu Erwählende ein Sabiner sein müßte. Auf diese Weise ward Numa Pompilius, der Schwiegersohn des Titus Tatius, 716 v. Chr. König der Römer.

Diesem Fürsten schreibt die Sage ganz andere Verdienste zu, als seinem Vorgänger. Während dieselbe nämlich sonst, dem kriegerischen Charakter der Römer gemäß, vorzugsweise die Tapferkeit, den Kriegsmuth und die Eroberungslust verherrlicht, erzählt sie von Numa keine einzige Kriegsthat, sondern sie preist ihn als

den Befestiger der heiligen Sitte und Ordnung, ohne welche kein Staat bestehen kann. Numa ist der Moses, Minos oder Lykurg der Römer, und wird, wie diese Männer, von der Sage mit einer Art heiliger Ehrfurcht behandelt. Die Weisheit, mit welcher er den Staat und seine religiösen Einrichtungen ordnete, erschien in den Augen der Nachkommen so außerordentlich, daß man sie theils mit den Bestrebungen des berühmtesten Weisen, der im alten Italien auftrat, in Verbindung brachte, theils aus einer übernatürlichen Quelle herleitete. Obgleich nämlich Pythagoras mehr als anderthalb Jahrhunderte nach Numa lebte, so entstand auf diese Weise doch bei den späteren Römern und Samniten die Sage, er sei der Lehrer Numa's gewesen. Noch viel mehr verbreitet aber ward der Glaube, daß eine Nymphe, Egeria, Numa's Vertraute gewesen sei, und daß er die weisen Gesetze, durch welche er sich so sehr verdient machte, aus ihrem Munde vernommen und als göttliche Offenbarung den Römern mitgetheilt habe, obgleich eine solche Vorstellung zu dem einfachen, an den alten ländlichen Sitten festhaltenden Sinne und Leben eines sammitischen Volkes viel weniger paßt, als die Wundersagen von Minos und Lykurg zu dem Zustande und Charakter der älteren Griechen. Kurz, der junge römische Staat erstarkte unter Numa wie unter Romulus in seinem Inneren, unter diesem durch Kriege und durch Aufnahme der kräftigen Sabiner, unter jenem aber durch passende Gesetze und Einrichtungen und durch die Einführung eines Cultus, der dem Landleben der Patricier und ihrer Clienten angemessen war.

Numa Pompilius ordnete die Art und Weise des Gottesdienstes, theilte die Priester in acht Klassen, und bestimmte die Pflichten einer jeden von ihnen. An die Spitze des gesammten Religionswesens stellte er das Collegium der sogenannten Pontifices, welches gleichsam das dem Senate untergeordnete Ober-Consistorium der Römer war, und dessen Leitung der Pontifex maximus oder Oberpriester hatte. Er setzte ferner die drei Flamines oder die den Dienst der Götter Jupiter, Mars und Quirinus leitenden Hauptpriester von Rom ein, sowie vier Vestalinnen oder Priesterinnen der Vesta, zwölf Priester, welche Salier hießen und die heiligen Schilder des Mars bewahrten, ferner die sogenannten Fecialen, die beim Ausbruch eines Krieges

und beim Abschluß eines Friedens oder Bündnisses die religiösen Formen zu wahren hatten, endlich eine Anzahl Augurn oder wahrsagende Priester und die oben (S. 143.) erwähnte ursprünglich samnitische Brüderschaft des Feldbaues. Auf den Ackerbau bezogen sich ebenfalls viele Einrichtungen Numa's, oder vielmehr er entwarf vor allem Anderen diesen Theil seiner Gesetzgebung, und gründete auf ihn erst seine weiteren Verfügungen. Er vertheilte die von Romulus eroberten Länder, und stiftete, zur Sicherung des Eigenthums, den Dienst des Terminus oder Grenzgottes. Es ist seinem Hauptstreben angemessen, daß die Sage ihm auch die Verbesserung des römischen Kalenders zuschreibt; denn die Einrichtung desselben hing bei den Römern, wie bei allen anderen Völkern und auch noch bei uns, mit dem Cultus enge zusammen. Endlich soll Numa auch die Sitte eingeführt haben, daß jedes Mal während der Dauer eines Krieges die zwei einander gegenüberstehenden Thüren des Janus-Tempels offen gehalten, während des Friedens aber geschlossen wurden. Der Gott Janus, der mit zwei Gesichtern dargestellt wurde, und über dessen eigentliche Bedeutung die Gelehrten verschiedener Meinung sind, war eine uralte Gottheit der Latiner. Sein Tempel soll schon von Romulus erbaut worden sein, und zwar auf der Grenze der eigentlichen Römer und der auf dem quirinalischen und capitolinischen Hügel angesiedelten Sabiner.

5. Tullus Hostilius und Ancus Marcius.

Als Numa starb (673 v. Chr.), trat wieder, wie nach Romulus Tode, eine kurze Zwischenregierung des Senats ein. Dann wählte man zu seinem Nachfolger den Tullus Hostilius, dessen Großvater unter Romulus aus einer latinischen Stadt nach Rom gezogen war, und daselbst Hersilia, die vornehmste unter den geraubten Sabinerinnen, geheirathet hatte. Tullus Hostilius war ein kriegerischer Herrscher, und seine Regierung bot daher dem dichterischen Sinne späterer Zeiten einen reichen Stoff dar. Sein Hauptkrieg, der mit der völligen Unterwerfung der Stadt Alba Longa endigte, ist von der Sage in so hohem Grade poetisch ausgeschmückt worden, daß die Beschreibung, welche die späteren Ge-

schichtschreiber der Römer von demselben geben, als ein eigentliches, der Iliade Homer's ähnliches Heldengedicht angesehen werden kann. Historisch gewiß ist das Eine, daß zur Zeit dieses Königs Alba Longa dem römischen Staate einverleibt und seine Einwohner nach Rom versetzt wurden. Die Erzählungen von dem Kriege selbst haben durchaus das Ansehen von Erdichtungen, ja, es ist sogar aus manchen Gründen wahrscheinlich, daß Alba Longa nicht von den Römern, sondern von den anderen latinischen Städten zerstört worden ist, und daß seine Einwohner in Folge davon freiwillig nach Rom wanderten. Die Sage von diesem Kriege ist übrigens folgende.

Rom gerieth über einige Vorfälle mit seiner Mutterstadt Alba Longa in Krieg, deren Oberhaupt damals zuerst Cluilius und dann Mettus Fuffetius war. Jener wurde gleich beim Beginn des Krieges von seinen eigenen Truppen erschlagen, weil es ihm an Muth und Entschlossenheit fehlte; sein Nachfolger aber sah sich durch das Benehmen der Städte Veji und Fidenä bald genöthigt, mit dem römischen Könige in Unterhandlung zu treten. Die Vejenter und Fidenaten, heißt es, hatten mit einander verabredet, die Römer und Albaner sich eine Zeitlang bekriegen zu lassen und dann, sobald dieselben durch den Kampf geschwächt wären, mit vereinter Macht über Beide herzufallen. Dies machte die Könige von Rom und Alba Longa zu einem Frieden geneigt. Sie beschlossen in einer persönlichen Zusammenkunft, ihre beiden Völker mit einander zu einer engen Verbrüderung zu verbinden, und durch einen Zweikampf von je drei Kriegern beider Theile entscheiden zu lassen, welches von ihnen dem anderen inskünftige unterworfen sein sollte. Der Zufall fügte es, daß dieser Kampf sowohl von Seiten der Römer, als der Albaner drei Brüdern übertragen wurde, und daß diese nahe mit einander verwandt waren. Die drei Curiatier, so hießen die albanischen Brüder, waren die Vettern ihrer Gegner, der drei Horatier, indem die Mutter der Letzteren eine Albanerin und die leibliche Schwester der Mutter der Ersteren war. Ja, eine Schwester der Horatier war außerdem sogar mit einem der Curiatier verlobt.

Im Angesichte beider Heere traten die sechs Kämpfer einander entgegen, und jeder der Curiatier griff den ihm dem Alter nach

zunächst stehenden Horatier an. Zuerst fiel der älteste der Horatier, bald nach ihm auch der zweite, und schon frohlockten die Albaner, als der dritte Horatier durch List und Gewandtheit die Entscheidung zu Gunsten der Römer lenkte. Er stellte sich, als wenn er vor seinen drei Gegnern fliehe, und trennte sie dadurch von einander; als er aber sah, daß sie ihn in verschiedenen Entfernungen verfolgten, wandte er sich gegen den nächsten, und tödtete zuerst ihn und dann nach einander auch dessen beide Brüder. Siegesstolz kehrte der junge Held, vom jubelnden Heere geleitet, nach Rom zurück. Am Thore der Stadt stand seine Schwester, die Braut des einen der Curiatier. Als diese ihn triumphirend die errungene Beute mit dem Waffenrock ihres Verlobten tragen sah, gerieth sie in Verzweiflung und verfluchte den Bruder. Dieser aber zückte, von Wuth ergriffen, sogleich das Schwert und durchbohrte seine Schwester. Er wurde dafür vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt; die Volksversammlung aber, an welche er appellirte, hob aus Rücksicht auf seine dem Vaterlande erwiesenen Dienste diesen Spruch wieder auf. Doch ward der jähzornige junge Mann, um nicht ganz unbestraft zu bleiben, zu einer beschimpfenden, sonst nur über Kriegsgefangene verhängten Strafe verurtheilt: er mußte mit entblößtem Haupte unter einem quer über den Weg gehaltenen Stabe, der ein Joch vorstellen sollte, hindurchgehen.

Tullus Hostilius wandte sich nach dem glücklich beendigten albanischen Kriege gegen die Fidenaten und Vejenter. Mettus Fuffetius leistete ihm dabei als sein Unterthan die Heeresfolge, verbündete sich aber, um das römische Joch wieder abwerfen zu können, insgeheim mit den Feinden. In der Schlacht selbst wagte er seine verrätherische Absicht nur zur Hälfte auszuführen. Er zog sich beim Beginn derselben vom Schlachtfelde auf eine Anhöhe zurück, um je nach dem Ausgang des Kampfes sich für die Einen oder die Anderen zu entscheiden. Die Römer geriethen darüber in Schrecken, und wären wahrscheinlich das Opfer der albanischen Treulosigkeit geworden, wenn nicht Tullus Hostilius sich schnell gefaßt und seinen Truppen zugerufen hätte, jener Rückzug der Albaner habe auf seinen Befehl Statt gefunden und sei in der Absicht die Feinde zu umgehen geschehen. Als der Sieg sich für die Römer entschied, griff endlich auch Mettus Fuffetius, um seine Absicht zu bemänteln, die fliehenden

Feinde an. Tullus Hostilius that, als wenn er sich dadurch hätte täuschen lassen; am folgenden Tage aber übte er ein furchtbares Strafgericht. Er rief beide Heere unbewaffnet zusammen, vorgeblich um den Lohn der Tapferkeit auszutheilen, trug jedoch Sorge, daß die Römer ihre Schwerter unter den Kleidern versteckt mitbrachten. Sobald die Truppen versammelt waren, ließ er die Albaner plötzlich umzingeln, und verkündete ihnen hierauf, daß Alba Longa als ein Sitz der Verrätherei dem Erdboden gleich gemacht, Mettus Fuffetius zur Strafe dafür, daß er treulos und unentschlossen zwischen den Römern und ihren Feinden geschwankt habe, von vier Pferden nach entgegengesetzten Seiten hin auseinander gerissen, alle Albaner aber nach Rom versetzt werden sollten. So ward Alba Longa zerstört, und seine Bewohner in die neue Stadt verpflanzt, wo man ihnen den cölischen Hügel zum Wohnsitz anwies.

Auch mit den Fidenaten, Vejentern und Sabinern führte Tullus Hostilius glückliche Kriege. Zuletzt wandte sich aber die Gunst des Schicksals von ihm, und zwar weil er, wie die Sage hinzusetzt, die Götter durch die Vernachlässigung ihres Dienstes erzürnt habe. Steinregen, Seuchen und andere Erscheinungen zeigten ihm den göttlichen Zorn an, und endlich überfiel ihn auch noch eine schwere Krankheit. Nun wandte er sich mit ängstlicher Sorgfalt den versäumten religiösen Pflichten zu, beging aber, als er eines Tages durch geheimnißvolle Ceremonien Jupiter beschwören wollte, dabei ein Versehen, und ward von dem erzürnten Gotte mit Weib und Kindern durch einen Blitzstrahl getödtet (640 v. Chr.).

Zu seinem Nachfolger ward Ancus Marcius, ein Tochtersohn des Numa Pompilius, ernannt. Von ihm rühmt die Sage, daß er im Geiste seines Großvaters den unter Tullus Hostilius vernachlässigten Dienst der Götter von neuem zu Ansehen gebracht habe. Seine Regierung war aber nicht, wie die Numa's, eine durchaus friedliche, sondern er gehörte vielmehr auch zu den durch Kriegsthaten und Eroberungen ausgezeichneten Königen. Unter ihm waren es hauptsächlich die Latiner, mit welchen Rom Krieg zu führen hatte. Die Römer waren nämlich durch die Unterwerfung der Albaner so sehr erstarkt, daß sie, obgleich sie nicht zu dem latinischen Völkerbündnisse gehörten, doch auf einen Rang unter

den Städten von Latium Anspruch machten. Ancus Marcius besiegte das Heer der Latiner, eroberte einige ihrer Städte, und führte die Bewohner derselben nach Rom, wo sie auf dem aventinischen Hügel angesiedelt wurden. Auch andere Städte, wie das früher von Alba Longa, später von Veji unterstützte Fidenä, wurden von ihm erobert. Veji erlitt ebenfalls einige Niederlagen, und mußte den Römern das Land um die Mündung der Tiber abtreten. Ancus Marcius legte daselbst Ostia, den Hafen von Rom, an. Außerdem faßten die Römer unter seiner Regierung zuerst auf der rechten Seite der Tiber festen Fuß; Ancus Marcius baute nämlich die erste Brücke über den Fluß, und befestigte den jenseit der Tiber gelegenen Hügel Janiculum.

6. Tarquinius der Ältere.

Mit Ancus Marcius Tode (617 v. Chr.) nahm der Wechsel der Herrschaft, welcher seither zwischen den eigentlichen Römern und der mit ihnen vereinigten sabinischen Colonie bestanden hatte, ein Ende, und ein Etrusker gelangte auf den Thron. Dieser neue König hieß Lucius Tarquinius, und führt in der Geschichte den Beinamen Priscus d. i. der Ältere. Die Sage läßt ihn in der etruskischen Stadt Tarquinii geboren sein, väterlicher Seits aber von einem vornehmen, nach Etrurien ausgewanderten korinthischen Geschlechte abstammen: wahrscheinlich weil um jene Zeit griechische Sprache, Cultur und Sitte sich unter den Etruskern sehr verbreiteten. Tarquin's Vater, Demaratus, welcher dem vornehmen Geschlechte der Bakchiaden zu Korinth angehörte, wurde der Sage nach durch Kypselus (s. Th. I. S. 273.) zur Auswanderung genöthigt, und begab sich mit großen Schätzen und mit einem Gefolge, in welchem sich auch mehrere korinthischen Maler und Bildhauer befanden, nach Tarquinii. Hier heirathete er eine Etruskerin aus der Adelskaste, und erhielt von ihr zwei Söhne, Aruns und Lukumo. Diese erzog er so, daß sie zugleich etruskische und griechische Bildung erhielten. Nach seinem Tode ging sein großer Reichthum ganz auf den jüngeren Sohn Lukumo über, da der ältere früh starb. Lukumo wanderte von Tarquinii nach Rom aus, weil ihm seiner fremden Abkunft wegen der Weg

zur Herrschaft versperrt war, und weil sein mit wahrsagendem Geiste begabtes Weib, Tanaquil, erkannt hatte, daß er bei den Römern zu hohen Ehren gelangen werde. Er fand in Rom, wo er seinen etruskischen Namen Lukumo in den römischen Lucius verwandelte und sich nach seiner Geburtsstadt den Zunamen Tarquinius gab, eine sehr gute Aufnahme, und gewann durch seinen Reichthum und sein kluges, gewandtes Wesen Alle so sehr für sich, daß er von Ancus Marcius zum Vormund seiner minderjährigen Söhne, gleich nach des Königs Tode aber vom Senate zu dessen Nachfolger ernannt wurde.

Auch dieser halb griechische, halb etruskische König führte mehrere glücklichen Kriege mit den Latinern, Etruskern und Sabinern, und erhob die Römer zu noch größerem Ansehen, als sie unter Ancus Marcius gehabt hatten. Noch viel wichtiger aber ist sein Einfluß auf die inneren Einrichtungen der Stadt Rom und ihrer Bewohner. Das Meiste, was in dieser Beziehung von ihm erzählt wird, ist von etruskischer Art. Namentlich erinnern die Beschreibungen seiner Bauwerke theils an die Philistinischen Gräben, theils an die Reste etruskischer Stadtmauern. Er ließ die sogenannten Cloaken oder Wassergewölbe erbauen, durch welche das Forum und einige andere Gegenden der Stadt trocken gelegt wurden, und die das spätere Rom als Riesenwerke anstaunte. Er umgab die Stadt mit einer Mauer von Quadersteinen. Er ließ ferner auf der Spitze des capitolinischen Hügels eine große Fläche ebnen, und legte auf ihr den Grund zu einem ungeheueren Tempel, den jedoch erst der zweite seiner Nachfolger vollendete. Auch ließ er zuerst das Forum oder das zwischen dem palatinischen und quirinalischen Berge gelegene Thal zu einem Markte und zum Versammlungsorte der Bürgerschaft einrichten. Endlich erbaute er den Circus maximus oder das zu großen öffentlichen Wettspielen bestimmte Gebäude. Diese Spiele waren ebenfalls eine etruskische Sitte, die in Rom eingeführt ward, und können ihrer Beziehung und Wirkung nach durchaus nicht mit denen der Griechen verglichen werden: bei den Griechen waren nämlich die öffentlichen Kampfspiele nicht allein die beliebteste Volksbelustigung, sondern auch eine der wichtigsten Angelegenheiten der Nation, und der in ihnen errungene Sieg galt für die höchste Ehre; die italiänischen

Völker dagegen sahen nur das Wagen- und Pferderennen als ein dem freien Manne anstehendes Wettspiel an, und überließen die eigentlichen Wettkämpfe den Gladiatoren, d. h. Leibeigenen oder gedungenen Leuten von geringer Herkunft, welche daraus ein besonderes Geschäft machten. Solche Kämpfe und die mit den öffentlichen Spielen verbundenen Prachtaufzüge mit anzusehen, war für die italiänischen Völker zwar eine ebenso große Freude, als für die Griechen, aber sie haben, zum Unterschied von diesen, dem Gegenstande ihrer Schaulust niemals Achtung und Ehre gewährt. Gerade so verhielt es sich mit den theatralischen Darstellungen. Diese Verschiedenheit beider Nationen hing auf eine ganz natürliche Weise mit der verschiedenen Natur und Einrichtung ihres bürgerlichen Lebens zusammen: Priesterherrschaft, Leibeigenschaft und andere im Kasten-Wesen gegründeten Verhältnisse, welche einen schroffen Unterschied der Stände und ihrer Rechte zur Folge haben, erhielten sich bei den Italiänern sehr lange, während sie bei den Griechen schon in uralter Zeit verschwanden; bei jenen hatten daher auch die Volksvergnügungen einen aristokratischen Charakter, während sie bei diesen von Anfang an eine dem Zweck der Gesammtheit dienende Sache waren, bei welcher alle Theilnehmer, mochten sie nun bloße Zuschauer oder Mitspielende sein, als gleich berechtigte Glieder Einer Nation auftraten.

Daß Bauwerke, wie Tarquinius Priscus sie errichtete, gleich denen der Etrusker nicht ohne den Frohndienst des gemeinen Volks ausgeführt werden konnten, versteht sich von selbst. Tarquin's Regierung muß daher auch für die unteren Klassen der Römer drückend gewesen sein. Wodurch dieselbe sich sonst noch in Bezug auf innere Angelegenheiten auszeichnete, ist nicht recht klar. Tarquinius soll unter Andern, wegen der vermehrten Bevölkerung der Stadt, die Zahl der zum Eintritt in den Senat oder zur Regierung berechtigten Familien um hundert vermehrt, und ebenso auch die Zahl der Senatoren bis auf dreihundert erhöht haben. Er erhob also hundert plebejische Familien zu patricischen. Auch die Ritter, welche erst um jene Zeit als ein zwischen den Patriciern und Plebejern aufkommender Mittelstand eine Bedeutung erlangten, soll er vermehrt und neu eingerichtet haben. Über die Kriege, welche unter Tarquinius Priscus geführt wurden, weichen die Berichte

der alten Schriftsteller von einander ab; im Allgemeinen scheint nur soviel gewiß zu sein, daß auch dieser König die römische Macht auf Kosten latinischer, samnitischer und etruskischer Städte erweitert hat.

Tarquinius starb nach der romantischen Darstellung der Sage eines gewaltsamen Todes. Als er achtzig Jahre alt war, verschworen sich die Söhne des Ancus Marcius gegen ihn, weil sie ihn als Usurpator haßten und zugleich überzeugt waren, daß er, wenn er länger lebe, die Regierung gewiß seiner eigenen Familie zu erhalten wissen werde. Zwei von ihnen gedungene Mörder, welche als Holzhauer verkleidet waren und deshalb, ohne Verdacht zu erregen, Beile tragen konnten, fingen eines Tages vor dem königlichen Palaste zum Schein einen Streit an, und ließen den König ersuchen, diesen zu schlichten. Als sie vor ihn gelassen waren, ersahen sie sich einen günstigen Augenblick, um ihn zu erschlagen (578 v. Chr.).

7. Servius Tullius.

Die Söhne des Ancus Marcius erreichten ihren Zweck nicht, weil, wie es heißt, die Königin Tanaquil beim plötzlichen Tode Tarquin's die Geistesgegenwart nicht verlor. Sie ließ nämlich schnell die Thore des Palastes verschließen und dem zahlreich zusammenströmenden Volke verkünden, daß Tarquinius nicht getödtet, sondern nur verwundet sei, und bis zu seiner Genesung seinem Eidam, Servius Tullius, die Leitung der Regierung übertragen habe. Die Anstifter des Mordes entflohen hierauf aus Rom; Servius Tullius aber herrschte eine Zeitlang in Tarquin's Namen, dann behauptete er sich mit Gewalt im Besitze des Thrones, bis er es zuletzt dahin brachte, daß das gesammte Volk durch freie Wahl ihn als König anerkannte. Es war also offenbar theils sein Verdienst, theils der Wille seines Vorgängers, was den sechsten König der Römer auf den Thron brachte und im Besitze desselben erhielt.

Des Servius Tullius Herkunft und Jugendgeschichte ist in Dunkel gehüllt; denn was die Sage hierüber berichtet, ist so beschaffen, daß man nichts davon als wahr annehmen kann. Eine

vornehme Latinerin oder Etruskerin, heißt es, gerieth in römische Kriegsgefangenschaft, ward Sklavin im königlichen Palaste, und gebar als solche unter wunderbaren Erscheinungen einen Knaben, welchem man den Namen Servius Tullius gab. Andere Erscheinungen von ungewöhnlicher Art zeigten während der Kindheit desselben zu wiederholten Malen seinen angeborenen Beruf zu hohen Dingen an; so soll z. B. einst, als er schlief, ein feuriger Glanz sein Haupt umstrahlt haben. Tanaquil, welche sich auf die Wahrsagekunst verstand, schätzte wegen dieser Anzeigen den Servius Tullius schon als kleines Kind sehr, und ließ ihn gleich ihren eigenen Söhnen königlich erziehen. Auch Tarquinius gewann ihn sehr lieb, zumal da Servius Tullius als Jüngling sich durch Tapferkeit und Gewandtheit vor allen seinen Altersgenossen auszeichnete. Der König gab ihm zuletzt nicht allein seine Tochter Tarquinia zur Gemahlin, sondern ließ ihn auch in den letzten Jahren seines Lebens an der Regierung Theil nehmen.

Kriegerische Unternehmungen bildeten nur den weniger wichtigen Theil der Thaten, durch welche Servius Tullius sich für alle Zeiten zum gepriesensten und berühmtesten König der Römer gemacht hat. Jedoch wird ihm eine zwiefache bedeutende Erweiterung der römischen Macht zugeschrieben. Er soll nämlich die etruskische Stadt Veji oder nach einer anderen Angabe sogar die ganze etruskische Nation in einem zwanzigjährigen Kriege besiegt, und zur Anerkennung des Vorrangs der Römer gezwungen haben. Außerdem wußte er auch das Volk der Latiner auf eine schlaue Weise unter römischen Einfluß zu bringen, und Rom gewissermaßen zum Haupte des latinischen Bundes zu machen. Dieser hatte nämlich seither seine Versammlungen im Gebiete von Alba Longa, an einer der Göttin Ferentina geweihten Quelle gehalten; Servius Tullius schloß aber ein Bündniß mit den Latinern, kraft dessen ein gemeinschaftlicher Tempel auf dem, unter Ancus Marcius mit Latinern bevölkerten aventinischen Hügel errichtet ward. Obgleich nun die latinischen Bundestage auch ferner noch an der früheren heiligen Stelle gehalten wurden, so war doch durch die Gründung jenes Tempels der Anfang zur Hegemonie von Rom gemacht.

Die größte Bedeutung erhielt Servius Tullius durch die Gesetze und Einrichtungen, welche er in Rom einführte. Er ver-

schaffte während seiner Regierung ebenso den latinischen und griechischen Sitten Eingang, wie Tarquinius die etruskischen befördert hatte. Von der Zeit seiner Regierung an faßten Religion und Geistes-Cultur der Griechen in Rom immer mehr Boden, ganz besonders aber wurde seitdem der griechische Grundsatz herrschend, daß man die alten ererbten Verfassungen durch positive Verordnungen den veränderten Verhältnissen der Zeit und der veränderten Mischung des Volkes gemäß einrichten müsse. Die Regierung des Servius Tullius ist also der Anfang einer ganz neuen Zeit, und mit ihrem Beginne endigt die eigentliche Urzeit der Römer, weil seitdem Entwickelung und Bürgerfreiheit an die Stelle des Kasten-Wesens und der mit ihm verbundenen Knechtschaft des Volkes traten. In den römischen Überlieferungen wird daher Servius Tullius ebenso als der eigentliche Urheber und Stifter der späteren bürgerlichen Verfassung Rom's dargestellt, wie Numa Pompilius in der Sage als der Gründer und Ordner des römischen Cultus erscheint. Jedoch hat man, gerade weil Servius Tullius in dieser Hinsicht so berühmt war, viele Einrichtungen der späteren Zeit auf ihn übertragen, und es ist bei der Beschaffenheit der römischen Geschichtswerke unmöglich, hierin Neues und Altes zu unterscheiden und so die Verhältnisse jener Zeit mit Sicherheit zu ermitteln.

Die wichtigste Verfassungsänderung, die sich an den Namen des Servius Tullius anknüpft, war die Eintheilung der Bürger nach dem Vermögen. In Folge dieser Veränderung ward in Rom ebenso, wie durch eine ähnliche Maßregel Solon's in Athen, die Macht der älteren Aristokratie gebrochen, und für das Staatswesen ein ganz neuer, bis dahin völlig unbekannter Grund gelegt. Servius Tullius bereitete dadurch die Errichtung der Republik auf eine vortreffliche Weise vor, wenn anders diese Maßregel und die damit verbundenen anderen Einrichtungen ihm mit Recht zugeschrieben werden. Er begann damit, daß er dem Plebs oder dem freien Bürgerstand, welcher nach und nach in Rom entstanden war, eine bestimmte Ordnung und Einrichtung gab: er theilte denselben nach Bezirken in Abtheilungen oder Zünfte ein, über deren Zahl die Nachrichten nicht übereinstimmen. Diese Bezirke oder Zünfte, welche Tribus hießen, umfaßten also blos Plebejer, während die schon früher bestandene, dem Romulus zugeschriebene Eintheilung in

Tribus und Curien nur die Patricier in sich begriff. Die Plebejer zerfielen also von jetzt an in eine Anzahl von Corporationen oder Zünften, deren jede ihren besonderen Vorsteher, Tribun genannt, hatte, und das römische Volk bestand also seitdem aus zwei Hauptklassen, den Patriciern oder Geschlechtern und den Plebejern oder Gemeinen. Erst in späterer Zeit wurde die Eintheilung in Tribus auf die ganze Nation übertragen, und umfaßte also dann sowohl die Patricier als die Plebejer.

Servius Tullius machte auch eine Eintheilung des ganzen römischen Volkes. Bei dieser nahm er auf den Ständeunterschied gar keine Rücksicht, sondern er gründete sie auf den Unterschied des Vermögens. Er theilte nämlich das ganze Volk in sechs Klassen ein, und jede Klasse wieder in eine Anzahl Centurien. In die erste Klasse kamen alle Bürger, welche ein Vermögen von wenigstens hunderttausend As (zweitausend dreihundert Thaler oder viertausend Gulden) hatten; für die zweite war die geringste Summe des Vermögens fünf und siebenzigtausend As, für die dritte fünfzigtausend, für die vierte fünf und zwanzigtausend, für die fünfte zwölftausend fünfhundert; die sechste aber begriff alle diejenigen in sich, welche ein noch geringeres oder gar kein Vermögen besaßen. Die Unterabtheilungen der Klassen oder die Centurien hatten den doppelten Zweck, daß das römische Volk nach ihnen zugleich als Heer in Compagnieen eingetheilt werden, und als Bürgerschaft seinen verhältnißmäßigen Antheil an der Staatsverwaltung ausüben sollte. Der wichtigste Punkt der ganzen Eintheilung war der Umstand, daß die einzelnen Klassen nicht in eine gleich große Zahl von Centurien zerfielen; denn darauf beruhte das eigentliche Wesen der dem Servius Tullius zugeschriebenen Verfassungs-Reform. Die erste Klasse bestand aus achtzig Centurien schwerbewaffneten Fußvolks, außerdem war ihr aber noch der nicht nach dem Vermögen eingereihte Ritterstand zugefügt, welchen Servius Tullius durch die Aufnahme reicher Plebejer vermehrt und in achtzehn Centurien eingetheilt hatte. Die zweite, dritte und vierte Klasse zerfielen jede in zwanzig Centurien Fußvolk; von diesen waren die der zweiten Klasse noch schwerbewaffnet, die der beiden anderen aber bildeten den Übergang zu den leichten Truppen. Die fünfte Klasse bestand aus dreißig Centurien Leichtbewaffneter zu

Fuß. Die sechste Klasse bildete nur eine einzige Centurie, sie zerfiel aber in drei Abtheilungen, in die sogenannten Accensi oder Velati, die Proletarier und die Capite-censi. Die Accensi (d. i. Zugezählten) oder Velati (d. i. die Eingehüllten oder nur mit dem Kriegsmantel Bekleideten) umfaßten die Besitzer von fünfzehnhundert bis zwölftausend fünfhundert As, hatten keine Waffen, und folgten dem Heere als eine Art von Reserve, um an die Stelle der Gefallenen oder Verwundeten einzutreten und mit den Waffen derselben zu kämpfen. Die Proletarier waren die Besitzer eines Vermögens von dreihundert und fünf und siebenzig bis fünfzehnhundert As, und jener Namen ward ihnen deswegen gegeben, weil er entweder diejenigen bedeutete, welche noch im Stande waren, eine Proles oder Nachkommenschaft aufzuziehen, oder diejenigen, welche dem Staate keinen anderen unmittelbaren Nutzen gewährten, als daß sie Kinder erzeugten und also die Zahl der Bürger vermehrten. Sie sollten nur im äußersten Nothfall zur Theilnahme am Kriege hinzugezogen werden, vom Beginn des dritten Jahrhunderts vor Christo an wurden sie aber in der Regel mit zum Kriegsdienste aufgeboten. Die Capite-censi endlich (d. i. die blos nach der Köpfezahl Geschätzten) begriffen alle Bürger in sich, deren Vermögen nicht dreihundert und fünf und siebenzig As betrug; sie waren vom Kriegsdienste frei, und wurden erst fast zweihundert Jahre später, als die Proletarier, zu demselben gezogen. Wie die achtzehn Centurien des Ritterstandes ohne Rücksicht auf das Vermögen der ersten Klasse beigegeben waren, so fügte Servius Tullius den vier ersten Klassen noch vier ebenso ohne Beziehung darauf eingerichtete Centurien hinzu. Er bildete nämlich eine aus Zimmerleuten bestehende Centurie und je eine Centurie Waffenschmiede, Hornisten und Zinkenbläser, und reihte diese an die Centurien der vier ersten Klassen an. Die Gesammtzahl aller Centurien betrug also hundert und drei und neunzig, und diese waren so vertheilt, daß die erste Klasse in Allem neun und neunzig Centurien, die zweite, dritte und vierte je ein und zwanzig, die fünfte dreißig, die sechste aber nur eine enthielt.

Die Klassen-Eintheilung wurde durch die von Servius Tullius eingeführte, alle fünf Jahre Statt findende Schätzung (der Census genannt) immer wieder berichtigt. Dieser fünfjährige Zeit-

raum hieß ein Lustrum. Am Ende desselben kam jedes Mal das ganze Volk bewaffnet auf dem Mars-Felde, einem großen, vor der Stadt liegenden freien Platze, zusammen, und nach einem feierlichen Sühnopfer mußte hier jeder Bürger dem Könige sein bewegliches und unbewegliches Vermögen angeben. Auch außerdem versammelte sich die gesammte Bürgerschaft zuweilen daselbst, um den Antheil an der Staatsverwaltung auszuüben, welchen Servius Tullius ihr eingeräumt haben soll. Diese Volksversammlungen oder Comitien hießen Comitia centuriata, weil die Bürger Centurienweise berathschlagten und abstimmten. Die Rechte dieser Comitien bestanden in der Wahl der höchsten Beamten, in der Entscheidung über Krieg und Frieden und in der Genehmigung oder Verwerfung der Gesetzesvorschläge des Senats. Die Bürger jeder einzelnen Centurie entschieden unter sich durch Stimmenmehrheit, wie ihre Centurie stimmen solle, dann wurden die hundert und drei und neunzig Centurien-Stimmen gesammelt und nach der Majorität derselben entschieden. Neben den Centuriat-Comitien blieben die patricischen und plebejischen Versammlungen oder die Curien- und Tribus-Comitien bestehen, diese hatten aber als bloße Standes-Versammlungen eine viel geringere Bedeutung. Die Tribus-Comitien verhandelten nur ihre eigenen Standes-Angelegenheiten. Die Curien-Comitien hatten dagegen größere und allgemeinere Rechte; denn unter ihrer Aufsicht standen nicht nur alle religiösen Sachen, zu welchen auch die Adoption und das Testamentswesen gerechnet wurden, sondern sie hatten auch den in den Centuriat-Comitien erwählten Magistraten das Imperium oder Militär-Commando feierlich zu ertheilen, und übten also eine scheinbare Bestätigung der von der allgemeinen Volksversammlung gemachten Wahlen.

Faßt man die Art, wie die hundert und drei und neunzig Centurien unter die einzelnen Klassen vertheilt waren, genau ins Auge, so sieht man leicht, daß Servius Tullius, wenn er anders wirklich der Gründer dieser neuen Einrichtung war, ebenso wie Solon in Athen der bisherigen Alleinherrschaft des Adels eine Aristokratie der Reichen entgegensetzte; denn da die ganze letzte Klasse nur Eine Centurie bildete und also auch nur Eine Stimme abgab, die erste Klasse aber in Verbindung mit den achtzehn

Ritter-Centurien mehr als die Hälfte aller Centurien und Stimmen in sich begriff, so hatte der reichere Theil der Bürgerschaft einen sehr überwiegenden Einfluß auf die Gesetzgebung, die Beamtenwahl und die auswärtigen Angelegenheiten. Übrigens ist die Einführung der Centurien-Comitien nicht so zu verstehen, als wenn durch dieselbe die alte Aristokratie oder das Patriciat ihre Bedeutung verloren hätte. Im Gegentheil, die Patricier hatten, weil das Grundeigenthum damals noch größtentheils in ihren Händen war, auch in dieser neuen Verfassung das Übergewicht; und Servius Tullius hat also nicht die Timokratie oder Geldherrschaft an die Stelle der Aristokratie oder Adelsherrschaft gesetzt, sondern nur wie Solon beide Staatsformen auf eine vortreffliche Weise mit einander verbunden. Freilich beruhte das fortdauernde Übergewicht des Adels nicht mehr auf der Geburt selbst, sondern nur auf dem zufälligen Umstand der Verbindung des Reichthums mit dem Geburtsadel, und dies mußte sich bald ändern, da in einem freien Volke der Reichthum niemals bei einem besonderen Stande festgehalten werden kann. Endlich ist zur richtigen Beurtheilung der neuen Verfassungsveränderung noch das Eine hinzuzufügen, daß durch sie die Pflichten gegen den Staat mit den Rechten in Verhältniß gebracht waren. Die militärischen Verpflichtungen und die Abgaben wurden nämlich ebenfalls Centurien-weise geleistet. Da nun die Zahl der Bürger in jeder Centurie der ersten Klasse viel geringer sein mußte, als in denen der übrigen Klassen, so hatten die so sehr begünstigten Mitglieder der höchsten Klassen natürlich auch die meisten Steuern zu entrichten. Außerdem hatten sie als Schwerbewaffnete die Kosten für eine vollständige Ausrüstung zu tragen, weil in Rom jeder Bürger seine Waffen selbst stellen mußte. Auch bildeten sie den auf dem Schlachtfelde am meisten in Anspruch genommenen Theil des Heeres oder den eigentlichen Kern desselben, während die Bürger der letzten Klasse theils gar nicht, theils nur in geringem Grade am Kriege Theil nahmen. Der Staat selbst hatte den größten Vortheil davon, daß ebenso die kriegerischen Unternehmungen, wie die inneren Angelegenheiten dem gediegeneren und gebildeteren Theile seiner Bürger anvertraut waren, die rohe Masse des Pöbels aber auf Beide nur einen sehr geringfügigen Einfluß ausübte.

Servius Tullius, dem die späteren Römer die angeführte Verfassungsveränderung zuschrieben, hatte bei ihnen durch alle Zeiten hindurch etwa dasselbe Ansehen, wie Solon bei den späteren Athenern: er war in ihren Augen der große Gesetzgeber, welcher den Grund zu der bis in die Kaiserzeit hinein bestehenden Staatsverfassung gelegt hatte. Doch ist hierbei zu bemerken, daß das Verdienst des atheniſchen Gesetzgebers für uns sicherer und fester begründet ist, als das des Servius Tullius; denn während Solon's wichtige Reform über allem Zweifel steht, ist es dagegen, wegen der Beschaffenheit der Nachrichten über die frühere römische Geschichte, keineswegs ausgemacht, ob nicht vielleicht jene Änderungen in der Staatsform der Römer nach und nach eingetreten sind, und dem Servius Tullius von der Nachwelt nur deshalb zugeschrieben wurden, weil er einen großen Theil derselben durchsetzte, oder weil unter seiner Regierung der allmälige Fortschritt der Römer zu einer freieren Verfassung sein Ziel erreichte. Ja, die ihm zugeschriebenen Einrichtungen sind so beschaffen, daß man sie sich im Grunde nicht wohl von einem republikaniſchen Zustande getrennt denken kann; denn sie heben die wesentlichen Bestandtheile der königlichen Macht fast ganz auf. Einige Schriftsteller haben sich dadurch auch sogar zu der Vermuthung bewegen lassen, daß Servius Tullius die Absicht gehabt habe, die Republik einzuführen.

Die letzten Tage dieses Königs wurden durch Scenen der entsetzlichsten Art getrübt. Die Geschichten, welche uns von seinem Lebens-Ende berichtet werden, sind so gräßlich, daß wir sie für unglaublich halten müßten, wenn uns nicht die italiäniſchen Staaten des Mittelalters viele ähnlichen Beispiele lieferten. Servius Tullius hatte keine Söhne, sondern nur zwei Töchter, welche Beide Tullia hießen. Diese vermählte er mit seinen beiden Schwägern, den Söhnen des Tarquinius Priscus, von welchen der ältere, Lucius Tarquinius, später den Beinamen Superbus erhielt, der jüngere aber Aruns Tarquinius hieß. Sowohl zwischen den beiden Töchtern, als auch zwischen den beiden Schwiegersöhnen des Servius Tullius bestand die größte Verschiedenheit des Temperaments und der Gesinnung, und Servius Tullius hatte, wie die Sage berichtet, nicht die gleichartigen, sondern die entgegengesetzten

Naturen mit einander verbunden, weil er hoffte, daß Eines das Andere im Zaume halten, und der wilde Sinn durch die Einwirkung des Verkehrs sich mildern würde. Der hartherzige, jedes Verbrechens fähige Lucius Tarquinius war mit der sanften und frommen älteren Tullia vermählt, der milde, redliche und schlichte Aruns Tarquinius aber mit der jüngeren Schwester derselben, einer wahren Furie. Die Letztere haßte ihren Gemahl, und wünschte einst Königin zu werden; sie suchte sich also des Ersteren zu entledigen und ihren Zweck dadurch zu erreichen, daß sie mit dem gleich ihr ungestümmen und ehrgeizigen Lucius Tarquinius in Verbindung trat. Aruns und die ältere Tullia fielen durch die Hand des Bruders und der Schwester, und diese vermählten sich hierauf mit einander. Dem Bruder- und Schwestermord fügten sie bald nachher ein noch schrecklicheres Verbrechen hinzu. Servius Tullius lebte für ihren herrschsüchtigen Sinn zu lange, und sie mochten vielleicht außerdem auch befürchten, daß derselbe sich durch ihr gräuelhaftes Wesen bewogen fühlen könnte, ihnen die Nachfolge in der Regierung zu erschweren. Sie beschlossen daher, auch den Vater aus der Welt zu schaffen, und sich durch eine Verschwörung mit dem unzufriedenen Theile der Patricier den Weg zum Throne zu bahnen. Nachdem die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, erschien Tarquinius eines Tages mit den Insignien der königlichen Würde geschmückt im Senat, dessen Glieder zum größeren Theile mit ihm verschworen waren, und ihn daher sogleich zum Herrscher ausriefen. Auf die Nachricht davon eilte Servius Tullius unerschrocken in das Rathsgebäude. Kaum aber hatte er hier angefangen seinen Eidam wegen des begangenen Hochverraths zur Rede zu stellen, als dieser auf den schwachen Greis losſprang, und ihn die steinernen Stufen des Geländers hinabstürzte. Schwer verletzt, raffte sich der unglückliche König auf, und ward von einigen Leuten aus dem Volke nach seinem Palaste geführt; noch ehe er aber denselben erreichte, wurde er von nachgeschickten Dienern Tarquin's erschlagen. Tullia war, sobald sie von dem glücklichen Erfolg der Sache im Senat Nachricht erhalten hatte, auf einem Wagen nach dem Rathsgebäude geeilt, um ihren Gemahl als König zu begrüßen. Bei ihrer Rückkehr fuhr sie zufälliger Weise durch dieselbe Straße, in welcher die Leiche ihres Vaters lag, und als ihr Wagen-

lenker, um dieser auszuweichen, das Gespann zur Seite wenden wollte, befahl sie ihm, über die Leiche selbst zu fahren. Mit blutbespritztem Wagen und Gewand kam die unmenschliche Tochter nach Hause zurück. Auf diese gräßliche Weise endete Servius Tullius sein Leben (534 v. Chr.).

8. Tarquinius Superbus.

Wenn die zuvor erzählte Geschichte wahr ist, so gelangte der jüngere Tarquinius auf eine ähnliche Weise zur Regierung, wie die kleinen italiänischen Tyrannen des Mittelalters sich gewöhnlich der Herrschaft ihrer Vaterstadt bemächtigten. Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß er den Thron auch auf dieselbe Weise wie diese zu behaupten suchte, nämlich durch militärische Gewalt, durch Willkür und Grausamkeit. Die spätere römische Welt hat ihn deswegen mit dem Beinamen des Despoten (Superbus) gebrandmarkt. Ob jedoch alles, was von ihm erzählt wird, der Wahrheit gemäß ist, muß nicht allein dahin gestellt bleiben, sondern es ist auch nicht zu verkennen, daß seine ganze Geschichte, besonders aber die seiner Vertreibung, sehr abenteuerlich und unwahrscheinlich ist.

Tarquinius Superbus suchte, im Gegensatz gegen Servius Tullius, das Volk um den kaum erst erhaltenen Antheil an der Regierung zu bringen, und zur Knechtschaft herabzudrücken. Die den Plebejern gewährte Verfassung mit allen ihren Rechten, so gering diese auch waren, wurde von ihm sogleich aufgehoben, den Reicheren des plebejischen Standes willkürlich Steuern auferlegt, und die Ärmeren zum Frohndienste gezwungen. Tarquinius blieb aber in seinen Gewaltmaßregeln nicht bei diesem Stande stehen, auch die Patricier hatten den Druck seines despotischen Regiments zu erdulden. Er ließ den Senat auf eine kleine Zahl herabsinken, was ihm ohne Gewaltthätigkeit leicht möglich war, weil die Senatoren von den Königen ernannt wurden; aber selbst die übrig bleibende geringere Zahl berief er nie zu Berathungen zusammen. Mit Hülfe einer Leibwache oder besoldeten Garde schützte er sich gegen den Zorn der Unzufriedenen, und ließ viele vornehmen Patricier umbringen oder verbannen. Wie er sich eine Garde ge-

schaffen hatte, so bildete er sich auch einen geheimen Rath, befragte aber in keiner Angelegenheit den Senat oder das Volk, sondern berathschlagte nur mit seinen Freunden im Kabinet. Dabei war er für Jedermann nur sehr schwer zugänglich, begünstigte Ankläger und Ohrenbläser, ließ das Vermögen aller Verurtheilten einziehen, und bediente sich desselben zur festeren Begründung seiner Gewaltherrschaft.

Auch die Bundesgenossen Rom's suchte Tarquinius durch List und Gewalt sich ganz zu unterwerfen. Er wußte zu diesem Zwecke die Stellung, welche Rom unter den Städten des latinischen Bundes erhalten hatte, sehr geschickt zu benutzen, indem er den seitherigen Einfluß der Römer auf den Bund in eine Art Oberherrschaft verwandelte. Turnus Herdonius, der angesehenste Mann von Aricia, welcher dies zu verhindern suchte und dem Tyrannen mit Erfolg entgegentrat, mußte sein patriotisches Streben mit dem Leben büßen: Tarquinius wußte durch eine gut eingeleitete falsche Anklage die Aricier zu bewegen, daß sie Herdonius als Hochverräther zum Tode verurtheilten. Während Tarquinius auf diese Weise in Latium ebenso, wie in Rom, gefährliche Gegner aus dem Wege räumen ließ, suchte er andererseits auch durch angeknüpfte Verbindungen seinen Zweck zu erreichen. Namentlich war ihm der einflußreiche Tusculaner Octavius Mamilius, dem er eine Tochter zur Ehe gab, sehr behülflich. Tarquinius brachte die Latiner wirklich zu der gewünschten Unterwerfung: es ward nämlich unter ihm die in allen späteren Zeiten fortbestehende Einrichtung gemacht, daß das Oberhaupt des römischen Volkes bei dem jährlichen Bundesfeste auf dem Albaner Berge im Namen der Latiner das Opfer darbrachte, oder mit anderen Worten auf eine feierliche Weise das gewaltsam erworbene Vorrecht Rom's als ein durch die Götter und ihren Dienst geheiligtes Herkommen zu erkennen gab. Selbst die römischen Legionen oder Regimenter wurden seitdem nicht nur aus Römern, sondern auch aus den Bundestruppen der Latiner zusammengesetzt. Übrigens war die Erlangung der Oberherrschaft über die Latiner für Tarquinius nicht so schwer, als es auf den ersten Blick hin scheinen dürfte; denn es geht aus den Erzählungen von den fortwährend glücklichen Kriegen der vorigen Könige, namentlich aber aus dem, was von Servius Tullius Eroberungen berichtet wird,

deutlich hervor, daß Rom's Macht unter seinen letzten Königen sehr bedeutend war, und daß die viel geringere Macht, welche der römische Staat unmittelbar nach der Vertreibung seiner Könige besaß, nicht zum Maßstab der Beurtheilung für die vorhergehende Zeit dienen darf.

Nachdem Tarquinius sich die Oberherrschaft über die Latiner verschafft hatte, trat er als Eroberer auf, um seine Macht noch mehr zu vergrößern. Zuerst besiegte er die Volsker, besetzte ihr Land, legte in demselben zur Behauptung seines Besitzes einige Colonieen an, und schleppte viele Gefangenen, sowie eine unermeßliche Menge Geld als Beute mit nach Rom. Hierauf wandte er sich gegen die latinische Stadt Gabii, weil dieselbe sich weigerte, den Beschluß der Bundesversammlung anzuerkennen, welcher die Latiner unter die Oberherrschaft des römischen Königs beugte. Mehrere Jahre lang bot Tarquinius vergebens Alles auf, um sich der gut befestigten Stadt zu bemächtigen; endlich fiel sie durch Verrath in seine Hände. Die Art, wie dies der Sage zufolge geschehen sein soll, ist in hohem Grade abenteuerlich und mährchenartig. Tarquin's Sohn, Sextus Tarquinius, erschien nämlich im Einverständnisse mit seinem Vater vor dem Thor von Gabii, und bat um Aufnahme, indem er vorgab, sein Vater habe ihn wegen eines geringen Vergehens auf eine schmähliche Art mishandeln lassen. Da er sich gut zu verstellen wußte, und die Wunden, die er sich selbst beigebracht hatte, als Zeichen der Mishandlung vorwies, so schenkten die Gabier ihm Glauben. Bald wußte er sich bei ihnen großes Ansehen zu verschaffen, indem er an der Spitze kleiner Schaaren öfters sehr glückliche Ausfälle machte; denn sein Vater gab ihm, nach zuvor getroffener Abrede, die von ihm angegriffenen römischen Truppen preis. Da auf diese Weise das Glück den jungen Überläufer unablässig zu begünstigen schien, so stieg das Vertrauen zu ihm von Tag zu Tage höher. Man vertraute ihm immer größere Schaaren an, und zuletzt machte man ihn zum Oberbefehlshaber. Sextus Tarquinius hatte jedoch kaum die gewünschte Stellung erlangt, als er die Unmöglichkeit erkannte, einen Theil der Truppen Gabii's für seinen Plan zu gewinnen und so den Römern die Thore der Stadt zu öffnen. In dieser Verlegenheit wandte er sich durch einen Boten fragend an

seinen Vater. Dieser, welcher dem Boten nicht recht traute, führte denselben in einen Garten, schlug vor seinen Augen die höchsten Mohnköpfe ab, und entließ ihn dann ohne Antwort. Sextus verstand den Wink seines Vaters: er ließ unter allerlei Vorwänden die angesehensten Bürger von Gabii tödten oder verbannen, verschaffte sich mit ihrem eingezogenen Vermögen einen großen Anhang im Pöbel, bemächtigte sich dadurch der Alleinherrschaft, und übergab dann die Stadt den Römern. Diese Erzählung gibt die Art, wie Sagen von einem Volke auf das andere übertragen werden, zu klar zu erkennen, als daß wir nicht auf ihre Quelle verweisen sollten. Sie ist offenbar aus zwei unter den Griechen häufig erzählten und von ihnen zu den Römern gebrachten Geschichten zusammengesetzt. Die eine ist die früher mitgetheilte Erzählung von der Art, wie Zopyrus dem Perser-König Darius Hystaspis zum Besitze von Babylon verhalf (s. Th. I. S. 135 f.). Die andere besteht darin, daß nach Herodot's Bericht der Beherrscher von Korinth, Periander, einst einen ihm befreundeten milesischen Tyrannen um die beste Art, seine Herrschaft zu befestigen, befragen ließ, dieser aber statt einer Antwort in Gegenwart des Boten die höchsten Ähren eines Saatfeldes ausriß und wegwarf.

Andere Kriege Tarquin's werden auf eine weniger fabelhafte Weise erzählt. Daß er in seinen Eroberungsversuchen Glück hatte große Schätze erbeutete, und sich eine weit ausgedehnte und bedeutende Macht erwarb, kann nicht bezweifelt werden, wenn auch die in den Überlieferungen enthaltene Versicherung, die Zahl seiner Truppen habe sich bei einzelnen Gelegenheiten bis auf siebenzig tausend Mann belaufen, so wie andere Angaben über seine Kriege nicht für buchstäblich wahr gehalten werden können. Ganz der gewöhnlichen Art und Weise gewaltthätiger und erobernder Könige angemessen ist das, was von seiner Errichtung riesenhafter Gebäude und von seiner Gründung neuer Städte erzählt wird. Seine Colonieen hatten schon den Zweck, welchen die Römer bei ihren späteren Städte-Gründungen stets verfolgten, und den die Sage sogar schon dem Romulus zuschreibt. Sie waren nicht, wie die der Griechen, neue selbstständige Staaten, die sich gleich anfangs vom Mutterstaate trennten, sondern sie blieben stets in Abhängigkeit von Rom. Sie wurden aus einem doppelten Grunde ange-

legt, nämlich sowohl um als feste Punkte im Lande eines unterworfenen Volkes, den Eroberern den Besitz desselben zu sichern, als auch um den überflüssigen Theil der Bevölkerung von Rom zu versorgen und unschädlich zu machen.

Von Tarquin's Bauwerken war der capitolinische Tempel das großartigste. Schon der ältere Tarquinius hatte den Grund zu demselben gelegt, und gewiß war unter Servius Tullius daran fortgebaut worden; Tarquinius Superbus aber vollendete das ungeheuere Gebäude, indem er dabei das gemeine Volk zu Frohnden anhielt, und die großen Kosten des Werks mit dem Gelde seiner reichen Kriegsbeute bestritt. Daß dieser Tempel und überhaupt die Gebäude sowohl des älteren als des jüngeren Tarquinius ganz im etruskischen Styl gemacht waren, und daß bei ihrer Errichtung auch etruskische Künstler gebraucht wurden, ist ausgemacht. Ebenso gewiß ist es aber auch, daß der capitolinische Tempel, welcher eigentlich aus einer Vereinigung von drei dem Jupiter, der Juno und der Minerva geweihten Tempeln bestand, für den griechischen Cultus bestimmt war, der zu jener Zeit sich über Italien verbreitet hatte. Eine genauere Beschreibung des Tempels ist uns nicht überliefert worden, und die noch übrigen Reste desselben sind unbedeutend.

Trotz der großen Macht Tarquin's und trotz des Glanzes seiner Herrschaft konnte er sich doch nicht auf dem Throne behaupten, sondern fiel dem allgemeinen Hasse seiner römischen Unterthanen zum Opfer. Die von ihm eingeführte militärische Despotie war nicht blos den patricischen Geschlechtern, die um ihren ganzen Einfluß gekommen waren, und dem durch Frohnarbeiten und beständige Kriege gequälten Volke verhaßt, sondern sogar auch einem großen Theil der königlichen Familie selbst: das Letztere deshalb, weil in einer auf die bewaffnete Macht gestützten Monarchie Alle außer dem Herrscher und seinen Werkzeugen ohne Bedeutung sind und bleiben. Wie sehr aber Tarquinius durch Willkür und Druck Alles gegen sich aufgebracht hatte, geht unter Andern daraus hervor, daß sich in allen benachbarten Städten, die dem Despoten noch nicht unterworfen waren, römische Flüchtlinge befanden, daß er seinen letzten Kriegszug nur in der Absicht, das durch Frohnarbeiten erbitterte Volk durch Beute zu trösten, unternommen haben

soll, und daß er, wenn es seine tyrannischen Zwecke galt, sogar seine eigenen Verwandten nicht verschonte. Er tödtete z. B. seinen Schwager, um dessen ansehnliches Vermögen zu erhalten, und ließ auch den einen Sohn desselben ermorden. In Betreff des anderen Sohnes, Lucius Junius Brutus, welcher nicht nur am Leben gelassen wurde, sondern bald nachher auch im Heere und am Hofe seines Oheims die bedeutendste Stellung erhielt, hat die Sage sich eines zufälligen Umstandes bedient, um seine Geschichte interessanter zu machen. Weil nämlich das Wort Brutus soviel als dumm oder geistesschwach bedeutet, so erzählte man, jener Neffe Tarquin's habe beim Tode seines Vaters nur dadurch, daß er sich blödsinnig stellte, sein Leben gerettet, und deshalb den Beinamen Brutus erhalten. Die Sache widerlegt sich selbst schon durch den einfachen Umstand, daß Tarquinius einen Mann, den er für blödsinnig hielt, doch unmöglich zum ersten Beamten seines Reiches gemacht haben würde; Brutus hatte aber beim Sturze Tarquin's den Oberbefehl über die Reiterei, und gehörte zu dem geheimen Rathe des Königs.

Die Vertreibung des Tarquinius und seiner Söhne ging von einem Nebenzweige der königlichen Familie aus. Sein Schwestersohn Brutus machte nämlich mit Lucius Tarquinius Collatinus, dem Großneffen des Tarquinius Priscus, mit mehreren Verwandten der Gattin desselben und mit einer Faction des Adels eine Verschwörung gegen ihn, und wartete eine günstige Gelegenheit ab, den Despoten zu verjagen. Diese Gelegenheit zeigte sich, als der König, um die gut befestigte Stadt Ardea zu belagern, sich mit dem Heere auf längere Zeit entfernte, und deshalb Brutus zu seinem Stellvertreter in Rom ernannte. Die nächste Veranlassung zum Ausbruch der Verschwörung aber ward durch die abscheuliche Rohheit eines Sohnes Tarquin's, Sextus, gegeben, die zwar von der Sage romantisch ausgeschmückt worden ist, allen denen aber nicht unglaublich vorkommen wird, welche die Geschichte der kleinen Herrscher Italiens im Mittelalter kennen, und an die Gewalt der Leidenschaft eines Cäsar Borgia und Ezzelino, sowie an den übermüthigen Trotz denken, den diese beiden Männer nicht Ein Mal, sondern unzählige Male gezeigt haben. Sextus bricht, von wilder Lust getrieben, eines Tages insgeheim aus dem Lager

nach dem Städtchen Collatia auf, wo sein Vetter Lucius Tarquinius Collatinus Statthalter oder Lehensfürst war, und beim Abzug in den Krieg seine schöne und treffliche Gattin, Lucretia, zurückgelassen hatte. Alle Pflichten der Gastfreundschaft, der Ehre und der Blutsverwandtschaft mit Füßen tretend, überwältigt Sextus die schöne Lucretia durch die Drohung, daß er, wenn sie sich nicht seinem Begehren füge, sie ermorden, einen erwürgten Knecht neben ihre Leiche legen, und so ihr Andenken bei dem geliebten Gemahl und in den Augen der ganzen Welt schänden werde. Nachdem er auf diese Weise seinen Zweck erreicht hatte, kehrte er in das Lager zurück. Die entehrte Lucretia aber gab sich selbst den Tod. Spätere Geschichtschreiber, welche die Geschichte hauptsächlich nur als ein Mittel zur Belebung des Patriotismus ansahen, haben diesen Vorfall weiter ausgesponnen, und aus ihm eine schöne dramatische Scene gemacht. Sie haben die Schandthat des Sextus Tarquinius, welche der Geschichte des römischen Volkes nur als eine bloße Veranlassung zum Ausbruch der Verschwörung angehört, zum Theil sogar als die eigentliche Ursache der Vertreibung der Tarquinier hingestellt. Lucretia berief, heißt es, ihren Gemahl und ihren Vater zu sich; diese erschienen begleitet von Brutus, von Publius Valerius Publicola, einem Verwandten ihres Hauses, und von anderen vornehmen Römern. In Trauerkleider gehüllt erzählte ihnen Lucretia, was geschehen sei, erklärte zugleich ihren festen Entschluß, die Schande nicht zu überleben, forderte die Anwesenden zur Rache gegen Sextus Tarquinius auf, nahm dann zärtlich von Vater und Gemahl Abschied, und durchbohrte sich mit einem Dolche. Brutus, welcher jetzt die Maske des Blödsinns ablegte, hob den blutigen Dolch auf, und seiner Aufforderung folgend schworen Alle über der Leiche der Lucretia, Rache zu nehmen an Sextus und seinem ganzen Geschlechte und nicht zu dulden, daß jemals wieder ein Tarquinier in Rom herrsche. Man trug sogleich die Leiche der Lucretia auf den Marktplatz von Collatia, und bewog die Bürger dieser Stadt mit leichter Mühe, daß sie von Tarquinius abfielen und sich dem Brutus zur Befreiung von Rom anschlossen. Die Leiche wurde hierauf nach Rom gebracht, und dort sogleich das Volk zusammengerufen. Alle Bürger waren aufs heftigste ergrimmt, und beschlossen einstimmig die Ver-

treibung der Tarquinier, sowie die Abschaffung der Königswürde und die Errichtung einer Republik. Der König, der auf die Nachricht von diesen Begebenheiten sogleich nach Rom eilte, fand die Thore der Stadt verschlossen, alle Bürger aber bewaffnet und zur Vertheidigung der Freiheit bereit. Er kehrte daher in sein Lager bei Ardea zurück, traf aber hier auch das Heer im vollen Aufstande; denn Brutus war zu derselben Zeit, als Tarquinius sich nach Rom begeben hatte, in das Lager geeilt, und hatte die Soldaten zu dem einstimmigen Beschluß bewogen, dem Despoten den Gehorsam aufzukündigen. Als daher Tarquinius sich dem Lager näherte, wurde er mit Drohungen zurückgewiesen. Er begab sich mit den Seinigen nach der etruskischen Stadt Cäre.

Dies berichtet die Sage über die Vertreibung der Tarquinier. Gewiß ist, daß drei Männer, Brutus, Collatinus und Valerius Publicola, an der Spitze der patricischen Verschwörung standen und das Ganze leiteten. Ebenso gewiß ist es, daß zwei von ihnen, Brutus und Valerius, das begonnene Unternehmen trotz großer Schwierigkeiten durchzuführen verstanden, während der dritte, Collatinus, sich der Aufgabe nicht gewachsen zeigte. Die Einrichtung der neuen Verfassung und die Art, wie Brutus und Valerius die Stadt Rom und ihre kaum erst errungene Freiheit gegen Tarquin's Verbündete schützten und vertheidigten, stehen mit den Begebenheiten des nächsten Zeitraums in der engsten Verbindung, ihre Darstellung gehört daher in den folgenden Abschnitt. Übrigens fand die Vertreibung Tarquin's, welche von den späteren Römern jährlich am vier und zwanzigsten Februar durch ein besonderes Fest gefeiert wurde, im Jahre 509 vor unserer Zeitrechnung Statt, und die Königsherrschaft hatte also der gewöhnlichen Rechnung nach zweihundert fünf und vierzig Jahre bestanden.

IV. Geschichte der ersten Zeit der römischen Republik.

1. Die beiden ersten Jahre der Republik.

Die Quellen, aus welchen die späteren Römer die Geschichte der ersten Zeiten ihrer Republik schöpften, waren, wie die der vorhergehenden Periode, immer noch mündliche Sagen und Heldenlieder, die von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt waren. Die Erzählungen von diesen Zeiten geben daher ebenso wenig, wie die Sagen von der Königszeit, einen festen Boden der Geschichte, wohl aber können sie dazu dienen, die Art und Weise, wie Rom sich zum höchsten Gipfel der Macht erhob, zu errathen, und die allmälige Entwickelung der römischen Verfassung ihren Hauptzügen nach zu verfolgen.

Diese mit Recht bewunderte Verfassung ward, wie die englische, mit Blut und Kampf errungen und nicht auf einmal fertig hingestellt oder gegeben, sondern wie alles, was die Natur selbst Großes erzeugt, erst nach und nach ausgebildet. Der Anfang der römischen Republik ist sogar eher ein Rückschritt, als ein Fortschritt zu nennen. Die Vertreibung der Könige war nämlich das Werk einer mit einem Nebenzweige des königlichen Hauses verbundenen aristokratischen Partei gewesen. Diese suchte an die Stelle der seitherigen monarchischen Form eine strenge Adelsherrschaft zu setzen, und gewissermaßen die alte Kasten-Regierung der Patricier wieder herzustellen. Natürlicher Weise konnte das Letztere nicht in vollem Maße geschehen, sondern die römischen Patricier mußten, um sich gegen die Angriffe der vertriebenen Königsfamilie behaup-

ten zu können, ebenso, wie die englischen Barone, das Volk in ihr Interesse ziehen, und zu diesem Zwecke den Plebejern gewisse Rechte einräumen. Sie gewährten dem Volke nicht mehr, als durchaus nöthig war, so daß die Verfassungsveränderung doch am Ende nur den Patriciern wesentlich zu Statten kam. Die monarchische Verwaltung ward in eine patricische, die erbliche Regierung in eine Herrschaft von zwei jährlich neu gewählten Regenten verwandelt; der Vortheil des Volkes aber beschränkte sich darauf, daß die Volksversammlungen nach Centurien wieder hergestellt wurden, und daß die Leiter der Revolution ebenso, wie die Männer, die am Ende des vorigen Jahrhunderts den französischen Staat stürzten, den großen Haufen durch die Theilung des den Gestürzten gehörenden Eigenthums an die neue Verfassung zu knüpfen suchten. Die sämmtlichen Güter der Tarquinischen Familie wurden eingezogen und unter die Plebejer vertheilt; nur ein Theil derselben ward für Staatseigenthum erklärt, dem Gotte Mars geweiht und unter dem Namen des Mars-Feldes zum Haupt-Versammlungsplatze des römischen Volkes bestimmt. Freilich mußte die neue patricisch-republikanische Verfassung, dem natürlichen Gange der Dinge nach, früher oder später die Folge haben, daß auch plebejische Familien nach und nach an den Rechten der Aristokratie Antheil erhielten, und daß endlich die Staatsform sogar in eine Demokratie ausartete.

Die königliche Gewalt wurde nicht sowohl abgeschafft, als vielmehr nur umgestaltet. Sie ward nämlich in die Hände von zwei Männern gelegt, und diesen immer nur für die Dauer eines einzigen Jahres anvertraut. Diese Häupter des Staats wurden jährlich in einer Centurien-Versammlung erwählt. Sie hatten die meisten Abzeichen der königlichen Würde, namentlich die mit den Ruthenbündeln und Beilen versehenen zwölf Lictoren, welche beiden Regenten gemeinschaftlich waren und zwischen ihnen alle Monate wechselten. Diese Regenten führten den Namen Consuln, den man gewöhnlich von dem Consultiren des Senats oder von der durch die Consuln geschehenden Aufforderung desselben zum Berathen und Abstimmen herleitet. Die Consuln besaßen dieselbe Macht, wie die seitherigen Könige, konnten aber, wegen der Theilung und kurzen Dauer ihrer Gewalt, der Freiheit der Bürger

nicht gefährlich werden. Andererseits hatte Rom durch die Einrichtung des Consulats den Vortheil, daß die ausübende Gewalt der Republik kräftiger war, als in irgend einem anderen Staate jener Zeit. Der Senat bildete, wie unter den Königen, die höchste Regierungsbehörde. Er ward gleich anfangs durch Ergänzung aus dem plebejischen Theile der Ritterschaft wieder auf die Zahl von dreihundert Mitgliedern gebracht.

Die beiden ersten Consuln waren Lucius Junius Brutus und Lucius Tarquinius Collatinus. Der Letztere erweckte, wie es heißt, als Angehöriger der Tarquinischen Familie Verdacht, und ward durch seinen Collegen bald bewogen, abzudanken und freiwillig aus Rom auszuwandern. An seine Stelle wurde Publius Valerius erwählt, dem man nachher, wegen der von ihm zu Gunsten der Plebejer getroffenen Maßregeln, den Beinamen Publicola d. i. Volksfreund ertheilte. Diese ganze Erzählung sieht einer Kabale sehr ähnlich, durch welche Brutus den Publius Valerius im Interesse der Plebejer an die Stelle seines ersten Collegen zu bringen wußte. Unmittelbar nach diesem Amtswechsel brach eine Verschwörung in Rom aus. Ein Theil der angesehensten Bürger war der streng monarchischen Form mehr gewogen, als der neuen republikanischen, und unterhielt mit dem vertriebenen König eine geheime Verbindung. Namentlich gehörten viele jungen Leute aus den ersten Häusern zu den Anhängern des Königthums. Diese machten eine förmliche Verschwörung. Unter den Verschworenen befanden sich sogar die beiden Söhne des Brutus. Die Sache wurde bald verrathen, und alle Theilnehmer gefänglich eingezogen. Die Consuln hatten die Verschworenen zu richten, weil sie in der ersten Zeit der Republik die Criminalgerichtsbarkeit besaßen, welche später nur von der Volksversammlung geübt ward. Sie sprachen über die Verschworenen das Todesurtheil aus und ließen dasselbe sogleich vollziehen. Die späteren Redner und Geschichtschreiber des römischen Volks haben von dem Umstand, daß unter den Theilnehmern auch zwei Söhne des einen Consuls sich befunden haben sollen, häufig zur Belebung des Patriotismus Gebrauch gemacht, und deshalb die Scene der Hinrichtung auf eine recht romantische Weise dargestellt und ausgemalt. Die angesehensten Jünglinge wurden — so heißt es in den späteren römischen Schrif-

ten — vor den beiden Consuln mit dem Beile hingerichtet, und die ganze zuschauende Volksmenge war dabei von nichts so sehr ergriffen, als von dem Anblick der beiden Söhne des Brutus, welche vor den Augen und auf Befehl ihres Vaters den Tod empfingen. Mit patriotischer Strenge befahl Brutus die Vollziehung der Strafe, und ungebeugt sah er das Blut der Seinen fließen.

Der König Tarquinius suchte, nachdem die zu seinen Gunsten gemachte Verschwörung misglückt war, mit Hülfe seiner auswärtigen Verbindungen die verlorene Herrschaft wieder zu erlangen. Er bewog durch seinen Einfluß die Städte Veji und Tarquinii, ihn durch ein Heer zu unterstützen. Dieser Krieg hat zu ähnlichen Sagen Veranlassung gegeben, wie die von den messenischen Kriegen sind (s. Th. I. S. 288 und 290 f.). Die Hauptschlacht ward an dem auf der Grenze von Latium und Etrurien gelegenen Walde Arsia geliefert. Brutus und Valerius führten gemeinschaftlich das Heer der Römer an, der König Tarquinius und sein Sohn Aruns befehligten die Truppen der Feinde. Gleich beim Beginn der Schlacht erblickte der Letztere Brutus, den eigentlichen Urheber der Vertreibung des Tarquinischen Hauses. Er eilte, nach der ganz theatralischen Ausschmückung, die man den Erzählungen vom Kriege mit Tarquinius gegeben hat, spornstreichs auf ihn los, Brutus ritt dem gehaßten Gegner mit gleicher Wuth entgegen, und es entspann sich ein hitziger Zweikampf, welcher damit endigte, daß Beide sich mit ihren Lanzen durchbohrten und sterbend von ihren Rossen herabsanken. Der Kampf der beiden Heere selbst blieb unentschieden; die Römer siegten auf dem rechten, ihre Feinde auf dem linken Flügel. In der darauf folgenden Nacht rief ein Gott aus dem Walde dem unbesiegten Theile der Feinde mit lauter Stimme zu, daß die Römer Sieger bleiben würden, und hierauf ergriffen auch diejenigen, welche am Tage vorher ihren Gegnern kräftig widerstanden hatten, die Flucht.

Wie die Sage von diesem Kriege, so gehören auch die Erzählungen von den nachfolgenden Begebenheiten zu denen, welche den späteren Römern die Geschichte ihrer Vorfahren so anziehend machten. Valerius kam nach seiner Rückkehr aus dem Kriege bald in den Verdacht, daß er nach der königlichen Würde strebe, weil er das Volk nicht sogleich zur Besetzung der durch Brutus Tod

erledigten Stelle zusammenrief, und weil er auf der Spitze eines Hügels sich einen festen Palast erbaute. Er ließ hierauf das angefangene Gebäude sogleich wieder abtragen und am Fuße des Hügels aufführen, und widerlegte das über seine Absichten entstandene Gerücht zur allgemeinen Überraschung dadurch, daß er eine Volksversammlung hielt, und in derselben zwei demokratische Gesetzesvorschläge machte, welche sogleich angenommen wurden. Diese Gesetze, welche dem römischen Gebrauche gemäß nach dem Namen dessen, der sie beantragt hatte, die Valerischen genannt wurden, erklärten jeden, der nach dem Throne strebte oder ohne Ernennung durch das Volk ein öffentliches Amt bekleidete, des Todes schuldig, und gewährte jedem wegen eines Criminalverbrechens verurtheilten Plebeser das wichtige Recht, an die Tribus-Comitien zu appelliren. Erst nachdem Valerius auf diese Weise sich gerechtfertigt hatte, berief er die Centurien zusammen, um einen neuen Consul an Brutus Stelle erwählen zu lassen. Als das Jahr zu Ende war, wurde er selbst zum zweiten Male zum Consul ernannt.

2. Der Krieg mit Porsenna und Tarquin's Ende.

Unterdessen hatte der vertriebene Tarquinius den mächtigen König der etruskischen Stadt Clusium, Porsenna, zum Kriege gegen Rom zu bewegen gewußt. Die Erzählungen von diesem Kriege sind durchaus fabelhaft; dagegen geht aber aus Allem mit Gewißheit hervor, daß der Staat Clusium und sein fürstliches Oberhaupt damals vor allen andern etruskischen Städten eine besonders große Macht besessen haben. Dies wird nicht allein in den Sagen ausdrücklich ausgesprochen, sondern auch die überlieferten Beschreibungen von Porsenna's Bauwerken beweisen es. Die damalige Macht der Clusiner hing wahrscheinlich mit dem kurz vorher Statt gehabten Eindringen der Gallier in Oberitalien zusammen. Nach der gewöhnlichen Erzählung nämlich waren zur Zeit des älteren Tarquinius gallische Schaaren über die Alpen gezogen, und hatten sich in Oberitalien niedergelassen, welches seitdem zum größeren Theile einer der Wohnsitze des gallischen Völ-

kerzweiges blieb. Sie hatten damals die Städte und Staaten des nördlichsten der drei etruskischen Conföderationen (s. oben S. 137) vernichtet, und sich nach und nach bis an den Fuß der Apenninen ausgebreitet. Die flüchtigen Etrusker konnten natürlich nur bei ihren Brüdern im eigentlichen Etrurien Schutz und Zuflucht suchen; hier war aber von allen zwölf Städten des mittleren etruskischen Bundes Clusium durch seine Lage am besten geeignet, den vertriebenen Landsleuten Schutz zu gewähren. Dadurch ward diese Stadt eines Theils viel bevölkerter und mächtiger, als sie vorher gewesen war, und andern Theils bedurfte sie, um den vordringenden Galliern widerstehen zu können, der Leitung eines kriegerischen und entschlossenen Fürsten. So erklärt sich auf ganz natürliche Weise die Macht und das Ansehen sowohl des Clusinischen Staats, als auch seines damaligen Beherrschers Porsenna.

Dieser zog mit seinem Heere gegen Rom, bemächtigte sich des diesseit der Tiber gelegenen Stadttheils Janiculum, und drängte die römischen Truppen in die Stadt zurück. Rom wäre damals verloren gewesen, wenn nicht drei heldenmüthige Jünglinge, von welchen Horatius Cocles am berühmtesten geworden ist, ihre Vaterstadt gerettet hätten. Diese stellten sich am Zugang zur Tiber-Brücke auf, um die den fliehenden Römern nachsetzenden Feinde so lange aufzuhalten, bis ein Theil der Brücke abgebrochen war. Ehe die letzten Balken hinweggenommen wurden, retteten sich die beiden anderen Jünglinge über dieselben; Horatius Cocles aber hielt noch eine kleine Zeit gegen die Feinde aus, dann sprang er in den Fluß hinab, und schwamm, unter einem Hagel von Pfeilen, glücklich ans jenseitige Ufer. Durch Horatius Cocles Heldenthat war die Stadt zwar gerettet, allein Porsenna schloß sie enge ein und hemmte die Zufuhr von Lebensmitteln, um die Römer durch Hunger zu besiegen. Es entstand bald eine große Noth in Rom, und alle Anstrengungen der bedrängten Römer scheiterten an der Übermacht des Feindes. Ein heldenmüthiger Jüngling suchte mit Gefahr des eigenen Lebens die bedrohte Vaterstadt zu retten. Dieser junge Mann war Cajus Mucius mit dem Beinamen Scävola d. i. Linkhand, welchen er wegen seiner Heldenthat erhielt. Mit Erlaubniß der Consuln und des Senats begab er sich verkleidet in das Lager der Feinde, um Porsenna zu tödten. Niemand erkannte

ihn dort. Er ging in das königliche Zelt, in welchem Porsenna gerade mit seinem Geheimschreiber arbeitete, zu seinem Unglücke aber verwechselte er beide Personen mit einander, und durchbohrte den Letzteren, den er seiner besseren Kleidung wegen für den König hielt. Er ward auf der Stelle ergriffen, verlor aber den Muth so wenig, daß er vielmehr, als Porsenna ihm mit dem Feuertode drohte, sogleich freiwillig seine rechte Hand in ein nahe stehendes Kohlenfeuer hielt und verbrennen ließ, um den Feinden zu zeigen, wie wenig er sich vor dem Tode fürchte. Von Bewunderung hingerissen, schenkte Porsenna ihm die Freiheit, Scävola aber machte ihm zum Danke dafür die Anzeige, daß zugleich mit ihm dreihundert junge Römer sich zu der That verschworen hätten, die ihm selbst mislungen sei. Dies erschreckte den König Porsenna so sehr, daß er den Römern Unterhandlungen anbot und bald nachher Frieden mit ihnen schloß. Die Friedensbedingungen, welche Porsenna vorschrieb, waren sehr hart: die Römer mußten nicht nur einen Theil ihres Gebietes abtreten, sondern auch alle Waffen abliefern, ja sogar den König von Clusium als ihren Oberherrn anerkennen und ihm zehn Jünglinge und ebenso viele Jungfrauen aus den ersten Familien als Geißeln übergeben. Dagegen ließ Porsenna aus bloßer Großmuth die Sache des Tarquinius fallen, um derentwillen er doch den ganzen Zug unternommen hatte; dies ist freilich mehr, als man begreifen und aus dem gewöhnlichen Gange der Dinge erklären kann, allein wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Berichte aus jener Zeit nicht Geschichte, sondern poetische Volkssagen sind. Diese Sagen geben uns, zum Schlusse der Geschichte des Clusinischen Krieges, noch ein drittes Beispiel von römischem Muthe und Patriotismus an. Die zehn Jungfrauen nämlich, welche als Geißeln sich in Porsenna's Gewalt befanden, entrannen unter der Anführung der Clölia, der muthigsten von ihnen, schwammen über die Tiber, und gelangten glücklich in ihre Vaterstadt zurück. Hier aber gaben der Senat und die Consuln durch rücksichtsloses Festhalten am geschlossenen Vertrage auch ihrerseits ein Beispiel des den Römer ehrenden Sinnes. Sie lieferten die Entflohenen wieder an Porsenna aus, der ihnen jedoch aus Achtung gegen ihren Heldenmuth die Freiheit schenkte.

Ein unglücklicher Krieg, welchen Porsenna gleich nach seinem Abzuge gegen die latinische Stadt Aricia unternahm, brachte ihn bald um die über das römische Volk errungenen Vortheile, und vernichtete Clusium's Übermacht. Die Römer dagegen erhielten um jene Zeit einen sehr bedeutenden Zuwachs von streitbarer Mannschaft; denn nicht nur nahmen viele Etrusker, welche bei Porsenna's Niederlage vor Aricia entkommen waren, ihre Zuflucht nach Rom, und blieben daselbst, sondern es wanderte auch damals einer der vornehmsten sabinischen Patricier, Attius Clausus, der mit seinen Landsleuten in Zwist gerathen war, nebst seinen fünftausend Clienten nach Rom aus. Er trat hier mit allen Rechten eines Patriciers in die Bürgerschaft ein, änderte seinen Namen in Appius Claudius, und ward der Stammvater eines berühmten Geschlechtes, welches in der römischen Geschichte eine große Rolle spielte, und sich zu allen Zeiten durch seinen Adelstolz auszeichnete.

Der König Tarquinius wandte sich, als Porsenna ihn aufgegeben hatte, nach der latinischen Stadt Tusculum, wo sein Schwiegersohn Octavius Mamilius Herrscher war, und erhielt nicht allein von den Tusculanern, sondern auch von allen übrigen Staaten des latinischen Bundes Hülfe. Doch geht aus allem, was von diesem Kriege der Römer mit den Latinern erzählt wird, deutlich hervor, daß es den Letzteren weniger darum galt, den vertriebenen König wieder nach Rom zurückzuführen, als vielmehr dieser Stadt die Hegemonie im latinischen Bunde streitig zu machen. Eine Schlacht, welche nach einigen anderen Gefechten am See Regillus geliefert wurde (496 v. Chr.), entschied den Streit: die Römer blieben Sieger, schlossen aber einige Jahre später einen Frieden, in welchem statt der früheren Abhängigkeit der Latiner ein Verhältniß der Gleichheit zwischen ihrem und dem römischen Staate hergestellt wurde. Beide Theile gelobten einander auf ewige Zeiten, sich weder gegenseitig zu bekriegen, noch auch einer des Anderen Feinde durch sein Gebiet ziehen zu lassen. Sie vereinigten sich, gemeinschaftliche Kriege unter wechselndem Oberbefehle zu führen, die gemachte Beute zu gleichen Loosen zu vertheilen, und bei Schuldklagen dem Gerichte des Ortes, an welchem der Schuldner wohne, die Entscheidung zuzugestehen. Der von den Latinern

aufgegebene König Tarquinius zog sich nach der griechischen Colonie Kumä in Campanien zurück, wo er bald darauf starb.

3. Innere Geschichte Rom's von der Herstellung der Republik an bis zur Einsetzung der Volkstribunen.

Schon in der ersten Zeit der Republik beginnen die inneren Bewegungen, durch welche die Verfassung des römischen Staats sich unter hartnäckigen Kämpfen nach und nach ausbildete. Der Streit zwischen den Plebejern und Patriciern betraf jedoch anfangs nicht die Verfassung selbst, sondern nur die Handhabung der Gesetze, besonders der Schuldgesetze. Als dieser Zwist zum ersten Male ausbrach, half sich der Senat, wie es heißt, durch die Ernennung eines Dictators. Die Dictatur war latinischen Ursprungs. Auch bei den Latinern ward nämlich, wie bei den Etruskern, einer aus dem Adel auf kürzere oder längere Zeit an die Spitze des Staates gestellt, so oft man bei bedenklichen Umständen das Bedürfniß der königlichen Gewalt empfand. Der auf diese Weise vorübergehend zum König Ernannte führte bei den Latinern den Namen Dictator. In den früheren Zeiten der römischen Republik befand man sich zuweilen in der gleichen Lage, und erwählte dann ebenfalls einen mit königlicher Gewalt bekleideten Gebieter oder Ordner des Staats, der ebendenselben Namen führte, aber nicht länger als höchstens sechs Monate die ihm übergebene Macht behalten durfte. Auch in den griechischen Republiken geschah dies zuweilen, der Ernannte hatte dort den Namen Aesymnet, und Pittakus von Mitylene kann als das berühmteste Beispiel eines solchen Herrschers angeführt werden (s. Th. I. S. 227). Übrigens wurde in Rom der Dictator anfangs vom Senat, späterhin von den Consuln ernannt, und zwar in der Regel aus den Consularen, d. h. aus der Zahl der Männer, welche schon einmal Consuln gewesen waren. Der Dictator hatte als Hauptzeichen seiner Würde und Macht vier und zwanzig Lictoren vor sich hergehen. Der Nächste nach ihm war der Magister equitum d. h. der Anführer der Ritter, gerade wie in Griechenland bei dem ätolischen Staatenbunde (s. oben S. 72). Derselbe wurde anfangs vom Senat, in

spätere Zeit aber vom Volke oder vom Dictator selbst ernannt. Daß er nicht blos General oder Anführer der Ritter war, ist ausgemacht; worin aber seine einzelnen Befugnisse bestanden, ist unbekannt.

Der erste Dictator, Titus Lartius, wurde etwa zehn Jahre nach der Vertreibung Tarquin's gewählt, als die durch Schulden gedrückte große Masse der Plebejer sich weigerte, gegen die mit Tarquin verbündeten Latiner ins Feld zu rücken. Die Furcht vor der unumschränkten Gewalt, mit der er bekleidet war, beugte sogleich den aufrührerischen Sinn der Plebejer, und ohne Widersetzlichkeit folgte daher die aufgebotene Bürgermacht dem Dictator in den Krieg. Weil aber das eigentliche Übel dadurch nicht gehoben worden war, so brach die Unzufriedenheit des Volkes bald von neuem und zu wiederholten Malen aus. Der Grund des Übels lag in folgenden Verhältnissen. Die patricischen Familien besaßen nicht nur einen großen Wohlstand, sondern sie erhöhten denselben auch fortwährend dadurch, daß ihre Clienten für sie arbeiteten, und daß sie die dem Staate gehörenden Ländereien ausschließlich benutzten oder auch geradezu als ihr Eigenthum ansahen. Ihnen schadeten also auch die beständigen Kriege nicht im mindesten; im Gegentheil, der Kriegsdienst war für sie und ihre Clienten, wie in den Zeiten des Ritterthums für den christlichen Adel und seine Leute, eine angenehme Beschäftigung, ein Spiel, welches der noch rohen Kraft der herrschenden Klasse entsprach. Ganz anders verhielt es sich mit den Plebejern. Diese versäumten, so lange sie im Felde waren, die Besorgung ihrer Äcker, sie entbehrten also während des Kriegs des zu ihrem Unterhalt nöthigen Einkommens, und mußten doch, da der Kriegsdienst unentgeltlich war, sowohl von dem Ihrigen zehren, als auch die Grundsteuer zu zahlen fortfahren. Verschuldung war für die ärmeren Plebejer die nothwendige Folge davon. Diese mußte aber in jenen Zeiten besonders drückend sein, weil die Stadt Rom und ihr kleines Gebiet weder Handel noch Bergwerke hatten, ein verarmter Einwohner also, bei dem Mangel an edeln Metallen, baares Geld nur unter den härtesten Bedingungen aufnehmen konnte. Der Zinsfuß betrug wenigstens zwölf vom Hundert, in den früheren Zeiten mußte sogar Zins vom Zins gegeben werden, und, was das Allerdrückendste

war, die Schuldgesetze waren sehr hart und wurden, weil die Richter den Familien der Gläubiger angehörten, ihrer ganzen Strenge nach in Ausführung gebracht. Der Schuldner verfiel, wenn er nicht bezahlen konnte, nicht nur mit seinem gesammtem Eigenthum, sondern auch mit seiner Person dem Gläubiger, oder mit andern Worten, der Letztere nahm die Habe des Schuldners und ihn selbst als Unterpfand in Besitz, führte ihn gefesselt in seinen Palast, und hielt ihn zum Frohndienste an, während die Familie desselben dem Elend preisgegeben war. Ein solcher mit seiner Person verpfändeter Bürger hieß in der Sprache der Römer ein Nexus. Er war bis zur Bezahlung des Gläubigers dessen Leibeigener, blieb aber während dieser Zeit im Besitze seiner bürgerlichen Rechte. Konnte der Gläubiger sich auf diese Weise nicht bezahlt machen, so ward der Schuldner ihm durch richterlichen Spruch als Addictus d. h. als sein wirklicher Knecht zugesprochen, und verlor dadurch einen Theil seines Bürgerrechts.

Die meisten Häuser der Patricier waren in Folge dieser drückenden Verhältnisse und Gesetze wahre Schuldthürme, und sehr viele Plebejer schmachteten, mit Ketten beladen und zu harter Arbeit gezwungen, in denselben. Dies mußte den plebejischen Theil des römischen Volkes von Zeit zu Zeit zur Verzweifelung treiben. Die reicheren Plebejer und der fremde Adel, der von den Patriciern meistens ebenso behandelt wurde, wie der Landadel von den venetianischen Nobili, bedienten sich des unzufriedenen oder empörten Haufens, um Rechte zu erlangen, welche diesem wenig nützten, den nicht-patricischen reichen Familien aber nach und nach einen Platz neben dem ursprünglich römischen Adel verschafften. Auf diese Weise erhielt die streng aristokratische Verfassung der Römer allmälig demokratische Zusätze, und es bildete sich neben dem aus der früheren Kaste der Patricier hervorgegangenen Adel ein ganz neuer Adel, welcher jenem immer mehr Rechte zu entreißen wußte. Dies gibt der inneren Geschichte Rom's in den ersten Jahrhunderten nach der Vertreibung der Könige ihren eigentlichen Charakter. Man darf aber, um denselben richtig zu erkennen und vollständig aufzufassen, dabei den Umstand nicht übersehen, daß Rom, im Gegensatz gegen andere Staaten jener Zeit, öfters verwandte Stämme in sich aufnahm, und die Sitten derselben mit den seinigen innig

verschmolz. Bei jeder Eroberung blieb nur der dritte Theil des eroberten Gebiets Eigenthum der seitherigen Einwohner, die beiden anderen Drittel wurden zur einen Hälfte Staats-Domäne, zur anderen aber einer Anzahl Römer übergeben, welche als Colonisten dahin auswanderten, und auch nach verändertem Wohnsitz römische Bürger blieben. Schon dies mußte das Eindringen fremder Elemente in das römische Wesen befördern. Da aber außerdem auch unter den Königen ganze Stadtgemeinden und Stämme geradezu nach Rom oder in die Nähe von Rom versetzt worden waren, so ward dadurch nicht allein das Aneignen fremder Sitten sehr gefördert, sondern auch der Stand der Plebejer stark vermehrt und mit fremden Familien gemischt, die demselben größeres Selbstgefühl verliehen und seine Kraft erhöhten. Vermuthlich lag hierin eine der Haupturſachen jener allmäligen Veränderung in der Verfassung, da die ärmeren Plebejer, welche der Schuldenlast und ihres Druckes wegen die erste Veranlassung dazu gaben, für sich allein die Sache schwerlich durchgesetzt haben würden.

Nach der Beendigung des latinischen Kriegs erhielt das Volk die erwartete Milderung der bestehenden Schuldgesetze nicht. Die Schuldner wurden vielmehr mit der früheren Härte verfolgt, und als die Unzufriedenheit des getäuschten Volkes wieder zum Ausbruch kam, suchte man dasselbe durch unaufhörliche Kriege zu beschäftigen und zu zerstreuen. So oft einer dieser Kriege mit den Volskern, Sabinern oder Aurunkern geendigt war, entstanden von neuem Unruhen. Diese wurden zuletzt immer gefährlicher, die Behörden erfuhren immer mehr Widerstand, und die Gährung ward aufs höchste gesteigert, als (495 v. Chr.) einer der beiden Consuln, Appius Claudius, dem Ungestüm des Volkes den seiner Familie eigenthümlichen stolzen Trotz entgegensetzte, während der Andere, Publius Servilius, sich der Sache der Unterdrückten mit dem größten Nachdruck annahm. Es kam zu einem förmlichen Aufruhr in der Stadt, und nur mit großer Mühe vermochte der Senat den Sturm dadurch zu beschwören, daß er den Consul Servilius zu einem Kriege mit den Volskern ausrücken ließ, und für die Dauer dieses Krieges die Lage der Schuldner erleichterte. Im nächsten Jahre verweigerte das Volk von neuem den Kriegsdienst, der Senat sah sich genöthigt, einen Dictator zu ernennen, und

dieser, Marcus Valerius, besänftigte das Volk durch Versprechungen. Als Valerius nach glücklich geendigtem Kriege wieder nach Rom zurückgekehrt war, konnte er nicht Wort halten, weil die Patricier nicht nachgaben; es brach daher eine förmliche Empörung aus. Die Plebejer im Heere kehrten nicht in die Stadt zurück, sondern trennten sich von den Patriciern, und beschlossen, an einem anderen Orte für sich allein eine Gemeinde zu bilden. Sie erwählten aus ihrer Mitte den Lucius Sicinius zu ihrem Anführer, und ließen sich dreitausend Schritte vor der Stadt auf einer Anhöhe nieder, welche später den Namen des heiligen Berges führte (494 v. Chr.). Sie waren entschlossen, sich hier eine Stadt zu gründen und nach ihren eigenen Gesetzen zu leben. Es ward von ihnen eine Art von Verfassung, wenn auch nur eine militärische oder tumultuarische, eingerichtet, gerade wie dies von den süddeutschen Bauern in den Bauernkriegen des sechszehnten Jahrhunderts und von den thüringischen und Münster'schen Wiedertäufern geschah, wiewohl die Plebejer nicht roh waren, wie die Ersteren, und nicht fanatisch und sich selbst überlassen, wie die Letzteren; denn es befanden sich unter ihnen sehr reiche Leute und selbst Adelige, nur keine römischen, und es fehlte ihnen nicht an Landeigenthum.

Die Patricier bequemten sich, um diese Trennung zu beseitigen, zu einigen Zugeständnissen. Die Sage berichtet, die Plebejer hätten sich erst auf das vernünftige Zureden einiger gemäßigteren Patricier zur Rückkehr nach Rom verstanden. Sie kleidet dies in eine Erzählung ein, welche zugleich eine moralische Belehrung gewähren soll. Menenius Agrippa nämlich, ein beim Volke beliebter Patricier, bewog, wie es heißt, die Plebejer dadurch zur Rückkehr, daß er ihnen die Fabel erzählte: es hätten sich einst die verschiedenen Theile des menschlichen Leibes gegen den Magen verschworen, weil derselbe allein Alles verzehre, die Folge davon sei aber das Absterben des ganzen Körpers gewesen. Genug, es kam nach einigen Unterhandlungen zu einem Vertrage, und die Plebejer verließen ihr befestigtes Lager auf dem heiligen Berge, welcher von ihnen damals dem Gotte Jupiter geweiht wurde und daher seinen neuen Namen erhielt. Was man in Rücksicht auf den Hauptpunkt, die Schulden, bestimmte, wissen wir nicht; wahrschein-

lich wurde das seitherige Schuldrecht beibehalten, die Schuld-Contracte der Unvermögenden aber aufgehoben und den eingekerkerten Schuldnern die Freiheit gegeben. Viel wichtiger war, daß die Plebejer einen größeren Einfluß auf das Staatswesen erhielten, als sie seither gehabt hatten. Man gab ihnen nämlich das Recht, durch besondere aus ihrer Mitte erwählte Beamte, Volkstribunen genannt, gegen jeden Misbrauch der patricischen Gewalt geschützt zu werden. Diese Volkstribunen, deren Zahl anfangs zwei betrug und nach und nach bis auf zehn stieg, wurden für unverletzlich erklärt, und jeder, welcher Hand an sie legte, war geächtet. Sie hatten dem Senate und den Consuln gegenüber die Befugniß, die Rechte ihres Standes und aller einzelnen Glieder desselben zu wahren. Sie wohnten daher den Sitzungen des Senats bei, wo sie zwar weder an der Berathung noch an der Abstimmung Theil nahmen, aber jeden gefaßten Beschluß durch das Wort Veto (d. h. ich verbiete es) für ungültig erklären konnten. Sie hatten ferner das wichtige Recht, die Tribus-Comitien zu berufen, oder mit anderen Worten solche Volksversammlungen zu halten, in denen ohne Rücksicht auf Geburt oder Vermögen blos nach Köpfen gestimmt wurde, und folglich die Masse des Volks das Übergewicht hatte. Die Volkstribunen konnten endlich auch das Aufgebot der Plebejer zum Kriegsdienst und die Erhebung einer Kriegssteuer hindern; denn da sie selbst unverletzlich waren und jeden Einzelnen in Schutz nehmen durften, so konnten der Senat und die Consuln eine von den Tribunen selbst ausgehende thätliche Widersetzung der Plebejer nicht, wie früher, durch Ergreifung und Bestrafung der Leiter derselben unterdrücken.

Die eigentliche Macht und Bedeutung des Volkstribunats entwickelte sich erst nach und nach; sie ward aber so groß, daß seit der Einsetzung desselben die ganze innere Geschichte Rom's sich hauptsächlich um die Volkstribunen dreht. Dies wird besser verstanden werden, wenn man folgende wesentlichen Punkte und Verhältnisse beachtet. Die Volkssouverainität war in Rom und in allen älteren italiänischen Staaten ebenso Grundsatz, wie bei den alten Griechen, der Übergang vom Monarchischen zum Republikanischen hatte daher in beiden Völkern ohne völlige Umwälzung gemacht werden können. Diese Volkssouverainität war aber in Rom, wie

in Sparta, nur eine scheinbare. Die gesetzgebende Gewalt war unter den Königen bei dem Ausschusse der Patricier oder desjenigen Standes gewesen, der sich allein als die eigentliche Nation ansah. Am Ende der königlichen Zeit erhielt zwar die gesammte Bürgerschaft die Gesetzgebung, die letzte Entscheidung in Gerichtsangelegenheiten und die Wahl der Obrigkeiten; allein die Ausübung dieser Rechte war dadurch sehr beschränkt, daß man nach Curien oder nach Centurien abstimmte. In den Curiat-Comitien entschieden nämlich die Patricier und ihre Clienten, in den Centuriat-Comitien aber hatte der Reichthum die Stimmenmehrheit. Außerdem konnten beide Versammlungen ohne den Senat nicht gehalten werden, in Beiden führte eine senatorische Magistratsperson den Vorsitz, Beide waren in der Gewalt des Augurs d. h. eines patricischen Priesters, der aus den heiligen Zeichen die Gunst oder Ungunst der Götter ermittelte. Die große Masse der Plebejer, die ohnehin an militärischen Gehorsam gewöhnt war, hatte also fast gar keinen Einfluß auf die Staatsverwaltung und Gesetzgebung. Dies änderte sich, als die Plebejer in den Volkstribunen ebenso für sich eine Art Obrigkeit erhielten, wie sie der Adel in den beiden Consuln hatte. Die Tribus-Comitien, welche durch diese plebejischen Beamten zusammengerufen werden konnten, beschäftigten sich zwar anfangs nur mit plebejischen Angelegenheiten, nach und nach dehnten sie aber ihre Gewalt mehr aus; sie bestanden ferner lange Zeit hindurch nur aus Plebejern, und waren schon bei der Gründung des Tribunats dadurch unabhängig, daß sie ohne Auspicien, also ohne priesterlich-patricischen Einfluß gehalten wurden.

Zu gleicher Zeit mit dem Tribunat oder doch bald nachher ward noch eine andere plebejische Magistratur eingeführt, oder vielmehr es wurde neben den Volkstribunen, welche Repräsentanten, Schützer und Leiter der Plebejer waren, eine besondere verwaltende Behörde der Plebs geschaffen. Dies waren die sogenannten plebejischen Aedilen. Sie hatten eine Art von polizeilicher Gewalt, überwachten den Marktverkauf, und dienten den Tribunen als untergeordnete Gehülfen.

4. Coriolanus.

Mit der Einführung des Tribunats war der erste Schritt zur Vernichtung der alten Adelsvorrechte gethan; die Plebejer wurden durch diese wichtige Veränderung eine Staatsgewalt. Die angesehneren Familien unter ihnen, welche keinen Anspruch an das Consulat hatten und nicht in den Senat aufgenommen wurden, begannen seitdem einen förmlichen Kampf zur Erlangung dieser Rechte, und gewannen dadurch, daß sie dem Übergewichte der Patricier den Einfluß der Volkstribunen entgegensetzten, einen Sieg nach dem andern. So ward in den folgenden Zeiten die alte Aristokratie nach und nach aus dem Besitze der Gewalt verdrängt. Schon drei Jahre nach der Errichtung des Tribunats rissen die Plebejer die oberrichterliche Gewalt an sich (491 v. Chr.). Dies geschah, als ein junger Patricier, Cajus Marcius Coriolanus, sich der Noth des Volkes bedienen wollte, um demselben die errungenen Vorrechte wieder zu entziehen.

Dieser misglückte Versuch Coriolan's hat außer seinem Einfluß auf die erste Entwickelung des seit der Entstehung des Tribunats begonnenen Streits zwischen dem Volke und denen, die im Besitz der Vorrechte waren, noch eine besondere große Bedeutung durch die Art, wie die Nachkommen, besonders die späteren Staatsmänner und Geschichtschreiber der Römer, sich der Geschichte Coriolan's bedienten, um das, was sie Tugend der Vorfahren (majorum) nannten, anschaulich darzustellen und den Patriotismus des Volkes anzuregen. Coriolan's Thaten und das Verhalten des Volkes und der Patricier gegen ihn galten nämlich als ein glänzendes Beispiel von alt-römischer Gesinnung und wahrem Muthe. Die Art, wie damals, nach dieser Auffassung der Geschichte Coriolan's, beide streitenden Theile des römischen Volkes gleich fest, gleich kräftig, gleich patriotisch ihre Rechte forderten oder vertheidigten, ward als eine Lehre der Väter für die Enkel von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert.

Cajus Marcius hatte sich im Kampfe mit den Volskern sehr ausgezeichnet, und namentlich Corioli, die Hauptstadt derselben, in die Gewalt der Römer gebracht. Man gab ihm dafür den Bei-

namen Coriolanus. Bald nachher stellte er sich an die Spitze der strengeren Partei unter den Patriciern, um eine Reaction zu Stande zu bringen, deren nächstes Ziel die Abschaffung des Tribunats war. Zu diesem Zweck ward auf Coriolan's Rath sogar Theuerung und Hungersnoth benutzt. Er selbst ging dabei so weit, daß er, als auf Veranlassung des Senats Getraide nach Rom gebracht worden war, Alles aufbot, um zu verhindern, daß dasselbe an irgend einen anderen Bürger als die Patricier und ihre Clienten abgegeben werde. Das Volk, welches damals einige sehr entschiedenen Männer zu Tribunen hatte, ward dadurch aufs höchste entrüstet, und die Tribunen forderten Coriolan vor die Tribus-Comitien, um von denselben gerichtet zu werden. Er weigerte sich diesem Gebote zu gehorchen, und verhöhnte trotzig die Drohungen der Tribunen; als aber die Stimmung des Volkes immer bedenklicher wurde, war der gegen ihn herannahende Sturm nicht länger zu beschwören. Vergebens boten seine Anhänger in den Tribus-Comitien Bitten und Vorstellungen auf, vergebens erinnerten sie an seine großen Verdienste: die Mehrzahl des Volkes erklärte ihn für schuldig, und er mußte in die Verbannung gehen.

Coriolan begab sich von Rache glühend nach Antium zu seinem Gastfreunde, dem König der Volsker, bot demselben seine Dienste gegen die Römer an, und ward mit offenen Armen aufgenommen. Der folgende Theil der Geschichte Coriolan's erscheint in der Sage zwar ebenfalls als eine belehrende Erzählung für das römische Volk und seine Jugend, hat aber offenbar einen ganz anderen Zweck, als der vorhergehende. Wie in diesem dem Volke und Senat ihr gegenseitiges Verhältniß dramatisch vorgestellt werden sollte, so wurden in der Sage und den Liedern von Coriolan's Verbindung mit den Volskern der römischen Jugend die Pflichten des Bürgers und des Menschen auf eine rührende Weise eingeschärft. Coriolan erschien nach diesen Erzählungen an der Spitze eines volskischen Heeres im Felde, unterwarf sich alle mit Rom verbündeten latinischen Städte, und griff dann Rom selbst an. Er schlug ganz nahe bei der Stadt sein Lager auf, und verwüstete die Ländereien der Plebejer, während er die der Patricier verschonte. In Rom herrschten Mistrauen und Zwietracht: der Senat konnte kein Heer gegen Coriolan zusammenbringen, weil die

Plebejer glaubten, man würde sie, wenn sie aus der Stadt ausrückten, ihrem Todfeinde überliefern. Als endlich die Stadt unrettbar verloren schien, entschlossen sich beide Theile der Nation, den Weg der Güte einzuschlagen. Coriolan's Verbannung ward durch einen Beschluß der Curien und der Tribus widerrufen, und einige der angesehensten Bürger begaben sich in das feindliche Lager, um ihn im Namen des Volkes zur Versöhnung und zur Rückkehr einzuladen. Coriolan willigte nur unter der Bedingung ein, daß den Volskern alle ihnen früher entrissenen Städte zurückgegeben und alle aus Rom verbannten Bürger wieder aufgenommen würden. Er gestattete den Römern eine Bedenkzeit von drei und dreißig Tagen. Diese verlief, ohne daß man sich zur Annahme jener Bedingung hätte verstehen können, und eine neue Gesandtschaft, welche aus den zehn vornehmsten Senatoren bestand, wurde von Coriolan schnöde zurückgewiesen. Ebenso unbeugsam zeigte er sich, als man am folgenden Tage alle Priester der Stadt an ihn schickte, um durch die Heiligkeit der Religion seinen harten Sinn zu erweichen.

Rom's Freiheit und Macht schienen jetzt unwiederbringlich verloren zu sein; da traten die Frauen als Retter der Stadt auf. Die edelsten Matronen begaben sich in das feindliche Lager, von Coriolan's Mutter Veturia, seiner Gemahlin Volumnia und seinen Kindern begleitet. Was der Stolze den Gesandten der Vaterstadt und ihren flehenden Priestern verweigert hatte, das vermochte er nicht länger zu versagen, als Mutter, Gemahlin und Kinder sich vor ihm auf die Kniee warfen, und ihn bei allem, was für sein Herz einen Werth hatte, um Schonung für seine Mitbürger anflehten. „Mutter, sagte er nachgebend unter Thränen, so erhalte denn statt meiner die Vaterstadt; Rom ist gerettet, aber dein Sohn verloren!" Am andern Morgen hob Coriolan die Belagerung der Stadt Rom auf, nachdem er einen Frieden geschlossen hatte, vermöge dessen zwar von den früher gemachten Bedingungen etwas nachgelassen wurde, die Volsker aber doch einen Theil des eroberten Landes behielten. Ueber die letzten Schicksale Coriolan's haben sich zwei verschiedene Sagen gebildet, die jedoch darin einander ähnlich sind, daß sie, wie die ganze Erzählung von Coriolan, eine politisch-moralische Beziehung enthalten, und ihn eine poetische

Bestrafung erleiden lassen. Nach der einen lebte er bis ins hohe Greisenalter geehrt unter den Volskern, klagte aber oft, daß erst der Greis fühlen könne, wie herb das Leben in der Fremde sei. Nach der anderen Sage hätte Coriolan, als die Frauen ihn zur Beendigung des Krieges bewogen, den Vortheil seiner neuen Landsleute dem der Römer aufgeopfert, und sei dafür entweder von den erzürnten Volskern umgebracht worden, oder wie Themistokles (siehe Th. I. S. 391) im Zwiespalte seiner Pflichten und Empfindungen durch Selbstmord aus dem Leben geschieden.

5. Innere Geschichte Rom's von Coriolan's Tod an bis auf das Decemvirat.

Die Patricier hatten beim Streite Coriolan's, alles Widerstrebens ungeachtet, dem Volke die höchste Richtergewalt überlassen müssen; sie konnten aus dem Ausgange dieses Kampfes erkennen, was ihnen noch weiter bevorstehe. Bald brachen zwischen den beiden Ständen von neuem heftige Zwiste aus, die eine Vermehrung der plebejischen Rechte zur Folge hatten. Diese neuen Bewegungen betrafen den Antheil der Plebejer an den im Kriege gemachten Eroberungen. Es ward nämlich von den Ländereien einer überwundenen Völkerschaft stets ein Drittel für Eigenthum des römischen Staats erklärt, die auf diese Weise erworbenen Staats-Domänen kämen aber nur den Patricier zu Statten; denn da die Beamten, welche die eroberten Länder zur Benutzung auszutheilen hatten, Patricier waren, so konnten sich die patricischen Familien diese Domänen oder doch die Nutznießung derselben mit leichter Mühe zueignen: sie brachten daher alle diese Ländereien entweder unmittelbar an sich, oder gaben wenigstens nur einen geringen Zehnten von denselben, und verstanden es, Eigenthum und Pachtgut so mit einander zu verbinden und zu verwechseln, daß die Unterscheidung zwischen Beiden sehr schwer und die Einnahme des Staats von seinen Domänen sehr gering war. Das römische Volk ward auf diese Weise um die Vortheile seiner unaufhörlichen Kriege betrogen, und die Plebejer nahmen blos an den Lasten derselben Theil. Was war daher natürlicher, als daß die Gewalt, welche

die Plebejer durch die Errichtung des Tribunats erhalten hatten, hauptsächlich zur Aufhebung dieses Verhältnisses angewendet wurde? Indessen waren die Tribunen nicht die Ersten, welche diese Ungerechtigkeit zu heben suchten, sondern einer von den Patriciern brachte die Sache zuerst in Anregung.

Dieser Patricier war Spurius Cassius Viscellinus, ein Mann, der schon zweimal Consul gewesen war, und in seinem zweiten Consulat den oben (S. 193) erwähnten Friedensbund mit den Latinern geschlossen hatte. Außerdem hatte er sich, wenn anders diese Erzählung gegründet ist, um die Plebejer bereits sehr verdient gemacht, weil er sich einst nach einer Hungersnoth, wiewohl vergebens, große Mühe gegeben hatte, daß dem Volke der Kaufpreis für das damals empfangene Getraide zurückgegeben werde. In seinem dritten Consulat (486 v. Chr.) schlug Cassius das erste sogenannte agrarische oder Acker-Gesetz vor, d. h. er machte den Antrag, daß auch die Plebejer Antheil an der Benutzung der Staats-Domänen erhalten sollten. Sein Vorschlag erschütterte die Republik nicht nur während seines eigenen Consulats, sondern derselbe ward auch später öfters wiederholt, und veranlaßte jedes Mal gefährliche Unruhen, welche bis zum Untergang der Republik einen Hauptgegenstand der römischen Geschichte bilden. Der Senat, erbittert über einen Consul, der das Standes-Interesse schändlich zu verrathen schien, suchte ihn durch das Volk selbst zu verderben. Er entzog ihm die Gunst desselben dadurch, daß er den Plebejern einen Theil der Staats-Domänen zur Benutzung zu überlassen versprach, und den Bemühungen des Consuls den Schein zu geben suchte, als wenn dieser sich des Volkes bedienen wolle, um zur königlichen Herrschaft zu gelangen. Die Plebejer ließen sich um so leichter täuschen, da ihnen Cassius als ein ehrgeiziger Mann bekannt war. Sie mistrauten demselben, und thaten, als der den Patriciern so gefährliche Mann vor den Curiat-Comitien des Hochverraths angeklagt wurde, nichts zu seiner Rettung. So blieb Spurius Cassius der Rache seiner Standesgenossen überlassen. Diese verurtheilten ihn zum Tode, er ward schmählich hingerichtet, und sein Haus unter Verwünschungen niedergerissen.

Nach Cassius traurigem Tode wußten die Patricier, unter welchen damals besonders die Familie der Fabier mit Nachdruck auftrat, die von jenem angeregte Sache durch Schrecken, Kabalen und Kriege zu beseitigen. Endlich aber (im Jahr 473 v. Chr.) trat der Tribun Genucius mit der Forderung auf, daß alle die, welche seit Cassius Consuln gewesen wären, dem Volke wegen der Nicht-Erfüllung jenes vom Senate gegebenen Versprechens verantwortlich sein müßten. Er beschied zunächst die Consuln des vorhergehenden Jahres vor das Gericht des Volkes. Die Patricier boten Alles auf, um dies zu hintertreiben; aber ihre Bemühungen waren vergeblich, das Volk kam wirklich zur Anhörung und Entscheidung der Anklage zusammen, und die beiden Consuln wären gewiß verurtheilt worden, wenn man nicht in der Nacht vorher den Tribun Genucius ermordet, und das bereits versammelte Volk durch die plötzliche Meldung von seinem Tode in Schrecken gesetzt hätte. Die Sache ward indessen durch die Ermordung des Vertheidigers der Volksrechte nur noch ärger gemacht; denn sie war dadurch blos für den Augenblick beseitigt worden, und mußte, wenn sie früher oder später wieder zur Sprache kam, dem natürlichen Gange der Dinge nach dann von Seiten der Plebejer nur um so nachdrücklicher betrieben werden.

In demselben Jahre, in welchem Genucius ermordet worden war, erhob sich an seiner Stelle ein Mann, welcher ein ebenso entschiedener Feind der Patricier war, aber mehr vom Glücke begünstigt wurde, als sein Vorgänger. Publilius Volero, der in früheren Kriegen schon Hauptmann gewesen war, wurde bei einem neuen Aufgebot durch die Consuln in die Reihen der gemeinen Soldaten eingetheilt. Er weigerte sich zu gehorchen, die Consuln befahlen hierauf einem ihrer Lictoren, ihn in gefängliche Haft zu nehmen, Volero widersetzte sich denselben, rief seine in großer Zahl anwesenden Mitbürger um Hülfe an, und ward von diesen so sehr unterstützt, daß nicht allein die Lictoren die Flucht ergreifen mußten, sondern auch die Consuln sich genöthigt sahen, von dem Forum in das Rathsgebäude zu fliehen. Die verständigeren unter den Patriciern fanden es damals bedenklich, Gewalt zu gebrauchen, und bewogen daher den Senat, den ganzen Vorfall als ungeschehen zu

betrachten. Wenige Wochen nachher ward Volero zum Volkstribunen für das nächste Jahr ernannt.

Als Tribun arbeitete Volero, der nachher auch noch für ein weiteres Jahr wieder erwählt wurde, weder für seine eigene Angelegenheit, noch wiederholte er den Antrag des Genucius, sondern er strebte, wie die meisten Tribunen der älteren Zeit, nach Erweiterung der plebejischen Rechte überhaupt. Er trug darauf an, daß die Volkstribunen und Aedilen nicht mehr in den Comitien der Centurien, sondern in denen der Tribus gewählt werden sollten, oder mit anderen Worten, er suchte die Wahl jener beiden Beamten des Volks dem Einfluß der Reichen und des Adels zu entziehen. Die Tribunen und Aedilen waren früher ebenso, wie die übrigen Beamten, in den Centurien-Versammlungen erwählt und von den ganz patricischen Curien-Versammlungen bestätigt worden. In den Ersteren hatten die Reichen, in den Letzteren der Adel alle Gewalt; beide Comitien konnten außerdem nur zufolge eines Senatsbeschlusses berufen werden, hatten einen der Consuln zum Präsidenten, und durften nicht eröffnet werden, ohne daß zuvor die Auspicien gehalten worden waren, d. h. die ganz vom Senat abhängenden Ceremonien, durch welche man vorgeblich den Willen der Götter erforschte. In den Tribus-Comitien dagegen entschieden blos Plebejer über die vorgetragenen Gegenstände, und es bedurfte für dieselben weder der Auspicien, noch der Erlaubniß des Senats, noch der Bestätigung durch die Curien. Volero blieb nicht bei diesem Vorschlag allein stehen, sondern beantragte außerdem noch, daß die Tribus-Comitien das Recht erhalten sollten, nicht blos über plebejische Angelegenheiten, sondern auch über alle anderen das öffentliche Wesen betreffenden Gegenstände zu berathschlagen und zu beschließen.

Volero's Anträge gingen, trotz aller Gegenbemühungen des Senats, durch, und es begann damit die Reihe der Veränderungen, durch welche die aristokratische Verfassung Rom's nach und nach gänzlich umgestaltet wurde. Die Plebejer, deren Repräsentanten und Leiter durch Volero's Gesetze jedem Einfluß des Adels entzogen waren, durften nun alle Staatsangelegenheiten zum Gegenstande ihrer Berathungen machen. Freilich hatten die von ihnen in den Tribus-Comitien gefaßten Beschlüsse oder, wie dieselben in der römischen Sprache hießen, die Plebiscite nicht die Kraft von

Gesetzen, und bedurften, um diese zu erlangen, erst der Bestätigung des Senats und der Curien; allein das Recht, über alle Staatsangelegenheiten mit einander zu berathen, war für die Plebejer jener Zeit ebenso wichtig oder vielmehr noch weit wichtiger und folgenreicher, als die Preßfreiheit für die Bürger der constitutionellen Staaten unserer Zeit ist. Die Bahn war gebrochen und den Tribunen eine so große Macht in die Hände gegeben, daß sich die Vorrechte der Patricier auf die Dauer nicht behaupten ließen.

Als die Plebejer auf diese Weise sich einen festen Boden im Staate erkämpft, und den Weg zu den wichtigsten Vorrechten gebahnt hatten, suchten sie zunächst die Schranken hinwegzuräumen, die noch aus dem Kasten-Wesen der Urzeit herrührten, und die Entwickelung des römischen Staats hemmten. Bis dahin waren die Gesetze, nach welchen die Gerechtigkeit gehandhabt wurde, ein Geheimniß der Patricier geblieben, denen sie durch mündliche Überlieferungen und durch Ceremonien-Bücher mitgetheilt wurden, während man sie vor dem ganzen übrigen Volke geheim hielt. Dieser Schleier mußte weggezogen werden. Auch die Gewalt, welche die Consuln als Oberrichter besaßen, war allzu groß. Sie mußte daher ebenfalls gebrochen werden. Endlich durfte man auch das uralte Verbot ehelicher Verbindungen zwischen Plebejern und Patriciern nicht länger bestehen lassen, wenn die letzten Spuren der alten Kasten-Einrichtung und der Priesterherrschaft aus Rom verschwinden sollten. Um alles dies zu erreichen, war eine umfassende Gesetzgebung oder mit anderen Worten die Abfassung einer Art von Constitution nöthig.

Den Vorschlag dazu that im Jahre 462 v. Chr. der Tribun Terentillus Arsa. Der Staat gerieth dadurch auf einige Jahre in die heftigsten Bewegungen. Anfangs gelang es den Patriciern zwar, die Sache zu hintertreiben; allein im folgenden Jahre trat das ganze Collegium der Tribunen aufs neue mit jenem Vorschlage auf, und dieser wurde nachher so unabläßig und mit so großer Hartnäckigkeit wiederholt, daß man endlich (454 v. Chr.) nicht länger widerstehen konnte. Am meisten von allen Patriciern hatte der tapfere Lucius Cincinnatus, das Musterbild eines kräftigen, mäßigen, arbeitsamen aristokratischen Römers

von altem Schrot und Korn, sowie sein Sohn Cäso Quinctius dem Begehren der Plebejer Widerstand zu leisten gesucht. Unter der Leitung dieser beiden Männer boten die Patricier Recht und Gewalt gegen den Ungestüm der Tribunen auf, nahmen die sogenannten sibyllinischen Bücher oder die alten, im capitolinischen Tempel aufbewahrten Orakel zu Hülfe, warnten auf den vorgeblichen Rath der Götter vor Unruhen, und begannen einen Krieg mit den Volskern und Aequern. Alles war vergeblich, die Tribunen beschieden sogar den Cäso Quinctius vor das Gericht der Tribus-Comitien, um wegen seines Verfahrens Rede zu stehen. Weder die Bitten seines Vaters, noch seine eigenen und die seiner Standesgenossen konnten ihn retten, so daß er für besser hielt, den Ausgang seines Processes nicht abzuwarten, sondern aus der Stadt zu fliehen. Da er gleich anfangs, um nicht verhaftet zu werden, Bürgen hatte stellen müssen, so wurden diese zur Zahlung des gesetzlichen Bürgschaftsgeldes verurtheilt. Cäso's Vater entschädigte sie, verarmte aber dadurch so sehr, daß er nur ein einziges Gütchen von geringem Umfang übrig behielt. Auf diesem lebte Cincinnatus nun eine Zeitlang in Zurückgezogenheit, und trieb nach altrömischer Weise an der Spitze seiner Clienten den Ackerbau, während sein Sohn in Verbindung mit anderen Flüchtlingen einen Überfall auf Rom versuchte und dabei das Leben verlor. Cincinnatus ward von seinen ländlichen Beschäftigungen bald wieder nach Rom gerufen, um das Consulat zu übernehmen. Als Consul wandte er vergebens alle seine Kräfte an, um den drohenden Sturm gegen die patricische Oberherrschaft zu beschwören. Im nächsten Jahr erging es seinen Nachfolgern ebenso, und diese erlitten noch dazu von den Aequern eine Niederlage. Der Senat nahm nun seine Zuflucht zur Dictatur, und bekleidete den alten Cincinnatus, der sich wieder auf sein Gut zurückgezogen hatte, mit dieser Würde. Die Sage gibt bei dieser Gelegenheit ein schönes Gemälde von dem Charakter des altrömischen Lebens, indem sie berichtet, daß die Gesandten des Senats, welche dem Cincinnatus seine Ernennung anzeigen sollten, ihn auf dem Felde angetroffen hätten, wie er den Pflug mit eigener Hand lenkte. Übrigens ist diese Angabe nicht wörtlich zu nehmen; denn es versteht sich wohl von selbst, daß ein Mann, der einen ganzen Staat

zu leiten vermochte und also alle Geschäfte desselben übersehen mußte, unmöglich jede einzelne Arbeit auf seinen Gütern beachten oder gar selbst sein Feld beackern konnte. Cincinnatus empfing, wie die poetische Tradition weiter hinzufügt, die Boten des Senats erst, nachdem er sein Arbeitskleid mit der Toga oder dem Staatskleide der Römer vertauscht hatte, in einer feierlichen Audienz. Er nahm das übertragene Amt sogleich an, stellte sich als Dictator an die Spitze des römischen Heeres, schlug die Aequer, und legte nach sechszehn Tagen die Dictatur wieder nieder.

Das unabläßig fortgesetzte Widerstreben der Patricier fruchtete so wenig, daß sie vielmehr sogar gerade während des heftigsten Kampfes gegen die von den Tribunen geforderte Constitution (457 v. Chr.) diesen die Verdoppelung ihrer Zahl zugestehen mußten, wodurch nicht allein die Beschützung jedes einzelnen Plebejers erleichtert ward, sondern namentlich auch das Collegium der Tribunen selbst an Ansehen und Kraft gewann. Schon ein Jahr nachher wurden außerdem den Plebejern die auf dem aventinischen Hügel gelegenen Staats-Domänen zur Vertheilung überlassen, und zu gleicher Zeit ward ihnen das Recht gewährt, daß alle Plebiscite von dem Senat berathen werden mußten und die Tribunen dieselben dabei vertheidigen durften. Endlich gaben die Patricier der Forderung einer allgemeinen, für beide Stände verbindlichen Gesetzgebung nach (454 v. Chr.). Es wurden hierauf drei Senatoren nach Athen gesandt, um zum Behufe der Herstellung derselben die dortige Verfassung kennen zu lernen. Als diese nach zwei Jahren zurückgekehrt waren, ward die Sache selbst endlich ausgeführt.

6. Das Decemvirat.

Eine aus zehn Patriciern bestehende Commission, die Decemvirn oder Zehnmänner genannt, wurde mit der neuen Gesetzgebung beauftragt (451 v. Chr.). Diesen Gesetzgebern ward zugleich auch die ganze Leitung und Regierung des Staats übertragen, was der Natur der Sache nach geschehen mußte, und auch bei den Gesetzgebungen griechischer Staaten immer geschah. Die Decemvirn mußten ja doch, um ihre Aufgabe genügend lösen zu können, dem Einflusse jeder höheren oder auch selbst nur

gleichen Gewalt entzogen sein. Es ward ihnen daher für die Zeit ihres Geschäftes eine unumschränkte Macht eingeräumt, und jede andere Gewalt, sogar die der Tribunen, aufgehoben. Die den Decemvirn übertragene Regierungsgewalt ward unter ihnen so vertheilt, daß abwechselnd alle zehn Tage ein anderer die Leitung des Staats und die zwölf Lictoren als das Zeichen derselben erhielt. Die Tribunen hatten anfangs verlangt, daß die eine Hälfte der Decemvirn aus den Plebejern gewählt werden sollte, nach einigem Streite aber ward den Patriciern allein diese Würde eingeräumt.

Der Hauptzweck und das Haupt-Ergebniß der neuen Gesetzgebung war die Vereinigung der noch immer als zwei Kasten neben einander stehenden Theile der römischen Nation. Dies wurde hauptsächlich dadurch bewirkt, daß die Eintheilung in Tribus, d. h. die seither nur auf die Plebejer beschränkte Eintheilung der Bürger nach ihren Wohnbezirken, auch auf die Patricier und ihre Clienten ausgedehnt ward. Die Gesammtheit der Tribus, deren Zahl später allmälig bis auf fünf und dreißig erhöht wurde, umfaßte also seit dem Decemvirat ebenso, wie die Centurien, das ganze römische Volk. Ferner traten in Folge der Gesetzgebung der Decemvirn die Tribus-Comitien als gesetzgebende Versammlung an die Stelle der Centuriat-Comitien, und da in jenen ohne vorher vorgenommene Auspicien und ohne Rücksicht auf Reichthum und Geburt blos nach Köpfen abgestimmt wurde, so erhielt der römische Staat durch diese Änderung eine entschieden demokratische Grundlage. Dadurch hörte erst seit dem Decemvirat das Kasten-Wesen auf, oder, wie man es auch ansehen kann, erst von dieser Zeit an bestand Rom nicht mehr aus zwei an einander gefügten Staaten, sondern aus einer einzigen Nation. Es können daher auch die römischen Einrichtungen erst seit dieser Veränderung mit denen der Athener und anderer demokratischen Staaten Griechenlands verglichen werden, während der vorhergehende Zustand dem Wesentlichen nach nur an die früheste Zeit der Griechen erinnert. Das Clientel-Verhältniß blieb zwar bestehen, allein es hörte seit dem Decemvirat nach und nach auf, ein Vasallenthum oder eine Leibeigenschaft zu sein, und ging in das Verhältniß des bloßen Schutzes und der Vertheidigung des Geringen und Armen durch den Vornehmen und Reichen über. Das

ebenfalls in dem alten Kastengeiste begründete Verbot der Heirathen zwischen Patriciern und Plebejern wurde zwar durch die neue Gesetzgebung ausdrücklich wiederholt, aber schon sechs Jahre später aufgehoben.

Nach der Staatsverfassung, welche theils durch das Decemvirat geschaffen, theils unmittelbar nachher eingeführt wurde, waren die Tribus-Comitien die eigentliche gesetzgebende Versammlung des römischen Staats. Diese hatten außerdem die Tribunen, die Aedilen, sowie die später erst eingeführten Quästoren oder Schatzbeamten, kurz alle Magistraten des zweiten Ranges zu erwählen, und behielten auch einen Theil der richterlichen Gewalt. Die Centurien-Versammlung dagegen erwählte die Consuln und die anderen erst später entstandenen höheren Beamten, sie entschied über Krieg und Frieden und als höchstes Kriminalgericht über alle peinlichen Verbrechen. Die Curien-Versammlungen hatten zwar auch fernerhin das Imperium oder Militär-Commando an die erwählten höheren Beamten zu ertheilen und die von den Centuriat-Comitien gefaßten Beschlüsse zu bestätigen, dies war aber von dieser Zeit an nur noch eine leere Form, so daß man später sogar statt der dreißig Curien meistens nur dreißig Lictoren, welche dieselben repräsentirten, versammelte, um dieser Form Genüge zu leisten.

Die große Macht, welche die Tribus-Comitien erhielten, wäre leicht in eine Pöbelherrschaft ausgeartet, wenn man nicht durch einen geschickten Kunstgriff in Rom ebenso, wie Solon in Athen gethan hatte, den ganz armen, ungebildeten und müßigen Theil des Volkes in den Tribus-Versammlungen unschädlich zu machen gewußt hätte, ohne ihn seiner Rechte zu berauben oder ihm durchaus jeden Einfluß auf das Staatswesen zu versagen. Die Tribus wurden nämlich in städtische und ländliche eingetheilt, also in solche, deren Mitglieder der Mehrzahl nach gewerbtreibend waren, und in solche, welche meistens nur Güterbesitzer enthielten; die Zahl der Ersteren betrug nicht mehr als vier, während die der Letzteren in den nächsten zwei Jahrhunderten bis auf ein und dreißig vermehrt wurde, und in jene versetzte man von Zeit zu Zeit, ohne Rücksicht auf die Wohnbezirke, den ganzen Haufen der Unbegüterten, welcher in diesen sich fand. Man hatte in Folge dieser Maßregel

in den Tribus-Comitien nur vier von den fünf und dreißig Stimmen als bedenkliche zu fürchten, und kannte also die Seite, von welcher her Gefahr drohte, ebenso gut, wie man jetzt in England genau die Orte kennt, an denen bei den Parlaments-Wahlen ein Einfluß des Pöbels zu besorgen ist. Ebenso klug benahm man sich später, als ganzen Städten oder Völkerschaften Italiens das Stimmrecht ertheilt wurde: man vermehrte nämlich um ihretwillen nicht die Zahl der Tribus, sondern man warf sie in gewisse einzelne Tribus, in welchen ihre Stimmen sich verloren.

Der Senat erlitt durch das Decemvirat selbst keine Änderung, sondern behielt seine seitherige Macht und Stellung. Diese ward überhaupt nie auf einmal bedeutend vermehrt oder vermindert, sondern sie änderte sich im Laufe der Zeit allmälig und in Übereinstimmung mit dem Gange der Dinge überhaupt. Die Mitglieder des Senats waren seit der Vertreibung durch die Consuln ernannt worden; als aber einige Jahre nach dem Decemvirat die neue Magistratur der Censoren eingesetzt ward, übertrug man diesen das Recht, den Senat zu ergänzen. Da auch Plebejer in den Senat gelangen konnten, so war derselbe nicht mehr, wie in älterer Zeit, ein Ausschuß der Patricier-Kaste. Freilich wählte nie das Volk selbst die Senatoren, allein es hatte doch einen Einfluß auf die Ergänzung des Senats; denn es ernannte die Censoren, diesen war es zur Pflicht gemacht, nur die Vorzüglichsten aus der Bürgerschaft aufzunehmen, und außerdem ward schon früh der Gebrauch eingeführt, daß alle diejenigen, welche zum Amte eines Quästors, das als die nächste Stufe zu den höheren Magistraturen galt, erwählt worden waren, nach dem Ablauf ihres Amtsjahres in die Reihe der Senatoren eintraten. In der ersten Zeit der Republik, als die Macht des Senats am größten war, hatte er das Recht, Krieg und Frieden zu schließen, verordnete die Aushebung des Heeres, erkannte über die Nothwendigkeit, einen Dictator zu ernennen, schrieb Steuern aus, verwaltete die Staats-Domänen, verfügte über dieselben, und gab oder entzog dem Heere die Kriegesbeute. Selbst in der späteren Zeit behielt der Senat, obgleich nur unter der Oberhoheit des Volkes, die Aufsicht über die Religion und den Gottesdienst, die Ertheilung der Statthalterschaften in den Provinzen und des Oberbefehls im Kriege, die

Bewahrung und Anwendung der öffentlichen Gelder, die Gerichtsbarkeit über Italien, die Besorgung aller auswärtigen Angelegenheiten, die Annahme von fremden und die Ernennung von römischen Gesandten; er bestimmte ferner die Zeit der Volksversammlungen, und bereitete alle Angelegenheiten vor, welche in denselben verhandelt wurden. Endlich durfte der Senat auch in gefährlichen Zeiten den höheren Beamten vorübergehend eine unbegränzte Macht ertheilen.

In dem Vorhergehenden sind die wichtigsten Veränderungen angegeben, welche das römische Staatswesen durch das Decemvirat oder in Folge desselben erlitt. Die einzelnen von den Decemvirn entworfenen Gesetze dagegen, welche das Privatrecht betrafen, sind kein Gegenstand der Weltgeschichte, sondern gehören der speciellen Rechtsgeschichte der Römer an. Wir wenden uns daher zu der Geschichte der Decemvirn selbst. Im ersten Jahre ihres Amtes benahmen sich diese zehn Männer so vortrefflich, daß man mit ihrer Verwaltung allgemein zufrieden war. Auch brachten sie die Gesetzgebung fast ganz zu Stande; am Ende des Jahres behaupteten sie aber, daß die von ihnen entworfenen Gesetze, um vollständig zu sein, noch um den sechsten Theil vermehrt werden müßten, und daß also eine Verlängerung des Decemvirats nöthig sei. Dieser Antrag fand keine Schwierigkeit. Unter dem Vorsitze des Appius Claudius, welcher die Seele des Collegs der Decemvirn gewesen war, wählte die Centurien-Versammlung von neuem zehn Männer, und zwar zur einen Hälfte aus den Patriciern, zur anderen aus den Plebejern. Unter den Ersteren befand sich Appius Claudius selbst. Die Gesetze, welche die neuen Decemvirn den früheren hinzufügten, wurden mit diesen in späterer Zeit auf zwölf Tafeln eingegraben; daher kommt es, daß man alle zusammen gewöhnlich die Gesetze der zwölf Tafeln nennt.

Appius Claudius, dessen neue Collegen ganz und gar mit ihm einverstanden und zum Theil sogar seine bloßen Creaturen waren, hatte ganz andere Dinge im Auge, als die Vervollständigung der Gesetze: eine von Appius Claudius geleitete Oligarchie sollte die Regierungsform des römischen Staates werden. Dieses Streben gab sich gleich von Anfang an in dem Auftreten und Benehmen

der neuen Gewalthaber zu erkennen. Jeder der zehn Männer erschien beständig nur mit einer Begleitung von zwölf Lictoren, und diese trugen, wie einst zur Zeit der Könige, in ihren Fasces oder Stäbe-Bündeln eine Art, obgleich im zweiten Jahr der Republik auf Valerius Publicola's Vorschlag den Consuln verboten worden war, dieses furchtbare Zeichen des Gerichts über Leben und Tod in der Stadt selbst vor sich hertragen zu lassen. Außerdem ward von den neuen Decemvirn gleich im Anfang ihrer Herrschaft das einzige Mittel aufgehoben, durch welches der Bürger sich seither gegen den Mißbrauch der unbeschränkten Gewalt der Decemvirn hatte schützen können: es wurde nämlich nicht gestattet, daß man, wie im vorhergehenden Jahre, von dem Ausspruch eines Decemvirn an seine Collegen appelliren könne. Der Bürger wurde also, während man keine Art von Bedrückung und Gewaltmaßregeln scheute, jedes Schutzes beraubt, und das Decemvirat des zweiten Jahres ward völlig despotisch. Am Ende ihres Amtjahres aber behielten die Decemvirn, ohne sich wieder wählen zu lassen, eigenmächtig ihre Regierungsgewalt bei, und waren also seitdem Tyrannen in jedem Sinne des Wortes.

Lange konnte eine ungesetzmäßige Regierung, die immer mehr in eine Schreckensherrschaft ausartete und doch zu ihrer Vertheidigung keine bewaffnete Macht besaß, sich unmöglich halten. Sie wurde noch in demselben Jahre durch die beiden Heere gestürzt, welche die Zehnmänner bei einem Angriff der Aequer und Sabiner hatten ausheben müssen. Die von einigen der Decemvirn befehligten und mit übergroßer Strenge behandelten Truppen waren in allen Kämpfen unglücklich. Als nun die Gewaltherrscher gar Sicinius Dentatus, den einzigen Mann, der die Ehre der römischen Waffen durch außerordentliche Tapferkeit gerettet hatte, wegen seiner Freimüthigkeit auf eine schändliche Weise ermorden ließen, steigerte sich der Unmuth der Soldaten aufs höchste. Während so im Lager jeden Augenblick ein Aufruhr auszubrechen drohte, beging Appius Claudius, welcher in der Stadt zurückgeblieben war, einen noch ärgeren Frevel, als die Ermordung des Sicinius gewesen war. Virginia, eine ausgezeichnet schöne Jungfrau, reizte seine Begierden. Sie war die Tochter des Virginius, eines tapferen Officiers, und die Verlobte des Icilius, der sich früher

als Volkstribun große Verdienste erworben hatte. Ihr Vater hatte sie, als er mit dem Heere auszog, einem nahen Anverwandten übergeben. Um sich ihrer zu bemächtigen, ersann Appius Claudius eine schändliche Kabale. Einer seiner Clienten mußte vor seinem Richterstuhle mit der Behauptung auftreten, Virginia sei eine ihm entlaufene Sklavin. Appius Claudius sprach sie seinem Clienten zu, und Virginia würde sogleich in das Haus desselben abgeführt worden sein, wenn nicht ihr Bräutigam Alles aufgeboten hätte, um sie zu retten. Die bedenkliche Stimmung des von diesem aufgereizten Volkes nöthigte den wollüstigen Tyrannen, seinen Spruch dahin abzuändern, daß Virginia ihren Verwandten einstweilen zurückgegeben und die Ankunft ihres Vaters aus dem Lager bis zum nächsten Tage abgewartet werden solle. Er ließ sogleich durch einen Boten seine Collegen bitten, Virginius an der Rückkehr nach Rom zu hindern; noch ehe aber jener im Lager erschien, hatte dieser bereits Kenntniß von der Sache erhalten und war nach Rom geeilt. Appius Claudius suchte sich jetzt auf eine andere Weise zu helfen: er ließ falsche Zeugen vor seinem Richterstuhle auftreten, und trotz aller Bemühungen des Virginius und seiner Verwandten wurde das unglückliche Mädchen dem Clienten des Tyrannen als Sklavin zugesprochen. Vergebens rief der verzweifelnde Vater das zahlreich versammelte Volk um Schutz und Hülfe an; Appius Claudius gebot seinen Lictoren Gewalt zu gebrauchen. Die Menge ließ sich schrecken, Virginius aber faßte den Entschluß, seine Tochter, die er nicht mehr retten konnte, durch den Tod vor der Schande zu bewahren. Er bat den Tyrannen um die Erlaubniß, noch einige Worte mit ihr sprechen zu dürfen, ehe sie ihm für immer entrissen würde, führte sie dann an eine nahe stehende Fleischerbude, ergriff hier ein Messer und durchbohrte sie.

Mit Entsetzen sah das Volk die unglückliche Virginia durch die Hand ihres eigenen Vaters sterben. Von Virginius und Icilius zur Rache aufgerufen, stürzte die Menge auf die Lictoren des Wütherichs los, und dieser sah sich genöthigt, in einen Tempel zu fliehen. Der von einem seiner Collegen zusammengerufene Senat sprach sich gegen die Empörung aus. Diese wäre daher gewiß wieder unterdrückt worden, wenn nicht Virginius und Icilius sich schnell zu den beiden Heeren begeben und dieselben zu gewinnen

gewußt hätten. Von ihnen geführt, zogen Beide gegen Rom, und besetzten den aventinischen Hügel. Nun stand das römische Volk wieder, in zwei feindliche Hälften geschieden, gegen einander in Waffen. Der Senat schickte eine Botschaft an die beiden vereinigten Heere ab, diese wiesen aber die Gesandten des Senats zurück, und erklärten, sie würden keine anderen Senatoren zur Unterhandlung vor sich lassen, als die beiden Männer, welche seither allein der unrechtmäßigen Gewalt der Zehnmänner sich zu widersetzen gewagt hätten. Diese waren Lucius Valerius Potitus, ein Enkel des Valerius Publicola, und Marcus Horatius Barbatus. Jedes der beiden Heere wählte sich hierauf eine aus zehn Tribunen bestehende leitende Behörde, und zog dann unter Anführung derselben vom Aventinus auf den heiligen Berg. Die Patricier beschlossen anfangs, aller Drohungen ungeachtet, das Decemvirat zu schützen, Valerius und Horatius weigerten sich aber, Unterhändler zwischen Volk und Senat zu sein, so lange die unrechtmäßige Gewalt fortdauere. Erst als das Volk Anstalten zu einer förmlichen Trennung von Rom machte, gaben die Patricier endlich nach, und gestanden die Aufhebung des Decemvirats zu. Das Heer kehrte hierauf nach dem aventinischen Hügel zurück, und erwählte hier unter dem Vorsitz des Pontifex maximus oder Oberpriesters zehn Volkstribunen, unter welchen sich auch Virginius und Icilius befanden. Diese Tribunen unterhandelten mit dem Senat, und auf ihren Antrag wurde die alte Verfassung wieder hergestellt, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß inskünftige die Entscheidungen der Tribus-Comitien vollkommen gesetzliche Kraft haben sollten.

Valerius und Horatius, welche nach der Aufhebung des Decemvirats zu Consuln erwählt wurden, ließen diese Bedingung und einige andere für die Plebejer wichtigen Bestimmungen durch die Volksversammlungen zu förmlichen Gesetzen machen. Nach diesen sogenannten zweiten Valerischen Gesetzen waren die Beschlüsse der Tribus-Versammlungen für alle Theile des römischen Volks bindend; außerdem ward aber noch verfügt, daß kein Beamter mehr eingesetzt werden solle, von dessen Geboten keine Berufung an das Volk Statt finden könne, und daß jeder, der ein solches Amt einsetze, sich des Todes schuldig mache und in die Acht ver-

falle. Appius Claudius und derjenige seiner Collegen, der sich am meisten zu seinem Werkzeuge hergegeben hatte, wurden vor das Gericht der Volksversammlung gestellt. Beide entleibten sich im Gefängniß. Die übrigen wurden aus Rom verbannt (449 v. Chr.).

V. Vom Ende des Decemvirats an bis auf die völlige Gleichstellung der Patricier und Plebejer.

1. Innere Angelegenheiten bis zum ersten gallischen Krieg.

Durch die Gesetzgebung der zwölf Tafeln und die wenige Jahre nachher gewährte Erlaubniß der Heirathen zwischen Patriciern und Plebejern war die unübersteigliche Schranke gebrochen, durch welche das römische Volk seither in zwei kastenartige Stände geschieden gewesen war. Die Herbeiführung einer vollkommenen staatsbürgerlichen Gleichheit Beider war nun nicht mehr abzuwehren, und sie trat, wiewohl nicht ohne hartnäckigen Gegenkampf der Patricier, in der nächsten Zeit nach und nach ein. Die Plebejer und ihre Tribunen wußten, ohne Blutvergießen und ohne eigentliche Gewaltthätigkeit, den Patriciern ein Vorrecht nach dem anderen zu entreißen, sie gingen auf der einmal eröffneten Bahn Schritt vor Schritt weiter, bis endlich, ungeachtet die alten Volksabtheilungen und zum Theil auch ihre Rechte beibehalten wurden, eine ganz neue Staatsform dastand. Diese Umgestaltung der Verfassung hing übrigens mit dem persönlichen Charakter der Tribunen ebenso zusammen, wie die Entwickelung der atheniſchen Demokratie mit dem eines Klisthenes, Perikles und anderer Staatsmänner. Nur war in der älteren Zeit der römischen Republik der Ehrgeiz aller Tribunen und die Triebfeder ihrer Handlungen sehr verschieden von dem, was die Tribunen der späteren Zeit leitete. Die Letzteren arbeiteten nur für sich, die Ersteren aber

für ihren Stand. Darin liegt auch der Grund, warum in jener früheren Zeit, nachdem man einmal die Vorrechte der Patricier-Kaste vernichtet und das Recht der freien Abstimmung über allgemein verbindende Gesetze erlangt hatte, vom Volke selbst keine heftigen Bewegungen mehr ausgingen, sondern nur noch solche Unruhen, die von jedem republikanischen Zustande unzertrennlich sind. Es bildete sich nämlich aus den reicheren plebejischen Familien eine neue Aristokratie, und diese hatte ein gemeinschaftliches Standes-Interesse, durch welches sie einerseits zur Erlangung der weiteren Rechte angetrieben, andererseits aber auch gehindert wurde, sich Parteien im Volke zu bilden und persönliche Interessen zu verfolgen.

Die erste Stufe, auf welcher diese plebejische Aristokratie zur größeren Gleichheit mit dem alten Adel emporstieg, war die Veränderung der Form des Consulats. In demselben Jahre nämlich, in welchem die Plebejer die Aufhebung des Verbots der Ehe zwischen den beiden Ständen durchsetzten (445 v. Chr.), drangen sie mit solchem Nachdruck auf die Zulassung zum Consulate, daß die Patricier nicht länger widerstehen konnten und deshalb auf Mittel dachten, wenigstens die Form und den Schein zu retten, um unter günstigeren Umständen auch die Sache wieder erlangen zu können. Es wurde daher festgesetzt, daß von den Centurien fürs nächste Jahr statt der beiden Consuln sechs Militärtribunen oder Kriegsobersten mit consularischer Gewalt gewählt werden und beide Stände zu dieser Würde berechtigt sein sollten. In den nächsten achtzig Jahren wurden nun bald solche Militärtribunen, bald Consuln ernannt, je nachdem die Umstände für die Plebejer günstig oder ungünstig waren. Die Zahl der consularischen Militärtribunen war schwankend, und betrug drei, vier, sechs oder acht; auch wurden sie keineswegs immer zur Hälfte aus den Plebejern gewählt, sondern die Patricier wußten es sogar oft zu bewirken, daß die Militärtribunen eines Jahres insgesammt ihrem Stande angehörten, und nur zwei Mal bildeten Plebejer die Mehrzahl derselben. Die Patricier suchten also auf jede Weise ihre Vorrechte zu behaupten, allein alle ihre Bemühungen blieben am Ende doch erfolglos: sobald die Plebejer einmal, selbst ohne wirkliche Consuln zu werden, zur höchsten Würde im Staate zugelassen

worden waren, mußten sie auf ganz natürliche Weise zuletzt auch zum Consulat selbst gelangen.

Die Patricier, welche dies voraussahen, halfen sich damit, daß sie dem Consulate von Zeit zu Zeit einen Theil seiner Geschäfte entzogen, und daraus ein neues, nur ihnen zugängliches Amt bildeten. Sie schufen zuerst die Censur oder das Amt der Censoren. Dieses Amt vereinigte, dem von den Sabinern herkommenden Gebrauche gemäß, die Aufsicht über die Sitten der Bürger mit der Militär-Disciplin, der Besteuerung und der eigentlichen Administration. Der wichtigste Theil des Censor-Amtes war die Schätzung der Bürger, weil diese nicht allein mit dem ganzen Finanzwesen des Staats zusammenhing, sondern auch mit der Eintheilung nach Centurien und dem darauf beruhenden Antheil eines jeden Bürgers an der Staatsleitung. Die Verbindung dieses wichtigen Geschäfts der Censoren mit der Sittenaufsicht erklärt sich leicht daraus, daß in einem republikanischen Staate, in welchem das Staatswesen noch nicht, wie bei uns, eine Art von Mechanismus geworden war und auf bestimmten Formen und geschriebenen Gesetzen beruhte, die Erhaltung der alten Religion und Sitte eine Hauptstütze des Ganzen war. Man muß daher auch bei der den Censoren obliegenden Aufsicht über die Sitten weniger an unseren Begriff von Moral denken, als vielmehr an dasjenige, was wir Nationalcharakter, altherkömmliche Sitten und ererbte Vorstellungen von den Verhältnissen und Pflichten des Privatlebens nennen. Übrigens ward die Errichtung der Censur nicht blos durch den Streit um die Standesvorrechte veranlaßt, sondern der Gang der Dinge selbst mußte die Römer darauf führen. Da nämlich jene Streitigkeiten die ganze Aufmerksamkeit der Consuln in Anspruch nahmen, so waren diese öfters nicht im Stande gewesen, die so wichtige Zählung und Schätzung des Volkes oder den sogenannten Census (s. oben S. 173) vorzunehmen. Außerdem wurden die Consuln aber auch durch die größeren Verwickelungen im Staatsleben, sowie durch die beständigen Kriege immer mehr beschäftigt. Es war daher natürlich, daß man den Census und alle mit demselben verbundenen Geschäfte vom Consulate trennte, und daraus ein neues Amt bildete; und die Errichtung desselben beweist ebenso, wie die ganze Entwickelungsgeschichte des römischen Staats, daß

man in Rom stets darauf bedacht war, die Staatseinrichtung den veränderten Umständen anzupassen. Ebenso natürlich war es, daß man dieses wichtige Amt nur solchen Männern übertrug, welche bereits einmal das Consulat verwaltet hatten, und daß dasselbe also anfangs blos den Patriciern zugänglich war.

Die Censoren, welche ebenso wie die Consuln zwei an der Zahl waren, wurden gleich diesen in den Centuriat-Comitien erwählt, und zwar nur alle fünf Jahre, weil dies die Zeit war, innerhalb deren immer Ein Census gehalten werden mußte. Anfangs blieben sie auch fünf Jahre hintereinander im Amte. Dies konnte aber die republikanische Eifersucht nicht lange zugeben: schon neun Jahre nach der Errichtung der Censur wurde das Gesetz erlassen, daß die Censoren ihr Amt nur achtzehn Monate lang bekleiden durften. Übrigens wurden später nicht gerade alle fünf Jahre neue Censoren gewählt, und oft ließ man auch nicht einmal fünf Jahre verfließen, ehe man neue ernannte. Die Censoren verrichteten gleich nach dem Antritt ihres Amtes ihr Hauptgeschäft, indem sie auf dem Mars-Felde die Schätzung des römischen Volks und die damit verbundene Heerschau der Bürgermacht vornahmen. Alle Bürger erschienen bewaffnet, und einer nach dem anderen gab den Censoren sein Vermögen an, worauf er, je nachdem sein Wohlstand seit dem letzten Census zu- oder abgenommen hatte, von neuem in das Steuerregister eingetragen wurde. Jeder mußte seinen Namen, sein Alter und seine Wohnung, sowie den Namen und das Alter seiner Frau, die Zahl seiner Kinder, seiner Sklaven, seiner Güter und seines Viehstandes angeben. Alles dies mußte er mit einem Eide bekräftigen, und wenn eine seiner Angaben falsch war, so wurde er mit Einziehung seiner Güter und mit dem Verluste der Freiheit bestraft. Wer sich gar nicht stellte, verlor das Bürgerrecht. Aus den gemachten Angaben bildeten die Censoren das Steuerregister und die Verzeichnisse der Bürger jeder Klasse, Centurie und Tribus. Außer dem Census hatten die Censoren auch die Verwaltung und Verpachtung der Staats-Domänen, sowie die Oberaufsicht über die Herstellung von Heerstraßen und Wasserleitungen und über das öffentliche Bauwesen überhaupt.

Die Sorge für die Erhaltung der alten Sitte und Gesinnung gab den Censoren eine Macht und ein Ansehen, welche um so

größer waren, je weniger die Würde ihres Amtes, gleich der des Consulats, eines militärischen Commandos zu bedürfen schien. Sie prüften den äußeren Lebenswandel und den Ruf jedes Einzelnen, und hatten das Recht, über alle Klassen der Bürger Ehrenstrafen zu verhängen, deren Zweck die Ausrottung aller derjenigen Vergehungen und Gewohnheiten war, die das Familien- und Staatsleben beeinträchtigten. Sie konnten einen Unwürdigen aus dem Senate ausstoßen, jedoch nur für die Dauer von fünf Jahren, da die nachfolgenden Censoren den Ausgestoßenen wieder unter die Senatoren aufnehmen durften. Ebenso konnten die Censoren einen Ritter von dem Ritterstande ausschließen. Wollten sie einen Bürger bestrafen, der weder zu den Rittern noch zu den Senatoren gehörte, so versetzten sie ihn aus einer vornehmeren Tribus in eine geringere. Die sogenannten ländlichen Tribus galten nämlich für angesehener, weil sie den wohlhabenden und gebildeten Theil der Nation enthielten (s. oben S. 212), während die vier städtischen aus den Vermögenslosen und Freigelassenen bestanden. Ein Bürger der letzteren Klasse wurde dadurch bestraft, daß die Censoren ihn aus dem Verzeichniß der Tribus und Centurien ganz ausstrichen, was den Verlust des activen Bürgerrechts und eine willkürliche Besteuerung zur Folge hatte. Solche Bürger hießen Aerarier oder Cäriten. Auch für sie galt dasselbe, was vorher von der Bestrafung der Senatoren und Ritter gesagt worden ist: sie konnten nach fünf Jahren durch die neuen Censoren wieder in ihre früheren Rechte eingesetzt werden. Übrigens wurde durch die Censur in Rom die alte Sitte und Strenge lange Zeit mit eben dem Glücke bewacht, als dies in Genf fast drei Jahrhunderte hindurch geschah, nur mit dem Unterschiede, daß bei den Römern blos von einer bürgerlichen Aufsicht die Rede war, in Genf dagegen ein rein geistliches Gericht bestand, welches die eigentliche Religion und Moralität, sowie das häusliche Leben im alten Zustande zu erhalten suchte. So lange jene Aufsicht der Censoren sich mit den äußeren Verhältnissen des Staats vertrug, entsprach sie ihrem ursprünglichen Zwecke. Sobald dies aber nicht mehr der Fall war, betrachtete das Volk die Sittenaufsicht nur als Nebensache des Censor-Amts, und die Censoren selbst, welche in früherer Zeit meistens tadellose und erprobte Männer waren, bedienten sich seit-

dem ihrer Macht in der Regel nur, um Feindseligkeiten zu üben, oder Einzelne zu kränken. —

Bald nach der Einführung der Censur trat in Rom ein Ereigniß ein, welches zwar keine bedeutenden Folgen hatte, aber doch dadurch von Wichtigkeit ist, daß es deutlich zeigt, wie sehr die Patricier es sich angelegen sein ließen, auf jede Weise den aufstrebenden Ehrgeiz des neuen plebejischen Adels zurückzuschrecken. Als im Jahr 440 v. Chr. bei einer Hungersnoth viele ärmeren Bürger großen Mangel litten, nahm sich ein reicher Privatmann, der plebejische Ritter Spurius Mälius, seiner Mitbürger an. Er ließ Getraide in Etrurien aufkaufen, und theils unentgeltlich, theils zu niedrigen Preisen an die Armen vertheilen. Dies verschaffte ihm einen großen Anhang im Volke, erregte aber zugleich auch Eifersucht und Argwohn bei den Patriciern. Es verbreitete sich, entweder durch diese veranlaßt oder zufälliger Weise, das Gerücht, Mälius strebe nach der königlichen Herrschaft, habe aus diesem Grunde sich durch seine Getraide-Austheilung die Gunst des großen Haufens zu erwerben gesucht, und halte in seinem Hause viele Waffen verborgen. Der Senat ernannte den hochbejahrten Cincinnatus zum Dictator, und als Mälius vor dessen Richterstuhl auf das Forum geschleppt, hier aber vom Volke befreit ward, stürzte sich der Magister equitum, Servilius Ahala, auf die Menge, und stieß den Angeklagten vor den Augen des Volkes nieder. Hierauf ließ der Dictator das Haus des Mälius als Wohnung eines Hochverräthers niederreißen.

Alle solche Maßregeln konnten nur vorübergehend wirken. Die einmal begonnene Herstellung der Gleichheit des neuen Adels mit dem alten ging ihren Gang fort, und die vornehmen plebejischen Familien wußten den Patriciern immer mehr Vorrechte zu entreißen. Der nächste Schritt zur völligen Gleichheit der Stände war die Zulassung der Plebejer zur Quästur oder zu derjenigen Magistratur, von welcher man unmittelbar zu den höheren Ämtern des Staats gelangte. Die Quästoren waren die Aufseher und Verwalter der Staatskasse, führten über Einnahme und Ausgabe Rechnung, besorgten die Verkaufung der Kriegesbeute, und repräsentirten den Senat bei fremden Gesandten, deren Verpflegung sie aus der Staatskasse bestritten, und für welche sie die gebräuchlichen

Geschenke anschaffen ließen. Ihr Geschäft war natürlich sehr weitläufig und mit vielen mechanischen Arbeiten verbunden, weswegen sie ebenso, wie andere Beamten, ganze Büreaux von Schreibern und Rechnern hatten. Auch mußte ihre amtliche Thätigkeit mit jeder Vergrößerung des Staats an Umfang zunehmen und immer verwickelter werden. Daher kommt es denn, daß ihre Zahl, welche ursprünglich nur zwei betrug, nach und nach bis auf zwanzig, ja zu Cäsar's Zeit sogar bis auf vierzig vermehrt ward. Früher waren die Quästoren immer von den Consuln ernannt worden und mithin bloße Unterbeamte derselben gewesen. Schon zwei Jahre nach der Abschaffung des Decemvirats aber hatte man die consularische Gewalt dadurch sehr geschwächt, daß man die Quästur für eine von den Consuln unabhängige und gleich den anderen Ämtern vom Volke jährlich zu vergebende Würde erklärte: Zwanzig bis dreißig Jahre später (421 v. Chr.), als die Zahl der Quästoren auf vier erhöht wurde, setzten die Plebejer den Beschluß durch, daß dieses Amt auch von ihnen bekleidet werden dürfe.

2. Äußere Angelegenheiten bis auf den Krieg mit Veji.

Eine der wichtigsten Folgen der durch das Decemvirat und die Valerischen Gesetze bewirkten Veränderung im Staatswesen war die schnelle Vergrößerung des römischen Staats und die auffallend starke Vermehrung seiner inneren Kraft. Die zunehmende Macht des plebejischen Adels und der dadurch zwischen ihm und den Patriciern entstehende Wetteifer trugen vorzugsweise zur Entwickelung des patriotischen Muthes der Römer und zum Gedeihen ihrer auswärtigen Unternehmungen bei. Den Rang, welchen vorher die Geburt allein gegeben hatte, konnte seit jener Änderung der einzelne Patricier sich nur durch Tapferkeit, Mäßigkeit, Ausdauer, Rechtlichkeit und Klugheit erwerben und sichern; alle diese Tugenden aber wurden durch Kriege entwickelt und genährt, welche von Plebejern und Patriciern in gleich hohem Grade gewünscht wurden, von Beiden, weil sie durch kriegerische Verdienste allein größeres Ansehen erhalten konnten, von diesen insbesondere aber

auch darum, weil sie nur durch Kriege sich Ruhe vor den Tribunen und dem von ihnen aufgereizten Volke verschaffen, und sich im erblichen Besitz der Ehrenstellen des Staats behaupten konnten. Dies machte den Senat jener Zeiten so ehrwürdig, die Anführer der Heere so wachsam und thätig, und erfüllte die plebejischen Familien mit so regem Eifer, sich doppelt um den Staat verdient zu machen, um diejenigen, die im Besitze der Macht waren, aus den Ehrenstellen zu verdrängen, und zu erwerben und zu sparen, um ihnen an Vermögen gleichzukommen.

So hing also die erobernde Richtung, welche das römische Volk von dieser Zeit an immer entschiedener einschlug, und die dasselbe zuletzt zur Weltherrschaft führte, enge mit jenen Zwisten und Kämpfen zusammen, durch welche Rom's Verfassung sich entwickelte. Beides wirkte fortan zusammen, um die Römer zugleich zu jener inneren Kraft und jener äußeren Macht zu führen, welche Beide ein Gegenstand der Bewunderung für die Nachwelt geworden sind. Diese doppelte Thätigkeit des römischen Volkes hat der Geschichte seiner früheren Jahrhunderte ihren eigentlichen Reiz und ihren vorherrschenden Charakter gegeben. Beide Stände waren einig und suchten einander durch kriegerische Verdienste zu überbieten, so oft ein auswärtiger Feind den Staat bedrohte, und diesem war die durch den ewigen inneren Streit genährte Kraft stets furchtbar; sobald aber der Krieg zu Ende war, begann die innere Bewegung, der Kampf der Parteien wieder, dieser hielt dann auch mitten im Frieden alle Bürger wach und thätig, und erlaubte keinem, sich auf dem Polster der Weichlichkeit zu betten.

Dieser Geist des römischen Volks und seines damaligen Lebens gewährte auch den gemachten Eroberungen eine größere Sicherheit und Festigkeit, als sie durch irgend eine Art von äußeren Vertheidigungsmitteln hätten erhalten können. Doch fehlte es auch an diesen nicht. Dies zeigte sich besonders in der Einrichtung der römischen Colonieen, deren Beginn bis in die frühesten Zeiten hinaufreicht. Während die Griechen ihre Colonieen gleich bei der Gründung von sich trennten, und daher dieselben auch in den entferntesten Gegenden anlegten, blieben dagegen die zu einer Ansiedelung ausgesandten römischen Bürger fortwährend ein Theil des

Staats und der Bürgerschaft von Rom, und die Römer legten daher auch nur ungern und selten Colonieen außerhalb Italiens an. Auf diese Weise vermehrte sich mit der Zunahme des römischen Gebiets die Zahl der römischen Bürger, ohne daß die Bevölkerung der Stadt Rom übermäßig schnell vergrößert ward. Die römischen Colonieen hatten außerdem auch noch eine große militärische Bedeutung. Sie waren nämlich das Mittel, durch welches man sich den Besitz der gemachten Eroberungen auf eine leichte Weise sicherte. Sie dienten nicht blos, wie unsere Festungen, zur Vertheidigung des Reichs gegen äußere Feinde, sondern sie waren auch militärische Posten, durch welche die Unterworfenen in Abhängigkeit erhalten wurden. Die Bewohner derselben, welche als römische Bürger mit dem Mutterstaate in der innigsten Verbindung blieben, waren wie alle Römer Soldaten und Bürger zugleich, sie wurden außerdem schon durch ihr eigenes Interesse zur Unterdrückung jeder Bewegung unter den Besiegten angetrieben, und erforderten nicht, wie unsere Besatzungstruppen, Unterhaltungskosten von Seiten des Staats, da sie außer den Gütern, die man bei der Gründung der Colonie ihnen angewiesen hatte, und von deren Bebauung sie lebten, nichts erhielten.

Ebendieselbe Klugheit, welche die Römer bei ihren Colonieen leitete, ebenderselbe Tact, mit dem sie Alles den Umständen anzupassen verstanden, zeigt sich auch in der Einrichtung und stufenmäßigen Entwickelung ihres Heerwesens. Es scheint uns jedoch besser, diese Letztere erst später anzudeuten, um die Darstellung der allmäligen Bildung der römischen Staatsverfassung nicht mehr, als nöthig ist, zu unterbrechen. Wir geben daher auch nur einen kurzen Bericht über die Kriege, welche Rom nach dem Sturze des Decemvirats bis zur Eroberung von Veji führte. Die Sabiner wurden nach einem fast zwanzigjährigen Kriege von dem Consul Marcus Horatius, der mit seinem Collegen Lucius Valerius die Vertreibung der Decemvirn geleitet hatte, völlig besiegt, und ihr gebirgiges Land zu einer römischen Besitzung gemacht. Unter welchen Bedingungen sie sich der römischen Herrschaft unterwarfen, ist unbekannt; wir wissen nur so viel, daß anderthalb Jahrhunderte vergingen, bis sie wieder die Waffen gegen Rom ergriffen und von neuem besiegt wurden. In demselben Jahre, in welchem

Horatius die Sabiner zur Unterwerfung zwang, brachte Lucius Valerius den Aequern eine Niederlage bei. Diese setzten hierauf den Krieg noch einige Jahre fort; dann wurden sie theils in das den Latinern gewährte Bündniß aufgenommen, theils wurde ihr Land römischen oder latinischen Colonisten gegeben. Ebenso erging es zu derselben Zeit den Volskern. Gegen das Ende des fünften Jahrhunderts vor Christo reichte das Gebiet der Römer im Osten bereits über die Mitte von Italien hinaus bis an die Ostgrenze von Sabinum und bis an den Fuciniſchen See oder den Lago di Celano. Dagegen lag die nördliche Grenze des römischen Staates der Stadt Rom noch sehr nahe; hier hemmten die etruskischen Städte Capena, Falerii und Veji die Fortschritte der römischen Waffen, und gegen sie wandte sich deshalb nach der Besiegung der Aequer und Volsker zunächst die Kriegsluſt der Römer.

3. Der letzte Krieg gegen Veji.

Der Krieg mit Veji, welcher zuerst begonnen wurde, hat eine dreifache Bedeutung. Seine glückliche Beendigung machte den Römern zuerst Etrurien und den Norden von Italien zugänglich; die Erzählungen von demselben gehörten zu den wichtigsten Sagen der späteren Römer, erfüllten dieselben mit Enthusiasmus für ihre Nationalgeschichte, und sind dadurch, obgleich sie sehr ausgeschmückt wurden, für die Nachwelt der wirklichen Geschichte gleich geworden; im vejischen Kriege endlich hat der römische Senat zum ersten Male die Kunst verstanden, das Interesse der regierenden Klasse, Krieg und Eroberung, mit dem Interesse der Regierten, Frieden und Brod, zu verbinden, und da auf dieser Kunst zum Theil die nachherige Größe Rom's beruhte, so hat dies den vejischen Krieg, obgleich er mit einer bloßen einzelnen Stadt geführt ward, ganz besonders folgenreich gemacht.

Früher hatte Rom auch unter den etruskischen Städten ebenso, wie in Latium, einen ansehnlichen Rang behauptet. Diesen hatten die Römer später verloren, die Erinnerung des etruskischen Ursprungs ihrer Stadt war ihnen geschwunden, und das der Stadt Rom ganz nahe gelegene Veji bildete ein, die Erweiterung des römischen Gebiets hemmendes Bollwerk, weil es ungeheuere

Mauern hatte und durch dieselben gegen jeden Angriff geschützt war, welcher ohne Kriegsmaschinen und ohne eine, nur stehenden oder bezahlten Heeren mögliche langjährige Belagerung unternommen wurde. Immer wieder erneute Kriege zwischen Veji und Rom waren unvermeidlich. Veji war aber ein im Sinken begriffener Urstaat, Rom dagegen ein neu gebildeter jugendlich kräftiger Staat, der sich immer mehr erhob, und wegen seiner inneren Kraft und seiner kriegerischen Richtung zu den Völkern Italiens in demselben Verhältniß stand, wie Sparta zu den griechischen, nur mit dem Unterschied, daß es nicht, wie dieses, sich eine lange Zeit hindurch defensiv verhielt, sondern gleich von Anfang an angreifend und erobernd auftrat. Zum Unglück für die Stadt Veji waren außerdem noch zu derselben Zeit, als Rom nach und nach völlig in einen militärisch aristokratischen Staat umgewandelt ward, von den drei etruskischen Staatenbünden, von welchen sie als verwandten Mächten eine kräftige Hülfe hätte erwarten können, zwei bereits untergegangen, der dritte aber gerade damals nicht im Stande, den Vejentern gegen den gemeinschaftlichen Feind beizustehen. Der lombardische Bund der Etrusker nämlich war schon längst den gallischen Horden, der campanische aber kurz vorher den Samniten erlegen, und als die Römer Veji angriffen, waren ebendieselben Barbaren auch in das eigentliche Etrurien entweder bereits eingebrochen oder drohten doch jeden Tag einzubrechen.

Beim Beginn des letzten Kriegs mit Veji hatte Rom die oben angedeutete Maßregel ergriffen, welche unter den damaligen Umständen seine Kriegsmacht zur furchtbarsten des ganzen westlichen Europa's machen mußte. Es ward nämlich damals (405 v. Chr.) zuerst ein allgemeiner Sold für das ganze am Kriege theilnehmende Fußvolk eingeführt, während früher unter den Königen nur die Garden derselben besoldet worden waren, nachher aber das Heer entweder gar nicht oder nur theilweise und vorübergehend eine Löhnung erhalten hatte. Die Reiterei, welche nicht sehr stark war und blos aus den vermögenden Bürgerklassen genommen ward, erhielt erst in viel späterer Zeit regelmäßigen Sold. Diese wichtige Maßregel, durch welche die römische Bürgermacht in den Sold des Staates genommen wurde, gab derselben ein noch größeres Übergewicht über die Heere der übrigen italiänischen Staaten, als sie

schon früher durch den in der römischen Republik herrschenden Geist erhalten hatte; denn der Römer konnte jetzt, ohne Nachtheil für sein Gewerbe und seine häuslichen Angelegenheiten, öfter und auf längere Zeit in den Krieg ziehen, und das Heer war namentlich, worauf bei einem Kriege mit Veji Alles ankam, in den Stand gesetzt, selbst den Winter über im Felde zu bleiben und eine Stadt ganze Jahre hindurch umzingelt zu halten.

Der letzte Krieg mit Veji währte zehn Jahre (von 405 bis 396 v. Chr.), und ist in militärischer Hinsicht besonders dadurch merkwürdig, daß in demselben die Römer zum ersten Male eine förmliche Belagerung größerer Art unternahmen. Die Vejenter zogen sich nämlich, weil sie im offenen Felde den Römern nicht gewachsen waren, hinter ihre Riesenmauern zurück, und wurden dort, wie es heißt, zehn Jahre hindurch ohne Unterbrechung belagert. Diese langjährige Dauer der Belagerung ist, wie alles, was sonst noch von den einzelnen Begebenheiten des letzten vejischen Krieges erzählt wird, eine Ausschmückung der überlieferten Sage, die man nicht auf ihren historischen Gehalt zurückzuführen vermag. Überhaupt ist diese Belagerung in den Chroniken der Römer gerade ebenso behandelt worden, wie die messenischen Kriege in den Geschichtsbüchern der Griechen, und es ist hier wie dort unmöglich, die Sage ihres poetischen Gewandes zu entkleiden. Ja, die römischen Erzählungen von der Eroberung und Zerstörung von Veji erinnern sogar aufs lebendigste an die epischen Darstellungen des trojanischen Kriegs, und vielleicht dürfte man die Annahme einer zehnjährigen Dauer der Belagerung und manche Einzelnheit derselben geradezu daraus erklären, daß in den Augen der Nachkommen Veji als das römische Troja angesehen, und die Zerstörung desselben mit der von Troja verglichen wurde.

Im dritten Jahr des Krieges begannen die Römer die eigentliche Belagerung, sie warfen rings um die Stadt einen Damm auf, der durch hölzerne Wände gegen das Zerfallen geschützt ward; von diesen aus wurden die Mauern der Stadt und die auf ihnen stehenden Feinde angegriffen. Als der Herbst kam und die Angriffe noch nichts gefruchtet hatten, beschlossen die Römer zum ersten Male in ihrer Geschichte, auch den Winter über im Felde zu bleiben. Ein glücklicher Ausfall, den die Vejenter machten, ver-

eitelte jedoch bald alle Anstalten der Römer: die Belagerer wurden zurückgeschlagen, das Holzwerk ihres Dammes verbrannt und dieser selbst dem Erdboden gleich gemacht. Das Glück der Vejenter ermunterte die benachbarten Capenaten und Falisker (die Bewohner von Falerii), auch ihrerseits die Waffen zu ergreifen und ihren Landsleuten Hülfe zu leisten. Dadurch ward einige Jahre hindurch der Wiederbeginn der Belagerung unmöglich gemacht. Die Römer führten den Krieg mit abwechselndem Glücke, bis sie endlich im Anfang des letzten Jahres desselben durch die Capenaten und Falisker eine blutige Niederlage erlitten, welche eine schlimme Wendung herbeizuführen schien. Dies bewog den Senat, die größten Anstrengungen zur Beendigung des Krieges zu machen und die Leitung desselben einem Dictator zu übertragen. Der Patricier Marcus Furius Camillus, der schon vorher mehrmals ein Commando gehabt hatte, wurde dazu ernannt.

Das glückliche Ende des Kriegs, welches Camillus zu Stande brachte, wird von der Sage auf mannichfache Weise poetisch ausgeschmückt. Namentlich hat man ein Wasserbauwerk, welches um jene Zeit ausgeführt ward, mit der Geschichte des vejischen Kriegs in Verbindung gebracht, um für Veji ebenso, wie für Troja, einen Schicksalsspruch zu erfinden. Der albanische See im Lande Latium nämlich ward in jener Zeit mit einem Abzugsstollen versehen, durch welchen die nahen fruchtbaren Niederungen bewässert werden konnten, und zugleich dem Übertreten des See's vorgebeugt und die ganze Umgegend vor Überschwemmung bewahrt wurde. Dieses Werk ward in der Sage auf folgende Weise mit dem vejischen Kriege in Zusammenhang gebracht. Die Römer wurden, wie es heißt, gegen das Ende des Krieges durch das plötzliche und außerordentlich starke Anschwellen des Albaner See's, welcher über die ihn umgebende Bergwand floß, sehr beunruhigt, weil sie nach ihren etruskischen Religionsbegriffen alle ungewöhnlichen Naturerscheinungen für Vorzeichen dessen, was nach dem Willen der Götter geschehen sollte, ansahen. Sie ließen also das delphische Orakel durch Gesandte befragen, und erfuhren sowohl von diesem, als auch von einem gefangenen etruskischen Zeichendeuter, es sei von Alters her durch das Schicksal bestimmt, daß Veji nicht erobert werden könne, während der Albaner See seine

Ufer überströme, daß aber Rom untergehen werde, sobald die Gewässer des See's das Meer erreichten. Man begann also schnell das felsige Becken desselben zu durchbohren, damit der See nicht länger überfließe und das durch den Kanal herausgeleitete Wasser in der Niederung zerstreut werde. So ward der Spruch des Schicksals zu Gunsten der Römer erfüllt.

Camillus schlug, sobald er das Commando des römischen Heeres übernommen hatte, zuerst die Capenaten und Falisker in einer entscheidenden Schlacht, und begann dann eine neue Belagerung der Stadt Veji. Nachdem rings herum Schanzen aufgeworfen waren, ließ Camillus einen Minengang graben, der in die Burg von Veji geleitet wurde, und dort bis gerade unter den Juno-Tempel führte. Als der Gang bis auf den Durchbruch des äußersten Endes fertig war, begab sich Camillus mit einem kleinen Theil des Heeres in denselben, die Übrigen aber ließ er einen allgemeinen Sturm auf die Mauern der Stadt machen. Die Vejenter, welche von dem unterirdischen Gange nichts gemerkt hatten, begaben sich insgesammt auf die Mauern, nur ihr König blieb mit den Priestern zurück, um im Tempel der Juno den Göttern zu opfern, und ihren Beschluß zu erforschen. Die Römer vernahmen unter dem Boden den Spruch der Priester, daß dasjenige Volk siegen werde, dessen Bürger der Göttin das so eben erschlagene Opferthier darbringen würden. Da brachen sie sogleich hervor, erschlugen die Anwesenden und opferten der Göttin. Dann besetzten sie Burg und Stadt, und öffneten ihren Landsleuten die Thore. Plündernd und mordend durchzogen die Sieger die Stadt. Sie machten eine unermeßliche Beute, und mit nie gesehenem Pompe feierte Camillus bei der Rückkehr nach Rom einen Triumph; allein er fuhr dabei auf einem Viergespann von weißen Rossen, wie nur Jupiter und der Sonnengott zu fahren pflegten. Er beleidigte dadurch beide Gottheiten, und mußte bald nachher, wie einst Agamemnon, zur Sühne für die untergegangene Stadt großes Unglück erleiden. Die besiegten Vejenter wurden bald nach der Einnahme ihrer Stadt nach Rom versetzt. Wie auf diese Weise durch die Eroberung von Veji die Bevölkerung von Rom vermehrt ward, so bereicherte andererseits die Beute einer alten und sehr wohlhabenden Stadt das römische Volk. Was aber das Wichtigste war, das Gebiet der

Römer ward durch die Besitznahme einer der fruchtbarsten Gegenden von Italien erweitert, und das Hauptbollwerk, welches sie seither gehindert hatte, sich Etrurien zu unterwerfen, war jetzt hinweggeräumt. Auch die Capenaten und Falisker wurden gleich nach Veji's Fall unter das römische Joch gebeugt.

Camillus hatte vor der Eroberung von Veji dem delphischen Gotte den zehnten Theil der Beute gelobt, dies aber damals dem Heere nicht verkündigt. Als nach der Heimkehr der Soldaten von den Priestern erklärt wurde, jeder müsse bei Strafe des göttlichen Zornes ein Zehntel der von ihm gemachten Beute abliefern, waren die Meisten nicht mehr im Besitze derselben, und zürnten dem Feldherrn, dessen Stillschweigen eine so schwere Schuld auf ihre Häupter geladen hatte. Gleich nachher trat Camillus als entschiedener Aristokrat mit großer Heftigkeit gegen die Plebejer und ihre Tribunen auf. Da er nun vermittelst der gemachten Beute sein Haus prachtvoll verziert hatte, und man in Rom damals an große Pracht noch nicht gewöhnt war, so benutzten dies die Tribunen, um ihn ins Verderben zu stürzen. Sie klagten ihn vor dem Volke an, daß er einen beträchtlichen Theil der dem Staate gehörenden Beute von Veji unterschlagen habe. Camillus war zu stolz, um das verhaßte Volk als seinen Richter anzuerkennen, und zog lieber freiwillig in die Verbannung. Als er scheidend durch das Thor seiner Vaterstadt ging, bat er mit rachgierigem Sinne die Götter, sie möchten der undankbaren Stadt seine Abwesenheit recht bald fühlbar machen.

4. Der erste gallische Krieg der Römer.

Zur Unterwerfung von ganz Italien, zu der die Römer durch die Besiegung der Vejenter den ersten Schritt gethan hatten, war ihnen sogar das bald nachher bis nach Rom selbst vordringende Volk der Gallier behülflich. Dieses drohte zwar anfangs dem römischen Staat verderblich zu werden, allein Rom ging zuletzt nicht allein siegreich aus dem Kampfe mit ihm hervor, sondern erweiterte auch durch denselben seine Macht, und glänzte seitdem als die Retterin und das Haupt von Italien gegen die Barbaren. Gallische Schaaren waren, wie oben (S. 190 f.) bereits angegeben

worden ist, schon zur Zeit der römischen Könige in Oberitalien eingebrochen; sie hatten damals den lombardisch-etruskischen Staatenbund vernichtet, und waren hierauf allmälig weiter nach Süden vorgerückt. Gegen den Schluß des fünften Jahrhunderts, bald nachdem die Samniten sich die campanisch-etruskische Conföderation unterworfen hatten, waren gallische Schaaren über die Apenninen gegangen, um auch im eigentlichen Etrurien festen Fuß zu fassen. Im Jahr 391 v. Chr. griffen sie unter Brennus Anführung die Stadt Clusium an, und diese wandte sich nach Rom um Hülfe.

Die Römer schickten drei Gesandte, welche der mächtigen Familie der Fabier angehörten, nach Clusium, um den Galliern Vorstellungen zu machen. Diese ließen sich auf nichts ein, sondern verlangten, daß die Clusiner ihnen einen Theil ihres Gebietes abtreten sollten, indem sie, wie man ihnen in den Mund legt, den Fabiern erklärten, ihr Recht bestehe in ihren Waffen und tapferen Männern gehöre die Welt. Der Krieg ward also fortgesetzt, und die römischen Gesandten waren so unbesonnen, bei einem Ausfall der Clusiner am Kampfe Theil zu nehmen; einer derselben erschlug sogar bei dieser Gelegenheit einen gallischen Anführer. Brennus schickte hierauf einige seiner Krieger nach Rom, und forderte die Auslieferung der Gesandten, welche so gröblich gegen das Völkerrecht gesündigt hatten. Der römische Senat überließ die Sache dem Volke, und dieses verweigerte den Galliern nicht allein die verlangte Genugthuung, sondern ernannte auch die drei Fabier zu Militärtribunen mit consularischer Gewalt. Auf diese Nachricht setzte sich Brennus sogleich gegen Rom in Marsch. Zum Unglück für die Römer befand sich damals der einzige Mann, der, wie sich später zeigte, im Stande war, mit Glück gegen die Gallier zu kämpfen, nicht in Rom, sondern in der rutulischen Stadt Ardea, wohin er sich bei seiner freiwilligen Verbannung zurückgezogen hatte. Die drei Fabier und ihre Collegen im Militärtribunat führten den herrannahenden Galliern ein Heer von fünf und vierzigtausend oder wahrscheinlich nur von vier und zwanzigtausend Mann entgegen, und lieferten ihnen am Flusse Allia eine Schlacht (390 v. Chr.). Die Römer erlitten eine solche Niederlage, daß der überlebende Rest ihres Heeres nicht einmal nach Rom zurückkehren konnte, sondern sich nach dem verlassenen Veji rettete. Der

Tag der Schlacht am Allia galt seitdem den Römern als ein Unglückstag.

Die Militärtribunen hatten in ihrer unbesonnenen Hitze ebenso wenig daran gedacht, Maßregeln zur Beschützung der Stadt zu treffen, als sie für den Fall einer Niederlage sich den Rückzug gedeckt hatten. Rom war nicht einmal mit Lebensmitteln versorgt worden, um eine Belagerung aushalten zu können. Die Stadt wäre daher gleich nach der Schlacht eine Beute der rohen Gallier geworden, wenn diese sich nicht der Plünderungslust und Trinksucht überlassen hätten. So verging ein ganzer Tag, ohne daß Brennus etwas zur Benutzung seines Sieges unternehmen konnte. Dadurch wurde die Existenz der römischen Nation gerettet. An eine Vertheidigung der ihrer streitbaren Mannschaft beraubten Stadt war freilich nicht zu denken, im Gegentheil, der größte Theil der Einwohner entfloh nach benachbarten Orten; man gewann aber doch Zeit, das Capitol mit den Wehrhaftesten zu besetzen und Lebensmittel dahin zu bringen. Die Gallier fanden, als sie nach Rom kamen, die Thore unbesetzt und die Stadt von Menschen entblößt; nur achtzig angesehene Greise hatten, wie die Sage hinzufügt, den Untergang ihrer Vaterstadt nicht überleben wollen, und saßen auf dem Forum. Diese wurden von den Barbaren niedergemetzelt, die Stadt selbst aber geplündert und bis auf einige wenige Häuser eingeäschert. Das Capitol bestürmten die Gallier mehrmals vergebens. Ein Theil von ihnen blieb daher in Rom, um die Besatzung des Capitols durch Hunger zur Übergabe zu zwingen, während die Übrigen plündernde Streifzüge durch Latium machten.

Unterdessen hatten sich viele der flüchtigen Römer und Etrusker innerhalb der Mauern des verlassenen Veji gesammelt, und den Römer Cädicius an ihre Spitze gestellt. Eine andere Schaar war nach Ardea geflohen, und machte von hier aus, in Verbindung mit den Bürgern dieser Stadt und unter Camillus Führung, Angriffe auf die umherstreifenden gallischen Raubhorden. Cädicius und Camillus trugen im Kampfe mit einzelnen Streifparteien stets den Sieg davon, und das Vertrauen der Römer in ihren Muth und ihre Waffen wurde dadurch immer mehr gestärkt. Diejenigen Gallier, welche das Capitol eingeschlossen

hielten, suchten indessen mit den Belagerten über eine Geldsumme einig zu werden, für welche sie sich zum Abzug verstehen wollten. Die beiden römischen Schaaren aber, welche mit den umherstreifenden Landsleuten derselben kämpften, setzten ihr Vertrauen auf Camillus, und ersuchten ihn unter dem Namen eines Dictators das Commando zu übernehmen und sie gegen die Gallier in Rom zu führen.

Bis dahin ist alles, was von dem gallischen Kriege berichtet wird, wahrscheinlich; von diesem Augenblick an aber gleichen die Erzählungen weniger einer wahren oder wahrscheinlichen Geschichte, als vielmehr einem epischen Gedicht, das zur Verherrlichung der Helden der Vorzeit gedichtet ward. Die Wahrheit aus denselben zu ermitteln, ist unmöglich. Camillus wollte nach diesen Erzählungen die Dictator-Würde ohne Erlaubniß des Senats nicht annehmen. Es ward daher beschlossen, von den auf dem Capitol befindlichen Senatoren ihre Zustimmung einzuholen. Ein kühner Jüngling, Pontius Cominius, übernahm das gefährliche Geschäft, das von Feinden umlagerte Capitol heimlich zu ersteigen und von dort einen Senatsbeschluß zu bringen. Er schwamm über die Tiber, erkletterte den Berg an derjenigen Stelle, welche der tarpejische Felsen hieß, und gelangte mit der erwünschten Erklärung des Senats glücklich wieder zum Heere zurück. Am folgenden Morgen bemerkten die Gallier die Spuren des Hinaufgekletterten, und suchten nun das Capitol ebendaselbst zu ersteigen. Sie kletterten Nachts in tiefer Stille hinan, und einer von ihnen hatte bereits die Zinne des Felsens erklommen, als die der Juno geweihten Gänse des capitolinischen Tempels durch das Geräusch erschreckt wurden und zu schreien begannen. Ihr Geschrei erweckte den Consularen Marcus Manlius, dessen Haus auf dem Capitol lag, und welcher daher den Beinamen Capitolinus führte. Schnell herbeieilend stieß er die heraufgeklommenen Gallier nieder, und durch seine Wachsamkeit und Tapferkeit wurden also die Römer in demselben Augenblick, als ihre Burg bereits erstiegen war, vor einem plötzlichen Überfall bewahrt.

Wenn in der That die Gunst des Geschickes und der Heldenmuth eines Römers auf eine so wunderbare Art zusammen wirkten, um die Stadt, die zur Weltherrschaft berufen war, zu retten, so ist

auch der nachfolgende letzte Auftritt in diesem Drama nicht so unglaublich, als man zuweilen behauptet hat. Die Gallier, welche durch Hunger, durch eine ausbrechende Seuche und durch die römischen Truppen außerhalb der Stadt hart bedrängt wurden, und überdies noch die Nachricht von einem Einfalle der Veneter in ihr Land erhielten, beschlossen aus Rom abzuziehen. Die Römer des Capitols litten aber ebenfalls durch den Mangel an Lebensmitteln große Noth, und Camillus hatte die in Latium zerstreuten Römer nicht schnell genug sammeln und gegen die Stadt führen können. Es kam daher zwischen den Belagerern und Belagerten zu Unterhandlungen über eine Summe Geld, mit welcher der Abzug der Ersteren erkauft werden sollte. Man vereinigte sich dahin, daß den Galliern tausend Pfund Gold gegeben werden sollten. Dieses ward von Sulpicius, einem der damaligen Militärtribunen, dem König Brennus auf dem Forum übergeben; die Gallier gebrauchten aber beim Wiegen desselben falsches Gewicht, und als Sulpicius dagegen protestirte, warf Brennus noch sein gewaltiges Schwert sammt dem Wehrgehenk in die Schaale, indem er den Römern die Worte: „Wehe den Besiegten!" zurief. In diesem Augenblick erschien nach der Sage Camillus, der gerade in derselben Stunde mit seinem Heere an den Thoren der Stadt angelangt war. Er erklärte als Dictator den ohne seine Zustimmung geschlossenen Vertrag für ungültig, und wies den gallischen König mit den Worten ab, der Römer erkaufe nicht mit Gold, sondern mit dem Schwerte seine Freiheit. Nun kam es zu einem Kampfe in den Straßen von Rom. Die Gallier wurden aus der Stadt geworfen, am folgenden Tage auf ihrer Flucht eingeholt und größtentheils getödtet.

Über den Wiederaufbau der niedergebrannten Stadt entstand Zwietracht unter den Römern. Der bei weitem größere Theil des Volkes wollte Rom nicht wieder hergestellt haben, sondern in das leere Veji ziehen; allein Camillus und die Mehrzahl der Patricier wußten zu verhindern, daß die neue Macht unter einem verschollenen Namen erstickte. Sie benutzten auf eine kluge Weise den Aberglauben des Volkes zu diesem patriotischen Zwecke. Ein bei der Abstimmung des Senats zufällig gehörtes günstiges Wort ward für eine glückliche Vorbedeutung, für einen Ausspruch des göttlichen

Willens erklärt, und das Volk gab sich hierauf zufrieden. Die Stadt ward in der kurzen Zeit eines Jahres ohne alle Rücksicht auf Schönheit und Ordnung wieder aufgebaut, und die Übereilung, mit welcher dies geschah, war später, bis auf den großen Brand unter Nero's Regierung, an den vielen engen und krummen Straßen zu erkennen.

5. Von der Wiederherstellung der Stadt Rom an bis auf Licinius Stolo's Auftreten.

Rom hatte, noch ehe es aus seinen Trümmern wieder emporgestiegen war, mit einigen benachbarten Städten, welche von ihm abfielen, Krieg zu führen. Unmittelbar nachher suchten auch die Latiner, Volsker und Herniker aus der damaligen Schwäche des römischen Staats Nutzen zu ziehen und das Band zu lösen, durch welches sie an denselben gefesselt waren. Sie wurden bald wieder durch Camillus und einige andere Anführer unterworfen, der Kampf mit äußeren Feinden hob das Selbstvertrauen und den Muth des Volkes, und Rom stand bald wieder wie neugeboren und in verjüngter Kraft da.

Auch die bald nach der Vertreibung der Gallier wieder ausbrechenden Verfassungsstreitigkeiten hemmten die Entwickelung der römischen Macht nicht. Die damaligen Zwiste wurden nicht, wie beim Sturze der Decemvirn, durch Misbrauch der Gewalt oder, wie früher so oft, durch das Streben der vornehmeren Plebejer nach Gleichstellung mit den Patriciern veranlaßt, sondern durch die Noth, die in Folge des gallischen Krieges eingetreten war. Die unvermeidliche Erhöhung der Abgaben, die Wiederherstellung der zerstörten Wohnungen, die Sorge für die verödeten Felder und die Anschaffung des eingebüßten Arbeitsgeräthes und Viehstandes hatten den größten Theil des Volkes in Schulden gestürzt; der Wuchergeist reicher Patricier und Plebejer suchte aus dieser Noth Vortheil zu ziehen, und die Schuldner hatten die ganze Strenge und Härte der römischen Schuldgesetze zu erdulden. Manlius Capitolinus, der Retter des Capitols, nahm sich der Unglücklichen an. Er kaufte viele, welche Schulden halber eingekerkert waren, durch unverzinsliche Darlehen los, und verwendete, wie berichtet wird, sein ganzes

Vermögen zu dieſem Zwecke. Er ging ſogar noch weiter, und ſuchte zu bewirken, daß zum Behuf einer Schuldentilgung ein Theil der Staats-Domänen verkauft werde. Manlius ward auf dieſe Weiſe der Abgott des Volkes und der Schrecken aller Reichen und Vornehmen. Dieſe ſchrieben ihm hochverrätheriſche Pläne zu und ruhten nicht eher, als bis er in gefängliche Haft gebracht wurde; aber das Volk zwang durch die drohende Stellung, die es annahm, den Senat, ihn wieder freizugeben.

Manlius wurde dadurch nur um ſo gefährlicher für den plebejiſchen und patriciſchen Adel, und ſoll, wie ihm vorgeworfen ward, ſeitdem auch wirklich revolutionäre Gedanken gehegt und nach der Königswürde geſtrebt haben. Die Patricier und die reicheren Plebejer beſchuldigten ihn des Hochverraths, und die Volkstribunen klagten ihn vor den Centuriat-Comitien förmlich an. Manlius hätte ſich, wie Camillus, der gerechten oder ungerechten Strafe, die ihm bevorſtand, durch freiwillige Verbannung entziehen können, er trotzte aber ſeinen Feinden und blieb. Er rief vor den Centurien die vierhundert Bürger, denen er durch Bezahlung ihrer Schulden die Freiheit wiedergegeben hatte, als Fürſprecher auf, er wies auf das von ihm gerettete Capitol, auf die Narben ſeiner Bruſt, auf die im Kriege erhaltenen Ehrengeſchenke, auf die erbeuteten Waffen beſiegter Feinde als Zeichen ſeines Patriotismus hin, und brachte es wirklich dahin, daß das Volk ſeine Verurtheilung verweigerte. Er ward entweder wirklich freigeſprochen, oder die Tribunen ſchoben unter einem Vorwande die Entſcheidung auf, und ließen die Centurien unverrichteter Sache aus einander gehen. Aber dies half ihm nichts. Einige Tage nachher ward entweder eine zweite Centurien-Verſammlung unter Umſtänden gehalten, die für Manlius Feinde günſtig waren, oder, was wahrſcheinlicher iſt, dieſe klagten den gehaßten Mann vor den Comitien der Curien an. Genug, Manlius wurde zum Tode verurtheilt und, der für das Verbrechen eines gewaltſamen revolutionären Angriffs auf die Verfaſſung vorgeſchriebenen Beſtrafung gemäß, vom tarpejiſchen Felſen herabgeſtürzt, ſeine Wohnung aber dem Erdboden gleich gemacht (383 v. Chr.).

Ob die gegen Manlius vorgebrachte Beſchuldigung wahr geweſen ſei oder nicht, läßt ſich nicht ermitteln. Nach einer anderen

Erzählung hätte er sogar in seiner Wohnung auf dem Capitol hochverrätherische Versammlungen gehalten, sich mit seinem Anhang des Capitols bemächtigt und sich also eines offenen Aufruhrs gegen die Republik schuldig gemacht. Auch berichtet ein späterer Geschichtschreiber, daß Manlius nicht zum Tode verurtheilt, sondern auf Anstiften seiner Feinde durch einen angeblichen Überläufer hinterrücks hinabgestürzt worden sei.

6. Die Licinischen Gesetze und ihre nächsten Folgen.

Wenige Jahre nach Manlius Untergang ward der alte Streit zwischen Patriciern und Plebejern wieder in Anregung gebracht und völlig zu Gunsten der Letzteren entschieden. Die Menge, deren Sinn zu allen Zeiten der Erkenntniß wahrer Größe verschlossen ist, hat auch in der Geschichte dieses Kampfes die Triebfedern schwacher und gemeiner Naturen dem Manne angedichtet, der die Seele des Streites war. Cajus Licinius Stolo, ein vornehmer Plebejer, war mit der jüngeren Fabia, einer Tochter des Patriciers Marcus Fabius Ambustus, vermählt, deren ältere Schwester die Gattin des Patriciers Servius Sulpicius war. Als einst, heißt es, die Erstere ihre Schwester besuchte, deren Mann gerade consularischer Militärtribun war, ward ihre weibliche Eitelkeit durch den Glanz der höchsten Würde verletzt, den sie im Hause der Schwester sah. Sie soll deshalb ihren Mann zum Streben nach eben demselben Glanze angetrieben und nicht eher geruht haben, als bis er ihr versprach, die Schwester durch die Erlangung der noch höheren Würde des Consulats zu verdunkeln.

Lassen wir diese Einkleidung der Geschichte auf sich beruhen, und bleiben wir bei der Thatsache stehen, daß Licinius Stolo ein mit einer Patricierin vermählter angesehener Plebejer war, alle zum Consulat erforderlichen Eigenschaften besaß, und in der Volksgunst so fest stand, daß er, sobald ihm nur der Zutritt zum Consulat gestattet war, in seiner Bewerbung um dasselbe glücklich sein mußte. Ein solcher Mann mußte es doppelt hart empfinden, daß den Plebejern die erste Würde im Staat noch immer versagt war. Er beschloß in Verbindung mit einem anderen Plebejer, Lucius Sextius Lateranus, die Aufhebung dieses Verbots

und einiger anderen Vorrechte der Patricier zu bewirken, verschaffte sich und seinem Freunde (376 v. Chr.) das Volkstribunat, und ward unsterblich durch einen langjährigen unausgesetzten Kampf, in welchem er endlich den vollständigsten Sieg davon trug. Zehn Jahre hinter einander wurden die beiden Männer immer wieder zu Tribunen erwählt, und arbeiteten mit unermüdlichem Eifer auf das vorgesteckte Ziel hin, obgleich die Patricier und in der ersten Zeit sogar auch acht von ihren eigenen Collegen den hartnäckigsten Widerstand leisteten. Von beiden Theilen ward in diesem Kampfe alles erschöpft, was die römische Verfassung zu thun erlaubte, wenn zwischen Senat und Volk ein Zwist entstand: Licinius und sein Genosse hinderten vier Jahre lang die Erwählung von Consuln und Militärtribunen, konnten aber in dieser ganzen Zeit, wegen des Widerspruchs ihrer Collegen, ihren Zweck doch nicht erreichen. Als endlich alle Volkstribunen einig waren, half sich der Senat damit, daß er Camillus zum Dictator ernannte, und durch einen Krieg der Nothwendigkeit des Nachgebens auszuweichen suchte; allein die ausdauernde Entschlossenheit der Volkstribunen verhinderte den Krieg, und zwang den Dictator bald wieder abzudanken. Hierauf wurde Publius Manlius und nach ihm noch einmal Camillus zum Dictator ernannt; aber nichts beugte den Muth der Volkstribunen, der Senat mußte endlich nothgedrungen nachgeben, und Licin's Vorschläge wurden zu Gesetzen erhoben (366 v. Chr.).

Die Licinischen Gesetze waren drei an der Zahl. Durch das Erste ward allen Schuldnern eine Zeit von drei Jahren und eine dreifache Frist zur Abtragung ihrer Schulden gewährt, und außerdem verordnet, daß der ganze Betrag der bereits bezahlten Zinsen vom Kapitale abgezogen werden solle. Da die Zinsen damals wenigstens zwölf vom Hundert betrugen, und baares Geld immer nur auf kurze Zeit verliehen zu werden pflegte, so war diese Verfügung für den geringen Haufen ungemein vortheilhaft. Das zweite Licinische Gesetz verordnete, daß alle Bürger an der Benutzung der Staats-Domänen Antheil haben, keiner aber mehr als fünfhundert Morgen erhalten sollte. Durch diese Verfügung wurden Viele aus der Mittelklasse in den Stand gesetzt, Land zu pachten, von welchem sie zwar eine Abgabe zu entrichten hatten,

dessen Bebauung es ihnen aber möglich machte, ihre Familien zu höherem Wohlstande zu erheben. Das dritte Gesetz des Licinius endlich bestimmte, daß hinfort nicht mehr Militärtribunen, sondern wieder Consuln erwählt werden, und die Plebejer ebenso wie die Patricier Anspruch an dieses Amt haben sollten: eine Vergünstigung, welche freilich nur der ersten Klasse der Plebejer, den Reichen, Angesehenen und Fähigen unter ihnen, zu Statten kam. Schon im nächsten Jahr nach der Annahme der Licinischen Gesetzvorschläge war ein Plebejer, Lucius Sextius Lateranus, Consul.

Die Patricier suchten zu retten, was sich retten ließ. Sie setzten durch, daß die oberrichterliche Macht und die höhere Polizei vom Consulate getrennt und daraus zwei neue Ämter gemacht wurden, welche nur den Patriciern zugänglich sein sollten. So entstanden (366 v. Chr.) die Prätur und die patricische oder curulische Aedilität, die beiden dem Consulat am nächsten stehenden Ämter, deren vorhergehende Bekleidung in späterer Zeit von jedem, welcher Consul werden wollte, erfordert ward. Die Einführung der Prätur ist eigentlich so anzusehen, daß statt zweier Consuln künftig drei gewählt werden sollten. Deshalb erhielt auch der Prätor in der ersten Zeit als Zeichen seiner Würde ebenso sechs Lictoren, wie die beiden Consuln zusammen deren zwölf hatten. Er sollte gleichsam der College derselben sein, ward wie sie in den Centuriat-Comitien und unter denselben Auspicien gewählt, und war in Abwesenheit der Consuln ihr Stellvertreter. Obgleich die Leitung des Civil-Rechts den Amtskreis des Prätors bildete, so ward dieselbe doch auch nachher noch als etwas im Consulat ursprünglich Enthaltenes und ihm Verbleibendes angesehen, so daß die Consuln später zuweilen sogar Aussprüche des Prätors in Folge einer an sie ergangenen Appellation reformirten.

Die Errichtung der Prätur wurde zwar nicht unmittelbar durch die Erkenntniß ihrer Nothwendigkeit, sondern durch den Streit der Patricier und Plebejer veranlaßt; sie hätte aber, selbst wenn man die Stellen absichtlich dem Bedürfnisse der Zeit gemäß hätte vermehren wollen, in keine passendere Zeit fallen können. Die Trennung des Gerichtswesens von der Verwaltung war näm-

lich sowohl wegen der vermehrten Bevölkerung, als auch wegen der fortgeschrittenen Entwickelung der bürgerlichen Verhältnisse zeitgemäß und nothwendig. Ebenso änderten die Römer auch die Grundsätze, nach welchen die Processe entschieden wurden, stets den Umständen gemäß. Der Prätor machte nämlich beim Antritt seines Amtes die Ansichten und Grundsätze bekannt, nach welchen er die Rechtspflege ausübte, und durch diese jährlichen Edicte der Prätoren setzten sich nach und nach gewisse bleibende Normen fest. So wurden die positiven Gesetze ohne auffallende Veränderungen gewissermaßen wissenschaftlich den Fortschritten und dem Bedürfniß der Zeit angepaßt. Freilich gewährte man dadurch der Willkür einen großen Spielraum, aber dagegen wurden auch, in Folge der den Prätoren zustehenden Gewalt die Justiz zu ordnen, die Langsamkeit und das Mechanische, welches bei einer für immer feststehenden Einrichtung leicht einreißt, fern gehalten, und jener rasche Gang der Geschäfte möglich gemacht, der das ganze römische Staatswesen auszeichnet. Übrigens ward die Zahl der Prätoren nach und nach vermehrt: statt eines einzigen Prätors wurden vom Jahre 242 v. Chr. an zwei, seit 227 v. Chr. vier, später sechs und zuletzt zehn ernannt.

Dieselbe Erkenntniß des Zeitbedürfnisses, derselbe Tact in der Art und Weise, ihm Genüge zu leisten, zeigt sich in der Errichtung der curulischen Aedilität. Die zunehmende Bevölkerung hatte das Bedürfniß einer kräftigen Polizei fühlbar gemacht, man schuf daher durch die Einführung der curulischen Aedilen eine Ober-Polizeibehörde. Die Römer handelten dabei ebenso klug und zeitgemäß, wie vor einigen Jahrzehnten das englische Parlament, als es, ungeachtet der großen Eifersucht der Nation auf polizeilichen Einfluß der Regierung, doch den Staatssecretär des Inneren nach und nach an die Spitze der Polizei der Hauptstadt gelangen ließ, um Einheit in dieselbe zu bringen. Die eigentliche Veranlassung zur Errichtung der curulischen Aedilität hing übrigens, wie bei der Prätur, mit der erkannten Nothwendigkeit dieses Amtes und mit seinem eigentlichen Zweck nicht zusammen. Die plebejischen Aedilen hatten sich geweigert, gewisse öffentliche Spiele, welche der Senat beschlossen hatte, anzuordnen, man ernannte daher einige Patricier zu Aedilen, um dies auszuführen, und behielt dann das

neue Amt bei. Die Aedilen hatten seitdem die verschiedenen Spiele zu leiten, welche von Staatswegen gehalten wurden. Später ward es gebräuchlich, daß sie dieselben auf ihre eigenen Kosten hielten, weil dies ein vortreffliches Mittel war, sich beliebt zu machen und sich dadurch den Weg zur Prätur und zum Consulat zu bahnen. Daß sie sich durch den dabei gemachten Aufwand oft zu Grunde richteten, war ein Misbrauch, wie in England der aus ebenderselben Quelle herrührende ungeheuere Aufwand bei den Parlaments-Wahlen. Außer den Spielen hatten die curulischen Aedilen noch manche andere Obliegenheiten. Alle öffentlichen Gebäude, sowie die Wasserleitungen und Straßen standen während der drittehalb Jahre jedes Lustrums, in welchem es keine Censoren gab, unter ihrer Aufsicht. Sie hatten hierüber den Censoren Bericht abzustatten, und leiteten auch wohl nach den von diesen getroffenen Bestimmungen den Bau von Landstraßen, Wasserleitungen, Säulenhallen, Tempeln u. s. w. Ferner führten sie die Aufsicht über das ganze Marktwesen, über öffentliche Vergnügungsorte, über Wirthshäuser, sowie über alles, was die Reinlichkeit und Ordnung auf Straßen und Plätzen anging. In welchem Verhältniß ihr Amt zu dem der plebejischen Aedilen stand, ist nicht möglich anzugeben; wohl aber wissen wir, daß es immer zwei plebejische und zwei curulische Aedilen gab.

Außer den beiden neu geschaffenen Ämtern blieben auch die Censur und das Priesterthum den Patriciern vorbehalten. Dies währte jedoch nur kurze Zeit, der erste Schritt zog bald die anderen nach sich. Schon gleich nach der Errichtung der curulischen Aedilität nahmen die Plebejer an derselben Theil; acht und zwanzig Jahre nach ihrer Gelangung zum Consulat (338 v. Chr.) mußte man ihnen auch den Zutritt zur Censur, zwei Jahre später die Theilnahme an der Prätur gestatten, und nicht ganz vier Jahrzehnte nachher ward auch das Priesterthum den Plebejern zugänglich (302 v. Chr.).

In jene Zeit fällt die Sage von der Selbstaufopferung des Marcus Curtius, welche für die römische Geschichte selbst durchaus keine Bedeutung hat, und die wir daher blos deshalb anführen, weil häufig Bezug auf sie genommen wird. Ein Erdbeben hatte auf dem Forum einen tiefen Spalt gerissen, und die

Priester erklärten, daß dieser sich nicht eher schließen werde, als bis man das den Römern Werthvollste hineinwürfe, daß aber dadurch auch die ewige Dauer des Staates werde gesichert werden. Da erbot sich Marcus Curtius, ein junger Patricier, sich zum Wohle seines Vaterlandes in den Abgrund zu stürzen, da Rom nichts Kostbareres besitzen könne, als die Tapferkeit und den Patriotismus seiner Bürger. Nach einer feierlichen Weihe ritt er im Schmucke seiner Waffen auf das Forum, und stürzte sich vor den Augen des Volks in den Abgrund, der sich hierauf sogleich von selbst schloß.

VI. Geschichte Rom's
von der Gleichstellung der Patricier und Plebejer an bis zum Beginn der punischen Kriege.

1. Über den Charakter des römischen Lebens zu jener Zeit im Allgemeinen.

Seitdem durch die Gleichstellung der beiden Stände Rom's die letzten Reste des alten Kasten-Wesens vertilgt worden waren, und der vornehmere und fähigere Theil der Plebejer an der Leitung des Staates Theil nahm, trat ein neuer Adel an die Stelle des Patriciats, dessen Stolz freilich noch lange fortdauerte. Diese neue Aristokratie, die man zum Unterschied von der früheren patricischen die senatorische nennen kann, bildete sich theils aus den nach und nach aussterbenden alten Familien, theils aus den Familien der Männer, die sich durch Verdienste emporgeschwungen hatten. Der neue Adel bestand also nicht mehr wie früher aus einer ewig unveränderlichen Kaste, sondern aus dem sich immer wieder neu verjüngenden Kern der verdientesten Männer und ihrer Nachkommen. Er hatte daher auch die Volksstimme durchaus für sich. Dieser Adel war es eigentlich, der Rom groß und mächtig machte; denn die meisten von denen, deren Namen in den Annalen der Römer verewigt sind, waren Plebejer, die sich im Kriege empor arbeiteten, und es war unmöglich, anders als durch großes Verdienst durchzudringen, da die neue Aristokratie ebenso streng, als die alte, jeden Ehrgeizigen abzuhalten suchte.

Das Kasten-Wesen ward also in Rom nicht durch den gewerbthätigen Theil der Bürgerschaft verdrängt, sondern durch eine neue Art von Aristokratie, welche an die Stelle der alten trat. Dies mußte, in Verbindung mit der von Anfang an vorherrschenden kriegerischen Richtung, dem römischen Wesen einen eigenthümlichen Charakter geben. Durch Handel und Industrie konnte man sich in Rom nur geringe, durch geistige Bemühungen gar keine Auszeichnung erwerben, die ganze Einrichtung des Staats war vielmehr nur auf Ackerbau, auf strenge Ordnung des bürgerlichen Rechts und auf Kriege berechnet. Es darf uns daher auch nicht auffallen, daß die Jahrbücher der römischen Geschichte neben den inneren Zwistigkeiten unaufhörlich von auswärtigen Kriegen reden, und daß namentlich die Zeit, welche auf die endlich durchgesetzte Einführung gleicher Rechte im Staate folgte, ebenso wie die erste Hälfte des christlichen Mittelalters eine ritterliche Zeit war. Sie beginnt ihrer ersten Entstehung nach im Grunde schon mit der Herstellung der Republik, erhielt aber ihre höchste Entwickelung erst anderthalb Jahrhunderte nachher, und dauerte dann als eigentliches Heldenzeitalter der Römer bis zum zweiten punischen Kriege oder bis gegen den Beginn des zweiten Jahrhunderts vor Christo hin fort. Ehe wir diese Zeit des römischen Mittelalters in ihrem Verlaufe darstellen, ist es nöthig, auf den Zustand und die Verhältnisse des Lebens im Allgemeinen einen Blick zu werfen und das römische Kriegswesen zu schildern, zumal da der eigentliche Nationalcharakter der Römer in dieser Periode am reinsten und kräftigsten entwickelt war.

Der römische Staat hatte nach der Vertreibung der Könige den Charakter der strengsten erblichen Aristokratie angenommen, und die Tugend der ausgezeichneten Männer war damals nichts Anderes, als dieser allgemeine Charakter, der sich in einzelnen hervorragenden Erscheinungen offenbarte. Eine Anzahl patricischer Güterbesitzer, die man mit dem Adel der schottischen Hochlande im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert vergleichen kann, bildete den Kern des Staats, und setzte ihren Stolz nicht in Reichthum und Glanz, sondern in die Menge und Anhänglichkeit ihrer Clienten. Die Könige hatten den etruskischen Glanz gesucht, die patricische Aristokratie der Republik dagegen setzte diesem Streben die Einfalt und

Einfachheit des Lebens entgegen, und wußte sehr verständig den Haß des Königthums auf den Contrast der Sitten der königlichen und republikanischen Zeit zu gründen. Dasselbe geschah in neuerer Zeit von den französischen Reformirten auf Calvin's und Beza's Angeben, und ward durch sie in den Republiken von Genf und Holland Staatsgrundsatz, zu einer Zeit, wo bei der Verwaltung der Kirche ebenfalls die republikanische Verfassung an die Stelle der monarchischen getreten war. Der Erfolg ist in beiden Fällen derselbe gewesen, nur daß Rom sich dabei auch nach Außen hin vergrößerte, diejenigen Staaten aber, welche dem strengen Calvinismus huldigten, blos an innerer Kraft und an Reichthum gewannen.

Als die altadelige Aristokratie nach und nach neuen Geschlechtern Platz machte, blieb dieser Grundsatz oder vielmehr diese Gewohnheit einer spartanischen Strenge des Lebens und der Zucht bestehen, weil der Charakter des römischen Staats völlig militärisch war, das ganze Wesen der Nation auf Krieg, Landbau und einfachen Lebensverhältnissen beruhte, und nur Vaterlandsliebe, Muth und Kriegsthaten für Verdienste galten und ein Ansehen gewährten. Rom ging auch in Betreff der Sitten auf der einmal betretenen Bahn fort. Je mehr sich Rom zu einem ganz neuen Staate gestaltete, je mehr es eine durchaus kriegerische Stellung annahm, desto mehr siegten die samnitischen Sitten über die etruskischen und latinischen, welche zur Zeit der Könige vorgewaltet hatten. Während früher, wie die großartigen Gebäude der Tarquinier zeigen, die Künste und ein gewisser Luxus in Rom Eingang gefunden hatten, ward dagegen in den ersten Zeiten der Republik das Leben immer einfacher, schlichter und rauher. Dies war namentlich in der Zeit von dem Einbruch der Gallier an bis zum Beginn der punischen Kriege der Fall. In Folge der Zerstörung der Stadt und der ewigen Kriege verarmte und erstarkte damals das römische Volk zu gleicher Zeit, und ward in seinem äußeren Leben auf die einfachsten Verhältnisse und auf ein rauhes kriegerisches Wesen zurückgeführt.

Die Römer besaßen damals weder Bergwerke, noch hatten sie viel Industrie und Handel, sie waren also von Haus aus ein armes Volk. Man macht sich jedoch von der Armuth der Römer

dieser Zeit gewöhnlich eine zu idyllische Vorstellung, und nimmt Anekdoten, wie die von Cincinnatus und die später anzuführenden Geschichten von Curius Dentatus, Fabricius und Regulus allzu wörtlich. Dies geht schon aus der Volkseintheilung des Servius Tullius hervor, und wird überdies auch durch einzelne Züge des Privatlebens widerlegt, die uns aus den früheren Zeiten überliefert worden sind. Industrie, Handel und einen gewissen Grad von Luxus hatte Rom auch damals schon. Die Bauwerke eines Tarquinius und die großen Straßenbauten, welche nachher unter Appius Claudius und Anderer Leitung gemacht wurden, setzen eine sehr große Zahl von geschickten Gewerbsleuten voraus. Wir erfahren außerdem, daß schon in den ersten Zeiten der Republik römische Frauen Purpurgewänder mit einem Goldsaume trugen, und in den zwölf Tafeln findet sich ein Gesetz gegen den herrschenden Luxus, goldenen Schmuck mit den Todten zu verbrennen. Ferner kommt schon vierzig Jahre vor der Verbrennung Rom's durch die Gallier der Gebrauch vor, einen goldenen Kranz als Ehrenzeichen der Tapferkeit zu geben, und die Römer haben also noch weit früher, als die Griechen, Preise von Gold an die Sieger vertheilt, obgleich die Letzteren Goldbergwerke besaßen, und sowohl deshalb, als auch wegen der Nähe des Orients und wegen ihres frühen Handels viel reicher an Gold waren. Auch Handel trieb Rom schon früh, nur konnte derselbe freilich noch nicht sehr bedeutend sein, da die kriegerische Richtung des Staats alle Vornehmen und Reichen dieser Beschäftigung abgeneigt machte, die Thätigkeit der Übrigen aber vorzugsweise vom Landbau in Anspruch genommen ward. Der handeltreibende Theil des römischen Volks bestand daher auch fast nur aus Fremden, die im römischen Gebiet angesiedelt waren, nämlich aus Latinern und Etruskern. Übrigens zeigt sich die Bedeutung, welche der römische Staat schon in sehr frühen Zeiten auf den Handel legte, namentlich darin, daß bereits im ersten Jahr der Republik ein Handelsvertrag mit Karthago geschlossen ward, und daß dies in den folgenden zwei Jahrhunderten noch zwei oder drei Mal geschehen sein soll.

Die laufenden Staatseinnahmen bestanden aus der Grund- und Vermögensteuer der Bürger, aus Zöllen, aus den Abgaben von Staats-Domänen, die an Privatleute abgetreten worden waren,

und aus dem Pachtgelde von den Ländereien, welche Staatseigenthum blieben und als Äcker oder Weideland verpachtet wurden. Zu diesen regelmäßigen Einnahmen kam noch als eine außerordentliche die Kriegesbeute hinzu. Die Ausgaben des Staats waren in Rom von Anfang an bedeutender, als in Griechenland. In den griechischen Staaten wußte man nichts von Verwaltungskosten, mit der einzigen Ausnahme, daß in Athen die Bürger für ihre Anwesenheit in der Volksversammlung und in den Gerichten entschädigt, und die Prytanen auf öffentliche Kosten gespeist wurden. In Rom dagegen wurden die Beamten zwar ebenfalls nicht besoldet, sie wurden aber auf Staatskosten mit allem Nöthigen ausgerüstet, und konnten sich, ohne darüber zur Rechenschaft gezogen zu werden, auf Unkosten Anderer bereichern. Außerdem hatte Rom wegen der beständigen Kriege und wegen der fortwährenden Erweiterung seiner Herrschaft, welche im Anfang wenig eintrug, große Ausgaben zu machen. Dadurch wurden zahlreiche Unterbeamten (Apparitoren genannt) nöthig, welche alle vom Staat bezahlt wurden, und die, da sie von den eigentlichen Staatsbeamten nach Belieben gewählt wurden, und daher größtentheils jedes Jahr wechselten, zum Theil eilen mußten sich zu bereichern, ehe ihr Patron wieder abtrat, zum Theil aber den Vortheil ihrer Stelle mit diesem theilten. Auch von der Kriegesbeute floß Vieles den Magistratspersonen zu. Schon die Vorwürfe, die man dem Camillus wegen der Ausschmückung seines Hauses mit Kostbarkeiten von der Beute Veji's machte, beweisen, daß schon damals diese Art von Bereicherung nicht ganz unerhört war, und daß die Uneigennützigkeit, welche man von einigen anderen römischen Helden rühmt, selbst für jene Zeit als eine Ausnahme anzusehen ist.

Sehr viel ward in den früheren Zeiten auf Werke, die zum allgemeinen Nutzen dienten, verwendet, namentlich auf Wasserleitungen, Cloaken und Heerstraßen. Diese Hauptdenkmale der römischen Größe, welche mehr Bewunderung verdienen als alle egyptischen Prachtgebäude und alle indischen Felsentempel, zeichneten sich ebenso sehr durch den Nutzen aus, den sie leisteten, als durch den ungeheueren Aufwand, den sie erfordert haben müssen. Die Römer übertrafen hierin selbst das griechische Volk. „Die Römer, sagt ein griechischer Schriftsteller, haben mit klugem, verständigem Sinne

zu den natürlichen Vortheilen, welche die Lage ihrer Stadt gewährt, noch andere hinzugefügt. Der Grieche glaubt bei Städte-Anlagen Alles gethan zu haben, wenn er eine fruchtbare Gegend und einen guten Hafen ausfindig gemacht, und dann seine Stadt mit schönen Gebäuden geschmückt und mit tüchtigen Festungswerken versehen hat; der Römer dagegen denkt bei seinen Städten mehr auf das, was der Grieche verabsäumt: er pflastert die Straßen, er legt Wasserleitungen an und baut Kanäle, durch welche der Unrath weggeführt wird. Auch die Landstraßen bauen die Römer ohne Rücksicht auf Mühe und Kosten so dauerhaft und zweckmäßig, daß sie zu diesem Zweck selbst ganze Hügel abtragen und Abgründe mit Erde ausfüllen."

Die Landstraßen und Wasserleitungen der Römer müssen besonders hervorgehoben und besprochen werden, weil in der Zeit, bis zu welcher wir die römische Geschichte geführt haben, das Muster gegeben ward, nach welchem man diese beiden Arten öffentlicher Bauwerke bis in die spätesten Zeiten der Römer ausführte. Im Jahr 312 v. Chr. ward durch Appius Claudius, einen fürstlichen Patricier, die berühmteste römische Landstraße angelegt. Diese Straße, welche nach ihrem Erbauer die Appische genannt wurde, führte von Rom nach der campanischen Stadt Capua, ward aber in späterer Zeit verlängert, und einerseits bis an die sicilische Meerenge, andererseits bis nach Brundusium oder Brindisi, dem gewöhnlichen Überfahrtsorte nach Griechenland, fortgesetzt. Die Einkünfte des Staats hatten sich zu Appius Claudius Zeit durch große Eroberungen bedeutend vermehrt, und gewährten die erforderlichen Mittel, um sowohl diese kostspielige Straße, als auch eine ungeheuere Wasserleitung zu erbauen. Appius Claudius veranstaltete die Ausführung dieser beiden riesenhaften Werke. Da dieselben der Stadt nicht zur Last fielen, ihren Bewohnern vielmehr Gelegenheit sich zu bereichern gaben, so verpflichtete er sich durch diese beiden Unternehmungen seine Mitbürger in hohem Grade; er that aber dadurch zugleich auch den Italiänern Rom's Größe kund, und sicherte sich selbst die Unsterblichkeit. Die Appische Straße ward so gebaut, daß sie durch alle Zeiten hindurch unübertroffen geblieben ist, und mehr als alle anderen Heerstraßen die römische Größe beweist. Die noch vorhandenen Reste derselben geben ein Werk zu

erkennen, welches die ungeheueren Mauern der alten etruskischen Städte weit hinter sich zurückließ, weil es eben so solid als diese war, und doch durch einen noch viel größeren Raum hin fortlief. Sie war so breit, daß zwei Wagen bequem einander ausweichen konnten. Ihre Unterlage bestand aus gebrochenen Steinen, welche vier bis fünf Fuß im Gevierte hatten, und nicht gelegt, sondern fest gemauert waren. Diese Steine wurden nach Lineal und Winkelmaß gehauen und so genau zusammengefügt, daß man kaum die Fugen bemerkte. Sie bildeten also einen sehr festen Quaderdamm. Dieser wurde mit Kies überschüttet, und von Strecke zu Strecke mit Meilenzeigern, mit Häusern zum Einkehren und mit Steinen, die zum Aufsteigen aufs Pferd dienten, versehen. Zu seinen beiden Seiten erhoben sich nach und nach an allen Orten Grabmäler, welche von den alten Römern ebenso, wie andere Denkmale, stets an den Landstraßen angelegt wurden, von diesen das Einförmige unserer Kunststraßen fern hielten, dem Reisenden Belehrung und Unterhaltung gewährten, und ihn mit Bewunderung gegen das weltbeherrschende Rom erfüllten. Übrigens wurden zu Appius Claudius Zeit die Landstraßen noch vom Staate selbst, vermittelst der Censoren, der Aedilen und der ihnen untergebenen Beamten besorgt; später dagegen verpachtete man die Ausführung eines solchen Baues meistens ganz an Unternehmer, bediente sich aber dabei doch auch der Soldaten und der zum Frohndienst gezwungenen Provinzbewohner. Das andere große Bauwerk, welches Appius Claudius ausführte, war die älteste Wasserleitung der Römer. Vor Appius Claudius hatte man sich zu Rom mit einigen Quellen und Brunnen und sogar mit dem unreinen Wasser der Tiber begnügt. Die Appische Wasserleitung aber führte Quellwasser aus einer Entfernung von mehr als drei Stunden nach Rom. Sie war ein zusammenhängendes, starkes Mauerwerk, welches, mit Ausnahme einer kleinen aus Bogen bestehenden Strecke, unter der Erde fortlief.

Zu Rom war, wie das Beispiel dieser Bauwerke zeigt, in den älteren Zeiten Alles auf den Staat und seine Größe, nichts auf den Glanz des Privatlebens gerichtet; das aus der Kriegesbeute und den Abgaben der Unterworfenen eingenommene baare Geld ward zu öffentlichen Anlagen verwendet, die einen bestimmten

Zweck hatten und einen allgemeinen Nutzen gewährten. Solche Werke erforderten natürlich sehr bedeutende Summen. So sehr daher auch die Erzählungen von der Armuth und Einfachheit der angesehenen römischen Familien früherer Zeit übertrieben sein mögen, so sind sie doch im Wesentlichen nicht unwahrscheinlich. Sie würden dies wegen der Berichte über den Wucher der Patricier gegen die Plebeser doppelt sein, wenn wir nicht wüßten, daß die Römer zwar erst zu Pyrrhus Zeit eigene Münzen prägten, vorher aber sich des etruskischen, latinischen und griechischen Geldes bedienten. Die Sitten und die Lebensweise waren höchst einfach. Einen großen Gegensatz gegen jene öffentlichen Gebäude bildeten die Privathäuser, die nach den Angaben römischer Schriftsteller bis auf Pyrrhus Zeit entweder ganz von Holz oder doch wenigstens mit Holz gedeckt waren. Diese Einfachheit ward durch die ganze Einrichtung des römischen Lebens lange Zeit erhalten, und sogar die ewigen Kriege trugen viel dazu bei. Die Römer waren nämlich fast beständig in neue Kriege verwickelt, jeder Bürger war Soldat, der Senat uud alle höheren Beamten bestanden aus verdienten Officieren, die Sitten des Lagers erhielten also gleich anfangs das Übergewicht über den Luxus, der in der letzten Zeit der Könige herrschend zu werden begonnen hatte, das allgewaltige Beispiel des ersten Standes aber wirkte auf die niederen Stände wohlthätig zurück. Nur das weibliche Geschlecht kannte und übte einigen Luxus im Privatleben, das männliche dagegen ward in den gallischen und samnitischen Kriegen, welche bald nach Licinius Stolo's Zeit eine ganze Generation hindurch geführt wurden, noch strenger und rauher. Der Landbau und der Kriegsdienst bildeten die Hauptgeschäfte des Römers, und waren die einzigen ehrenvollen Arten von Thätigkeit. Der Letztere war den Römern dasselbe, was den Völkern des Mittelalters die Jagd war, ein zur Gewohnheit gewordenes Spiel, ein Vergnügen, ein auf dem Herkommen, der ganzen Lebenseinrichtung und dem herrschenden Geiste beruhendes Bedürfniß. Die Jagd selbst konnte in dem stark bevölkerten und angebauten Gebiete des römischen Staates nur wenig getrieben werden, und ward daher auch selten zur Leidenschaft, wie dies bei den Völkern des Nordens der Fall war. Patriotismus und Ruhmbegierde machte jedem Römer nach der Beendigung eines

Krieges einen neuen Feldzug wünschenswerth. Auch die durch die Kriege sich mehrende Zahl von Sklaven wirkte in der früheren Zeit nicht nachtheilig auf den Geist und die Sitten des römischen Volkes ein. Der Sklave stand nämlich damals in einem ganz anderen Verhältniß zu seinem Herrn, als später, weil er meistens nur zum Ackerbau verwendet wurde, und dieses Geschäft in Gemeinschaft mit dem Herrn und seiner Familie trieb. Außerdem standen aber auch die Völker, mit welchen die Römer damals Krieg führten, ihnen sehr nahe, und dies mußte der Sklaverei einen viel milderen Charakter geben: Römer und Italiäner betrachteten sich im Grunde nur als Ein Volk, ihre Sitten waren nicht wesentlich von einander verschieden, und viele Kriegsgefangenen wurden entweder freiwillig losgegeben oder von ihren Freunden und Verwandten losgekauft.

Das Familienleben war in Rom weit edler und reiner, als in Griechenland. Es war ganz samnitisch, d. h. ländlich, sittsam und mäßig. Die vornehmen Römer wohnten, mit Ausnahme der Senatoren, früher meistens auf dem Lande, sie begaben sich nur vorübergehend in die Stadt, und kehrten zurück, sobald ihre Geschäfte vollbracht waren. Bei dem Vater oder in seiner Nähe wohnten seine Kinder und die diesen fast gleich gestellten Clienten. Er war nicht blos das Haupt, sondern auch der Herr und Richter seiner Familie, und der Staat bekümmerte sich nicht um das, was im Inneren der Familie geschah. Der Vater konnte, ohne darüber zur Rechenschaft gezogen zu werden, seine neugeborenen Kinder aussetzen, er durfte sich das ganze Eigenthum der Söhne zueignen, ja, er konnte sie sogar dreimal hinter einander als Sklaven verkaufen, und war Herr über Leben und Tod derselben. Ein solches Recht scheint auf den ersten Blick hin eine schreckliche Tyrannei mit sich zu führen; bekanntlich ist aber das Naturgefühl mächtiger und, wenn es genährt wird, besser und wohlthätiger, als jedes Recht und jeder Schutz durch Gesetze. Obgleich zuweilen Beispiele vom Misbrauch der väterlichen Gewalt vorkamen, so waren sie doch selten, und die Familienregierung gewährte in den früheren Zeiten den Vortheil, daß man leicht Gerichtshof und Gesetzbuch entbehren konnte. Die Gattin des Römers hatte, weil Sklavinnen die Hausarbeit verrichteten, mit vielen häuslichen Geschäften nichts zu thun,

welche bei uns der Hausfrau obliegen. Sie war nicht, wie die griechiſche Frau, vom bürgerlichen Verkehr und vom Staatsleben getrennt und auf das Haus und die Familie beſchränkt; ſie blieb auch nicht von der Bildung des männlichen Geſchlechts ausgeſchloſſen, die ſich bei den Griechen nur eine Hetäre oder Buhlerin aneignen durfte, und die Geſchichte der römiſchen Cultur zeigt daher auch, zum Unterſchied von der griechiſchen Bildung, einen Einfluß der Weiber auf die Entwickelung der Nation. Kurz, die römiſche Hausfrau hatte eine ehrenhafte Stellung, ſie war gebildet, ſie nahm am geſelligen Leben der Männer Antheil, und eine Eheſcheidung blieb, obgleich ſie für den Mann ſehr leicht zu bewerkſtelligen war, in der älteren Zeit etwas Unerhörtes.

Die Munterkeit und Luſt des Lebens, die wir bei den Griechen gefunden haben, darf man bei dem ernſten, derben, vorzugsweiſe auf das Nützliche und Praktiſche bedachten Volke der Römer nicht erwarten; dafür war dasſelbe aber auch von jener genialen Leichtfertigkeit frei, die man bei den Griechen überall gewahr wird, und die ſich ſelbſt unter den Spartanern in der Ausgelaſſenheit der Weiber und in dem loſen Bande der Ehe zeigte. Die eigentlich nationalen Luſtbarkeiten der Römer waren Pferderennen und Kriegsſpiele; Beide ſtammen, wie es ſcheint, aus den älteſten Zeiten her, alles dagegen, was auf Kunſt und Gewandtheit beruhte, war ihnen urſprünglich fremd. Von den Etruskern, die ſich gern an den anſtößigen Bewegungen und Geberden der Mimen und Tänzer beluſtigten, nahmen die Römer dieſe Art von Unterhaltung an, ſowie wahrſcheinlich auch die Gladiatorſpiele, die ihnen jedoch in der Zeit, von welcher hier die Rede iſt, noch unbekannt waren. Die Letzteren paßten freilich zu dem rauhen Charakter des römiſchen Volkes vortrefflich, ſie wurden daher auch, nachdem ſie einmal in Rom Eingang gefunden hatten, bald in Verbindung mit grauſamen Thierhetzen die Lieblingsunterhaltung des Volks; doch behauptete ſich ſowohl hierin, wie auch bei den Tänzen und den ſpäter eingeführten theatraliſchen Darſtellungen der urſprüngliche Charakter der Nation in ſo fern, als jeder, der ſich öffentlich zur Schau gab, verachtet war und blieb (ſ. oben S. 167 f.). Die Muſik der Römer war eine lärmende oder luſtige, und ward im Laufe der Zeit nur wenig veredelt. Diejenigen Opferfeierlichkeiten,

bei denen man Musik anwandte, wurden stets unter lärmendem Schreien und mit stampfendem Tanzen und Springen gehalten; auch der beim Trinken übliche Gesang und das einheimische Flötenspiel wurden nie, wie die Musik der Griechen, vervollkommnet. Dagegen zeigt sich bei den Römern schon in der älteren Zeit die niedrigste Art des Luxus, das Vergnügen und der Aufwand der Tafel, und begann schon so früh herrschend zu werden, daß man in dem Zeitraum, bis zu welchem wir in unserer Darstellung gelangt sind, sich genöthigt sah, Verordnungen dagegen zu machen.

2. Das Kriegswesen der Römer.

Die Einrichtung der römischen Kriegsmacht gründete sich ursprünglich ebenso, wie die spartanische und die macedonische Phalanx, auf nationale Sitten und Verhältnisse; allein auch im Kriegswesen zeigt sich der Charakter, welcher einzig und allein die Römer vor allen anderen Völkern des Alterthums groß gemacht hat. Dieser Charakter bestand in der dem römischen Volk gewissermaßen angeborenen Geschicklichkeit, eines Theils die nationalen Sitten und Einrichtungen möglichst lange festzuhalten, anderes Theils aber mit denselben jede bessere fremde Einrichtung so innig zu verschmelzen, daß in Folge davon Rom bis nach dem zweiten punischen Krieg immer dasselbe blieb und doch immer anders ward. Dies zeigt sich in allen Theilen des Kriegwesens, und die Vervollkommnung desselben durch fremde Einrichtungen ist um so merkwürdiger, als die Bewaffnung und Eintheilung des Heeres ursprünglich mit der ganzen Volksordnung, der Regierung und Besteuerung zusammenhing.

Das römische Heer der früheren Zeit war ein Bild samnitischer Gleichheit mit samnitischer Aristokratie verbunden. Außer dem Consul oder commandirenden General hatten nur seine Legaten oder Adjutanten und die Kriegstribunen oder Obersten einen bleibenden militärischen Rang, und waren also Officiere in unserem Sinne des Worts; alle anderen Officiere, vom Major an abwärts, erhielten ihre Stelle und ihren Rang nur für einen einzigen Feldzug, und es kam bis nach dem zweiten punischen Kriege nicht selten vor, daß ein Mann, der in dem einen Jahr als Centurio oder Hauptmann gedient hatte, im nächsten als Unterlieutenant gebraucht ward.

In der Regel wurden freilich auch bei diesen Officieren ihr Dienstalter und ihre früheren Verdienste zur Richtschnur genommen, und später trat ein förmliches Avancement oder regelmäßiges Fortrücken im Rang ein; allein die Ernennung der Officiere vom Major an abwärts war und blieb Sache des Consuls, welcher sie dem Kriegstribunen oder Obersten überließ, und weder der Senat noch die Volksversammlung kümmerte sich um dieselbe. Die Legaten oder Flügeladjutanten wurden vom Consul ernannt und vom Senat bestätigt. Auch die Ernennung der Kriegstribunen war ursprünglich dem Consul überlassen gewesen, seit dem Jahre 311 v. Chr. aber wurden dieselben theils von der Volksversammlung, theils vom Consul ernannt. Diese Obersten waren die wichtigsten Officiere des römischen Heeres, und wurden daher aus den angesehensten Männern erwählt; sehr viele von ihnen waren bereits Volkstribunen, Aedilen, Prätoren oder Consuln gewesen, und alle saßen entweder schon im Senat, oder wurden doch, nach ihrer Rückkehr aus dem Felde, durch die Censoren in denselben aufgenommen.

Jeder römische Bürger war Soldat und blieb sechszehn bis zwanzig Jahre dienstpflichtig. Die Bürger von Rom bildeten also das, was wir ein stehendes Heer nennen, wenn sie auch nicht gerade, wie in den späteren Zeiten, immer im wirklichen Dienste waren. Der Kriegsdienst galt für eine Ehre, bei der Aushebung wurden daher nur die Tüchtigsten genommen, jeder Verbrecher oder Ehrlose aber verschmäht. Das Heer war in Legionen eingetheilt. Die Stärke einer Legion wechselte im Laufe der Zeit; im Allgemeinen kann man dreitausend Mann als die Zahl der Mannschaft einer Legion in der ältesten und viertausend zweihundert bis sechstausend für die späteren Zeiten annehmen. Die Stärke der römischen Kriegsmacht in der Periode, bis zu welcher wir seither die Geschichte geführt haben, kann man daraus ermessen, daß um das Jahr 350 v. Chr. das Heer, ohne die latinischen Truppen, aus zehn Legionen bestand, deren jede viertausend zweihundert Mann Fußvolk und dreihundert Reiter enthielt. Diese für jene Zeit ungeheuere Macht ward aber durch ihren Geist und ihre innere Kraft noch um das Doppelte verstärkt; denn es waren

lauter Leute, die für ihre eigene Sache und gewissermaßen als Freiwillige ins Feld zogen, und von welchen die meisten gemeinen Soldaten jeden Augenblick Officiers-Dienste verrichten, manche auch Generale sein konnten.

In der ältesten Zeit war die Legion, welche damals dreitausend Mann betrug, aus je tausend Mann von jeder der drei patricischen Tribus zusammengesetzt, und diese zerfielen wieder in je hundert Mann. Daher kommen die Namen Tribun d. h. ursprünglich Vorsteher einer Tribus und Centurie d. h. Hundertschaft. Nachher stimmte die Einrichtung der Legion genau mit der dem Servius Tullius zugeschriebenen Volkseintheilung überein. Später erlitt die Eintheilung der Legion und die Art ihrer Aufstellung in der Schlacht manche Veränderungen, welche einzeln anzugeben hier zu weit führen würde. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß die hauptsächlich aus schwerbewaffnetem Fußvolk bestehende Legion ihrer ursprünglichen Einrichtung nach mit der macedonischen Phalanx (s. Th. II. S. 111) zu vergleichen war, später aber aus drei Hauptmassen von schwerbewaffnetem Fußvolk bestand, welche die Hastaten, die Principes und die Triarier hießen, und nach der Reihenfolge, in der sie hier genannt sind, drei Treffen bildeten. Die Darstellung der Art und Weise, wie diesen die Leichtbewaffneten und die Reiterei angefügt waren, wie die Legion zu den verschiedenen Zeiten in Manipeln, Cohorten und Centurien eingetheilt ward, und wie sich danach der Rang der einzelnen Theile und ihrer Officiere bestimmte, gehört nicht in die allgemeine Geschichte, sondern in die besondere Wissenschaft der Kriegsgeschichte. Für die Zwecke jener genügt die Bemerkung, daß die Römer durch ihre längeren Schilde eine größere Bedeckung des Körpers und durch ihr Pilum oder den zugleich zum Stoßen und zum Werfen eingerichteten Speer eine bessere Hauptwaffe hatten, als die griechisch-macedonischen Truppen; daß ferner die Phalanx der Letzteren nur schwer beweglich und alle Soldaten derselben auf gleiche Weise bewaffnet und eingeübt waren, die römische Legion aber sich leicht theilen und wieder verbinden ließ, weil jeder Manipel und jede Cohorte für sich allein ein Ganzes bildete und einzeln gebraucht werden konnte; daß endlich die Römer ihr Kriegswesen stets den Umständen und Verhältnissen anpaßten, dessen

ungeachtet aber bei der Ausbildung desselben ihrem nationalen Wesen getreu blieben. Dies betrifft ebensowohl die Eintheilung der Truppen und die Zahl der Mannschaft einer Legion, als die Waffen, die Marschordnung und die Aufstellung in der Schlacht. So oft man auf einen neuen Feind traf oder in Feindesland auf einem ungewohnten Boden zu kämpfen hatte, paßte man das Kriegswesen bis auf die einzelnen Waffen herab den veränderten Verhältnissen an, oder entlehnte von dem Feinde das, was ihm eine Überlegenheit gewährte.

Auch die Einrichtung des Lagers der Römer, ihre Belagerungskunst, ihre Disciplinargesetze und die Veränderungen des Soldes sind kein Gegenstand der Darstellung für die Weltgeschichte. Nur über den Letzteren und über das römische Genie-Wesen ist eine allgemeine Bemerkung nöthig. Die Art, wie bei den Römern Soldaten und Officiere besoldet wurden, zeigt, daß bei ihnen durchaus dasselbe Verhältniß des Gemeinen zum Officier und des Fußgängers zum Reiter Statt fand, welches wir in den früheren Bürgerheeren der Athener und Spartaner und in den Heeren unserer Ritterzeit wahrnahmen. Der Centurio oder Hauptmann erhielt nämlich nur das Doppelte, der Tribun nur das Vierfache des Soldes der Gemeinen; ein gemeiner Reiter aber bekam drei Viertheile der Besoldung des Tribunen oder ein Drittel mehr, als die des Centurio betrug, und der Römer sah also seinen Reiter recht eigentlich als Ritter an. Das Genie-Wesen verbesserten die Römer, als sie mit den Griechen bekannt geworden waren, und die Fortschritte derselben in der Mathematik und Kriegswissenschaft kennen gelernt hatten; allein sie selbst hatten schon vorher wissenschaftliche Grundsätze auf die Kriegskunst angewendet, und es ist eine bloße Anekdote, wenn ein Schriftsteller des späteren Alterthums behauptet, ihre Einrichtung und Befestigung des Lagers rühre erst aus der Zeit des Krieges mit Pyrrhus her, in welchem sie einst ein griechisches Lager eroberten. Sie hatten sogar schon früh eine Art von Ingenieurs in ihren Heeren, welche das Aufschlagen des Lagers besorgten und bei Belagerungen thätig waren. Diese bildeten in jedem Heere zwei Centurien, sie wurden von auserwählten Officieren geleitet, und wenn ihre Beschäftigung vielleicht auch nicht eine streng wissenschaftliche war, sondern blos eine Kunst des Feld-

messens genannt werden kann, so ist doch soviel gewiß, daß man es in dieser Kunst und in ihrer Anwendung auf die Bedürfnisse des Krieges schon früh ziemlich weit gebracht hatte.

3. Kriege mit den Galliern in Oberitalien.

Die ersten Kriege des Heldenzeitalters der Römer wurden mit den gallischen Völkerschaften geführt, welche in Oberitalien angesiedelt waren, und von dort unaufhörliche Streifzüge nach Etrurien und Latium, ja sogar bis nach Campanien und Apulien machten. In diesen Kriegen traten die ersten von jenen Helden auf, welche von den späteren Römern ebenso als Muster der Tapferkeit und ritterlichen Gesinnung betrachtet wurden, wie von den christlichen Völkern des Mittelalters und der neueren Zeit ein Arthur, Roland, Cid, Tankred, Gottfried von Bouillon und Andere. Auch sind die Sagen von jenen römischen Helden ebenso im Alterthum, wie die Erzählungen von den genannten christlichen Rittern im Mittelalter, ein Lieblingsgegenstand der Nachkommen und ihrer Poesie geworden. Beide Heldenzeitalter haben außerdem noch darin eine Ähnlichkeit mit einander, daß die späteren Römer die Helden ihrer Ritterzeit ebenso als die Grundsäulen ihrer Weltherrschaft ansahen, wie den christlichen Völkern die ihrigen als die Stützen ihrer Religion und Cultur gelten.

Der vorherrschende Charakter der römischen Heldenzeit beruhte auf dem oben angedeuteten Wettkampf der beiden Stände der Nation. Dieses wetteifernde Streben der Patricier und Plebejer mußte um so größer sein, da der alte Adel in gewisser Hinsicht noch immer vom Volke vorgezogen wurde, und ein Plebejer sich also ganz ausgezeichnete Verdienste erwerben mußte, wenn er emporkommen wollte. Das Volk pflegt nie der Geburt seine Huldigung zu versagen, wenn sie von Verdiensten und Herablassung begleitet ist, und überdies wird in allen Republiken, die nicht auf Gewerben und Handel beruhen und also nicht vorzugsweise den Reichthum ehren, die Dankbarkeit gegen verdiente Männer viel seltener aus den Augen gesetzt, als in den Staaten, in welchen das Geld den Rang gibt. Andererseits konnten und durften aber auch die Patricier nicht zurückbleiben. Die Geschichte jener Zeit bietet uns daher

eine ganze Reihe rauher militärischer Charaktere dar, die aber zugleich durch patriotische Gesinnung, Einfachheit und Uneigennützigkeit sich auszeichneten, und von welchen manche für alle folgenden Zeiten zum Sprichwort geworden sind. Die berühmtesten dieser Männer waren: der Dictator Camillus, Titus Manlius Torquatus, Cajus Sulpicius Longus, Marcus Valerius Corvus, Quintus Fabius Maximus Rullianus und sein Sohn Fabius Maximus Gurges, Publius Decius Mus und sein gleichnamiger Sohn und Enkel, die beiden Lucius Papirius Cursor, Quintus Publilius Philo, Manius Curius Dentatus und Cajus Fabricius Luscinus.

Die gallischen Raubzüge, welche einen fortwährenden Krieg der Römer und Gallier veranlaßten, begannen etwa dreißig Jahre nach der Zerstörung Rom's und dauerten zwölf Jahre lang (von 360 bis 348 v. Chr.). In den Anfang desselben verlegt die römische Heldensage einen jener Kämpfe, welche an die Erzählungen von Roland erinnern, und die Vergleichung jener Zeit und der daran geknüpften römischen Sagen mit der Blüthezeit des christlichen Ritterthums und seinen poetischen Darstellungen rechtfertigen. Titus Manlius Torquatus nahm es als Jüngling mit einem gallischen Riesen auf, welcher die römischen Helden höhnend zum Zweikampf aufgefordert hatte. Im Angesichte beider Heere trat er muthig dem übermäßig großen und starken Barbaren entgegen, bestand den Kampf, tödtete seinen furchtbaren Gegner und schmückte sich mit der goldenen Halskette desselben. Er erhielt davon für sich und seine Nachkommen den Beinamen Torquatus (von dem Worte Torques d. i. Halskette). Einige Jahre nachher erfocht Cajus Sulpicius Longus einen glänzenden Sieg über ein gallisches Heer. Später erschlug auch Marcus Valerius Corvus einen gallischen Helden im Zweikampf, und erhielt den Beinamen Corvus d. i. Rabe, weil ein Rabe sich auf seinen Helm gesetzt, und ihm mit seinem Flügelschlage beigestanden hatte.

4. Der erste Samniten-Krieg.

In Oberitalien hatten die Gallier längst die alte Blüthe vernichtet, und auch die kleinen Staaten, welche zwischen ihren dort-

igen Wohnsitzen und der Tiber lagen, waren durch ihre unaufhörlichen Streifzüge zum Theil verwüstet worden. In Unteritalien wütheten bald Griechen gegen Griechen, bald machten daselbst die rohen Lukaner verheerende Züge; auch hatten die dortigen Staaten oft mit den Syrakusanern und den Karthagern zu kämpfen. Mittelitalien dagegen behauptete damals seinen alten Glanz und seine alte Würde durch die Fruchtbarkeit Campaniens, durch den noch übrigen Rest der nach und nach verschwindenden Betriebsamkeit der Latiner, durch den Handel der Etrusker, besonders aber durch das als Staat von Kriegern und fleißigen, kräftigen Landleuten fortwährend zunehmende Rom. Neben dem jugendlich aufstrebenden Volke der Römer stand der Kern der großen samnitischen Nation noch in der alten Kraft und Unverdorbenheit da. Durch Unteritalien und einen Theil von Mittelitalien verbreitet, bildete der Samniten-Stamm eine große Zahl von Völkerschaften, von welchen jedoch manche bereits verwildert oder verweichlicht waren. Zu den Letzteren gehörten namentlich die rohen und raubsüchtigen Lukaner und die Bewohner von Campanien, welche von Samnium her dieses Land erobert hatten, aber durch das Klima und die üppige Fruchtbarkeit ihrer neuen Heimath der alten Kraft und Sitte ihres Stammes entfremdet worden waren. Im Inneren der Halbinsel dagegen, auf dem rauhen Gebirgsrücken erfreute sich das Volk der eigentlichen Samniten noch des Glückes, welches das Ackerbau- und Hirtenleben, die alte samnitische Verfassung und die angestammten Sitten ihnen seit uralter Zeit gewährt hatten. Dieses tapfere, rüstige Bergvolk gerieth jetzt mit den Römern in einen Kampf, der mit einigen Unterbrechungen fünfzig Jahre lang währte, und die Oberhoheit der Letzteren auch über den kräftigsten Theil der Bevölkerung von Italien ausdehnte. An Volkszahl und Ausdehnung des Gebiets waren die Samniten den Römern überlegen, an kriegerischem Sinne und an Muth ihnen wenigstens gleich; und wenn es in Kriegen hierauf allein ankäme, so würden jene gewiß den Sieg davon getragen und die Herrschaft in Italien errungen haben. Allein den Völkern des samnitischen Stammes fehlte es von jeher an einem Bande, durch welches alle fest mit einander verbunden worden wären; die zwischen ihnen eingetretene Ungleichheit der Sitte und des Wesens erschwerte im Laufe der Zeit eine

solche Vereinigung noch mehr, und selbst die eigentlichen Samniten bildeten nicht, wie die Römer, einen einigen Staat, sondern nur eine Eidgenossenschaft unabhängiger Cantone. Außerdem hatten aber die Römer noch einen besonderen Vortheil vor ihnen voraus, der ihnen mehr als alles Andere das Übergewicht über die Samniten verschaffte: Rom hatte nämlich durch die seitherigen Verfassungskämpfe und die daraus hervorgegangenen Verhältnisse ein inneres Leben und eine Form erhalten, durch welche alle Kräfte in einem Grade belebt und in Thätigkeit gesetzt wurden, wie bei keinem anderen Volke von Italien.

Die Veranlassung zu dem Kriege der Römer mit den Samniten ward von den damaligen Gebietern des Landes Campanien gegeben. Fast gerade hundert Jahre zuvor hatten samnitische Schaaren die Stadt Capua und einen großen Theil des Landes Campanien den alten oskischen Einwohnern und ihren Herren, den Etruskern, entrissen. Diese Samniten bildeten, wie im Mittelalter die dort angesiedelten Normannen, nur eine kleine Zahl der Bewohner, waren aber die Gebieter des Landes, führten gleich jenen ein ritterliches Leben, und entarteten bald auf doppelte Weise: eines Theils stürzte die im heißen und fruchtbaren Campanien von jeher einheimische Üppigkeit sie in Schlaffheit und Schwelgerei, anderes Theils verwilderten sie durch Kriegsdienste, die sie aus Raublust und Habgier bei den Griechen und Karthagern auf Sicilien nahmen. Sie wurden daher bald ihren Brüdern im gebirgigen Samnium völlig entfremdet, zumal da sie von Anfang an durch kein Staatsband mit ihnen vereinigt geblieben waren. Sie geriethen mit denselben endlich sogar in Zwist, als die Samniten sich nach Campanien hin ausbreiteten, und die an der Grenze von Samnium wohnenden alten ausonischen Stämme zu unterwerfen suchten. Die Sidiciner, eine dieser kleinen Völkerschaften, riefen die campanischen Samniten in Capua zu Hülfe. Diese gewährten ihnen ihre Unterstützung, wandten sich aber zugleich nach Rom, um durch das Bündniß mit einem mächtigen Staate Schutz gegen die überlegene Kraft und die Eroberungslust ihrer Brüder aus dem Gebirge zu erhalten. Die Römer, welche nicht lange vorher mit den Samniten ein Bündniß geschlossen hatten, scheuten sich, mit einem Volke, das im Kriege mit ihren eigenen Verbündeten be-

griffen war, einen Bund einzugehen. Sie versprachen daher den Campanern die gewünschte Hülfe nur unter der Bedingung, daß dieselben, wenigstens der Form nach, sich unter die römische Oberbotmäßigkeit stellten, und dadurch den Römern das Recht und die Pflicht gäben, sich ihrer anzunehmen. Die Campaner willigten in diese Forderung ein, und erklärten sich in einer förmlichen Vertragsurkunde für Unterthanen der Römer. Nun forderte man von Rom aus die Samniten auf, einen Staat, der sich dem römischen Volke zum Eigenthum übergeben habe, nicht weiter zu bekriegen. Die Samniten wiesen natürlich nicht allein diese Forderung zurück, sondern erklärten auch den mit den Campanern geschlossenen Vertrag für einen Friedensbruch. Hierauf zogen die beiden römischen Consuln Marcus Valerius Corvus und Aulus Cornelius Cossus, jeder an der Spitze eines Heeres, nach Campanien.

So begann 343 v. Chr. der erste Samnitenkrieg, welcher drei Jahre lang dauerte. Valerius Corvus brachte den Samniten bald eine Niederlage bei, sein College aber machte einen großen Fehler, stürzte dadurch sein Heer in die größte Gefahr, und wurde nur durch den Heldenmuth eines seiner Kriegstribunen vor dem Untergang bewahrt. Er hatte sich nämlich tief in das Gebirge hinein locken lassen, und ward hier in einem Thale von den Feinden eingeschlossen. Nur der Rückzug blieb ihm offen, aber auch dieser war nicht ohne den Verlust des größten Theils der Truppen möglich, weil die Samniten rings herum die Höhen besetzt hatten. In dieser Verlegenheit bot sich Publius Decius Mus der Ältere zum Opfer an. Er besetzte mit sechszehnhundert Mann eine Höhe, die über dem Feinde lag, um von dort aus die Hauptmacht der Samniten so lange zu beschäftigen, bis der Consul aus dem Thale entkommen wäre. Decius hielt den Kampf mit der überlegenen Macht der Samniten bis zum Abend aus, schlug sich dann in der Nacht durch die Feinde durch, erreichte das gerettete Heer seiner Landsleute, und bewog den Consul, die Samniten, welche auf nichts weniger als einen Angriff gefaßt waren, sogleich anzugreifen. Diese wurden hierauf in einem förmlichen Treffen geschlagen, und Decius hatte also das Verdienst, nicht blos das römische Heer vor dem Untergang bewahrt, sondern ihm zu gleicher Zeit auch einen Sieg verschafft zu haben. Er erhielt dafür vom

Senat und Volk die ausgezeichnetsten Ehrengeschenke, und sein Namen glänzte seitdem durch alle römischen Zeiten hindurch in der Volksgeschichte und in Liedern neben einem Scävola, Cincinnatus, Manlius Capitolinus, Camillus und anderen Helden. Bald nachher erfocht Valerius Corvus bei Suessula einen so vollständigen Sieg, daß sein großer Ruhm sich hauptsächlich auf diese Schlacht gründete: er eroberte das Lager der Samniten, tödtete oder zerstreute ihr ganzes Heer, und soll nicht weniger als vierzigtausend Schilde von Gebliebenen oder Entflohenen erbeutet haben.

So ehrenvoll für Valerius und für die Römer die seither gelieferten Schlachten waren, so waren doch die Samniten bei weitem nicht völlig besiegt; im Gegentheil, sie erscheinen im nächsten Jahre ebenso mächtig als vorher, und zeigten damals, wie zu allen Zeiten eine felsenfeste Ausdauer. Der Krieg wäre daher wohl noch viele Jahre lang fortgesetzt worden, wenn nicht die drohende Stellung, welche die Latiner annahmen, und die durch die harten Schuldgesetze veranlaßte Empörung eines Theils der römischen Truppen die Römer zum Frieden gedrängt hätte. Der zum Dictator erwählte Valerius Corvus dämpfte diese Empörung auf schonende Weise; mit den Samniten aber ward, nachdem der Krieg noch eine kurze Zeit fortgesetzt worden war, ein Vertrag geschlossen, in welchem dieselben sich zwar eine Buße an Geld und Getraide auflegen ließen, dagegen aber keinen Zollbreit Landes verloren. Ja, sie erhielten sogar das Recht, sich die Sidiciner zu unterwerfen, obgleich die Römer den Krieg zunächst nur in der Absicht, sie daran zu hindern, begonnen hatten, und diese Sache für sie von Wichtigkeit war, weil das Land der Sidiciner Campanien von Latium trennte.

5. Der latinische Krieg und die staatsbürgerliche Stellung der unterworfenen italiänischen Völker.

Als Rom die Sidiciner ihrem Schicksale überließ, setzten die Latiner, welche als römische Bundesgenossen am samnitischen Kriege Antheil genommen hatten, denselben für sich allein fort, um die Samniten von ihrer Nähe fern zu halten. Sie verbanden sich

zu diesem Zwecke mit den Sidicinern, Campanern, Volskern und Aurunkern. Dies hätte sie nothwendiger Weise mit Rom entzweien müssen, wenn sie auch nicht vorher schon an die Auflösung eines Bundes gedacht hätten, durch welchen sie in Abhängigkeit gehalten wurden. Fast zu derselben Zeit, als sie sich mit den genannten Völkern verbanden, schickten sie eine feierliche Gesandtschaft nach Rom, und ließen dem Senat erklären: das bisherige Verhältniß zwischen Rom und Latium müsse dahin abgeändert werden, daß Beide einen einzigen Föderativ-Staat bildeten, in welchem die Hälfte der Senatoren und der Beamten aus Latinern bestehe; Rom dürfe also nur die Hauptstadt von Latium sein, statt wie bisher unter der Form eines Bundeshauptes das ganze Land allein zu beherrschen.

Einen solchen Gedanken ertrug der römische Stolz nicht, die Waffen mußten entscheiden. Es wurden also zwei Heere unter den Consuln Titus Manlius Torquatus und Publius Decius Mus dem Älteren nach Campanien geschickt, wo die latinischen Truppen und ihre Verbündeten bereits gegen die Samniten zu Felde lagen. Die Letzteren vereinigten sich, wie es scheint, sogleich mit den Römern. Am Fuße des Vesuv kam es zu einer entscheidenden Schlacht (340 v. Chr.). Diese Schlacht hat mehr, als irgend eine andere, die Macht der Römer begründet, und den Schrecken ihres Namens über die Völker Italiens verbreitet. Die Römer haben daher auch die beiden Consuln, welche damals an ihrer Spitze standen, vorzugsweise gepriesen, und in ihren Volkserzählungen von den Helden der Vorzeit das Andenken derselben verherrlicht. Beide wurden später als unübertroffene Beispiele aufopfernder Vaterlandsliebe und als Muster römischer Strenge und Kriegszucht aufgestellt, und die Geschichte ihrer Thaten diente den Rednern und Schriftstellern der folgenden Zeit als ein mächtiges Mittel, die Gemüther zu entflammen. Wenn die Überlieferungen denkwürdiger Ereignisse Jahrhunderte hindurch solchen Zwecken gedient haben, so vermag keine Kritik das Wahre in ihnen ausfindig zu machen, und die historische Darstellung kann sie daher nicht anders auffassen und berichten, als in der ihnen auf diese Weise gegebenen Form und Ausschmückung.

Nach diesen Erzählungen hatte der Consul Manlius Torquatus, derselbe Mann, der schon in seiner Jugend einen gallischen Riesen erschlagen haben soll, einige Tage vor der Schlacht bei Todesstrafe jeden einzelnen Kampf mit dem Feind verbieten lassen. Als aber ein feindlicher Befehlshaber, der auf einem Streifzug mit Manlius Torquatus Sohne zusammentraf, diesen spottend zum Zweikampf herausforderte, konnte der muthige junge Mann der Versuchung nicht widerstehen; er nahm die Ausforderung an, und tödtete seinen Gegner. Triumphirend zog der Sieger in das Lager zurück, sein Vater ließ aber mit rücksichtsloser Strenge die gedrohte Strafe an ihm vollziehen, und brachte so dem blinden Gehorsam des Heeres, ohne welchen Rom's militärische Größe nicht bestehen konnte, den eigenen Sohn zum Opfer. Wie auf diese Weise Manlius Torquatus durch die Hinrichtung seines Sohnes den Römern ein Beispiel aufopfernder Vaterlandsliebe gab, so erwarb sich Decius Mus denselben Ruhm durch einen freiwilligen Tod. Beiden Consuln ward, wie es heißt, durch ein Traumgesicht zu gleicher Zeit der Schicksalsspruch verkündet, daß in der bevorstehenden Schlacht von der einen Seite das Heer, von der anderen aber einer der Anführer den Göttern der Unterwelt zum Opfer fallen müßten. Um diesen Spruch zu Gunsten der Römer zu wenden, gelobten sie einander, daß derjenige von ihnen, dessen Schaaren in der Schlacht zuerst wanken würden, sich sogleich jenen Göttern weihen wolle. Die Schlacht hatte noch nicht lange begonnen, als der von Decius befehligte Flügel zu weichen begann. Sogleich erfüllte Decius sein Versprechen: er ließ sich vom Oberpriester die Formel der Todesweihe vorsprechen, legte dann schnell sein Senatoren-Gewand an, stellte sich auf ein Schwert, verhüllte sein Haupt, und rief laut die ihm vorgesagten Worte aus, durch welche er sich und die Legionen der Feinde als Sühnopfer den Todesgöttern weihte. Dann stürzte er sich in die dichtesten Reihen der Latiner, und sank bald von Geschossen durchbohrt nieder. Solche Todesweihen kamen ebensowohl bei den Römern, als bei den Etruskern vor, und scheinen aus dem Gebrauche der Menschenopfer entstanden zu sein, der auch bei den celtischen Völkern, den Phöniciern und Karthagern herrschte; er war in Italien schon früh dem überwiegenden Einflusse griechischer Lebensansichten gewichen, die That des

Decius aber gehörte zu den noch zuweilen vorkommenden Überresten desselben. Es lag dabei die auch im alten Judenthum herrschende Idee eines Sühnopfers zu Grunde, vermöge deren man das Vornehmste oder das Beste und Reinste den Göttern darbrachte, um dadurch Heil und Rettung für die Anderen zu erhalten. Die Schlacht ward gewonnen, und war, wie fast alle Schlachten, in welchen Römer fochten, sehr blutig, weil das Meiste mit dem Schwerte und durch Kämpfe von Mann gegen Mann vollbracht ward: von den Latinern entkam nicht einmal der vierte Theil des Heeres.

Die Latiner erholten sich bald von dem erlittenen Schlage, und wagten bei Trifanum noch einmal eine Schlacht, wurden aber wieder besiegt. Ihre Macht war jetzt vernichtet, und der latinische Bund löste sich in Folge davon auf. Einzelne latinische und campanische Städte unterwarfen sich den Römern sogleich, andere aber leisteten ihnen noch eine Zeitlang Widerstand. So dauerte der Krieg noch zwei Jahre lang fort, bis endlich alle besiegt waren. Der römische Senat verhängte über die latinischen und campanischen Staaten ein sehr verschiedenes Schicksal: die Bürger des einen Staat mußten auswandern, und ihr Gebiet ward an römische Colonisten ausgetheilt, die von anderen dagegen wurden mit den Letzteren verschmolzen, noch andere Städte erhielten das römische Bürgerrecht mit größerer oder geringerer Beschränkung, einigen wenigen aber gab man dasselbe vollständig. So ward das Interesse der Latiner und Campaner durch die Verschiedenheit der ihnen gewährten Vorrechte getheilt. Die Herstellung des Bundes aber, welcher seit uralter Zeit in Latium bestanden hatte, wurde für immer unmöglich gemacht, indem die Römer die latinischen Landtage verboten, jedem Latiner den Besitz von Landeigenthum außerhalb des Gebietes seiner Stadt untersagten, und einen großen Theil des Landes als römische Staats-Domäne einzogen oder unter römische Colonisten vertheilten.

Von dieser Zeit an standen Latium's Kräfte ganz und gar im Dienste der Römer. Zwar wurden die latinischen Truppen, welche vorher in den Legionen der Römer selbst gedient hatten, von diesen getrennt und als besondere Abtheilungen dem Heere beigegeben, allein sie erschienen dadurch nicht als eine selbstständige Macht,

sondern als die Truppen von Unterthanen. Von dem Augenblick an, wo Latium unterworfen worden war, galt es den Kampf um die Herrschaft Italiens. Damit die Darstellung dieses Kampfes, welcher zugleich mit den Samniten, den Griechen von Unteritalien, den Etruskern und den Galliern in Oberitalien geführt ward, keine Unterbrechung erleide, ist es am passendsten, hier die Verhältnisse anzudeuten, in welche die einzelnen Völker Italiens nach ihrer Unterwerfung unter die Römer traten.

Die Völker der alten Welt haben, zum Unterschied von denen der neueren Zeit, unterworfene Staaten nur in sehr seltenen Fällen zu gleichberechtigten Gliedern ihres Staates erhoben. Die Römer insbesondere haben, bis in ihre Kaiserzeit hinein, außerdem noch einen Unterschied zwischen den unterworfenen Völkern Italiens und denen anderer Länder gemacht. Die Letzteren waren und blieben Unterworfene, die Italiäner aber erhielten eine gewisse Selbstständigkeit und Freiheit. Deshalb ward auch bei der Benennung der eroberten Theile des Reiches der Unterschied gemacht, daß nur die außerhalb Italiens liegenden Theile Provinzen hießen, die eigentlich italiänischen Länder aber mit diesem Namen nie belegt wurden. Die Bürger des römischen Staats zerfielen daher, als derselbe weltherrschend geworden war, in drei Theile, in die Provinzialen, die Italiäner und die eigentliche römische Bürgerschaft. Die Ersteren hatten, mit Ausnahme der Colonieen und einzelner Städte, keine verfassungsmäßigen Rechte, und wurden durch römische Statthalter willkürlich regiert. Die Italiäner dagegen hatten, mit Ausnahme von nur wenigen Städten, welche besonderer Umstände wegen als bloße Unterthanen behandelt wurden, bestimmte Verfassungen und Rechte. Diese waren jedoch nicht für alle gleich, sondern der römische Senat wußte unter den bezwungenen italiänischen Staaten eine große Mannichfaltigkeit von Staats- und Rechtsverhältnissen einzuführen, um dieselben dadurch von einander getrennt zu halten.

Die Latiner wurden anfangs den römischen Bürgern fast gleich gestellt; sie waren von manchen Lasten frei, welche die anderen italiänischen Völker zu tragen hatten; sie lebten nach eigenen Gesetzen und unter ihren eigenen Beamten, welche von ihnen selbst gewählt wurden; diese Beamten wurden durch ihr Amt römische

Bürger; auch alle diejenigen, welche mit Zurücklassung eines Sohnes sich nach Rom übersiedelten und also reich genug waren, um ihr Vermögen theilen zu können, so wie jeder, der einen römischen Beamten vor Gericht der Untreue überführte, erhielten das volle römische Bürgerrecht; jeder Latiner endlich, der nach Rom kam und daselbst beim Census seinen Namen angab, wurde ohne Weiteres in das Bürgerregister eingetragen; auch stimmten die gerade anwesenden Latiner oft in den Comitien mit. Diese Vortheile, die man unter dem Namen des Jus Latinum (des latinischen Rechts) zusammenfaßte, waren übrigens nicht allen latinischen Städten eingeräumt worden, und diejenigen, welche sie besaßen, standen in anderen wesentlichen Dingen hinter den Römern zurück: sie hatten z. B. über ihre Kinder nicht dieselbe Gewalt, wie ein Römer, sie konnten von keinem Römer adoptirt werden und keine vollgültige Ehe mit einer Römerin schließen, sie mußten sich als Soldaten mit Ruthen züchtigen lassen, während es in späterer Zeit aufs strengste verboten war, einen römischen Soldaten anders als mit dem Stock zu schlagen, ein Ehrenunterschied gleich demjenigen, welcher früher bei unseren Truppen zwischen dem Stock und der Fuchtel bestand. Wie groß aber auch die Rechte der Latiner sein mochten, der römische Senat wußte dieselben nach und nach auf unmerkliche Weise zu schmälern, und alle Vorzüge wurden schon allein durch die Last des Kriegswesens aufgewogen, welche die Latiner schwerer drückte als die Römer. Die Latiner hatten nämlich gar keinen Antheil an der Berathung über Krieg und Frieden, mußten aber einem Staate, der fast nie Frieden hatte, in allen seinen Kriegen Truppen liefern. Dies war um so härter für sie, da sie zwar alle Anstrengungen und Gefahren, nicht aber die Ehre des Kriegsdienstes mit den Römern theilten; denn der Sieg wurde immer nur den römischen Abtheilungen des Heeres zugeschrieben, obgleich die Latiner ebenso wie diese bewaffnet und ebenso tapfer waren, ja, in manchen Kriegen die Römer an Zahl oft um das Doppelte oder Dreifache übertrafen.

Die übrigen italiänischen Völker erhielten größtentheils noch weniger Rechte, als die Latiner, wurden aber ebenfalls gleich diesen durch die Verschiedenheit ihrer Gesetze und Einrichtungen von einander getrennt. Einige von ihnen unterwarfen sich frei-

willig, andere wurden gewaltsam mit oder ohne Capitulation unter das römische Joch gebeugt, wodurch schon von Anfang an eine große Verschiedenheit der Rechte zwischen ihnen entstand. Alle aber versuchten später das Joch wieder abzuwerfen, und mußten nachher ihre Rechte als ein Geschenk oder Privilegium der Römer ansehen. Die Letzteren waren jedoch klug genug, den meisten italiänischen Völkerschaften möglichst viele Vortheile einzuräumen, da es ihnen hauptsächlich nur darum zu thun war, daß sich dieselben in die Militärordnung des römischen Reiches fügten. Einige, wie die Sabiner, erhielten das römische Bürgerrecht, andere z. B. ein Theil der Umbrer, schlossen als Bundesgenossen einen auf fast völlig gleichen Bedingungen beruhenden Vertrag mit Rom, noch andere wurden auf die mannichfaltigste Weise in ihren Rechten beschränkt, manche endlich, wie die Bruttier und Lukaner, mußten sich so demüthigende Verhältnisse gefallen lassen, daß sie z. B. in den römischen Heeren nicht den Soldaten zugezählt, sondern zum Gebrauche als Postboten und zu anderen schmählichen Knechtsdiensten verwendet wurden. So wurden also die italiänischen Völker durch eine mannichfaltige Anordnung ihrer inneren Angelegenheiten und ihres Verhältnisses zu Rom von einander getrennt, und zugleich auf eine sehr schlaue Weise die römischen Einrichtungen und Gesetze ihnen nicht gewaltsam aufgedrungen, sondern zwischen das Fremde geschickt eingeschoben. Alle diejenigen nicht-latinischen Völkerschaften Italiens, welche durch Vertrag sich den Römern unterwarfen, führten den Namen Bundesgenossen. Man hat die vertragsmäßige Stellung derselben zu den Römern mit dem Namen des Jus Italicum oder des italiänischen Rechtes bezeichnet; da aber die Verträge je nach den Umständen, unter denen sie geschlossen wurden, unter einander sehr verschieden waren, so begreift jener Namen kein bestimmtes Rechtsverhältniß in sich, sondern umfaßt sehr verschiedene Rechte. Im Allgemeinen versteht man unter den sogenannten Bundesgenossen des italiänischen Rechts solche Staaten, welche am römischen Bürgerrechte keinen Theil hatten, und den Römern im Kriege durch Truppen und Geld beistehen mußten, dagegen aber keine Grundsteuer entrichteten, und nicht, wie die eroberten Länder außerhalb Italiens oder die sogenannten Provinzen, von römischen Statthaltern beherrscht wurden, sondern ihre

eigenen Gesetze und selbstgewählte Beamte hatten. Solche Völker hatten also scheinbar eine ganz unabhängige Verwaltung, der Wirklichkeit nach aber waren sie eben so übel daran, wie die Latiner. Der römische Senat erließ nämlich oft harte Befehle an sie, welche die Ortsobrigkeiten ebenso strenge ausführen mußten, als sie nur ein römischer Statthalter hätte ausführen können; römische Große, welche durch ihr Land reisten, erlaubten sich alles Mögliche, und kein Staat durfte es wagen ihnen entgegenzutreten, theils weil solche Männer an und für sich selbst ihnen viel schaden konnten, theils weil alle diese Staaten bei ihren Streitigkeiten im Inneren oder mit ihren Nachbarn den römischen Senat und die von ihm ernannten Schiedsrichter als entscheidende Behörde anerkennen mußten. Auch die durch das sogenannte italiänische Recht gewährte Steuerfreiheit stand in keinem Verhältniß zu dem, was die Staaten bei ihrer Unterwerfung unter die Römer einbüßten. Die Letzteren unterließen es nämlich nie, einen Theil des Landes der Besiegten einzuziehen, um ihn entweder als römische Staats-Domäne zu verpachten oder an römische Colonisten zu vertheilen; sie konnten also auch den italiänischen Völkern leicht Steuerfreiheit gewähren, weil sie auf diese Weise die Steuer schon für ewige Zeiten vorausgenommen hatten. In Betreff der Stellung im römischen Heere wurden, wie bereits angedeutet worden ist, manche italiänischen Völker viel härter behandelt, als die Latiner, anderen dagegen gab man auch Vorzüge vor diesen. Im bürgerlichen Rechte hatten, wie es scheint, alle Italiäner gewisse Vorzüge mit den Römern gemein.

Welche Stellung die griechischen Städte in Unteritalien nach ihrer Besiegung durch die Römer erhielten, wird unten bei der Darstellung ihrer Unterwerfung angegeben werden. Hier aber ist zum Schlusse noch das Verhältniß derjenigen italiänischen Städte zu bezeichnen, welche die Namen Municipien, Präfecturen oder Colonieen trugen. Die Municipien waren Freistädte, welche von der Grundsteuer befreit waren, ihre eigene selbstständige Verwaltung hatten, und das römische Bürgerrecht entweder ganz oder mit gewissen Beschränkungen besaßen. Präfecturen dagegen hießen diejenigen Städte, in welchen entweder blos die Rechtspflege oder auch die ganze Verwaltung durch einen von Rom ernannten

Präfecten geleitet wurde; im ersteren Falle standen sie, abgesehen von der Beschränkung ihrer Jurisdiction, den Municipien ganz gleich, im zweiten aber ermangelten sie aller Selbstständigkeit und hatten dieselbe Stellung, wie die eigentlichen Provinzen der Römer. Sowie schon dies einen Unterschied in der Behandlung der unterworfenen italiänischen Städte zu erkennen gibt, so zeigt sich derselbe sogar auch bei den Municipien allein. Man sollte meinen, daß diese Städte, welche das römische Bürgerrecht und eine selbstständige Verwaltung erhielten, einander fast gleich gewesen wären, und dadurch die Möglichkeit gehabt hätten, sich für einen gemeinschaftlichen Zweck mit einander zu verbinden; allein dies war durchaus nicht der Fall. Der kluge Senat und das nach seinen Grundsätzen geleitete Volk der Römer hatten auch in den Municipien eine ungemein große Mannichfaltigkeit der Verhältnisse und Interessen zu erzeugen verstanden. Nicht alle besaßen das volle römische Bürgerrecht; während nämlich die Bürger des einen Municipiums den römischen Volksversammlungen beiwohnen, in denselben mitstimmen und sich sogar um römische Beamtenstellen bewerben durften, genossen die Bürger eines anderen diese höheren politischen Rechte in Rom gar nicht, sondern mußten sich mit einem größeren oder geringeren Antheile an den Privatrechten der römischen Bürger begnügen. Ferner hatten manche Municipien die römischen Gesetze und Verwaltungsformen ganz oder zum Theil angenommen, andere aber ihre alten Gesetze und Einrichtungen völlig beibehalten. Die meisten richteten jedoch ihre Verfassungen nach der römischen ein. Ihre Bürger waren, wie die Römer, in Stände geschieden; Duumvirn (d. i. Zweimänner) standen, gleich den römischen Consuln, an der Spitze der Verwaltung, und es gab außerdem Censoren, Aedilen, Quästoren und Volkstribunen, sowie einen Senat und eine Volksversammlung. Übrigens war die Zahl der Municipien in Italien nicht groß, und die meisten derselben gelangten erst spät zum vollen römischen Bürgerrechte.

Die Colonieen, deren es in Italien vor dem Beginn der punischen Kriege dreißig oder nach einer anderen Angabe drei und fünfzig gab, standen zu dem römischen Staate ebenfalls in einem Verhältnisse, das nicht klüger hätte ausgedacht werden können. Sie zerfielen in zwei Klassen, in römische und in latinische, oder mit

anderen Worten ihre Einwohner bestanden entweder aus Römern oder aus Latinern, die unter römischer Anführung in ihnen angesiedelt worden waren. Alle Colonieen, welche die Römer in Italien gründeten, waren, zum Unterschied von den griechischen, nicht neu erbaute, sondern ältere Städte, welche ihren seitherigen Einwohnern entrissen worden wären. Sie hatten dieselbe Verfassung, wie die meisten Municipien, d. h. sie wurden von einem Senat und einer Volksversammlung, von Duumvirn, Censoren und Volkstribunen regiert, und bildeten also ein kleines Rom. Von ihren Großen befand sich immer einer oder der andere im römischen Senat, und nahm sich daselbst ihrer Angelegenheiten an. Die Colonisten von römischer Abkunft hatten das römische Bürgerrecht, genossen jedoch den wichtigsten Theil desselben, das Recht in der römischen Volksversammlung mitzustimmen, nur dann, wenn es ausnahmsweise ihnen gewährt worden war. Dagegen trat jeder römische Colonist, der nach Rom zurückkehrte, sogleich wieder in den vollen Genuß seines Bürgerrechtes ein. Übrigens mußten die Colonieen für das bei ihrer Gründung ihnen gegebene Land Steuern entrichten, und am Kriegsdienste Theil nehmen. Sie hatten also alle Lasten der römischen Bürgerschaft mitzutragen, besaßen die meisten Ehrenrechte derselben, und wurden auf diese Weise zugleich an die Hauptstadt gefesselt und in Abhängigkeit von derselben erhalten. Übrigens gab es unter den römischen Colonieen in Italien auch sogenannte See-Colonieen, zu welchen unter Andern Ostia an der Tiber-Mündung gehörte. Diese See-Colonieen waren Ansiedelungen in Seestädten, deren Bürger vom Dienste im römischen Heere völlig befreit waren, dagegen aber als Hafenbesatzungen und auf der Flotte dienen mußten.

6. Der zweite Samniten-Krieg.

Anderthalb Jahrzehnte nach der Beendigung des ersten Krieges zwischen den Römern und Samniten erhoben beide Völker schon wieder die Waffen gegen einander, und es brach ein viel hartnäckigerer Kampf aus, welcher zwei und zwanzig Jahre währte. Die Samniten konnten trotz aller ihrer Tapferkeit und Ausdauer unmöglich über die Römer siegen; denn es fehlte ihnen an Einheit,

Consequenz und Planmäßigkeit im Verfahren, und sie konnten außerdem ihren Verbündeten nicht trauen, die Römer dagegen wurden von einem Senate geleitet, der sich immer gleich blieb und folgerecht einen und denselben Gang ging, und ihre Bundesgenossen, deren Truppen überdies von römischen Officieren commandirt wurden, folgten ihren Weisungen unbedingt. Übrigens ist der zweite Samniten-Krieg besonders deshalb wichtig, weil die Römer durch den langwierigen und gefährlichen Kampf mit dem tapfersten Volke Italiens ihre militärische Erfahrung und Gewandtheit mehr, als durch irgend einen der vorhergehenden Kriege, vervollkommneten. Den Verlauf desselben im Einzelnen anzugeben, würde dem Zwecke einer welthistorischen Übersicht der Begebenheiten zuwiderlaufen; wir deuten daher nur die wichtigsten Ereignisse und die Art und Weise an, wie die römische Macht auch in diesem Kriege voranschritt und fester gegründet ward.

Die Gründung einer römischen Colonie, welche offenbar ein Vorwerk gegen die Samniten sein sollte, und ein Zwist der Römer mit der den Samniten verbündeten Stadt Paläopolis in Campanien gaben die Veranlassung zum Ausbruch des Krieges (326 v. Chr.). Paläopolis, das heutige Neapel, ward gleich anfangs erobert, und war die erste griechische Stadt in Unteritalien, die sich den Römern unterwarf. Die Samniten aber schienen den Römern so gefährliche Feinde zu sein, daß sie den Krieg mit ihnen nicht auf die gewöhnliche Weise begannen, sondern ihnen ihren erfahrensten General als Dictator entgegenstellten. Dies war Lucius Papirius Cursor der Ältere, einer der ausgezeichnetsten Feldherrn des römischen Heldenzeitalters. Papirius Cursor fand nöthig, vorsichtig zu Werke zu gehen. Er gab deshalb, als er einst auf kurze Zeit nach Rom zurückkehren mußte, seinem Magister equitum, Quintus Fabius Maximus Rullianus, den Befehl, sich während seiner Abwesenheit unter keiner Bedingung in einen Kampf einzulassen. Dieser konnte aber der Versuchung nicht widerstehen, lieferte den Samniten ein Treffen, und erfocht einen glänzenden Sieg. Papirius Cursor wollte, wie einst Manlius Torquatus, den Ungehorsam seines Untergebenen nach der ganzen Strenge der römischen Kriegsgesetze bestrafen, ward aber durch die Stimmung des Heeres und durch die Bitten des Senats und

Volks in Rom genöthigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Er selbst erfocht hierauf einen Sieg, der die Samniten zu Friedensanerbietungen bewog. Papirius hielt für rathsam, sich mit der Anerkennung der römischen Überlegenheit genügen zu lassen, weil er ein kräftiges Volk nicht zum Äußersten treiben wollte. Er erkannte außerdem, daß die senatorischen Familien, besonders die jüngeren Männer derselben aus diesem gefährlichen Kriege ein Mittel zur Erlangung von Ruhm machen wollten, und fand sich als einsichtsvoller, gerader und rechtlicher Mann dadurch um so mehr in seinem Entschlusse bestärkt. Er erklärte sich zum Frieden bereit, wenn die Samniten eine Art Bußgeld zahlen wollten; diese gewannen durch des Dictators Mäßigung volles Zutrauen zu ihm, und überließen ihm die Festsetzung der Bedingungen, allein der römische Senat war nicht zum Frieden zu bewegen, und gewährte nur einen Waffenstillstand auf ein Jahr.

Gleich nach dem Ablauf des Waffenstillstandes begann der Krieg von neuem, und ward von Quintus Fabius Maximus Rullianus, der zum Consul ernannt worden war, mit so großem Glücke geführt, daß die Samniten noch einmal um Frieden baten. Der Senat machte aber zu harte Forderungen, und trieb dadurch die Samniten zu einem Kampfe der Verzweifelung und zu einer Ausdauer, die unsere höchste Bewunderung erweckt. An die Spitze ihres Heeres stellten sie Pontius, den Sohn des gleich ihm durch griechische Wissenschaft und Philosophie gebildeten Herennius, einen Mann, welcher Klugheit und List mit persönlicher Tapferkeit und mit dem Blicke eines wahren Feldherrn vereinigte. Dieser rächte im fünften Jahre des Krieges (321 v. Chr.) die Zurückweisung der samnitischen Friedensanerbietungen auf die glänzendste Weise. Er täuschte nämlich durch ein ausgestreutes falsches Gerücht die beiden römischen Consuln Titus Veturius und Spurius Posthumius über den Ort, wo sich die Hauptmacht der Samniten befand. Diese trauten jenem Gerüchte, und gingen in die ihnen gelegte Schlinge; sie rückten nämlich in das Innere der Gebirge, und zogen hier unbesorgt in ein Thal, welches an seinem Anfang und Ende Engpässe hatte, die man nach einer nahe liegenden samnitischen Stadt die caudinischen Pässe nannte. Dahin hatte Pontius sie locken wollen, um die ganze römische Kriegsmacht mit Einem

Schlage zu vernichten. Als die Römer in jenes Thal gekommen waren, sahen sie sich zu ihrem größten Schrecken von der Hauptmacht der Samniten eingeschlossen, welche sie in einer weit entlegenen Gegend beschäftigt geglaubt hatten. Sie konnten sich weder vorwärts noch rückwärts bewegen, und wurden von oben herab durch die überall in großer Zahl hervorbrechenden Feinde bedrängt. In dieser rettungslosen Lage sahen sich die beiden Consuln mit ihrem zwischen vierzig und fünfzigtausend Mann starken Heere zur Unterwerfung genöthigt.

Die Samniten waren in Verlegenheit, wie sie den errungenen Vortheil gebrauchen sollten. Alle Geschichtschreiber der Römer haben diesen Umstand und die damals zwischen Pontius und den Römern geführten Unterhandlungen benutzt, um ihre eigenen Ansichten über das Verhältniß beider Völker zu einander den römischen Unterhändlern oder dem Vater des Pontius, der von seinem Sohne als Rathgeber herbeigerufen ward, in den Mund zu legen. Von dem Letzteren, welcher hochbejahrt in dem benachbarten Caudium lebte, wird erzählt, er habe seinem Sohne den Rath gegeben, die gefangenen Römer entweder alle zusammenzuhauen oder ungekränkt zu entlassen. Wie es sich auch mit dieser Anekdote verhalten mag, Pontius that keines von Beiden, sondern wählte vielmehr von allen Auswegen, die er hätte nehmen können, gerade den schlechtesten. Er schloß mit den römischen Consuln einen Vertrag, der von der Noth erpreßt war, und deswegen nicht gehalten werden konnte, und unterwarf das gefangene Heer einem Schimpfe, der die Römer zur größten Kraftanstrengung treiben mußte, um ihre verletzte Ehre wieder herzustellen. Durch diesen Vertrag ward den Römern die Verpflichtung auferlegt, das ganze samnitische Gebiet zu räumen, die in demselben angelegten Colonieen zurückzuziehen, und mit den Samniten als einem unabhängigen Volke fortan in Frieden zu leben. Die gefangenen Truppen wurden hierauf von Pontius entlassen, nachdem sie ihm ihre Waffen und Pferde abgeliefert hatten, und insgesammt durch ein aus drei Pfählen gebildetes Joch gegangen waren. Nur sechshundert Ritter mußten als Geißeln des geschlossenen Vertrags in samnitischer Gefangenschaft bleiben.

Die Nachricht von dem in den caudinischen Pässen erlittenen Unglück und die Rückkehr eines völlig besiegten und ehrlos gemachten Heeres verbreiteten in Rom einen ähnlichen Schrecken, wie die Niederlage am Flusse Allia. Die ganze Stadt war in Trauer, alle Geschäfte wurden eingestellt, die Consuln mußten ihr Amt niederlegen, und ein Dictator wurde an ihrer Stelle mit der Leitung der Angelegenheiten beauftragt. Zugleich beschloß aber der Senat, den Vertrag nicht als einen Staatsvertrag anzuerkennen, weil derselbe seiner Form nach für die Römer nicht bindend war; denn er war ohne einen Fecialis geschlossen worden oder ohne einen jener Priester, welche bei jedem Tractat die nach dem römischen Staatsrecht erforderlichen religiösen Ceremonien zu besorgen hatten (s. oben S. 161). Daran hielt sich der römische Senat, um den Vertrag verwerfen zu können; er erklärte, daß durch denselben der Staat nicht gebunden wäre, und lieferte diejenigen, welche ihn geschlossen hatten, den Samniten aus, damit sie sich an dieselben halten könnten. Der Consul Posthumius selbst, welcher vorzugsweise an dem erlittenen Unglück schuld war, soll zuerst diesen Vorschlag gemacht haben. Er und seine Collegen wurden zugleich mit den übrigen Unterzeichnern und Bürgen des Vertrags gefesselt nach Caudium geschleppt und dem samnitischen Feldherrn übergeben, der sie jedoch sogleich wieder zurückschickte. Der Senat erreichte durch dieses Verfahren seinen Zweck, den Muth des durch die erlittene Beschimpfung niedergebeugten Heeres zu entflammen. Posthumius aber trug, wie die Sage berichtet, Sorge, daß das Geschehene dem Volke nicht als ein Eidbruch erschien, und so bei der bevorstehenden Erneuerung des Kampfes die Gemüther nicht in Angst setzte. Als er nämlich von dem römischen Fecialis den Samniten ausgeliefert wurde, erklärte er, er sei jetzt kein Römer mehr, sondern ein samnitischer Sklave, stieß hierauf den Fecialis mit dem Fuße, und beleidigte so als Samnite die geheiligte Person eines römischen Gesandten und Priesters. So kindisch das ganze Mährchen auch scheinen mag, so führen es die römischen Geschichtschreiber doch an, um zu beweisen, daß man einen scheinbar gerechten Grund gehabt habe, den Krieg von neuem zu beginnen. Wenn wir den Versicherungen derselben Geschichtschreiber trauen dürfen, so ward die Ehre der Römer schon im nächsten Jahr nach der bei Caudium

erlittenen Schmach auf die glänzendste Weise wieder hergestellt. Von den beiden Consuln, Quintus Publilius Philo und Lucius Papirius Cursor, brachte der Erstere den Samniten in der Nähe der caudinischen Pässe eine blutige Niederlage bei; der Andere aber eroberte die apulische Stadt Luceria, bemächtigte sich der in dieselbe gebrachten römischen Geißeln und Waffen, schlug vor den Mauern Luceria's ein samnitisches Heer, und vergalt den caudinischen Schimpf der Römer dadurch, daß er die gefangene Besatzung dieser Stadt, bei welcher sich auch Pontius befand, ebenfalls unter das Joch schickte.

Der Krieg dauerte nachher noch sechszehn Jahre fort, ohne daß die Samniten durch die vielen Niederlagen, die sie nach den römischen Geschichtschreibern erlitten haben sollen, niedergebeugt worden wären. Die Römer aber setzten sich damals jenseit der Apenninen im Lande Apulien fest. Die Berichte über die einzelnen Begebenheiten dieses blutigen Krieges sind jedenfalls übertrieben; denn wenn wirklich so viele Schlachten, als in den Schriften der Römer angegeben werden, Statt gefunden hätten, und in diesen, wie es heißt, jedesmal wenigstens zwanzig, oft sogar dreißig tausend Mann geblieben wären, so hätte der römische Senat, der doch sonst seine Vortheile stets trefflich zu benutzen verstand, schwerlich den Samniten einen so günstigen Frieden gewährt. Es ward nämlich im Jahr 304 v. Chr. ein Frieden geschlossen, durch welchen die Samniten zwar die Oberhoheit über die Latiner aufgeben und ihr Bündniß mit einigen kleineren stammverwandten Völkern lösen mußten, dagegen aber nicht einen Fußbreit Landes verloren.

Dieser Frieden verschaffte den Römern, deren Senat mit immer gleicher Ruhe und Festigkeit sein Ziel verfolgte, die nöthige Muße, um andere Unternehmungen zu vollenden, die in diesem Kriege begonnen worden waren. Apulien war schon während des Krieges völlig unterworfen worden. Auch das in Campanien wohnende Völkchen der Ausonen, welches im Samniten-Kriege abfiel, wurde gleich wieder bezwungen; man begnügte sich aber damit nicht, sondern ein sehr großer Theil der Ausonen ward zusammengehauen, und die Übrigen zu Sklaven gemacht, so daß dieses Volk damals (314 v. Chr.) ganz und gar unterging. Auch

mit den Etruskern entspann sich während des samnitischen Krieges ein neuer blutiger Kampf. Diese hatten sich früher, wahrscheinlich wegen der öfteren Streifzüge der Gallier in ihr Land, lange ruhig verhalten; im dreizehnten Jahre des Samniten-Krieges aber beschlossen sie, eine gemeinschaftliche Unternehmung zu machen, um aus der scheinbar bedenklichen Lage Rom's Nutzen zu ziehen. Es dauerte jedoch nicht weniger als zwei Jahre, bis die verschiedenen etruskischen Staaten darüber einig werden konnten. Als endlich die etruskische Macht im Felde erschien, scheiterte sie bald an der römischen Kraft und an ihrer eigenen Schwäche. Was hätte auch eine lockere Verbindung, wie sie unter den Etruskern allein möglich war, gegen einen Staat ausrichten können, der mit militärischer Einheit und aristokratischer Festigkeit ebenso seine Bundesgenossen wie seine Bürger und Unterthanen leitete! Die Etrusker begannen den Krieg durch einen Angriff auf die römische Colonie Sutrium. Eine Schlacht, welche der Consul Quintus Aemilius Barbula ihnen sogleich lieferte, blieb unentschieden. Die Etrusker belagerten hierauf Sutrium. Quintus Fabius Maximus Rullianus, einer der Consuln des nächsten Jahres, welcher gegen sie geschickt wurde, ließ sich durch ihre überlegene Truppenzahl nicht schrecken; er drang vielmehr durch den dichten Ciminischen Bergwald, auf einem Wege, den vorher noch niemand betreten haben soll, in Etrurien ein, überfiel die verbündeten Etrusker, und schlug nicht nur sie, sondern auch die Umbrer, welche sich mit ihnen vereinigt hatten. Die Römer sollen damals in einer einzigen Schlacht nicht weniger als sechszigtausend Feinde theils erschlagen, theils gefangen genommen haben. Wenn die Etrusker und Umbrer wirklich eine so furchtbare Niederlage erlitten haben, so kann dies nur daraus erklärt werden, daß sie thöricht genug waren, ihren ganz ungeübten Landsturm dem Kerne des römischen Heeres und den geschicktesten Officieren und Generalen entgegenzustellen. Die Folgen waren vorauszusehen. Die Umbrer unterwarfen sich noch in demselben Jahre unter ungünstigen Bedingungen; der Bund der Etrusker aber zerfiel, wie dies nach erlittenen Niederlagen mit demselben immer der Fall war, und gegen das Ende des zweiten Samniten-Kriegs schlossen die einzelnen Staaten Waffenstillstand mit Rom.

Auch die Herniker, die Aequer, die Marser und andere kleinen Bergvölker hatten während des zweiten Samniten-Kriegs die Waffen gegen Rom erhoben. Sie wurden alle ebenfalls besiegt. Nach ihrer Unterwerfung wurden sie theils mit Freundlichkeit behandelt, um sie an Rom zu fesseln, theils sehr hart gestraft, um sie unschädlich zu machen.

7. Der dritte Samniten-Krieg.

Schon sechs Jahre nach dem Ende des zweiten Samniten-Kriegs brach der dritte aus (298 v. Chr.). Der Anlaß dazu ward in Lukanien gegeben. Die Samniten geriethen mit den Lukanern in Streit, und waren im Kampfe mit denselben so glücklich, daß es um Lukaniens Selbstständigkeit geschehen zu sein schien. Dies konnte die römische Politik nicht zugeben. Rom nahm sich der Lukaner an, forderte von den Samniten die Räumung des bereits zur Hälfte eroberten Landes, und schickte, als diese Forderung zurückgewiesen ward, ein Heer nach Lukanien. Der auf diese Art erneute Kampf drohte für die Römer um so schwieriger zu werden, da fast zu gleicher Zeit auch die Apuler sich empörten, und die Etrusker, Umbrer und Gallier von neuem die Waffen erhoben. Die drei ersteren Völker verbündeten sich mit den Samniten, die Gallier aber, welche früher schon öfters als Miethstruppen der Etrusker gegen die Römer gefochten hatten, scheinen damals aus eigener Bewegung den Krieg begonnen zu haben; denn die Römer hatten sich vor nicht langer Zeit in den umbrischen und etruskischen Apenninen festgesetzt, und erschwerten dadurch den Galliern ihre gewohnten Raubzüge.

Die Verbindung der Samniten mit den Etruskern, Umbrern und Apulern war bei weitem nicht so gefährlich, als sie auf den ersten Blick hin erscheint, weil die Römer beim Ausbruch des Krieges bereits Herren fast aller der Gebirgspässe waren, die aus dem Samniten-Lande zu jenen Völkern führten. Dagegen war der Kampf mit den Samniten selbst der furchtbarste Krieg, den die erobernde Stadt bis dahin geführt hatte. Er nahm gleich anfangs einen entsetzlichen Charakter an. Die Römer begannen und endigten ihn mit Unmenschlichkeiten und planmäßigen Verwüst-

ungen. Sie hausten in Samnium ebenso, wie die höllischen Colonnen der französischen Republik in der Vendee, und brannten daselbst ebenso ganze Reihen von Städten und Dörfern nieder, wie am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts die Truppen Ludwig's XIV. in der Pfalz. Übrigens stand auch im dritten Samniten-Kriege der erfahrene Pontius an der Spitze der Samniten; neben ihm zeichnete sich besonders Gellius Egnatius als Feldherr aus.

Das entscheidende Jahr war das zweihundert fünf und neunzigste vor Christi Geburt, obgleich der Krieg nachher noch einige Jahre fortwährte. Die Römer hatten für dieses Jahr ihre beiden großen Feldherrn und Helden, Quintus Fabius Maximus Rullianus und Publius Decius Mus den Jüngeren, zu Consuln erwählt, weil der Krieg eine sehr bedenkliche Gestalt annahm. Die Samniten verheerten nämlich einerseits das Land Campanien, und hatten andererseits jenseit der Apenninen, im nördlichen Umbrien, ihre Hauptmacht mit den Etruskern, Umbrern und Galliern vereinigt. Die beiden Consuln zogen daher bald nach dem Antritt ihres Amtes gegen das verbündete Heer der Feinde, und trafen bei der umbrischen Stadt Sentinum mit demselben zusammen. In der Schlacht, welche hier geliefert ward, hatten die Samniten den Vortheil einer weit überlegenen Truppenzahl für sich; allein eine stille Zwietracht waltete zwischen ihnen und ihren Bundesgenossen, und zum Glück für Rom war kurz vorher das etruskische Heer durch die schrecklichen Verwüstungen, welche ein römisches Corps in Etrurien verübte, bewogen worden, nach Hause zurückzukehren, um ihr eigenes Land zu schützen. Die Schlacht war sehr blutig, und der Sieg blieb lange zweifelhaft. Der eine Flügel des römischen Heeres, welchen Decius anführte, wurde sogar zurückgeworfen, und gerieth so sehr ins Gedränge, daß Decius für nöthig hielt, das einst von seinem Vater gegebene Beispiel nachzuahmen und durch eine Todesweihe den gesunkenen Muth seiner Landsleute wieder aufzurichten. Er entriß durch seinen Tod dem Feinde den bereits errungenen Sieg, da zu gleicher Zeit sein College Fabius vom anderen Flügel her Hülfe sandte. Die Samniten wurden völlig geschlagen und verloren fünf und zwanzig tausend Mann an Todten und achttausend an Gefangenen, während von den Römern über achttausend fielen. Der große Verlust der Feinde und der

Tod des ausgezeichneten Feldherrn Gellius Egnatius, der mit dem Kerne der samnitischen Kriegsmacht in der Schlacht fiel, löste den Bund der feindlichen Völker auf. Die Streifzüge der Gallier und der Krieg in Etrurien dauerten zwar, wie der Kampf in Samnium, noch mehrere Jahre lang fort, die Verbindung der Feinde war aber zerrissen, und die etruskischen Städte erkauften sich bald einzeln den Frieden. Etrurien und Umbrien waren seitdem für immer gedemüthigt; einzelne Städte oder Cantone erhoben sich freilich auch nachher öfters gegen den gehaßten Oberherrn, allein sie erleichterten dadurch den Römern nur die Anlage von Colonieen und die völlige Unterdrückung des Landes.

Ganz anders verhielt es sich mit den Samniten. Demüthigen ließ sich dieses muthige, freie, seit uralter Zeit durch seine Verfassung und seine einfachen Sitten ausgezeichnete Volk nicht; es mußte völlig besiegt und zum Theil ausgerottet werden. Deshalb war der Krieg in Samnium während der letzten Jahre noch grausamer, als im Anfang. Lucius Papirius Cursor der Jüngere und Manius Curius Dentatus waren damals die wichtigsten Führer des römischen Heeres. Das Schicksal der Samniten war schon längst entschieden, als sie noch immer mit Heldenmuth ihre Heimath vertheidigten, und durch einzelne Streifzüge, wie durch offene Schlachten das römische Joch von sich abzuwehren suchten. Sie blieben sogar trotz mehrerer Niederlagen ihren Feinden gewachsen, und diese erreichten ihren Zweck nicht eher, als bis sie einen Ort und Canton nach dem anderen verwüstet hatten. Der überlebende Theil des samnitischen Volkes ward unter verschiedenen Bedingungen der römischen Herrschaft unterworfen (290 v. Chr.). In der letzten Hauptschlacht, in welcher Quintus Fabius Maximus Gurges unter Mitwirkung seines berühmten Vaters Rullianus das römische Heer anführte, gerieth auch Pontius in die Gefangenschaft der Römer. Er ward, wie es heißt, nach Rom gebracht, dort in Ketten beim Triumphe des Siegers durch die Straßen geführt und dann enthauptet. Wenn dies wirklich wahr ist, so erkennt man auch darin, wie weit die Römer von jenem edleren ritterlichen Sinne entfernt waren, welcher uns ganz allein mit einem Volke aussöhnen kann, das aus dem Kriege ein Handwerk macht.

8. Geschichte der Zeit zwischen dem dritten samnitischen und dem tarentinischen Krieg.

Mit der Besiegung der Samniten war der feste Grund zur Herrschaft der Römer über Italien gelegt. Die Sabiner, welche wahrscheinlich den Samniten Unterstützung gewährt hatten, wurden unmittelbar nach dem Kriege mit diesen unterworfen, und erhielten das römische Bürgerrecht, jedoch ohne die Erlaubniß der Theilnahme an den Comitien. Das Gebiet der Römer erstreckte sich seit der Zeit im Norden bis an die Grenzen der Gallier, im Süden bis zu einem Theile der griechischen Colonieen in Unteritalien. Mit beiden Völkern mußte es daher zunächst zum Kriege kommen. Er brach zuerst in Oberitalien aus.

Die Veranlassung zu diesem Kriege gab theils der Umstand, daß die Gallier durch die Nähe der militärischen Colonieen Rom's an ihren gewohnten Raubzügen nach Mittelitalien gehindert waren, theils suchte die Mehrzahl der etruskischen Städte sich aus der halben Abhängigkeit zu erheben, in welche Rom sie gebracht hatte. Im Jahr 285 v. Chr. ergriffen die Volsinier die Waffen, um die den Römern sehr ergebene Stadt Arretium zu bezwingen, und einige benachbarten gallischen Stämme leisteten ihnen dabei Hülfe. Die Volsinier wurden durch ein römisches Heer unter Curius Dentatus besiegt. Dieser drang sodann in das Land der zunächst wohnenden gallischen Völkerschaft, welche den Namen der Senonen führte, nöthigte dieselbe zum Frieden, und legte in ihrem Lande die Colonie Sena (das heutige Sinigaglia) als einen militärischen Festungspunkt an. Die Gründung dieser Colonie schreckte die Boier oder diejenigen gallischen Schaaren, welche zunächst im Norden von jenen sich niedergelassen hatten. Sie verbanden sich daher bald nachher mit den Senonen, den Volsiniern und anderen etruskischen Städten zu einem Kriege gegen Rom. Ein gegen sie ausgeschicktes Heer erlitt eine völlige Niederlage, so daß von demselben nicht weniger als dreizehntausend Mann auf der Wahlstatt blieben (283 v. Chr.). Der Consul Publius Cornelius Dolabella rächte diese Niederlage durch einen verheerenden Zug in das Land der Senonen. Er verwüstete das ganze Gebiet derselben, ließ alle männlichen Einwohner tödten, und schleppte die

Weiber und Kinder in die Sklaverei. Aus dem Lande der Senonen marschirte Dolabella nach Etrurien; er schlug hier die verbündeten Feinde in zwei Schlachten, und zwang dadurch die etruskischen Städte, um Frieden zu bitten. Dieser ward ihnen unter sehr günstigen Bedingungen gewährt, weil die Römer damals einen gefährlichen Krieg in Unteritalien zu führen hatten, der alle ihre Kräfte in Anspruch nahm. Die Etrusker blieben der Form nach unabhängig; welche Verpflichtungen aber dagegen von ihnen übernommen wurden, ist unbekannt. Später, als die Römer wieder freie Hand hatten, wurden sie mit leichter Mühe völlig unterdrückt; denn gegen römische Kraft und römischen Geist konnte sich unmöglich ein Volk selbstständig erhalten, welches aller Einheit entbehrte und längst durch Schwelgerei verweichlicht war.

9. Der tarentinische Krieg und die völlige Unterwerfung von Unter- und Mittelitalien.

Die griechischen Colonieen in Unteritalien waren schon längst durch die Angriffe der syrakusanischen Herrscher einerseits und der räuberischen Lukaner und Bruttier andererseits in große Noth gebracht worden; sie hatten aber seither stets nur bei ihren Landsleuten im eigentlichen Griechenland, welche damals aus dem Kriege ein Gewerbe machten, Hülfe gesucht. Von Tarentinern gerufen, war im Jahre 345 v. Chr. der König Archidamus III. von Sparta, der Sohn des berühmten Agesilaus, in Italien gelandet, und hatte sieben Jahre lang mit den Lukanern Krieg geführt, bis er endlich in einer Schlacht seinen Untergang fand. Nach seinem Tode hatten sich die Tarentiner an den epirotischen König Alexander I. (siehe oben S. 57) gewandt; aber auch dieser Abenteurer war nach mehreren Kriegszügen im Kampfe mit den Lukanern gefallen (325 v. Chr.). Alexander soll sogar mit den Römern in Berührung gekommen sein, er soll nämlich die Samniten bekriegt und gegen diese ein Freundschaftsbündniß mit den Römern geschlossen haben, doch ist dies keineswegs gewiß. Zwanzig Jahre später versuchte ein dritter Abenteurer aus Griechenland sein Glück in Unteritalien. Der spartanische Königssohn Kleonymus nämlich (s. oben S. 64) folgte einer Einladung der von neuem durch die

Lukaner bedrängten Tarentiner. Er brachte fünftausend griechische Söldner mit, nahm in Italien noch andere Schaaren in seinen Dienst, vereinigte mit denselben die Truppen der Tarentiner, und nöthigte durch seine Übermacht die Lukaner bald zum Frieden. Aus Raubgier verband er sich unmittelbar darauf mit seinen seitherigen Gegnern zur Bekriegung der reichen griechischen Stadt Metapontum, bemächtigte sich derselben durch Argliſt und schlug in ihr ebenso, wie Demetrius Poliorketes in Athen, den Sitz seiner tollen Lüſte auf. Nachher unternahm er eine Raubfahrt nach der Insel Korcyra. Ein Jahr später kehrte er auf seine eigene Faust nach Unteritalien zurück, raubte und plünderte im Lande Messapien, und eroberte sogar die Stadt Thurium, ward aber, wiewohl diese Nachricht nicht ganz zuverläſſig ist, durch die zu Hülfe gerufenen Römer unter dem Consul Marcus Aemilius Paullus geschlagen und zum Abzuge gezwungen. Er wandte sich dann nach Oberitalien, landete in der Gegend des heutigen Venedig und verheerte dieselbe, ward aber von den Einwohnern auf seine Schiffe zurückgetrieben, und begab sich hierauf wieder nach Griechenland.

Die Römer, welche durch Kleonymus Raubzug zuerst in das Land Messapien oder in den äußersten Südosten Italiens gelangt waren, wurden seit jener Zeit als die natürlichen Freunde der dortigen griechischen Colonieen angesehen, und einige von diesen nahmen sogar zu ihrem Schutze römische Besatzungen auf. Wären die griechischen Städte in Unteritalien unter sich einig und mit einander verbunden gewesen, so hätten sie der fremden Hülfe nicht bedurft; aber sie waren und blieben vereinzelt, und lagen ewig mit einander im Streit, sie waren daher beſtändig den Räubereien der Bruttier und Lukaner ausgesetzt, und wurden immer leicht die Beute dessen, der sie angriff oder von ihnen zu Hülfe gerufen ward. Unter solchen Umſtänden kann es uns nicht wundern, daß die griechischen Colonieen in Unteritalien zu der Zeit, als die Römer Samnium unterwarfen, zum Theil zerstört, zum Theil in tiefen Verfall gerathen waren. Die blühendste und mächtigste griechische Stadt in Unteritalien war damals Tarent, aber sie war durch ihren Reichthum in große Sittenverderbniß gesunken, und hatte, wie schon das öftere Hülfegesuch bei griechischen Fürsten zeigt, ihre innere Kraft verloren. Diese Stadt geriet zu der Zeit, als fast

ganz Mittelitalien den Römern unterworfen worden war, mit denselben in einen Krieg, in welchem sie nothwendiger Weise unterliegen mußte.

Die Tarentiner sollen früher, zu einer uns unbekannten Zeit, einen Vertrag mit den Römern geschlossen haben, in welchem diese sich verpflichteten, mit ihren Kriegsschiffen nicht weiter östlich als bis zum Vorgebirge Lacinium (dem heutigen Capo della Colonna) oder mit anderen Worten nicht in den Busen von Tarent zu fahren. Obgleich diese Nachricht etwas unsicher ist, so gibt sie doch, was für die Beurtheilung des Verhältnisses der römischen Seemacht zur tarentinischen von Wichtigkeit ist, ausgedehntere Verbindungen der Römer zur See zu erkennen, als die römischen Schriftsteller selbst andeuten. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, die Tarentiner mußten jedenfalls für ihre Freiheit besorgt sein, als einige griechischen Städte in ihrer Nähe zum Schutze gegen die Lukaner und Bruttier sich römische Besatzungen erbaten, und es ist daher auch nicht unwahrscheinlich, daß, wie berichtet wird, Tarent nach dem dritten Samniten-Kriege in Samnium und Lukanien feindliche Bewegungen gegen die Römer zu erregen suchte. Der auf diese Weise durch die Verhältnisse längst vorbereitete Krieg zwischen Tarent und Rom kam durch folgende Veranlassung zum Ausbruch. Zu den griechischen Städten, welche eine römische Besatzung aufgenommen hatten, gehörte auch das am tarentinischen Meerbusen gelegene Thurium. Zwischen dieser Stadt und Rom war aber keine andere Verbindung als zur See möglich, und diese ward durch eine römische Flotte von zehn Schiffen unterhalten. Die Tarentiner scheinen anfangs nichts gegen die Erscheinung römischer Schiffe in ihren Gewässern eingewendet zu haben; ihre Republik war aber in die wildeste Demokratie ausgeartet und die Stimmung des Volkes in der letzten Zeit gegen die Römer immer feindlicher geworden, es gelang daher einem Demagogen, seine Mitbürger zu einem Angriff auf jene Schiffe zu bewegen. Die Tarentiner bemannten eines Tages, durch die aufreizenden Worte dieses Mannes hingerissen, eine kleine Flotte, überfielen die zehn römischen Schiffe, eroberten eines derselben, bohrten vier in den Grund, und verjagten die übrigen aus dem tarentinischen Meerbusen. Die demokratische Regierung sandte dann Truppen nach Thurium, diese

drangen durch Unterſtützung der Volkspartei in Thurium ein, und verjagten den Adel, auf deſſen Betreiben früher die römiſche Beſatzung aufgenommen worden war. Die Römer wurden unverletzt entlaſſen, der Adel aber verjagt und ſeine Güter unter das Volk vertheilt.

Rom war wie immer froh, einen Vorwand zu haben, um auch Tarent, die reichſte und mächtigſte Stadt von Unteritalien, zu unterwerfen, und ſchickte eine Geſandtſchaft, an deren Spitze Lucius Poſthumius ſtand, mit äußerſt harten Forderungen an die Tarentiner. Der Senat verlangte von dieſen unter Andern, daß ſie die vertriebenen Thurier wieder zurückführen, ihnen das Geraubte wieder verſchaffen, und diejenigen ihrer eigenen Mitbürger, welche an der Verletzung des Friedens ſchuld waren, den Römern ausliefern ſollten. Die Obrigkeiten von Tarent wagten anfangs nicht, die römiſchen Geſandten in die Volksverſammlung zu führen, weil ſie das, was geſchah, vorausſahen. Als ſie es endlich thaten, wurden die Geſandten von dem lärmenden Volke nicht zum Worte gelaſſen, und ein gemeiner Menſch erlaubte ſich gegen ſie ſogar eine grobe Unanſtändigkeit, wobei die Mehrzahl der Anweſenden durch Händeklatſchen und Gelächter ihren Beifall laut zu erkennen gab. Die Römer, dadurch tödtlich beleidigt, ſchickten hierauf ihren Conſul Lucius Aemilius Barbula mit einem Heere gegen Tarent (281 v. Chr.).

Die Verfaſſung von Tarent glich damals der atheniſchen zur Zeit eines Kleon oder Stratokles (ſ. Th. I. S. 435 f. u. Th. II. S. 477), die Sitten aber waren noch verdorbener, weil der Mittelſtand, welcher überall den Kern und die Kraft der Staaten bildet, in Tarent an Zahl viel geringer war als in Athen, ſolche Menſchen aber, wie die Lazzaroni, dort noch weit zahlreicher waren, als ſelbſt im heutigen Neapel. Sowie daher ſchon früher ein Alexander und Kleonymus zum Schutze der Stadt nach Tarent gezogen worden waren, ſo wandten die bethörten und verweichlichten Tarentiner auch jetzt zu ihrer Rettung ein Mittel an, durch welches das Übel nur vergrößert ward. Alle Vorſtellungen der Verſtändigeren, daß man eine Gefahr nicht durch Herbeiziehen einer noch größeren von ſich abwehren möge, ſcheiterten an der Weichlichkeit und Feigheit des Pöbels: es ward beſchloſſen, den epirotiſchen König Pyrrhus

zu Hülfe zu rufen. Dieser Abenteurer nahm die Einladung ebenso unbesonnen an, als die Tarentiner sie gemacht hatten. Er ließ sich dabei durch die unverschämtesten Übertreibungen der Gesandten täuschen. Diese erzählten ihm, daß Tarent sich mit den Messapiern, Lukanern und Samniten verbunden habe, und so über eine Macht von zwanzigtausend Reitern und dreimalhundert und fünfzigtausend Fußgängern gebiete. Wie hätten jene Völker eine so große Zahl von Reitern zu stellen, geschweige denn zu unterhalten vermocht! Und welche Thorheit war es, auf einen Landsturm von vierthalbhunderttausend Mann zu rechnen, da das ganze heutige Calabrien damals schwerlich über eine Million Einwohner hatte, zur Aufstellung einer solchen Macht aber vier bis fünf Millionen hätte haben müssen! Pyrrhus war aber kein Mann, der nach solchen Dingen fragte; er trieb das Kriegswesen als bloßes Handwerk, und ließ sich durch seinen abenteuerlichen Geist leicht von einer Unternehmung zur anderen hinlocken. Er versuchte damals gerade Macedonien wieder zu erobern (s. oben S. 60), hatte aber allen Grund an der Erreichung seiner Absicht zu verzweifeln, und gab sie daher sogleich auf, als seine Gegner Ptolemäus Keraunos, Antigonus Gonatas und Antiochus Soter, um seiner los zu werden, ihm ihre Unterstützung bei dem italiänischen Feldzuge anboten. Antiochus gab ihm Geld, Antigonus Schiffe zur Überfahrt, Ptolemäus aber lieh ihm neuntausend Mann und fünfzig Kriegs-Elephanten.

Pyrrhus sandte dreitausend Epiroten unter Milo voraus, und schickte sogleich seinen Kanzler, den Thessalier Cineas, nach Tarent, einen Mann von ungemeiner Beredsamkeit und von großer Geschicklichkeit in Staatsgeschäften, der zu den griechischen Hof-Philosophen aus der eleganten Schule jener Zeit gehörte. Er selbst kam mit einem Heere von fünf und zwanzigtausend Mann bald nach (281 v. Chr.). Als er in Tarent erschien, sah er sogleich, daß man ihm leere Versprechungen gemacht hatte. Er mußte sogar militärische Maßregeln anwenden, um die Tarentiner zur Ergreifung der Waffen zu bringen, und das feige Volk verließ schaarenweise die Stadt, sobald er ernstlich Truppen auszuheben und diese einzuüben begann. Da die Tarentiner ihren eigenen commandirenden General auf Cineas Betreiben entlassen und ihre Burg den Truppen Milo's übergeben hatten, so waren

sie ganz in der Gewalt des epirotischen Königs, zumal da sie alle Anträge des römischen Consuls Aemilius abgelehnt hatten und von diesem hart bedrängt wurden. Die Römer mußten zwar, als Pyrrhus erschien, die bereits begonnene Belagerung von Tarent wieder aufheben, sie trafen aber die gehörigen Maßregeln, um sowohl die Lukaner als die Samniten von der Theilnahme am Kriege abzuhalten.

Der epirotische König begann den Krieg mit der Verwüstung aller griechischen Staaten, die sich nicht an ihn anschließen wollten. Den Römern aber, welche ein Heer unter dem Consul Publius Valerius Lävinus gegen ihn aussandten (280 v. Chr.), bot er in stolzer Sprache einen Vergleich auf die Bedingung hin an, daß sie ihm als Schiedsrichter die Entscheidung ihres Zwistes mit Tarent überließen. Lävinus beantwortete das Schreiben des Pyrrhus, in welchem dieser auf seinen Ruhm, auf seine königliche Würde und auf die Unbesiegbarkeit griechischer Truppen pochte, in echt römischer Weise: er verbat sich die Einmischung eines Fremden in die italiänischen Angelegenheiten, verspottete die Drohungen des Pyrrhus als unverständige Prahlereien, und verwies ihn an die Waffen als das einzige Mittel der Entscheidung, welches Rom anerkenne. Pyrrhus scheint wirklich die Römer für ein in der Kriegskunst ganz unerfahrenes Volk gehalten zu haben, weil er nicht wenig erstaunte, als er bald nachher ihre Bewaffnung, ihre Bewegungen und ihr Lager erblickte und keine Spur von Barbarei wahrnahm. In der Nähe der Stadt Heraklea am Siris trafen die beiden Heere auf einander. Lävinus verlor die Schlacht, und zwar, wie es heißt, wegen der Kriegs-Elephanten, welche damals zum ersten Male in einer römischen Schlacht erschienen, wahrscheinlicher aber aus dem Grunde, weil Pyrrhus eine zahlreiche und vortreffliche Reiterei hatte, die der Römer aber niemals ausgezeichnet gewesen ist. Doch hatte Pyrrhus seinen Sieg sehr theuer bezahlt; denn es waren von seinem Heer nicht weniger als viertausend Mann gefallen. Den in der Schlacht gefangen genommenen Römern trug er vergebens an, in seine Dienste zu treten.

Pyrrhus benutzte seinen Sieg vortrefflich. Er wußte die wankelmüthigen Griechen in allen von Römern besetzten Städten, außer Rhegium, zur Vertreibung ihrer Besatzungen zu bewegen,

vereinigte sich schnell mit den vor der Schlacht von Tarent abgeschnittenen Truppen der Lukaner und Samniten, zog die Bruttier an sich, marschirte dann über die Apenninen, und erschien unerwartet in Campanien. Es fehlte ihm aber eine der Haupteigenschaften eines großen Feldherrn: er verstand es nicht, den Charakter der Völker, mit denen er zu thun hatte, und den Geist und Sinn der ihm entgegenstehenden Generale zu erkennen, er stand hierin unendlich weit hinter Hannibal zurück, welcher gerade dadurch unüberwindlich wurde, daß er seine Gegner stets auf den ersten Blick durchschaute. Wie wenig mußte Pyrrhus die Römer kennen, da er nach der Schlacht bei Heraklea sein Heer aus den gefangenen Römern und Latinern rekrutiren wollte, gerade als wenn er es mit griechischen Söldnern zu thun gehabt hätte! Er suchte ferner nach seiner Ankunft in Campanien die Städte Capua und Neapolis, welche damals innig mit Rom verbunden waren, zur Übergabe zu bewegen, da er doch hätte wissen sollen, daß Beide keinen ärgeren Feind hatten, als die Samniten, deren Truppen mit ihm zogen. Was war bei dieser gänzlichen Unkenntniß der Verhältnisse und der Menschen natürlicher, als daß er Mühe und Arbeit verlor? Er drang in das Innere von Latium ein, näherte sich, um Rom zu schrecken, der Stadt bis auf etwa sieben deutsche Meilen, war aber nicht wenig überrascht, als er durch die plötzliche Erscheinung eines römischen Heeres, das so eben noch in Etrurien beschäftigt gewesen war, sich zugleich von vornen und von hinten bedrängt sah. Er entschloß sich schnell zum Rückzug, marschirte durch Campanien nach Tarent, und ließ sein Heer in den von ihm abhängigen Städten die Winterquartiere beziehen.

Ohne den Besitz einer gehörigen Zahl fester Plätze und ohne einen einzigen zuverlässigen Verbündeten mußte Pyrrhus sich eines langwierigen und schwierigen Krieges gewärtigen. Einen solchen aber mit einem Volke, wie er jetzt die Römer kennen gelernt hatte, zu führen, dazu hatte er seinem unruhigen und ungeduldigen Wesen nach keine Lust. Da es ihm außerdem bald auch an Geld mangeln mußte, so suchte er die Römer zum Frieden zu bewegen. Cineas der zu diesem Zwecke nach Rom gesandt wurde, suchte den Senat vor Allem dadurch zu gewinnen, daß er als Preis des Friedens die unentgeltliche Freilassung der vielen Römer versprach, die sich

in epirotischer Gefangenschaft befanden, und also mit Sklaverei im Auslande bedroht waren. Er verlangte dagegen nichts Anderes, als was die Römer ohne Nachtheil gewähren konnten, die Anerkennung der Unabhängigkeit der mit Pyrrhus verbündeten italiänischen Staaten. Auch wußte Cineas, dessen Beredsamkeit ein alter Schriftsteller mit der des Demosthenes vergleicht, diese Forderung so annehmlich zu machen, und überhaupt durch sein gewandtes Benehmen die Vornehmen Rom's so sehr zu gewinnen, daß der Senat zu schwanken anfing und sich zum Frieden hinneigte. Dies war gegen einen Grundsatz, der im alten wie im neuen Rom immer geherrscht und den Römern immer Gewinn gebracht hat, gegen den Grundsatz nämlich, nie nachzugeben. Daß dieser auch damals aufrecht erhalten wurde, verdankte Rom einem Manne aus derjenigen Familie, welche zu allen Zeiten durch ihre unbeugsame Festigkeit ausgezeichnet war, seither jeden Punkt des patricischen Rechts mit eiserner Hartnäckigkeit vertheidigt hatte, und jetzt zum ersten und vielleicht zum einzigen Male populär ward. Der alte Appius Claudius, derselbe, welcher dreißig Jahre früher als Censor die berühmte Straße und Wasserleitung erbaut hatte, bewog den Senat zur Festhaltung an dem alten Princip der römischen Politik. Dieser Mann, der ein lebendiges Abbild des altrömischen Patricier-Geistes, seiner Härte, Festigkeit, Strenge und Einfalt genannt werden kann, ließ sich auf die Nachricht von dem beabsichtigten Friedensschluß mit Pyrrhus in den Senat tragen, den er wegen seiner Blindheit und Lähmung schon längst nicht mehr besucht hatte. Die Rede, welche er hier hielt, war ganz im Geiste des römischen Stolzes abgefaßt und brachte die beabsichtigte Wirkung hervor: der Senat wies noch in der nämlichen Sitzung die Anerbietungen des epirotischen Königs zurück. Wie dieses Auftreten des blinden Appius Claudius, so erinnert auch das Wort, welches Cineas bei seiner Rückkehr zu Pyrrhus gesprochen haben soll, an den stolzen Sinn und die Würde der damaligen Leiter des römischen Freistaats. Cineas, welcher bisher nur mit den Behörden griechischer Republiken in unmittelbarem Verkehr gewesen war, hatte in Rom einen Freistaat kennen gelernt, dessen Senat zu dem elenden Wesen und Treiben der griechischen Staatsmänner seiner Zeit den entschiedensten Gegensatz bildete. Von

Bewunderung gegen einen solchen Staat erfüllt, soll er vor seinem König diesen Gegensatz mit den Worten bezeichnet haben: der römische Senat sei ihm wie eine Versammlung von Königen vorgekommen.

Die Auslösung der Gefangenen lag indessen den Römern so sehr am Herzen, daß sie wegen derselben drei angesehene Männer an Pyrrhus abordneten, die am besten geeignet waren, dem König von dem Charakter, den militärischen Talenten und Erfahrungen römischer Feldherrn einen hohen Begriff zu geben. Diese Gesandten waren Cajus Fabricius Luscinus, welcher kurz vor Pyrrhus Ankunft in Italien einen ruhmvollen Sieg über die Lukaner und die mit ihnen verbündete Stadt Thurium erfochten hatte, Quintus Aemilius Papus, der zu gleicher Zeit die Bojer zum Frieden gezwungen hatte, und Publius Cornelius Dolabella, der Besieger und Vernichter der senonischen Gallier. Die Gesandtschaft dieser drei Männer ist durch die Erzählungen von der Festigkeit und dem Patriotismus des Fabricius verewigt worden. Pyrrhus versuchte nämlich an Fabricius, dem Haupte dieser Gesandtschaft, vergebens, was bei den griechischen Feldherrn und selbst bei den griechischen Königen jener Zeit selten umsonst versucht ward. Er wollte diesen Mann, der keine andere Kostbarkeit als ein silbernes Salzfaß und eine silberne Opferschale besessen haben soll, durch Privatvortheile von der Sache seines Vaterlandes abziehen; aber vergebens. Fabricius wies sogar ein ihm von Pyrrhus auf die ehrenhafteste Weise angebotenes reiches Geschenk, welches dieser ein bloßes Zeichen seiner Hochachtung nannte, mit edlem Stolze zurück. Ein griechischer Anekdoten-Jäger erzählt, daß Pyrrhus hierauf die Geistesgegenwart dieses Mannes durch die plötzliche Erscheinung eines Elephanten auf die Probe gestellt, daß ihm aber Fabricius lächelnd bemerkt habe, so wenig ihn am Tage vorher sein Geld gereizt habe, ebenso wenig schrecke ihn jetzt sein Elephant. Diese Anekdote ist des Königs allzu unwürdig, als daß ihre Mährchenhaftigkeit eines besonderen Beweises bedürfte; sie ist offenbar eine Erdichtung solcher Schriftsteller, denen die Geschichte nur für ein Mittel zu rhetorischen Zwecken gilt. Man muß sie daher auch ganz den Rhetoren und den Malern überlassen, welche sie oft zum Gegenstand ihrer Darstellungen benutzt haben. Übrigens erreichten die römischen Gesandten bei Pyrrhus ihren Zweck nicht.

Über die Fortsetzung des Kriegs haben wir nur dürftige Nachrichten, doch wissen wir, daß bald nach jenen Verhandlungen eine zweite Schlacht zwischen Pyrrhus und den Römern bei der apulischen Stadt Asculum geliefert ward (279 v. Chr.). Die Römer erlitten unter dem Consul Publius Sulpicius und seinem Collegen Publius Decius Mus, dem Sohne und Enkel der beiden durch ihre Todesweihe berühmten Männer desselben Namens, eine Niederlage; Pyrrhus mußte aber seinen Sieg so theuer erkaufen, daß man ihm den Ausspruch in den Mund legen konnte: „Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren!“ Er hatte nicht weniger als fünfzehntausend Mann und unter diesen seine besten Officiere eingebüßt. Da er weder von seinen Bundesgenossen kräftig unterstützt wurde, noch auch wegen des verheerenden Stromes gallischer Raubhorden, welcher damals sich über Griechenland hinwälzte (s. oben S. 21), von dort her neue Truppen erhalten konnte, während die Römer ohne Mühe jede Lücke in ihrem Heere ergänzten: so suchte er nicht allein eine dritte Hauptschlacht zu vermeiden, sondern auch dem Kriege überhaupt auszuweichen. Sehr erwünscht kam ihm daher eine Einladung der Syrakusaner, nach Sicilien überzusetzen, um ihnen gegen die Karthager Hülfe zu leisten. Es scheint nicht, daß es vor seinem Abzug zu irgend einer Übereinkunft zwischen ihm und den Römern kam; doch soll Pyrrhus damals alle römischen Gefangenen ohne Lösegeld entlassen haben. Nach einer jener vielen Anekdoten, durch welche die Geschichte der Menschheit, der Unterhaltungslust müßiger Menschen zu Liebe, in allen Zeiten entstellt worden ist, wäre Pyrrhus zu dieser Großmuth durch folgenden Vorfall bewogen worden, der von den alten Geschichtschreibern in allen seinen einzelnen Theilen auf die widersprechendste Weise erzählt wird, und schon deshalb als eine Erdichtung oder höchstens doch als ein bloßes Gerücht angesehen und aus der Geschichte verbannt werden muß. Der Leibarzt des Königs oder ein anderer Mann aus seiner Umgebung machte, wie es heißt, dem Fabricius, der im Jahre des Abzugs der Epiroten aus Italien Consul war, das schriftliche Anerbieten, gegen eine Summe Geld seinen Herrn zu vergiften. Fabricius sandte den Brief sogleich an Pyrrhus, welcher zum Danke dafür den Römern ihre Gefangenen freigab.

Pyrrhus ließ nur so viele Truppen zurück, als zur Vertheidigung der Burg von Tarent erforderlich waren, und stellte dieselben unter das Commando seines Generals Milo. Er blieb drei Jahre in Sicilien, und die Römer benutzten die Zeit seiner Abwesenheit vortrefflich. Sie unterwarfen die Etrusker, welche sich während des Krieges mit Pyrrhus empört hatten, trieben die Samniten, Lukaner und Bruttier in die Enge, und bemächtigten sich mehrerer griechischen Pflanzstädte. Die bedrängten Bundesgenossen des Pyrrhus ließen ihn bitten, zu ihrer Rettung wieder nach Italien zurückzukehren, und er selbst war froh, einen guten Grund zum Abzuge aus Sicilien zu erhalten, wo er nach einigen glücklichen Unternehmungen in dieselbe Lage gekommen war, wie vorher in Italien. Als er im Jahre 275 v. Chr. wieder zu Tarent erschien, hatte er zwar noch ein Heer von drei und zwanzigtausend Mann, die Mehrzahl desselben bestand aber aus neu geworbenen Soldaten, weil der Kern seiner Truppen in den Schlachten der letzten fünf Jahre aufgerieben worden war. Die Römer schickten sogleich ihre beiden Consuln mit zwei Heeren aus; von diesen zog der eine, Manius Curius Dentatus, nach Samnium, der andere aber, Cornelius Lentulus, nach Lukanien. Pyrrhus, der seine Macht durch den kampffähigen Theil der Tarentiner verstärkt hatte, wandte sich gegen den Ersteren, und ward bei Benevent völlig geschlagen. Er rettete nur einen kleinen Theil seines Heeres, und da zu gleicher Zeit auch die Lukaner durch Lentulus eine Niederlage erlitten hatten, so konnte er sich in Italien unmöglich länger behaupten. Er eilte daher nach Griechenland zurück, wo er einige Jahre später bei einem neuen Abenteuer seinen Tod fand. In Tarent hatte er eine Besatzung unter Milo zurückgelassen. Diese mußte bald nach Pyrrhus Tode capituliren; sie erhielt freien Abzug, und gab dafür die Tarentiner den Römern preis. Tarent verlor seine Flotte und einen Theil seiner Kunstwerke, und mußte eine römische Besatzung aufnehmen.

Die Lukaner, Bruttier, Samniten und andere empörten Völker wurden bald nach Pyrrhus Abzug unterjocht. Auch die noch nicht unterworfenen griechischen Städte in Unteritalien mußten dem siegreichen Volke ihre Thore öffnen. Das Schicksal derselben war sehr verschieden: die meisten behielten zwar ihre alten Gesetze und

Einrichtungen, weil die Römer zu allen Zeiten in die Verfassungen eroberter Städte nicht ohne die höchste Noth eingriffen; alle aber, selbst die am meisten begünstigten, mußten Tribut geben, ihre junge Mannschaft zu den Kriegen der Römer stellen und Eroberungen machen helfen, ohne weder die Ehre noch den Vortheil des Krieges mit den Römern theilen zu dürfen. Durch die Besiegung der griechischen Städte ward, gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts vor Christo hin, die Unterjochung von Mittel- und Unteritalien vollendet. Für die Römer, welche seitdem über die ganze Halbinsel von der Südgrenze der Lombardei an bis zur Meerenge von Messina geboten, war dies der Anfang ihrer Weltherrschaft; für Italien aber beginnt mit der römischen Oberherrschaft der Untergang der Blüthe, welche seit langer Zeit über dieses Land verbreitet gewesen war. Der römische Staat benutzte von jetzt an Italiens Kräfte als seine eigenen, stieg mit Hülfe derselben empor, und wuchs ins Ungeheuere, während alle italiänischen Länder und Gegenden, selbst Latium nicht ausgenommen, ihres selbstständigen Lebens beraubt, und dadurch, sowie durch die großen Menschenverluste der unaufhörlichen Eroberungskriege Rom's erschöpft und verödet wurden. Aber auch die Römer erlitten durch die völlige Unterwerfung von Italien einen großen Nachtheil: sie begannen in Folge derselben von ihren seitherigen ländlichen und militärischen Sitten zu griechischer Üppigkeit überzugehen.

Diese moralische Veränderung des römischen Volkes war sehr bedeutend, und hatte ihren Grund darin, daß Rom durch die Unterwerfung von Unteritalien mit den Sitten der entarteten Griechen diesseit und jenseit des ionischen Meeres und der Meerenge von Sicilien in anhaltende Berührung kam. Die Völker, welche von den Römern seither besiegt worden waren, standen ihrem Hauptwesen nach denselben nahe, und konnten ihnen daher durch ihre Unterwerfung keinen Schaden bringen. Die Etrusker, Latiner und Samniten waren ja Nationen, aus welchen das römische Volk selbst hervorgegangen war, und deren Sitten und Einrichtungen die Grundlage des römischen Wesens bildeten. Außerdem wurden aber auch diese Völker, sowie die Campaner und andere kleineren Stämme nach ihrer Unterwerfung entweder in die römischen Heere aufgenommen und völlig zu Römern gemacht, oder sich selbst und

ihrer eigenen Verwaltung überlassen. In dem einen Falle nahmen sie die militärisch-ländlichen Sitten der Römer an, im anderen blieben sie ohne Einfluß auf dieselben. Ganz anders aber verhielt es sich mit der Unterwerfung von Unteritalien. Hier machten die Römer im Kampfe mit den griechischen Handelsstädten eine viel reichere Beute, als außer den Etruskern irgend eines der anderen italiänischen Völker ihnen seither hatte gewähren können. Sie erhielten ferner in den griechischen Kriegsgefangenen Sklaven, die in dem bereits so sehr entarteten Osten die Kunst gelernt hatten, sich als Diener der Lüste gefällig zu machen. Außerdem bestanden die Bewohner jener griechischen Städte, selbst die Klasse der Vornehmen nicht ausgenommen, aus einer Menge Gesindel, das sich an die herrschenden Familien Rom's drängte und diesen Verderben brachte. Alles dies mußte einer Tugend, welche wie die der damaligen Römer nicht auf Grundsätzen, sondern auf Gewohnheit beruhte, in hohem Grade gefährlich sein. Und wie plötzlich trat diese schädliche Einwirkung und die dadurch hervorgerufene Änderung in dem Geiste und den Sitten Rom's ein! Innerhalb weniger Jahre wurden die Einwohner der reichen Handelsstädte beider Calabrien nicht etwa blos unterworfen, sondern auch ausgeplündert, gebrandschatzt und unter dem Vorwande von wiederholt versuchten Empörungen als Sklaven hinweggeführt. Diese an Sinnenlust gewöhnten Griechen brachten ihre ausschweifenden Genüsse und die feine Lebenskunst des Ostens unter die Römer, welche sich so eben erst auf eine gewaltsame Art bereichert hatten und also auch schnell genießen wollten. Zu gleicher Zeit ward in Rom durch die Unterjochung der Lukaner und Bruttier unglücklicher Weise die Zahl von solchen Sklaven vermehrt, denen man ihrer Rohheit wegen mit Härte begegnen mußte, und durch deren Behandlung man sich nach und nach an Grausamkeit gewöhnte.

Diese wenigen Winke zeigen, daß mit der Ausdehnung der römischen Herrschaft über das untere Italien die seitherigen samnitisch-römischen Sitten eine große Veränderung erlitten. Von einigen Männern jener Zeit, wie von Manius Curius Dentatus und von dem unmittelbar nach demselben als Feldherr im ersten punischen Krieg ausgezeichneten Atilius Regulus erzählt jedoch die römische Volkssage noch Züge der Einfachheit und Mäßigkeit,

wie sie früher von Cincinnatus und Fabricius gemeldet worden sind. Regulus soll nicht mehr als sieben Morgen Land besessen und einst den Senat um seine Abberufung vom Commando aus dem Grunde gebeten haben, weil sein Verwalter gestorben sei und die in Folge davon stockende Bebauung des kleinen Grundstücks seine Familie in Nahrungssorgen bringe. Von Curius Dentatus wird berichtet, daß, als einst die Samniten ihn um seine Clientel bitten ließen, die Gesandten derselben ihn am Herde seines Landhauses angetroffen hätten, wo er auf einer Holzbank gesessen und aus hölzerner Schüssel Rüben gegessen habe, die er selbst sich in der Asche gebraten hätte. Die Sage fügt noch hinzu, Curius habe damals die angebotenen Ehrengeschenke der Samniten mit den Worten zurückgewiesen, es mache ihm weit mehr Freude, über reiche Leute zu gebieten, als selbst reich zu sein. Solche Erzählungen, welche freilich nicht wörtlich zu nehmen sind, und überdies im Munde der Nachkommen entstellt und durch rhetorische Schriftsteller mit übertreibenden Worten wiedererzählt worden sind, kommen in den folgenden Zeiten nur äußerst selten vor, und können daher als Zeugnisse dienen, daß das römische Volk seit der völligen Unterwerfung von Italien seinen Charakter geändert hat. Zwar erhielten sich später die alten samnitischen Sitten auf dem Lande auch dann noch, als sie in der Stadt längst untergegangen waren, allein die einmal eingeschlagene neue Richtung des römischen Lebens ward nie mehr ganz geändert. Im Gegentheil, schon unmittelbar nachher untergruben die Kriege mit Karthago den römischen Stamm-Charakter in einem noch viel größeren Umfang. Während der nächsten dreißig Jahre nach der Unterwerfung von Italien verschaffte der Kampf mit den Karthagern den Römern eine große Flotte, ohne daß sie ein handelndes und seefahrendes Volk waren. Sie plünderten ferner in diesem Kriege die karthagische Küste von Afrika, das reichste Land der damaligen Welt. Sie beraubten in den Karthagern ein Volk, das dem Handel oder der klugen Benutzung fremder erkünstelter Bedürfnisse seinen Wohlstand verdankte, sie brachten also auch aus der Beute dieses Volkes eine Menge Dinge nach Italien, die man früher dort nicht gekannt hatte. Die Zahl der Afrikaner, welche in einem einzigen Jahre dieses Krieges gefangen und nach Rom gebracht wurden, war dem fünften Theile

der ganzen damaligen Bürgerschaft Rom's gleich; wie großen Einfluß mußte schon dies allein auf die Sitten und Gewohnheiten der Stadt haben! Es waren Sklaven, die durch Sprache und Lebensweise den Römern ganz fremd und in ihrer Heimath an eine grausame Regierung gewöhnt waren; wie ganz anders mußte man mit ihnen umgehen, als mit den kriegsgefangenen Italiänern, die seither allein die Sklaven der Römer gewesen waren! Dazu kam noch die Verwilderung, welche ein drei und zwanzigjähriger Krieg mit einem gehaßten, völlig fremden Feinde nothwendiger Weise nach sich ziehen mußte, sowie der Einfluß der Willkür, welche die in Feindes Land stehenden Soldaten und die nach den eroberten Städten Siciliens gesendeten Generale und Statthalter ausübten. Alles dies wirkte auf die damaligen römischen Truppen eine ganze Generation hindurch ebenso verderblich ein, wie die Übermacht, welche Frankreich am Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland und Italien erlangte, auf seine abgehärteten, bis dahin jeder Weichlichkeit, jedes Luxus spottenden Heere und ihre Anführer eingewirkt hat.

VII. Geschichte von Karthago und Sicilien bis zum ersten punischen Krieg.

1. Hauptpunkte der früheren Geschichte von Karthago.

Die Karthager, das erste Volk außerhalb Italiens, mit welchem Rom Krieg führte, wohnten im Westen der Cyrenäer, da, wo jetzt der Barbaresken-Staat von Tunis liegt, sie beherrschten aber außerdem auch das heutige Land Tripolis und die Küste von Algerien. Karthago selbst lag am Golf von Tunis, bei dem heutigen Orte Mersa und etwa drei deutsche Meilen nordwestlich von der Stadt Tunis. Es war eine phönicische Colonie, und ihre Einwohner führten deshalb bei den Römern auch den Namen der Punier. Fast neunhundert Jahre vor Christo gegründet (siehe Th. I. S. 113), hatte es sich durch Handel und Industrie nach und nach über alle anderen Colonieen der Phönicier emporgeschwungen, und war die angesehenste und mächtigste Handelsstadt des Westens der alten Welt geworden. In der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christo hatte die Stadt Karthago nach römischen Berichten siebenmalhunderttausend Einwohner und einen Umfang von fünf deutschen Meilen, und die Zahl ihrer Pflanzstädte belief sich damals auf nicht weniger als dreihundert. Zwar sind diese Angaben römischer Schriftsteller offenbar Übertreibungen, welche aus der Absicht den Sieg ihres Volkes über Karthago zu verherrlichen hervorgingen; allein schon die Möglichkeit solcher Übertreibungen zeigt

unwiderſprechlich, daß der Glanz der Stadt Karthago in der letzten Zeit ihrer Selbſtſtändigkeit außerordentlich groß geweſen ſein muß.

Karthago machte eine Ausnahme von allen Colonieen der Phönicier, weil es gleich anfangs in ein anderes Verhältniß zum Mutterlande trat, als die übrigen phöniciſchen Pflanzſtädte. Dieſe waren weder ſelbſtſtändige Handelsſtaaten wie die Colonieen der Griechen, noch Feſtungen und Militärpoſten wie die der Römer, ſondern ſie bildeten bloße Factoreien an fremden Geſtaden, und gingen daher auch größtentheils mit dem Mutterland unter. Karthago aber ward von einem Nebenzweige der zu Tyrus regierenden Herrſcherfamilie und in Folge eines in dieſer ausgebrochenen Zwiſtes gegründet, und erhielt dadurch ſchon bei ſeiner Entſtehung eine weniger abhängige Stellung, als die der anderen Colonieen der Phönicier war. Es blieb zwar mit ſeiner Mutterſtadt Tyrus immer in einer innigen Verbindung, ehrte den vornehmſten Tempel derſelben als ihr Hauptheiligthum, und ſchickte jedes Jahr Opfergaben dahin; allein es ward nach und nach in demſelben Grade immer ſelbſtſtändiger, in welchem es ſeine Herrſchaft auf dem Meere erweiterte. Die Karthager verdanken dies drei beſonders günſtigen Umſtänden. Zuerſt kamen ihnen nämlich alle die Verhältniſſe des Orients zu Statten, welche den Phöniciern ſelbſt verderblich waren: die Angriffe der aſſyriſchen und babyloniſchen Könige bewogen eine Menge Tyrier zur Auswanderung nach Karthago, und als die Städte Phöniciens von den Babyloniern, von den Aſſyrern und dann von den Perſern unterjocht wurden, ſchloſſen ſich die im fernen Weſten gegründeten Colonieen, welche bisher ihren Mutterſtaaten gehorcht hatten, den Karthagern an. Der zweite Umſtand, welcher dazu beitrug, die Karthager zu einem herrſchenden Volk zu machen, war ihr Verhältniß zu Italien: ſie trieben von Anfang an mit dieſem Lande Handel, und mußten ſich daher ſchon früh eine anſehnliche Kriegsmacht ſchaffen, um ſowohl die tyrrheniſchen Seeräuber im Zaum zu halten, als auch um den griechiſchen Handelsſtädten in Sicilien und Unteritalien, ihren Nebenbuhlern, die Spitze bieten zu können. Hierzu kam als dritter günſtiger Umſtand noch die Gründung vieler karthagiſchen Colonieen an fremden Geſtaden und die Nothwendigkeit, in denſelben Truppen zu halten, die man

dann natürlich auch in dem afrikaniſchen Mutterland und zu allen Kriegen mit anderen Völkern gebrauchen konnte.

Zu dieſen verſchiedenen Vortheilen, welche in den allgemeinen Verhältniſſen und dem Gange der Dinge gegründet waren, muß man endlich noch die große Fruchtbarkeit des karthagiſchen Landes und die treffliche Art, wie dasſelbe bebaut wurde, hinzufügen. Das eigentliche Gebiet von Karthago oder das heutige Land Tunis erfreut ſich eines Klimas, in welchem die Winterkälte ſelbſt auf den Gebirgen ſo gering iſt, daß die vornehmen Tuneſer das zu ihren Luxus-Speiſen nöthige Eis ſich aus Sicilien kommen laſſen müſſen. Es iſt ein von waldigen Verzweigungen des ſogenannten Atlas-Gebirges durchzogenes Land, mit einer ſandigen Küſte, deren wellenförmiger Boden bei ſorgfältiger Bewäſſerung höchſt ergiebig iſt; die meiſten Thäler des Gebirges ſind noch mehr für den Landbau geeignet; die Umgegend des alten Karthago aber iſt, wie die der heutigen Stadt Tunis, einer der fruchtbarſten Landſtriche der Erde. Die Karthager hatten ihr Land, beſonders aber den in der Nähe der Hauptſtadt gelegenen Theil desſelben ſo vortrefflich angebaut, daß der Letztere, wegen ſeiner zuſammenhängenden gartenmäßigen Cultur und ſeiner großen Bevölkerung, nur mit den reichſten Gegenden von Holland und der Lombardei oder mit der Umgegend von London und anderen durch die Fruchtbarkeit und ſorgfältige Benutzung ihres Bodens ausgezeichneten Hauptſtädten von Europa verglichen werden kann. In der unmittelbaren Nähe von Karthago bildete das Land, nach den uns überlieferten Beſchreibungen, meilenweit gleichſam nur einen einzigen Garten, der überall aufs beſte bewäſſert und angebaut, und mit den ſchönſten Landhäuſern bedeckt war. Obgleich wir nicht geneigt ſind, der Verſicherung eines römiſchen Schriftſtellers, nach welcher die dortigen Felder eine hundert und fünfzigfache Frucht getragen hätten, vollen Glauben zu ſchenken, ſo iſt doch gewiß, daß die Karthager ſich auf die Landwirthſchaft vortrefflich verſtanden haben. Sie betrieben dieſelbe ſyſtematiſch und wiſſenſchaftlich, und ſchon etwa fünfhundert Jahre v. Chr. ſchrieb der Karthager Mago ein großes Werk über den Landbau, welches ſo ausgezeichnet war, daß vierhundert Jahre ſpäter der römiſche Senat, der ſich ſonſt wenig um die Wiſſenſchaften zu bekümmern pflegte, dasſelbe ins Lateiniſche überſetzen ließ.

Die Geschichte der Karthager theilt man am bequemsten in drei Abschnitte. Der erste umfaßt die ältere Zeit bis auf den Anfang der Kriege, welche Karthago mit den griechischen Colonieen auf Sicilien führte, oder bis auf die Niederlage bei Himera im Jahre 480 v. Chr. Der zweite Abschnitt reicht von da bis auf die Zeit der Kriege mit den Römern, und ist diejenige Periode, in welcher Karthago die höchste Blüthe der Macht und des Handels erreichte. Der dritte Abschnitt endlich umfaßt die Zeit der sogenannten punischen Kriege oder der drei Kriege mit Rom, in welchen Karthago zuletzt erlag. Über keine dieser drei Perioden besitzen wir authentische Quellen; denn alle Werke karthagischer Geschichtschreiber sind untergegangen, die griechischen und römischen Schriftsteller aber sprechen nur gelegentlich von Karthago, und machen immer Rom oder das griechische Sicilien zum Mittelpunkt ihrer Darstellung, so daß wir die karthagische Geschichte nicht zusammenhängend und selbstständig, sondern nur in Beziehung auf die genannten Staaten und in Verbindung mit der Geschichte derselben behandeln können.

Anfangs war Karthago sowohl von den benachbarten afrikanischen Herrschern, als auch zum Theil von dem Mutterland abhängig; die Geschichte der ersten Zeiten Karthago's dreht sich daher hauptsächlich um die Begründung seiner Selbstständigkeit. Die Karthager zahlten anfangs den Eingeborenen Tribut, dann ward derselbe verweigert, und es entstand daraus eine Reihe von Kriegen, in welchen die Karthager ihre Herrschaft auf Kosten der afrikanischen Nomaden-Horden immer weiter ausbreiteten. Schon früh sandten sie Colonisten aus, welche die Hauptpunkte der Küste im Westen und Osten besetzten. Von dem Mutterstaate Tyrus wurden sie in Folge der bereits angegebenen Umstände immer unabhängiger, während sie zugleich durch neue Einwanderungen von dort und durch die Verbindung mit anderen phönicischen Pflanzstädten des Westens an Macht und Ansehen gewannen. Fünf bis sechshundert Jahre vor Christo begannen die Eroberungen und Niederlassungen der Karthager in europäischen Ländern. Karthago unterwarf sich die Balearen, Malta und Elba, und legte auf Sardinien, Sicilien, Korsika und auf der Südküste von Spanien Colonieen an. Die Macht der Karthager stieg dadurch so sehr, daß sie, wenn anders

diese Angabe zuverlässig ist, schon im ersten Jahr der römischen Republik mit den Römern einen Freundschaftsvertrag schlossen, in welchem beide Völker die Verkehrsverhältnisse von Italien und Afrika im Namen ihrer Bundesgenossen ordneten. Sogar Entdeckungsreisen an der Westküste von Afrika sollen die Karthager in jenen Zeiten unternommen haben. Die Kriege, welche sie in der ersten Periode ihrer Geschichte auf Sicilien, Sardinien und Korsika führten, können hier ganz übergangen werden, weil sie keine welthistorische Bedeutung haben.

Am Ende des ersten Zeitraums stand Karthago als ein mächtiger, blühender Handelsstaat da. Die Häuptlinge der afrikanischen Nomaden-Stämme, welche einst seine Lehensherrn gewesen waren, dienten ihm jetzt als Vasallen; wegen der Uneinigkeit, welche Karthago stets zwischen diesen Völkerschaften zu erhalten wußte, war an keine gefährliche Empörung derselben zu denken, dagegen leisteten sie im Krieg als treffliche Reiter gute Dienste, und gewährten im Frieden den Vortheil, daß die fleißigen karthagischen Handelsleute bei ihnen einen sicheren Absatz für ihre Waaren hatten. Die vielen Colonieen, welche theils von Karthago, theils von Phönicien aus an der Küste angelegt worden waren, vermittelten den Verkehr mit dem inneren Afrika, und lieferten die bedeutendsten Beiträge zu den Staatsausgaben. Von diesen Städten erhielt man auch die Elephanten, welche damals noch im nordwestlichen Afrika lebten, und die man dort ebenso, wie in Indien, zu zähmen und zum Kriege abzurichten verstand. Außerdem hatte Karthago auch auf den italiänischen Inseln festen Fuß gefaßt, und trieb mit den Bewohnern derselben, wie mit den Völkern des festen Lands von Italien einen einträglichen Handel. Es hatte ferner im westlichen Europa ausschließlich den afrikanischen Sclavenhandel und die Einfuhr von Goldstaub, Elfenbein und anderen Waaren des Inneren von Westafrika. Um das unternehmende Handelsvolk der Phokäer (siehe Th. I. S. 224), das bei seiner Flucht aus Kleinasien sich zuerst auf Korsika angesiedelt hatte, in den italiänischen Gewässern nicht aufkommen zu lassen, verbündeten sich die Karthager mit den Etruskern, und verjagten die Phokäer nach Massilia. Die griechischen Colonieen in Sicilien suchten zwar die Karthager von ihrer Insel und aus dem Besitze des Handels mit dem Inneren zu

verdrängen, alle ihre Anstrengungen scheiterten aber an der Überlegenheit Karthago's und an ihrer eigenen Zwietracht; denn wenn auch die Karthager im Kampfe mit ihnen öfters den Kürzeren zogen, so gaben doch die Zwistigkeiten der Griechen unter einander und die häufigen Revolutionen in ihren Staaten ihren Feinden immer Gelegenheit, das Verlorene wieder zu erlangen.

In der zweiten Periode der karthagischen Geschichte war Sicilien der Mittelpunkt der Begebenheiten. Die Karthager, welche damals den höchsten Gipfel ihrer Macht erreichten, strebten nach der Alleinherrschaft auf dieser fruchtbaren und reichen Insel, und geriethen dadurch in einen hartnäckigen Kampf mit den dortigen Griechen, namentlich mit den Syrakusanern, welche dasselbe Ziel verfolgten. Da zu jener Zeit Rom die italiänischen Völker noch nicht unterjocht hatte, so würde Karthago sich gewiß nicht nur Sicilien, sondern auch alle Küsten des Mittelmeers unterworfen haben, wenn nicht zugleich seine Verfassung und das Schicksal ihm dabei im Wege gestanden hätten. Karthago's Verfassung paßte zu auswärtigen Unternehmungen nicht, sie war nicht auf Kriege und Eroberungen berechnet, das Schicksal aber zeigte sich den Karthagern ebenso sehr abhold, wie es den Römern gewogen war; denn Karthago mußte, zum Unterschied von Rom, mit den Griechen gerade zu der Zeit kämpfen, wo diese in ihrer vollen Kraft dastanden, wo sie wegen der zugleich von Karthago und von Persien her drohenden Gefahren einig waren, und vom eigentlichen Griechenland aus stets Hülfe erwarten konnten. Ungeachtet dieser ungünstigen Umstände ließen die Karthager von ihrem Streben Sicilien zu unterwerfen nicht ab: ganze Heere, die sie nach Sicilien sandten, wurden vernichtet, aber sie sahen dieselben ebenso ruhig untergehen, wie sie so oft die Schätze ihrer Handelsspeculationen in den Schoß des Meeres sinken sahen, und schufen sich durch ihr Gold ebenso wieder neue Soldaten, wie sie den bei einer unglücklichen Speculation erlittenen Verlust durch den Gewinn einer glücklichen deckten. Die berühmte Niederlage, welche Karthago am Ende des ersten Zeitraums seiner Geschichte (480 v. Chr.) unter Hamilkar bei Himera erlitt, kostete ihm sein ganzes Heer; denn von den dreimal hunderttausend Mann, welche dort mit den Agrigentinern und Syrakusanern unter Gelo und Hiero I. kämpften,

wurde die eine Hälfte getödtet, die andere gefangen genommen und zu Sklaven gemacht (s. Th. I. S. 375).

Nach diesem furchtbaren Schlage unternahmen die Karthager mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch keine größere Unternehmung auf sicilianischem Boden. Erst zur Zeit des peloponnesischen Krieges machten sie von neuem den Versuch, sich die griechischen Städte der Insel zu unterwerfen. Dieser Krieg kann aber erst weiter unten erzählt werden, da die Begebenheiten des zweiten und dritten Zeitraums der karthagischen Geschichte nur in Verbindung mit der sicilianischen und römischen Geschichte dargestellt werden können. Auch ist es zum Verständniß dieser Begebenheiten nöthig, einige Worte über den inneren Zustand Karthago's vorauszuschicken.

2. Staatsverfassung und Culturzustand von Karthago.

Die Karthager hatten aus Tyrus eine Verfassung mitgebracht, nach welcher ein König unter dem Beistande der Priester und der alten Geschlechter unbeschränkt gebot. Diese asiatische Staatseinrichtung konnte ihnen auf die Dauer nicht genügen, da die Karthager ebenso, wie die griechischen Staaten, durch Betriebsamkeit zu größerem Wohlstand gelangten, und sich denselben nur durch Thätigkeit zu erhalten vermochten. Außerdem hatten sie aber auch wegen ihrer Lage und ihres Verkehrs beständig das Beispiel der griechischen Staaten vor Augen, welche im Gegensatz mit den Orientalen ihre Verfassungen stets den Umständen und Zeitbedürfnissen gemäß änderten. Sie befolgten dieses Beispiel, und benutzten bei ihren Staatseinrichtungen und Gesetzen die griechischen Erfindungen. Es ward daher in Karthago ebenso, wie in fast allen griechischen Staaten, die Königswürde schon früh abgeschafft, und der Adel seiner hergebrachten Rechte beraubt. Da das Letztere nicht ohne das Volk geschehen konnte, so erhielt dieses auch in Karthago neue Rechte, welche zum Theil bedeutend waren. So entstand dort eine gemischte Verfassung, welche aus aristokratischen, oligarchischen und demokratischen Elementen zusammengesetzt war. Leider kennen wir dieselbe nur stückweise und nur aus den Angaben der Griechen

und Römer, welche die Eigenthümlichkeiten fremder Völker meistens mit Befangenheit ansahen. Deshalb ist es uns nicht möglich, die karthagische Verfassung in allen ihren Theilen und Beziehungen zu beschreiben und mit Bestimmtheit zu beurtheilen. Wollten wir uns dabei auch, ohne Rücksicht auf die Ansichten der Griechen und Römer, an die überlieferten Ereignisse halten und aus denselben auf die Verfassung zurückschließen, so würde dies uns doch zu keiner sicheren Erkenntniß leiten, da das Beispiel der venetianischen Verfassung zur Genüge zeigt, wie schwer es ist, die künstliche Anordnung eines weise geregelten Handelsstaates klar und richtig aufzufassen. Wir müssen uns daher mit einigen Andeutungen begnügen.

Ein Senat, dessen Mitgliederzahl unbekannt ist, eine andere Behörde, welche aus hundert Männern bestand und entweder ein Ausschuß des Senats war oder neben ihm waltete, und zwei Wahlkönige oder Consuln, von den Karthagern Suffeten genannt, leiteten die Regierung und Verwaltung des Staats. Außerdem nahm auch eine Volksversammlung in Karthago ebenso, wie in allen griechischen Staaten, an der Leitung der Dinge Theil. Wie weit die Befugnisse dieser verschiedenen Behörden gingen, ist nicht genau bekannt. Die Volksversammlung hatte höchst wahrscheinlich über Krieg und Frieden zu entscheiden, die vom Senat geschlossenen Bündnisse zu bestätigen und allgemeine Gesetze zu geben; außerdem wurde sie nur dann berufen, wenn die Suffeten mit dem Senat über irgend eine Sache nicht einig werden konnten. Übrigens waren die Beschlüsse des Volkes unumstößlich, und bedurften der Bestätigung des Senats nicht. Endlich ist noch zu bemerken, daß in Karthago ganz gegen die Sitte der Griechen, bei welchen selbst in Demokratieen nur Wenige in der Volksversammlung zu sprechen pflegten, jeder ohne Ausnahme frei gegen den Senat und die Suffeten reden durfte, und gewöhnlich Viele von diesem Rechte Gebrauch machten. Dessen ungeachtet ging aus der karthagischen Volksversammlung nie eine Pöbelherrschaft hervor, und ihr Einfluß ward niemals gefährlich, während dies in den griechischen Staaten oft der Fall war, weil der Nationalcharakter beider Völker durchaus verschieden war. Die Karthager waren ein ernstes und finsteres Volk; sie waren hart gegen Untergebene, verzagt im

Unglück, wüthend im Zorn und hartnäckig in den einmal gefaßten Beschlüssen. Bei einem solchen Volke hatten die Demagogen keineswegs ein leichtes Spiel, und Schmeichler oder Witzmacher konnten bei ihm unmöglich einen solchen Eindruck hervorbringen, wie bei den Athenern; im Gegentheil, das karthagische Volk ließ sich nicht leicht aus der herkömmlichen Weise herausbringen, es war an Gehorsam gegen seine Obrigkeit gewöhnt und leistete ihn gern.

Über die Rechte des Senats und sein Verhältniß zu den Hundertmännern und den Suffeten sind wir ebenso in Ungewißheit, wie über die Volksversammlung. Wahrscheinlich waren die Hundertmänner zugleich das höchste Gericht und die verwaltende Behörde für die eigentliche Stadt; jedenfalls besaßen sie eine ungemein große Gewalt. Der Senat, dessen Mitglieder vermuthlich aus den ältesten und reichsten Familien und auf Lebenszeit gewählt waren, hatte in Gemeinschaft mit den Suffeten die laufenden Geschäfte zu besorgen und die eigentliche Verwaltung zu leiten. Auch hielt er die Vorberathung über neue Gesetze, und ordnete alle auswärtigen Angelegenheiten. Die beiden Suffeten waren ebenfalls auf Lebenszeit erwählt. Sie wurden, wie sich dies in einem Handelsstaate gebührt, aus den reichsten Familien genommen, doch berücksichtigte man auch Geburt und guten Ruf. Sie waren, wie die Könige von Sparta und die römischen Consuln der früheren Zeit, die Leiter aller Angelegenheiten, können aber sonst mit Beiden nicht wohl verglichen werden. Obgleich sie nämlich dem Senat untergeordnet waren, so hatten sie doch so viel Selbstständigkeit, daß bei Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen und dem Senat das Volk zur Entscheidung zusammengerufen werden mußte. Außerdem war ihr Ansehen innerhalb der Stadt sehr groß, und sie unterschieden sich dadurch sehr von den spartanischen Königen, deren Einfluß seit der Errichtung des Ephorats im Frieden nur dann bedeutend war, wenn sie großes persönliches Ansehen besaßen. Dagegen waren die Könige von Sparta geborene Feldherrn und hatten im Kriege unbeschränkte Gewalt, die Suffeten führten aber nur dann das Commando, wenn sie durch einen besonderen Beschluß dazu ernannt wurden, und blieben auch im Felde von dem Senat abhängig.

Ein anderer wichtiger Theil der karthagischen Regierung war diejenige Behörde, welche von den Griechen die Pentarchie, d. i. die Fünfherrschaft, genannt wurde, und aus fünf Männern zusammengesetzt war. Über diese sind wir weit mehr im Unklaren, als über den Senat, die Suffeten und die Hundertmänner. Nur so viel ist gewiß, daß sie eine sehr bedeutende Stellung hatten, daß sie die Hundertmänner ernannten, und sich selbst durch freie Wahl ergänzten. Ob ihre Amtsthätigkeit, wie man schon vermuthet hat, vorzugsweise in der Aufsicht über die Sitten bestand, muß dahin gestellt bleiben; doch erleidet es keinen Zweifel, daß die Karthager ebenso wie die Massilier (s. Th. I. S. 256) mit weit größerer Strenge auf die Sittenzucht hielten, als die meisten griechischen Staaten, und daß die Pentarchen in dieser Hinsicht mit den römischen Censoren zu vergleichen waren. Auch konnte allerdings in einem Handelsstaate, der neben demokratischen Formen eine streng aristokratische Richtung hatte, und in welchem, wie in Venedig, eine kleine Zahl fürstlich begüterter Familien unter einander in beständigem eifersüchtigem Streite lebte, die Freiheit nur durch eine strenge höhere Polizeigewalt erhalten werden, zumal da Karthago überall von Feinden umgeben war. Die Pentarchen bildeten also eine Art von Staats-Inquisition. In den letzten Zeiten Karthago's maßten sie sich in Verbindung mit den Hundertmännern eine Macht an, vor welcher Senat und Volksversammlung sich beugen mußten. Sie walteten mit nicht geringerer Strenge, als die Staats-Inquisitoren von Venedig, ihre Strafen aber waren, wie man es in einem afrikanischen und von Phöniciern gegründeten Staate nicht anders erwarten kann, noch grausamer.

Auch die Stellung gegen die unterworfenen Völker war ganz dem zu vergleichen, was wir in dieser Hinsicht später in Venedig wiederfinden: das eigene Interesse war die Seele aller politischen Verhältnisse und Maßregeln, und die Unterworfenen wurden daher mit so rücksichtslosem Eigennutz behandelt, daß man ihrer Treue niemals versichert sein konnte. Die Karthager traten in Folge davon auch, obgleich sie den Vorzug der Seeherrschaft voraus hatten, später doch mit sehr ungleichen Kräften gegen Rom in den Kampf, weil die Römer die ihnen untergebenen Völker mit ihrer Herrschaft auszusöhnen verstanden.

Das Kriegswesen beruhte im karthagischen Staate hauptsächlich auf geworbenen Truppen; alle Bürger zu bewaffnen, wie es in Rom geschah, fiel dort niemanden ein. Die Heere der Karthager bestanden nur zu einem kleinen Theile aus Bürgern, sie waren beinahe ganz aus Söldnern und aus Truppen der unterworfenen Nationen zusammengesetzt. Numidier, Libyer, Mauren und andere afrikanischen Unterthanen, sowie später, als man in Spanien, in der Nähe von Gallien und anderwärts Eroberungen gemacht hatte, Eingeborene dieser Länder bildeten in Verbindung mit campanischen und griechischen Söldnern ebensowohl das Landheer, als die Bemannung der Flotte. In Zeiten der Noth bewaffnete man sogar auch die Sklaven der Stadt. Daß solche Heere nur durch harte Strafen in ihrer Pflicht gehalten werden konnten, versteht sich von selbst. Sogar gegen die Führer, die doch karthagische Bürger waren, verfuhr man mit großer Strenge und Grausamkeit, weil man wohl einsah, daß Truppen dieser Art von einem ehrgeizigen Feldherrn leicht gewonnen und gegen die karthagische Aristokratie selbst gebraucht werden konnten. Übrigens zeigt sich in der Anwendung griechischer Söldner eine merkwürdige Politik der Karthager. Man kannte die Überlegenheit der Griechen im Kriegswesen sehr wohl, und benutzte daher die Tapferkeit und Talente griechischer Officiere und Soldaten ebenso, wie man von diesem Volke manche Staatseinrichtung entlehnte; aber man war vorsichtig genug, griechische Söldner und Generale nur im äußersten Nothfall in Dienste zu nehmen und sie dann sobald als möglich wieder zu entlassen. Den besten Theil des ganzen karthagischen Heeres bildeten die Numidier, weil sie als leichtbewaffnete Reiter alle anderen Truppen dieser Art übertrafen, und namentlich der römischen Reiterei weit überlegen waren. Auch die Balearen zeigten sich, obgleich sie meistens nur in geringer Zahl mitzogen, als vortreffliche Truppen; denn sie waren die besten Schleuderer der alten Welt, und trugen mit ihrer nationalen Waffe, die das Ziel selten verfehlte, als plänkelnde Leichtbewaffnete und als Vortrab in manchen Treffen nicht wenig zur Entscheidung des Kampfes bei. Einen Haupttheil des Heeres bildeten stets auch die Kriegselephanten, zu deren Abrichtung man in der Nähe der Hauptstadt eine besondere Anstalt hatte, wie man bei uns Stutereien hat.

Was die Seemacht der Karthager betrifft, so übertrafen sie durch die leichtere Bauart ihrer Schiffe und durch größere Gewandtheit in Bewegungen sogar die griechischen Seestaaten auf Sicilien. Karthago gehörte zu den Staaten des Alterthums, welche zuerst die Mathematik und Mechanik auf das Kriegswesen und die Schiffsbaukunst anwandten, und war im westlichen Theile des Mittelmeeres dasselbe, was Rhodus im Osten war.

Die Religion und die Sitten der Karthager waren und blieben orientalisch. Der Baal und Moloch ihrer Stammväter wurden von ihnen zu allen Zeiten auf eine ebenso schreckliche Weise verehrt, als einst von den rohen Kananitern, und die Regierung bediente sich des barbarischen Götzendienstes, um durch Aberglauben das Volk zu ermuthigen. In den Zeiten der Noth oder zum Dank für errungene Siege wurden dem Hauptgotte der Karthager von Staatswegen die schönsten Kinder der Stadt geopfert, sowie zuweilen auch auserlesene Kriegsgefangene. Ein strenges Gesetz verbot den Eltern der geopferten Kinder jedes Zeichen von Schmerz. Gegen das Jahr 300 v. Chr., als Agathokles von Syrakus die Stadt Karthago bedrohte, ließ der Senat auf diese Weise nicht weniger als zweihundert Kinder der vornehmsten Bürger umbringen. Wen könnte es bei einer mit so grausamen Opfern verbundenen Religion befremden, daß auch die Regierung der Karthager grausam und ihre Strafen barbarisch waren, und daß der moralische Zustand dieses Volkes, trotz aller Sittenpolizei, stets ein niedriger blieb! Die Karthager waren besonders wegen ihrer Unredlichkeit verschrieen, und zwar bis zu dem Grade, daß der Ausdruck punische Treue bei den alten Römern sprichwörtlich gebraucht ward. Ebenso herrschten unter ihnen die gröbsten Unsittlichkeiten anderer Art und die unnatürlichsten Laster.

Eine große wissenschaftliche Bedeutung konnte Karthago unmöglich erlangen; denn die ganze Richtung dieses Volkes war eine einseitig praktische, und das bloße Handelsinteresse bildete die eigentliche Seele ihres Staates und den Angelpunkt ihres Wesens und Treibens. Obgleich daher durch die Bekanntschaft mit den Griechen einige tiefere philosophische Bildung nach Karthago drang, so ward diese doch nur das Eigenthum von wenigen Einzelnen. Die Literatur der Karthager blieb fast allein auf landwirthschaftliche,

geographische und historische Werke beschränkt. Da diese insgesammt untergegangen sind, so können wir ihren Werth nicht beurtheilen; nur in Betreff der Ersteren ist uns bekannt, daß sie von denjenigen Römern, welche über Landwirthschaft geschrieben haben, allen ähnlichen Werken der Griechen vorgezogen wurden. In der Kunst leisteten die Karthager noch weit weniger, als in der Wissenschaft, ja, sie mußten sich sogar zu allen Zeiten für ihre künstlerischen Bedürfnisse griechischer Künstler bedienen.

3. Geschichte Siciliens und Karthago's von der Schlacht bei Himera an bis auf Dionysius den Älteren.

Von den griechischen Städten auf Sicilien verdient nur Syrakus eine besondere Stelle in der Weltgeschichte; denn diese Stadt theilte mit Karthago, Cyrene und Massilia den Verkehr des Westens, und um sie dreht sich fast die ganze Geschichte der Griechen jener Insel. Unmittelbar nach der Zeit Hiero's I., und seines Bruders Thrasybul, bis zu welcher wir früher (Th. I. S. 251) die Hauptpunkte der syrakusanischen Geschichte angegeben haben, bildeten innere Unruhen in den einzelnen Städten und beständige Fehden zwischen diesen den Haupttheil der Begebenheiten auf Sicilien. Im peloponnesischen Kriege mischten sich die Athener zweimal (427 und 415 v. Chr.) in diese Streitigkeiten, und es ist bereits früher (Th. I. S. 440. 453 f. u. 457—470) angegeben worden, welchen Einfluß die beiden Züge der Athener nach Sicilien auf den Ausgang des peloponnesischen Kriegs hatten. Nach dem traurigen Ende des zweiten Krieges der Athener auf Sicilien wandte sich dasselbe Segesta, welches vorher das athenische Volk gegen Selinus zu Hülfe gerufen hatte, nach Karthago. Die schlauen Karthager glaubten aus dem Umstand; daß die Griechen des Mutterlandes wegen des peloponnesischen Krieges ihren sicilianischen Brüdern keine Unterstützung gewähren konnten, Nutzen ziehen zu müssen. Sie erboten sich daher, das Schiedsrichteramt zwischen Selinus und Segesta zu übernehmen. Als die Selinuntier im Vertrauen auf ihren Bund mit Syrakus dies ablehnten, schickten die Karthager zuerst eine Besatzung von fünftausend achthundert

Mann nach Segesta; im nächsten Jahre aber (409 v. Chr.) sandten sie ihren Suffeten Hannibal, Gisko's Sohn, mit einem Heere von wenigstens hunderttausend Mann nach Sicilien. Dieses Heer, welchem dort noch unzähliges Gesindel zuströmte, hauste furchtbar. Selinus ward erobert und für seinen heldenmüthigen Widerstand mit unerhörter Grausamkeit bestraft: sechszehntausend Einwohner wurden ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht zusammengehauen, fünftausend gefangen genommen, und die Stadt selbst niedergebrannt. Die von Syrakus gesandte Hülfe kam zu spät. Ebenso erging es der Stadt Himera, bei welcher Karthago ein und siebenzig Jahre früher unter Hannibal's Großvater Hamilkar die bekannte furchtbare Niederlage erlitten hatte; ja, Hannibal ließ sogar nach der Einnahme und Zerstörung dieser Stadt aus den Gefangenen dreitausend Männer aussuchen, und auf wahrhaft kannibalische Weise als Opfer für seinen Ahnen erwürgen. Auch Himera war von den Syrakusanern seinem Schicksal überlassen worden; denn ihr Feldherr Diokles war, als die Stadt dem Falle nahe zu sein schien, mit seiner Schaar nach Hause zurückgekehrt. Die Zerstörung zweier blühenden Städte war alles, was Hannibal auf diesem Zuge that; an eine eigentliche Eroberung dachte er nicht, sondern er schiffte sich, ohne etwas weiter unternommen zu haben, wieder nach Afrika ein.

Noch vor dem Verwüstungskriege der Karthager unter Hannibal waren im syrakusanischen Staate bedeutende Veränderungen vorgefallen. Es hatte nämlich, während der Belagerung der Stadt durch die Athener (s. Th. I. S. 459), das demokratische Princip so sehr das Übergewicht erhalten, daß Diokles, welcher an der Spitze der Volkspartei stand, über seine von Hermokrates geleiteten Gegner den Sieg davon trug und eine Reform der Staatsverfassung durchsetzte (412 v. Chr.). Diokles war kein eigentlicher Demagog, und die Veränderungen, die er bewirkte, bestanden eigentlich nur in einer Wiederherstellung und Verbesserung der alten Gesetze und Einrichtungen. Neu war blos die Vorschrift, daß die obrigkeitlichen Ämter immer durch das Loos vertheilt werden sollten; dies verordnete er um des gemeinen Volkes willen. Sein Hauptzweck scheint die Unparteilichkeit der Rechtspflege und die Verhinderung der sittlichen Entartung gewesen zu sein. Seine

Gesetze waren äußerst streng und die von ihm verordnete Aufsicht über die Sitten schärfer, als sie sich in einem Handelsstaat ausführen läßt. Die Einrichtungen des Diokles wurden auch von einigen anderen sicilianischen Städten angenommen; in Syrakus selbst aber blieben sie, einige unwesentlichen Abänderungen abgerechnet, bis auf die Zeit der römischen Herrschaft bestehen, und Diokles ward von seinen Mitbürgern so sehr bewundert, daß sie ihm nach seinem Tode sogar einen Tempel errichteten, in welchem er als Heros verehrt ward. Dessen ungeachtet war er nicht vermögend gewesen, Ruhe und Frieden zu stiften. Sein Gegner Hermokrates, welcher zuerst als Admiral einer syrakusanischen Hülfsflotte nach Griechenland geschickt, dann aber abgesetzt und verbannt worden war (s. Th. I. S. 470), eilte nach Sicilien zurück, brachte durch seinen großen militärischen Ruf bald ein Heer zusammen, erbaute sich auf den Trümmern von Selinus einen festen Waffenplatz, und suchte nach Diokles Tode mit Gewalt die Rückkehr in seine Vaterstadt zu erzwingen. Er bezahlte seinen Versuch mit dem Leben, und die Syrakusaner wurden auf diese Weise fast zu gleicher Zeit eines ausgezeichneten Feldherrn und eines kräftigen, besonnenen Staatsmannes beraubt, und zwar unter Umständen, die ihnen sowohl den Einen als den Anderen unentbehrlich machten.

Die Karthager schickten nämlich (407 v. Chr.) unter der Führung Hannibal's und seines Vetters Himilko, eines Sohnes Hanno's, ein neues Heer nach Sicilien. Der Angriff desselben ward zunächst auf die reiche und prächtige Stadt Agrigent gerichtet, welche damals in ihrer höchsten Blüthe stand. Agrigent nahm gegen den herannahenden Feind schnell den Spartaner Dexippus, der sich gerade in Gela, der Mutterstadt von Agrigent, aufhielt, mit zweitausend dreihundert Söldnern in seine Dienste, und gleich nach dem Anfang der Belagerung schickten auch die Städte Syrakus, Gela und Kamarina ein Hülfsheer. Alles dies half den Agrigentinern nichts, weil die Existenz der ungeheueren Volksmenge in ihrer Stadt von der Regelmäßigkeit der Zufuhren abhing, und weil in ihrer eigenen Mitte sich Verräther befanden, welche begierig auf den Augenblick warteten, wo sie den drohenden Mangel an Lebensmitteln für ihre verrätherischen Absichten benutzen könnten. Als daher eine syrakusanische Transportflotte vom Feinde ge-

nommen wurde, erklärten die bestochenen Söldner, man könne sich den Winter hindurch nicht halten, und zogen aus der Stadt ab; der größte Theil der Einwohner wanderte verzweifelnd zugleich mit ihnen aus. Die Stadt ward eine Beute der rohen karthagischen Truppen. Diese tödteten alle zurückgebliebenen Einwohner, selbst diejenigen, die sich in die Tempel geflüchtet hatten, plünderten die Stadt und verwüsteten die Umgegend. Von den vielen Statuen und Gemälden, mit welchen die Stadt prangte, wurden die kostbarsten nach Karthago geschafft.

Das Schicksal Agrigent's verbreitete einen solchen Schrecken über die ganze Insel, daß viele Sicilianer aus Furcht vor den Karthagern theils nach Italien, theils nach Syrakus flohen. Diese allgemeine Stimmung ward von zwei talentvollen Syrakusanern benutzt, um die Regierung ihrer Vaterstadt zu stürzen und sich zu Gebietern derselben aufzuwerfen. Beide waren als Feldherrn und Staatsmänner gleich ausgezeichnet, und erreichten daher unter den damaligen Umständen leicht ihren Zweck. Diese Männer waren der nachherige Tyrann Dionysius I. und sein Freund, der Geschichtschreiber Philistus. Sie traten als Volksfreunde auf, beschuldigten die den Agrigentinern zu Hülfe geschickten Führer des Heeres der Verrätherei, und wußten bei dem leicht aufzuregenden großen Haufen Argwohn gegen die syrakusanischen Aristokraten zu erregen, den sie ebenso, wie den Feldherrn, Treulosigkeit und geheime verrätherische Unterhandlungen mit Karthago vorwarfen. Ihr Plan gelang vollkommen; das Volk ließ sich bewegen, die seitherigen Feldherrn abzusetzen und an ihre Stelle neue zu ernennen, die nicht, wie der schlaue Dionysius es ausdrückte, mächtig und reich waren und deswegen die Menge verachteten. Unter den neuen Feldherrn befand sich auch Dionysius, der seiner Herkunft nach der Hefe des Volkes angehörte, sich im Kriege mit den Karthagern bereits als einen tapferen Mann gezeigt hatte, und in der Person seines treuen Freundes Philistus den besten Rathgeber besaß. Da Dionysius beim Volke schon vorher in großer Gunst gestanden hatte, so brauchte er, um zur bleibenden Alleinherrschaft zu gelangen, nur seinen Anhang unter den Bürgern zu verstärken und sich eine von ihm allein abhängende Schaar von Söldnern zu verschaffen. Das Erstere erreichte er dadurch, daß er das Volk

zur Zurückrufung seiner verbannten Mitbürger bewog. Er brachte auf diese Weise alle jene unruhigen Köpfe nach Syrakus, welche unter Hermokrates ihre Vaterstadt gewaltsam hatten einnehmen wollen, von Haß und Rache gegen die herrschende Klasse glühten, und sich daher nach ihrer Rückkehr ganz und gar an Dionysius anschlossen. Zu dem Zweiten verhalfen ihm die Syrakusaner dadurch, daß sie ihn zum Befehlshaber der Soldtruppen ernannten, welche unter Dexippus von Agrigent nach Gela gezogen und in syrakusanische Dienste getreten waren. Dionysius begab sich sogleich zu ihnen, trat auch in Gela als Volksfreund auf, ließ die Reichen als Aristokraten verurtheilen, bezahlte mit dem eingezogenen Vermögen derselben seinen neuen Truppen den rückständigen Sold, und versprach ihnen zugleich eine Verdoppelung ihrer Löhnung, wenn sie künftig nicht mehr der Stadt, sondern ihm allein dienen wollten. Nachdem er sich so den Weg zur Alleinherrschaft gebahnt hatte, kehrte er nach Syrakus zurück, verdächtigte seine Collegen durch Lügen aller Art, und wußte das Volk durch seine Reden immer mehr zu erhitzen und irre zu leiten. Hierauf ließ er durch einen Mann aus dem großen Haufen den Antrag stellen, daß man ihn zum Feldherrn mit unumschränkter Gewalt ernennen und den Söldnern doppelten Sold geben solle. Das Volk nahm diesen Vorschlag übereilt an, und es fehlte jetzt dem Dionysius, um völlig Herr der Stadt zu sein, nur eine Leibwache. Auch diese wußte er, durch die Vorspiegelung von gewaltthätigen Planen seiner Feinde, von dem bethörten Volke zu erhalten (406 v. Chr.).

4. Dionysius der Ältere.

Seit diesem Augenblicke war Dionysius, welcher damals erst in seinem fünf und zwanzigsten Lebensjahre stand, militärischer Regent von Syrakus. Er suchte nachher die errungene Gewalt dadurch zu befestigen, daß er einerseits sich durch Heirath mit der mächtigen Familie des Hermokrates verband, andererseits aber sich fortwährend das Ansehen eines Volksfreundes gab. Auch behauptete er sich acht und dreißig Jahre lang im Besitze der Herrschaft, und ward für Sicilien eine unter den damaligen Verhältnissen wichtige und gewissermaßen nothwendige Person. Ein berühmter englischer

Schriftsteller, der die Geschichte der alten Griechen mit streng aristokratischem Geiste behandelt hat, und in Republiken vorzugsweise die Tyrannen zu bewundern pflegte, hat auch diesen Mann als einen der trefflichsten Regenten des Alterthums gepriesen und das Lob desselben bis zum Lächerlichen übertrieben. Es läßt sich zwar nicht bestreiten, daß es ungerecht sein würde, wenn man die Gewaltherrschaft des Dionysius blos nach den strengen Regeln der Moral beurtheilen wollte; allein dessen ungeachtet sträubt sich unser Gefühl gegen das Urtheil jenes Engländers, weil wir nie einen Mann preisen und bewundern können, der seine Mittel durch den Zweck heiligt. Übrigens beweisen die Thatsachen allerdings, daß Dionysius die Regierung mit Klugheit, Verstand und Festigkeit führte, sich im Kriege als einen tüchtigen Feldherrn zeigte, und dabei zugleich an allen Geistesbeschäftigungen der Griechen einen sehr lebhaften Antheil nahm.

Nachdem Dionysius in Syrakus sein Ziel erreicht hatte, war seine erste Sorge, von einem mächtigen fremden Staat als Regent der Hauptstadt Siciliens anerkannt zu werden, und die Politik Karthago's zu einer Stütze seiner Herrschaft zu machen. Dafür opferte er die Stadt Gela auf. Er rückte nämlich zur Unterstützung derselben mit einem starken Heere aus, blieb aber zwanzig Tage lang unthätig in ihrer Nähe stehen, ließ sich dann von den Karthagern schlagen, und gab die Stadt ihren Feinden preis. Sein Verfahren rief in Syrakus einen Aufstand hervor, in welchem seine Gemahlin vom rohen Haufen so abscheulich mishandelt wurde, daß sie sich das Leben nahm. Dionysius eilte mit seinen Söldnern sogleich nach Hause, dämpfte die Empörung, und schloß dann mit den Karthagern einen Frieden, in welchem diese ihm den Besitz von Syrakus verbürgten, und dagegen den dritten Theil von Sicilien erhielten (405 v. Chr.). Er befestigte hierauf Stadt und Hafen von Syrakus, und bevölkerte die durch die früheren Unruhen verödete Stadt und Umgegend aufs neue durch Aufnahme vieler ihm ergebenen Fremden. Er unterdrückte mit kräftiger Hand jeden Versuch der Auflehnung gegen seine Herrschaft, unterwarf sich auch die benachbarten Städte, verschaffte sich in kurzer Zeit die nöthigen Mittel zur Führung eines Krieges mit Karthago, verbesserte die Einrichtung der syrakusanischen Kriegs-

schiffe und der Belagerungswerkzeuge, und schuf sich eine Flotte von dreihundert und zehn Fahrzeugen. Bei allen diesen Unternehmungen und Maßregeln behielt er den Schein der Popularität bei, gewann immer die eine Partei durch Unterdrückung der anderen, und beging nicht mehr Grausamkeiten, als ihm zur Erreichung seines Zweckes durchaus nöthig schien. Ja, bei der Aufführung eines der Hauptwerke seiner Befestigung wußte er sogar die Bevölkerung von Syrakus zu einer Begeisterung und Thätigkeit zu entflammen, welche an die Erbauung der Mauern von Athen zu Themistokles Zeit erinnert (s. Th. I. S. 384): sechszigtausend Menschen arbeiteten mit unermüdlicher Anstrengung, Dionysius ermunterte sie durch Geschenke und Zureden, er legte selbst mit Hand an, und so ward in nicht mehr als zwanzig Tagen eine ganz aus Quadern erbaute hohe Mauer von anderthalb Stunden Länge aufgeführt.

Eine pestartige Krankheit hatte damals den größten Theil der karthagischen Truppen in Sicilien hinweggerafft, der Augenblick schien daher dem Tyrannen zu einem neuen Kriege mit Karthago sehr günstig zu sein. Der karthagische Senat bot Alles auf, um der herannahenden Gefahr durch die großartigsten Rüstungen zu begegnen, und auch Dionysius verstärkte seine Truppen so viel als nur immer möglich war, so daß in diesem Kriege die Zahl der beiderseitigen Heere sich manchmal ohne die Bemannung der Flotte auf zwei bis dreimalhunderttausend Mann belief. Unter den Söldnern, aus welchen damals beide Theile ihre Heere ergänzten, sind besonders die räuberischen Samniten zu bemerken, die sich kurz vorher in Campanien angesiedelt hatten (s. oben S. 263); denn diese erhielten seitdem durch die Rolle, welche sie als Söldner in Unteritalien und Sicilien spielten, eine große Wichtigkeit für die Geschichte beider Länder. Sie dienten bald den Karthagern, bald den Griechen, meistens sogar Beiden zu gleicher Zeit, halfen hier einen Tyrannen erheben, dort einen anderen vertreiben, waren überhaupt für Geld zu jeder Unternehmung bereit, und zeichneten sich durch Treulosigkeit und Raubgier vor allen andern Söldnern aus. Was den Krieg zwischen Dionysius und den Karthagern betrifft, so führten ihn die Letzteren während der zwei ersten Jahre (297 und 296 v. Chr.) mit so großem Glück, daß sie sich fast ganz

Sicilien unterwarfen und zuletzt auch Syrakus enge einschlossen. Dionysius hatte keine Aussicht zur Rettung mehr, er behauptete nur mit genauer Noth seine Herrschaft, und die Stadt selbst schien sich nicht mehr lange halten zu können, als plötzlich durch eine besondere Gunst des Schicksals die Dinge eine andere Wendung erhielten. Im karthagischen Heer brach nämlich eine furchtbare Pest aus, welche viele Tausende hinraffte. Dionysius wußte das Unglück der Feinde vortrefflich zu benutzen: er ließ ihre Flotte anzünden, schloß ihr Lager rund um ein, und brachte sie in so große Noth, daß der karthagische Feldherr sich zu einer geheimen Unterhandlung verstand. Dionysius gestattete ihm mit allen beim Heere befindlichen Bürgern von Karthago die Flucht, dafür bezahlte Himilko eine beträchtliche Summe und überließ das ganze übrige Heer seinem Schicksal. Dieses Heer ergab sich darauf sogleich den Syrakusanern. Die Nachricht von Himilko's Verfahren trieb die den Karthagern unterworfenen afrikanischen Völker, deren Truppen so schändlich verrathen worden waren, zu einer gemeinschaftlichen Empörung. Sie warfen das karthagische Joch ab, und belagerten die Stadt Karthago selbst, wurden aber bald wieder unterworfen, da es ihnen an Einigkeit und an tüchtigen Anführern fehlte. In den nächsten vier Jahren erschienen beide Theile nicht gegen einander im Felde, weil sie auf andere Weise beschäftigt waren, Dionysius mit der Unterwerfung griechischer Städte in Sicilien und Unteritalien, die Karthager aber mit der Bekämpfung ihrer afrikanischen Unterthanen. Als endlich (392 v. Chr.) die Letzteren ein neues Heer nach Sicilien schickten, zog Dionysius die sicheren Vortheile eines schnellen Friedens dem ungewissen Ausgang eines langen Krieges vor. Er überließ den Karthagern den Besitz aller der Gegenden, die er im Frieden des Jahres 405 ihnen zugestanden hatte, und erhielt dafür ein Stück Land, dessen Bewohner nach diesem Friedensvertrage hatten unabhängig bleiben sollen.

Um sein zahlreiches Heer ernähren zu können, mußte Dionysius Krieg haben; er wandte sich also gleich nach dem Abschluß des Friedens gegen die griechischen Staaten in Unteritalien, zu deren Unterwerfung er schon früher Vorbereitungen getroffen hatte. Auch hier folgte er dem Grundsatze seiner Politik, die Gewalt der Waffen nur dann zu gebrauchen, wenn ihm keine andere Mittel zu

Gebot standen. Er hatte, um seinen Einfluß in jenen Städten zu vermehren, nach dem Tode seiner Gemahlin zuerst die Bewohner von Rhegium und dann die von Lokri ersucht, ihm eine ihrer Bürgerinnen als Tochter ihres Staates zu vermählen. Von den Ersteren war sein Gesuch auf eine sehr beleidigende Weise zurückgewiesen worden, die Letzteren aber hatten ihm die Tochter eines vornehmen Hauses gegeben. Um auch in Syrakus sich auf diese Weise mehr zu befestigen, hatte Dionysius zu gleicher Zeit eine Syrakusanerin, die Schwester des berühmten Dion, geheirathet. Diese gehörte einer der angesehensten und reichsten Familien an, und ihr Bruder leistete durch sein großes Ansehen bei allen Griechen und durch seine mannichfachen Verbindungen dem Tyrannen die besten Dienste. Unmittelbar nach dem zweiten karthagischen Kriege griff Dionysius die griechischen Staaten von Unteritalien an. Diese hatten gegen ihn einen Bund geschlossen, wurden aber zu gleicher Zeit von den räuberischen Lukanern bekriegt. Dionysius erreichte seinen Zweck vollkommen, und zeigte auch bei dieser Gelegenheit diejenige Seite seines Charakters, die sich stets zu erkennen gab, wenn er nicht durch die Umstände zu einem anderen Betragen gedrängt ward. Er war dankbar gegen seine Freunde; das bewies er, als er den Lokriern das Gebiet einer eroberten Stadt schenkte. Er war mild gegen seine Feinde; das zeigte er, als er zehntausend Gefangene vom Bundesheer seiner Gegner ohne Lösegeld entließ, und den meisten eroberten Städten einen sehr billigen Frieden gewährte. Einen großen Gegensatz gegen dieses Verfahren bildet jedoch die Treulosigkeit und Härte, mit welcher er die Stadt Rhegium behandelte. Er schloß mit den Rheginern zuerst einen Frieden, nach welchem sie ihm alle ihre Kriegsschiffe ausliefern mußten; kaum aber hatte er sie auf diese Weise ihrer Flotte beraubt, so griff er sie von neuem an, und rächte nicht allein die ihm früher zugefügte Beleidigung dadurch, daß er nach der Einnahme der Stadt alle Bewohner derselben zur Sklaverei verdammte, sondern er machte auch aus seiner Rache eine Finanz-Speculation. Er bot jedem dieser sechstausend Sklaven für etwa drei und vierzig Gulden oder vier und zwanzig Thaler die Freiheit an, und zwang auf diese Weise die Bürger von Rhegium, ihm auch noch ihre vergrabenen Schätze zu geben.

Vielleicht dürfte man den großen Gegensatz, den dieses Verfahren mit der kurz zuvor erwähnten, fast gleichzeitigen Freilassung von zehntausend gefangenen Griechen bildet, durch die Annahme erklären, daß die letztere Großmuth hauptsächlich aus Dionysius Eitelkeit hervorging. Er strebte nämlich nach Ruhm unter seinen Landsleuten im eigentlichen Griechenland, suchte in den olympischen Spielen seine Vorgänger Gelo und Hiero durch Pracht und Glanz zu verdunkeln, und hatte gerade zu jener Zeit einen seiner Brüder nach Olympia abgeschickt, um ihm den Preis der Dichtkunst und des Wagenrennens zu verschaffen. Sein Bruder erschien mit den trefflichsten Gespannen und im größten Glanze zu Olympia, und Dionysius hatte ihm die besten Schauspieler mitgegeben, damit seine Gedichte gut vorgetragen würden; allein Alles war vergeblich, die elenden Gedichte wurden ausgepfiffen, und das vom Redner Lysias gegen den Tyrannen aufgereizte Volk ging sogar so weit, daß es die prachtvollen Zelte zerriß, in welchen sich die Gesandtschaft des Dionysius befand. Dionysius ließ sich dadurch nicht irre machen: er soll später um schweres Geld die Schreibtafel des Aeschylus erkauft haben, ohne daß jedoch seine dramatischen Gedichte darum besser geworden wären. Erst kurz vor seinem Tode hatte er die Freude, daß bei einem poetischen Wettstreit zu Athen eine seiner Tragödien den Preis erhielt: eine Freude, die er offenbar nur dem Einfluß seiner reichen Geschenke und zugleich den Verbindungen verdankte, welche er und noch mehr sein Schwager Dion mit Plato und anderen Philosophen Athen's unterhielten.

Dagegen ward Dionysius in seinen politischen Unternehmungen fast beständig vom Glücke begünstigt. Er breitete seine Herrschaft und seinen Einfluß nicht blos über einen Theil von Unteritalien aus, sondern auch bis zum entgegengesetzten Ufer des adriatischen Meeres, wo er einige Inseln der illyrischen Küste besetzen und die illyrischen Seeräuber überwachen ließ. Die Karthager scheuten sich den Frieden mit ihm zu brechen, und er herrschte daher in den Meeren von Italien, die er damals auch von den etruskischen Seeräubern zu reinigen wußte. Bei der Verfolgung der Letzteren war er einst so glücklich, sich eines uralten etruskischen Tempels zu bemächtigen, dessen Beraubung ihm nicht weniger als fünfhundert Talente (eine Million dreimal hunderttausend Gulden oder sieben-

mal hundert und drei und zwanzig tausend Thaler) einbrachte, und ihm die Mittel zu einer neuen Unternehmung gegen die Karthager verschaffte.

Mit den fünfhundert Talenten, die er in Etrurien geraubt hatte, verstärkte er sein Heer, und suchte den Karthagern einen Theil ihrer sicilianischen Besitzungen zu entreißen. In dem darüber entstandenen Kriege, welcher nur Ein Jahr dauerte (383 v. Chr.), erlitten zuerst die Karthager eine schwere Niederlage, bei welcher zehntausend Soldaten mit ihrem Führer Mago fielen. Bald nachher stellte Mago's junger Sohn durch einen glänzenden Sieg das erschütterte Ansehen Karthago's wieder her, und Dionysius mußte sich zu einem Frieden bequemen, in welchem er die früheren Grenzen anerkannte und den Karthagern einen Theil der Kriegskosten ersetzte. Ein vierter Krieg, welcher einige Jahre später ausbrach, hatte dasselbe Resultat.

In den letzten Jahren seiner Regierung blühte Syrakus eben so sehr, wie einst unter der glänzenden Herrschaft Gelo's. Wer daher nur den äußeren Wohlstand Siciliens ins Auge faßt, und wegen des glänzenden Erfolges die angewandten Mittel unbeachtet läßt, der wird die Einsicht und Energie dieses Usurpators nicht genug loben und bewundern können. Allein die gewaltsamen und ungerechten Handlungen desselben, die uns überliefert sind, rechtfertigen ganz und gar das Urtheil der meisten Schriftsteller des Alterthums, welche seiner Erwähnung thun. Diese sagen, er sei zwar ein kräftiger, kluger und rastlos thätiger Herrscher gewesen, zugleich aber auch ein rücksichtslos eigennütziger und aus Politik sehr grausamer Mann. Die Schriften der Griechen und Römer enthalten manche wahren oder unwahren Erzählungen, in welchen die beiden Seiten seines Wesens, die zu so verschiedenen Beurtheilungen Anlaß gegeben haben, einzeln oder einander entgegengesetzt dargestellt werden. Unter diesen ist die von Damon und Phintias oder, wie ein anderer Schriftsteller beide Männer nennt, Möros und Selinuntios, durch eine Ballade von Schiller unter uns am bekanntesten geworden. Auch werden viele Anekdoten erzählt, welche die stete Furcht des Tyrannen bezeichnen oder den Gegensatz seines inneren Zustandes mit dem äußeren Glanze seines Lebens schildern. Nach diesen Geschichtchen, bei denen

übrigens jedenfalls die ihnen zu Grunde liegende Vorſtellung von des Tyrannen Mistrauen und Furcht vor ſeinen Feinden der Wahrheit angemeſſen iſt, ſoll ſich Dionyſius nicht allein durch eine ſtark befeſtigte Burg geſchützt, ſondern auch jede Nacht ſein Schlafzimmer gewechſelt, Niemand ohne vorhergegangene Durchſuchung ſeiner Kleider vor ſich gelaſſen und zum Abnehmen ſeines Bartes ſich ſeiner Töchter bedient haben. Am häufigſten wird die Erzählung angeführt, daß Dionyſius, als einſt einer ſeiner Hofleute, Damokles, ihn für den glücklichſten aller Sterblichen erklärte, dieſen Schmeichler an einem prachtvollen Tiſche voll koſtbarer Speiſen Platz nehmen und königlich bedienen, zugleich aber auch über dem Haupte desſelben ein ſpitzes Schwert an einem Pferdehaare aufhängen ließ. Mistrauiſch war Dionyſius gegen alle Menſchen, ſelbſt gegen ſeine eigenen Kinder. Sein Schwager Dion, der ſich ihm durch ſeine mannichfachen und weitverzweigten Verbindungen als Diplomat und Staatsmann unentbehrlich gemacht hatte, war faſt der Einzige, der ſich ſtets in ſeiner Gunſt erhielt. Dionyſius fürchtete nämlich unter den Perſonen ſeiner Umgebung nichts mehr als Zuſammenhang und Freundſchaft, und liebte deshalb vor allen Anderen ſeinen Schwager Dion, der ein ſtreng ariſtokratiſches Weſen hatte, und in Folge davon jedermann in einer gewiſſen Entfernung von ſich hielt. Philiſtus dagegen, ein geſelliger, der Luſt des Lebens ergebener Mann, ward von Dionyſius aus Syrakus verbannt, obgleich er demſelben zur Herrſchaft verholfen hatte, ſeinen Grundſätzen nach dem ſtreng monarchiſchen Principe huldigte, und aus eben ſo inniger, ja noch uneigennützigerer Überzeugung an Dionyſius und ſeinem militäriſchen Regierungsſyſtem hing, als ein Gourgaud oder Montholon an Napoleon und ſeinem Syſtem. Dies geht nicht allein aus dem ganzen Leben des Philiſtus hervor, ſondern namentlich auch daraus, daß derſelbe in der Verbannung ſeine Zeit damit zubrachte, ein Geſchichtswerk zu verfaſſen, welches den Ruhm desſelben Dionyſius verewigen ſollte, der gegen ihn ſo undankbar geweſen war. Über Dionyſius Verhältniß zu Plato und zu den anderen Mitgliedern des pythagoreiſchen Bundes iſt bereits früher (Th. II. S. 249 f.) ausführlich geredet worden.

Dionysius ward ein Opfer seiner Dichter-Eitelkeit. Wegen des poetischen Sieges, den er in Athen errungen hatte, veranstaltete er ein neunzigtägiges Freudenfest, bei welchem er dem Übermaße des Weingenusses erlag (368 v. Chr.). Seine Herrschaft ging ohne Widerspruch auf seinen Sohn Dionysius II. über.

5. Dionysius der Jüngere und Timoleon.

Dionysius der Zweite war, obgleich es ihm an natürlichen Anlagen nicht fehlte, von seinem Vater von allen Regierungsgeschäften fern gehalten worden, weil dieser ihn ebenso, wie alle übrigen Angehörigen, ansah und behandelte. Sein Vater hatte ihm aus Mistrauen sogar keine eigentliche Erziehung gegeben, sondern ihn vielmehr, vom Verkehr mit allen Verständigen und Gebildeten getrennt, im Inneren des Palastes unter Weibern und Sklaven aufwachsen lassen. Hier hatte sich der junge Mensch aus Mangel an anderer Unterhaltung mit Kindereien und Schreinerarbeit beschäftigt, und sich das Trinken angewöhnt. Er ward daher nach seines Vaters Tode auf einmal so zu sagen aus der Kinderstube auf den Thron erhoben. Sein Oheim Dion, ein philosophisch gebildeter und von philosophischen Grundsätzen geleiteter Mann, der gleich anfangs sich zu seinem Leiter aufwarf, suchte des Vaters Fehler wieder gut zu machen, gerieth aber dabei auf einen schlimmen Abweg. Er wollte einen an Kindereien und gemeine Genüsse gewöhnten jungen Mann, der bisher ein blos äußeres Leben geführt hatte, auf einmal zum Philosophen machen, und in die Schwärmereien jener Pythagoreer hineinziehen, welche damals die Welt nach idealen Grundsätzen verbessern zu können hofften, und mit dem Versuche, ihre politischen Plane zu verwirklichen, bei Dionysius I. gescheitert waren (s. Th. II. S. 249 f.). Dion umgab den jungen Mann mit Männern des pythagoreischen Bundes, und zog den Philosophen Plato an den Hof, verfehlte aber seinen Zweck ganz und gar, wie bereits früher (Th. II. S. 251 f.) in der Geschichte Plato's ausführlich berichtet worden ist. Dionysius gerieth mit Dion und dessen Bundesbrüdern bald in Zwietracht, da er die Vormundschaft, in welcher jener ihn zu halten suchte, unmöglich lange ertragen konnte, und die schwärmer-

ischen Plane der Pythagoreer seiner Natur durchaus widerstrebten. Er verbannte sogar den herrschsüchtigen Philosophen mit seinen Genossen aus Syrakus, sobald Philistus und die anderen Männer von seines Vaters Hofe ihm durch ein Billet, welches Dion an einen karthagischen Gesandten geschrieben hatte, den Beweis lieferten, daß sein Oheim bei ihm dieselbe Rolle spielen wolle, welche dreißig Jahre früher Lysander bei Agesilaus zu spielen gedachte. An Dion's Stelle trat Philistus, ein durchaus praktischer Mann, welcher der cyrenäischen Lebensansicht huldigte, und als Staatsmann von dem Grundsatz ausging, daß eine militärisch strenge und feste Monarchie, welche die Aristokraten und Reichen im Zaume halte, und sich auf das Volk und die Truppen stütze, die beste Regierungsform sei. Statt der Pythagoreer bildeten jetzt cyrenaische Philosophen die Umgebung des jungen Fürsten; denn dieser ward zwar in seinem ganzen Leben kein Philosoph, und kümmerte sich weder damals noch später um philosophische Grundsätze, war aber doch der philosophischen Unterhaltung nicht gerade abgeneigt, und strebte wie alle griechischen Tyrannen nach dem Ruhm, ein Gönner der Literatur und Kunst zu sein. Darum blieb er mit Plato, welcher bald nach Dion's Verbannung Syrakus verlassen hatte, in brieflichem Verkehr, und ließ ihn sogar später wieder einmal an seinen Hof kommen.

Dion, welchem Dionysius den Ertrag seiner großen Güter gelassen hatte, lebte nach seiner Verbannung mit königlicher Pracht in Griechenland. Er reiste daselbst überall umher, wußte die öffentliche Meinung aller Staaten für sich zu gewinnen, und ward sogar, was eine sehr günstige Stimmung für ihn beweist, in Sparta unter den Adel des Landes aufgenommen. Dem konnte freilich Dionysius nicht ruhig zusehen; er zog Dion's Güter ein, und wies jeden Versuch Plato's, ihn mit seinem Oheim auszusöhnen, zurück. Dion rüstete endlich eine kleine Macht aus, um seinen Neffen gewaltsam zu stürzen, kehrte nach Sicilien zurück, und konnte einigermaßen das Gelingen seiner Unternehmung hoffen, da Dionysius und Philistus in Syrakus ein strenges tyrannisches Regiment führten, und einige tausend Bürger verbannt hatten. Von diesen schlossen sich freilich nur fünf und zwanzig an den Oheim des Tyrannen an, weil sie von dessen aristokratischen Principien nichts

wiſſen wollten. Allein ein Mann von Dion's Talenten und Ruf mußte einen Anhang in Syrakus haben, und durfte von dem Anſehen ſeines Namens etwas erwarten. Auch verfehlte ſchon der bloße Aufruf zur Freiheit unter den Griechen ſelten ſeine Wirkung. Dion trat aber außerdem auch mit den Karthagern in Verbindung, und erhielt ihre Unterſtützung. Es kann uns daher nicht wundern, daß Dion's Verſuch einen glücklichen Erfolg hatte. Dionyſius zeigte ſich unentſchloſſen und zaghaft, der eigentliche Grund ſeines Sturzes iſt aber keineswegs, wie Manche meinen, in ſeinem eigenen Verhalten und Benehmen, ſondern in den angegebenen Umſtänden zu ſuchen, zumal da er die Leitung der Angelegenheiten dem Philiſtus übertrug, und dieſer ein ſehr ausgezeichneter General war. Während Dionyſius und Philiſtus auf der Flotte abweſend waren, machte Dion, an den ſich viele Städte des ſyrakuſaniſchen Gebiets angeſchloſſen hatten, einen unerwarteten Angriff auf die Hauptſtadt, und bemächtigte ſich derſelben. Er verſah die Bürger, welche Dionyſius früher entwaffnet hatte, von neuem mit Waffen, und trieb die Soldtruppen des Tyrannen in die Burg zurück. Nach ſieben Tagen erſchienen Dionyſius und Philiſtus, und vereinigten ſich mit der Beſatzung der Burg. Zu ebenderſelben Zeit kehrte ein anderer Verbannter, Heraklides, mit zehn Schiffen nach Syrakus zurück, und ſtellte ſich an die Spitze der zugleich dem Dion und ſeinem Neffen feindlichen demokratiſchen Partei, verband ſich aber zur Vertreibung des Letzteren mit den Ariſtokraten. Nun kämpften beide Theile mit einander um den Beſitz der unglücklichen Stadt, bis endlich Philiſtus in einem Seetreffen beſiegt, gefangen genommen und auf grauſame Weiſe getödtet ward. Nach ſeinem Tode verlor Dionyſius den Muth. Er verließ die Burg, deren Vertheidigung er ſeinem Sohne Apollokrates übergab, und floh mit ſeinen Schätzen nach Italien (356 v. Chr.). Er war kaum vom Schauplatze abgetreten, als Zwietracht zwiſchen den beiden ſeither mit einander verbundenen Parteien entſtand. Heraklides, der ein geſchickter Seemann war und das ganze Schiffsvolk, ſowie den zahlreichen niederen Haufen für ſich hatte, verjagte Dion aus der Stadt; er war aber nicht im Stande, den Pöbel, der jetzt zügellos waltete, gegen die Beſatzung der Burg zu ſchützen. Als daher dieſe bei einem Ausfall furchtbare Verheerungen in der

Stadt anrichtete, rief man den kaum erst vertriebenen Aristokraten zurück. Dion rettete die Stadt, und nöthigte die Besatzung der Burg zum Abzug, ward aber nicht, wie er wünschte, allein an die Spitze des Staats gestellt, sondern mußte die Leitung der Dinge mit Heraklides theilen. Er entledigte sich dieses Gegners bald durch Mord, und erlitt kurz darauf dasselbe Schicksal (355 v. Chr.).

Die Ermordung beider Männer gibt uns in zwei recht auffallenden Beispielen die Schwäche der menschlichen Natur und zugleich die Verdorbenheit der damaligen Athener zu erkennen. Dion war den an sich so edeln Grundsätzen der pythagoreischen und platonischen Philosophie ergeben, befolgte dieselben in seinem Handeln so weit, als sie sich mit königlichem Glanze vereinigen ließen, und hatte in seinem seitherigen Leben unbezweifelte Beweise von Edelsinn, Großmuth und Uneigennützigkeit gegeben. Jetzt galt es, diese Gesinnung dadurch zu bethätigen, daß er der Verkehrtheit seiner Mitbürger nur mit rechtlichen Mitteln entgegenwirke; er entschloß sich aber, um die seiner Ansicht entsprechende Verfassung einführen zu können, zu einem Meuchelmord, und ließ seinen Gegner Heraklides aus dem Wege räumen. Noch grausiger ist die Art seiner eigenen Ermordung, weil sie aus schändlicher Heuchelei und aus dem Misbrauche philosophischer Bildung und Schwärmerei hervorging. Sie kann zugleich auch als ein Beweis der großen moralischen Entartung dienen, in welche die Athener trotz aller ihrer philosophischen Bildung gerathen waren. Kallippus von Athen gehörte zu den Mitgliedern des pythagoreischen Bundes, und war der vertrauteste Freund Dion's. Beide waren unzertrennlich von einander, sie philosophirten und schwärmten zusammen, sie leiteten gemeinschaftlich den zur Befreiung von Syrakus unternommenen Zug, und als Dion in die Stadt einzog, ging Kallippus an seiner Seite. Nach Heraklides Ermordung besaß Kallippus das ganze Vertrauen Dion's, der jetzt die Rolle eines Fürsten spielte, und ward von ihm dazu gebraucht, die Gesinnung der Leute auszukundschaften. Er strebte aber insgeheim nach dem Besitze der Herrschaft, und erhielt durch jenes Geschäft die beste Gelegenheit, die Söldner für sich zu gewinnen und eine Verschwörung gegen Dion anzuzetteln. Als sein geheimes Treiben kund ward, trug der Heuchler kein Bedenken, die in Angst ge-

rathenen Frauen von Dion's Familie durch einen Meineid zu beruhigen, den er unter mystischen Ceremonien bei einer mystischen Gottheit der Pythagoreer schwor. Er erreichte auf diese Weise seinen Zweck, und tödtete, alles Heilige mit Füßen tretend, seinen Freund an demselben Tage, an welchem das Fest jener Gottheit gefeiert wurde.

Kallippus konnte sich nicht länger als dreizehn Monate im Besitze der Herrschaft behaupten. Nach seiner Vertreibung herrschte Verwirrung und Anarchie in Syrakus, wie damals in fast allen Städten Siciliens. Es warf sich ein Militärdespot nach dem anderen auf, bis endlich 346 v. Chr. Dionysius aus Italien zurückkehrte, und durch einen plötzlichen Überfall sich der Stadt Syrakus bemächtigte. Er besetzte dieselbe militärisch, führte seine frühere tyrannische Regierungsweise wieder ein, und nöthigte den aristokratischen Theil der Bürger, bei Hiketas, dem Beherrscher der Stadt Leontini, Zuflucht zu suchen. Dieser verdrängte den Dionysius aus einem Theile der Stadt, so daß fast nur die Burg und eine vor dem Hafen liegende Insel demselben verblieb. Die Karthager beschlossen, die in Syrakus und in den meisten anderen Städten Siciliens herrschende Zwietracht zu benutzen, und schickten eine große Land- und Seemacht unter Mago's Anführung. Dies bewog die wenigen in Syrakus zurückgebliebenen angesehenen Bürger und einige andere sicilianischen Städte, sich an die Mutterstadt von Syrakus, Korinth, zu wenden.

Die Korinther gewährten die erbetene Unterstützung gern, weil sie dadurch von einer Verlegenheit befreit wurden, in welche ein blutiger Zwist, der zwischen den Gliedern einer angesehenen Familie ihrer Stadt ausgebrochen war, sie versetzt hatte. Timoleon nämlich, ein enthusiastischer Freund der Freiheit, hatte seinen eigenen Bruder ermordet, weil derselbe nach der Alleinherrschaft strebte, und lebte seitdem mit seiner Familie in Feindschaft, während er von Seiten seiner Mitbürger wegen seiner That theils gepriesen, theils verdammt wurde. Diesen Mann sandten die Korinther jetzt mit einer kleinen Zahl Freiwilliger, siebenhundert Söldnern und zehn Schiffen nach Syrakus, um ihn mit Ehren zu entfernen und ihm zugleich die Gelegenheit zu verschaffen, die Achtung seiner Familie und aller Edlen unter seinen Mitbürgern durch die Be-

freiung von Sicilien wieder zu gewinnen. Als Timoleon in Sicilien ankam (345 v. Chr.), hatten sich die Umstände völlig geändert, da der mächtige Hiketas, dem bei der Einmischung der Korinther um seinen Einfluß bange ward, sich mit den Karthagern verbunden hatte. Es gelang jedoch dem Timoleon, in Syrakus einzudringen. Er besetzte drei von den fünf Quartieren der Stadt; Dionysius und Hiketas hatten die beiden anderen inne, die karthagische Flotte aber lag im Hafen. Hiketas wollte hierauf die karthagischen Truppen in die Stadt einlassen, setzte aber dadurch die Beherrscher der anderen Städte und Burgen Siciliens in Schrecken; denn diese konnten sich über die Gefahr nicht täuschen, die ihnen drohen würde, wenn die wichtigste Stadt der Insel in die Hände der Karthager fiel. Sie erklärten sich daher insgesammt für Timoleon. Selbst Dionysius war edel genug, um seiner selbst willen sein Vaterland nicht der Gefahr einer Fremdherrschaft auszusetzen, und capitulirte mit Timoleon (343 v. Chr.). Er erhielt freien Abzug, durfte seine Schätze mitnehmen, und mußte dagegen versprechen, sich nach Korinth zu begeben und dort den Rest seines Lebens als Privatmann zuzubringen. Die Capitulation ward schlecht gehalten; denn Dionysius wurde in einem elenden Transportschiff nach Korinth gebracht, und daselbst in seinen Einkünften so sehr beschränkt, daß er von Anfang an ohne alle Würde leben mußte, und zuletzt in tiefe Armuth versank. Diese Behandlung war um so ungerechter, da Dionysius selbst, als er seinen Oheim Dion verbannt hatte, diesem die Einkünfte von den Gütern der regierenden Familie so lange ungeschmälert gelassen hatte, bis derselbe einen Kriegszug gegen Syrakus rüstete. Dionysius soll sich in Korinth seiner alten Leidenschaft des Trinkens völlig ergeben haben, und dadurch so tief herabgesunken sein, daß er ein Gegenstand des Spottes ward und es bis zu seinem Tode blieb.

Nach Dionysius Entfernung hatte Timoleon immer noch einen sehr schweren Stand. Er war, obgleich die Korinther ihm einige tausend Mann Verstärkung zuschickten, der vereinten Macht des Hiketas und der Karthager nicht gewachsen, und würde noch lange für die Befreiung von Syrakus haben kämpfen müssen, wenn nicht der karthagische Feldherr übertrieben ängstlich gewesen wäre, und ohne Grund gegen seinen Verbündeten Hiketas Verdacht geschöpft

hätte. In der gewissen Überzeugung, daß dieser ihn verrathen wolle, gab Mago den Krieg auf, und kehrte mit der Flotte nach Karthago zurück, wo er durch Selbstmord der Strafe für seine Furchtsamkeit zuvorkam; doch ward sein Leichnam ans Kreuz geschlagen. Nach dem Abzug der Karthager war es Timoleon leicht, die völlige Befreiung von Syrakus zu bewirken. Er ließ sogleich die Burg von Grund aus schleifen, um jedes Andenken der Tyrannei zu vertilgen, und erklärte den Syrakusanern, daß er gesonnen sei, nach der völligen Besiegung der Feinde eine vollständige Demokratie einzuführen. Syrakus war in Folge der langen Kämpfe sehr verödet, und auch die meisten anderen Städte Siciliens befanden sich in einem ähnlichen Zustand; Timoleon mußte daher, für den Krieg mit Karthago, eine große Zahl von Söldnern anwerben. Um diese bezahlen zu können, ließ er alle entbehrlichen Kunstwerke und die leerstehenden Häuser der Stadt verkaufen, und unternahm förmliche Raubzüge in den karthagischen Theil der Insel.

Die Karthager hatten unterdessen ein fast blos aus Afrikanern, Spaniern, Galliern und Ligurern bestehendes Heer von achtzigtausend Mann ausgerüstet. Sobald diese Schaaren, bei welchen sich nur sehr wenige karthagischen Bürger befanden, in Sicilien gelandet waren, zog Timoleon mit nicht mehr als zwölftausend Mann ihnen entgegen, griff sie gerade in dem Augenblick, als sie über den Fluß Krimissus setzen wollten, unerwartet an, und brachte ihnen eine vollständige Niederlage bei (340 v. Chr.). Dieser mit verhältnißmäßig so geringen Kräften erfochtene Sieg erklärt sich zum Theil aus dem Umstand, daß ein plötzlicher Platzregen und das dadurch veranlaßte Anschwellen des Flusses den Karthagern sehr nachtheilig war, noch mehr aber aus dem großen Unterschied, der zwischen den kämpfenden Heeren bestand. Die Truppen der Karthager waren zusammengelesenes rohes Volk, und enthielten nur etwa zehntausend Mann regulärer Soldaten, welche taktischen Werth hatten. Diesem Theile des karthagischen Heeres aber, der beim Kampfe auf offenem Felde allein von Nutzen sein konnte, waren Timoleon's Truppen nicht allein an Zahl völlig gewachsen, sondern auch der militärischen Tüchtigkeit nach weit überlegen. Timoleon führte nämlich, wie Dionysius und Dion,

den Krieg nicht mit der Bürgermiliz, sondern mit griechischen Söldnern, welche aus dem Kriege ein Handwerk machten, größtentheils aus Iphikrates und Epaminondas Schule hervorgegangen waren, und bei aller Rohheit Sinn für Ehre und Ruhm hatten. Sowie daher zu derselben Zeit Philipp II., im Vertrauen auf ein Heer von vierzigtausend Griechen und Macedoniern, an die Besiegung des großen persischen Reichs denken, und sein Sohn mit nicht ganz fünf und dreißigtausend Mann den Krieg gegen die Perser beginnen konnte, so vermochte auch eine kleine Zahl solcher Truppen es mit der sechsfach überlegenen karthagischen Heeresmacht aufzunehmen. Diese ward in der Schlacht am Krimissus theils vernichtet, theils kampfunfähig gemacht. Die sogenannte heilige Schaar der Karthager, ein aus zweitausend fünfhundert der reichsten und angesehensten Bürger Karthago's bestehendes Corps, ward nach einem rühmlichen Kampfe gänzlich aufgerieben, von den Übrigen fielen mehr als zehntausend Mann, fünfzehntausend wurden gefangen genommen, der Rest aber eilte in verwirrter Flucht nach der Küste zurück.

Der karthagische Senat setzte im Schrecken über den erlittenen Schlag seine Hoffnung auf den einzigen Mann, der das Kriegswesen verstand, aber kurz vorher aus Eifersucht und Neid verbannt worden war. Dies war Gisko, Hanno's Sohn. Er ward nach Karthago zurückgerufen, und mit einem schnell geworbenen neuen Heere nach Sicilien geschickt. Es galt jedoch den Karthagern dabei nur um die Herstellung des Friedens; denn sie begannen zu gleicher Zeit Unterhandlungen mit Timoleon, und Gisko's Ansehen und militärisches Talent sollte blos dazu dienen, diese zu unterstützen und so gut als möglich zum Vortheile von Karthago zu lenken. Noch in demselben Jahre, in welchem die Schlacht am Krimissus geliefert worden war, kam der Frieden zu Stande. Die Bedingungen desselben waren natürlich für die Sicilianer sehr günstig. Karthago behielt zwar den ungeschmälerten Besitz seines Gebietes auf Sicilien, mußte aber jeder Herrschaft über griechische Städte entsagen und das Versprechen geben, nie wieder einen der Tyrannen der Insel zu unterstützen.

Nach dem Abschlusse des Friedens wandte sich Timoleon gegen die Gewalthaber, die sich in fast allen griechischen Städten Siciliens

aufgeworfen hatten, gegen die etruskischen Seeräuber, welche die Küste plünderten, und gegen die campanischen Söldnerschaaren, die sich am Aetna eine Herrschaft gegründet hatten und von da aus Raubzüge in das Innere machten. Die Letzteren wurden ausgerottet, die Etrusker ihrer Schiffe beraubt, die Tyrannen aber einer nach dem andern besiegt und auf grausame Weise umgebracht. Unter ihnen befand sich auch Hiketas; Timoleon opferte nicht allein ihn, sondern sogar auch seine ganze unschuldige Familie der demokratischen Wuth des syrakusanischen Volkes. Dann stellte Timoleon in allen sicilianischen Städten die Freiheit wieder her, vereinigte alle in einen Bund, dessen Haupt Syrakus war, und bevölkerte die verödeten Städte durch Einwanderer aus Griechenland. Eine große Menge Griechen strömte herbei, und ward theils in Syrakus, theils in den anderen verödeten Städten der Insel angesiedelt. Auf diese Weise stellte Timoleon, nachdem er alle Feinde der Civilisation ausgerottet hatte, die Blüthe der Insel wieder her. Dann erst richtete er die Verfassung von Syrakus neu ein, und zwar unter der Mitwirkung zweier Männer, welche er zu diesem Zwecke aus Korinth hatte kommen lassen. Die neue Verfassung war demokratisch, ward aber mit den alten dorischen Sitten und Einrichtungen in Verbindung gebracht, durch deren Wiederherstellung, wie Timoleon hoffte, dieselbe erst fest gegründet werden sollte. Nachdem er auf diese Weise die Demokratie wieder eingeführt hatte, behielt er noch kurze Zeit hindurch die oberste Leitung des Staates. Er war im Grunde ebenso gut Herrscher wie Dionysius und Dion, allein da er den Gesetzen ihren Lauf ließ, so ward seine Alleinherrschaft Niemanden fühlbar. Zuletzt zog er sich ganz von den Staatsgeschäften zurück, und lebte auf einem Landsitze, den die Syrakusaner ihm geschenkt und prächtig eingerichtet hatten. Auch als Privatmann behielt er seinen früheren Einfluß. Bei seinem Tode (337 v. Chr.) ward er durch festliche Spiele geehrt, welche seitdem jedes Jahr zum Andenken an ihn gefeiert wurden.

Die Demokratie hatte Timoleon freilich wieder hergestellt und für sich selbst den unsterblichen Ruhm erlangt, der Befreier Siciliens und der Begründer griechischer Bürgerfreiheit zu sein; allein seinen Hauptzweck, durch seine neuen Einrichtungen die allgemeine

Freiheit Siciliens herbeizuführen, erreichte er nicht. Sogar in Syrakus hatte das von ihm Geschaffene keine Dauer, Timoleon's Einrichtungen gingen vielmehr gleich nach seinem Tode wieder unter. Sie konnten sich nur so lange halten, als ein Mann von entschiedenem Ansehen an der Spitze des Staates stand, weil die Syrakusaner ihres sittlichen Zustandes wegen einen Monarchen nicht entbehren konnten, und weil außerdem auch die allgemeinen politischen Verhältnisse Siciliens einen kräftigen Feldherrn und ein stehendes Heer unentbehrlich machten. Eine üppige Handelsstadt, wie Syrakus, durch Staatsgesetze zu dem einfachen und strengen dorischen Leben zurückzuführen, war ebenso wenig möglich, als den Gang der fortgeschrittenen Civilisation aufzuhalten, der die Bewohner von Sicilien weichlich gemacht hatte. Auch war es eine Verkennung des Wesens der Demokratie, daß Timoleon von dieser Staatsverfassung Dinge erwartete, die nur in einer Aristokratie oder Oligarchie ausführbar sind. Staaten, in welchen die Selbstsucht an die Stelle des Patriotismus getreten ist, können sich nur dadurch retten, daß sie sich nach einem Manne umsehen, der entweder mit väterlicher oder mit despotischer Gewalt Vormund des Volkes werde, und es durch energischen Willen regiere. Auf diesem Bedürfniß einer monarchischen Leitung beruhte in Syrakus nach Timoleon's Tod zuerst die militärische Herrschaft des Agathokles und dann die väterliche Regierung Hiero's des Zweiten.

6. Agathokles von Syrakus.

Nach Timoleon's Tode brachen in Syrakus neue Verwirrungen aus. Der Adel und das Volk zerfielen bald wieder mit einander, nach Außen hin aber war der Staat im Gedränge zwischen den Karthagern im Westen und den räuberischen Bruttiern im Osten. Gegen die Ersteren, welche freilich in den nächsten Jahrzehnten keinen neuen Krieg begannen, mußte man stets auf der Hut sein, und die Letzteren befehdeten unaufhörlich die mit Syrakus verbündeten Städte von Unteritalien, raubten die Schiffe und verheerten die Besitzungen der Syrakusaner selbst. Diese konnten daher ebenso wenig, als irgend eine andere Stadt von Sicilien und Großgriechenland, der Miethtruppen entbehren, und

blieben also noch immer dem Ehrgeize jedes gewandten und glücklichen Heerführers als Beute ausgesetzt. Alle griechischen Republiken jener Länder hatten auf diese Weise zugleich von beständigen Parteiungen und Feindseligkeiten der Bürger und von Gewaltthätigkeiten der Soldtruppen und ihrer Anführer zu leiden, und es ist schwer zu sagen, welches Übel das größere war, ihre damalige Unabhängigkeit, die von Verwirrung, Raub und Mord unzertrennlich erscheint, oder die Ruhe, welche ihnen später die Unterwerfung unter die Römer brachte. So wenig läßt sich über menschliches Glück nach der bloßen äußeren Erscheinung urtheilen! Freiheit und Selbstgefühl einer Nation hängen fast nothwendig mit öfteren Gewaltthaten und Unordnungen zusammen.

Wenige Jahre nach Timoleon's Tode führten einige unternehmenden Männer eine oligarchische Gewaltherrschaft in Syrakus ein. Sie suchten durch Schrecken und Druck ihre Regierung zu befestigen, und ließen Jeden, der ihnen widerstrebte, hinrichten. Eine solche Herrschaft bedurfte vor allem Anderen der Soldaten. Die Oligarchen hielten daher zahlreiche Miethtruppen, und beschäftigten dieselben durch Kriegszüge, die sie von Zeit zu Zeit in Calabrien unternehmen ließen. Bei diesen Truppen befand sich auch Agathokles, der Sohn eines Töpfers von Rhegium, der sich nach und nach eine solche Bedeutung zu verschaffen wußte, daß er mehrere Jahrzehnte hindurch die wichtigste Person der sicilianischen und karthagischen Geschichte war. Er begann seine Laufbahn in Syrakus selbst, wo er zuerst Söldnerdienste nahm. Hier arbeitete er sich bald auf dem Wege empor, welchen ehrgeizige junge Männer ohne Geburt und Vermögen gern einzuschlagen pflegen. Er verschaffte sich nämlich durch sein schmeichlerisches, gefälliges Benehmen und mit Hülfe der Weiber einen Gönner, der als General und als einer der angesehensten Männer der Stadt ihm sehr förderlich ward. Agathokles stieg bald bis zur Stelle eines Obersten empor, heirathete nach seines Gönners Tode dessen Wittwe, und ward durch diese Heirath ein sehr reicher Mann. Er wußte sich hierauf in Syrakus einen Anhang zu verschaffen, und stürzte die Oligarchen, konnte sich aber nur kurze Zeit an ihrer Stelle behaupten, und ward mit seiner Partei aus der Stadt vertrieben. Einem guten und unternehmenden Soldaten, wie er war, fehlte es

in jener unruhigen Zeit nie an Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Agathokles versuchte sein Glück zuerst in Kroton, nahm dann bei den Tarentinern Dienste, machte sich in beiden Städten des Strebens nach der Herrschaft verdächtig, und kehrte zuletzt, als die Oligarchen wieder aus Syrakus vertrieben worden waren, mit den anderen Flüchtlingen dahin zurück. Er spielte jetzt die Rolle eines Demokraten, und ward den anderen Parteien so gefährlich, daß man ihm nach dem Leben trachtete und er genöthigt wurde, die Stadt noch einmal zu verlassen. Nun sammelte er alle seine Anhänger und viele dienstlosen Kriegsleute um sich, und befehdete mit denselben die Stadt, in welcher die Parteien fortwährend gegen einander kämpften. Endlich verlangte das Volk, der ewigen Unruhen müde, seine Zurückrufung. Die Aristokraten mußten nachgeben, Agathokles kehrte nach Syrakus zurück, und ward unter dem Titel eines Feldherrn und Wächters des Friedens als Haupt der Volkspartei an die Spitze des Staats gestellt (317 v. Chr.).

Von dieser Zeit an war Agathokles vor allem Andern darauf bedacht, sich den Besitz seiner Herrschaft zu sichern. Aus diesem Grunde beschloß er, alle diejenigen, welche durch Reichthum oder Geburt Ansehen und Einfluß hatten, aus dem Wege zu räumen. Er ließ die Mitglieder des seitherigen Regierungs-Collegiums für Feinde des Vaterlandes erklären, dieselben hierauf sogleich durch seine Soldaten niederhauen und ihre Güter unter den Pöbel und die Truppen vertheilen. Dabei blieb er aber nicht stehen, sondern er vertrieb oder ermordete auch alle Anhänger der früheren Regierung, die sämmtlichen Verwandten derselben und alle diejenigen, deren Wohlstand zur Befriedigung der Habgier seiner Soldaten dienen konnte. Die Zahl der Getödteten betrug einige tausend, die der Vertriebenen nicht weniger als sechstausend. Jetzt war Agathokles Alleinherrscher in Syrakus. Er konnte seit dieser Zeit auf die Hefe des Volkes und auf seine vielen Söldner so fest vertrauen, daß er weder des Herrschertitels, noch einer Leibwache, noch der Ängstlichkeit, mit welcher der ältere Dionysius den Zugang zu seinen Zimmern hatte bewachen lassen, zu bedürfen glaubte. Eine große Gefahr drohte ihm jedoch von Außen her. Agathokles machte nämlich einige glücklichen Versuche, seine Herrschaft auch über andere sicilianischen Städte auszubreiten, und setzte dadurch die Be-

wohner von Agrigent, Messina und Gela in Schrecken. Diese verbanden sich mit einander, sammelten alle syrakusanischen Flüchtlinge in ihren Mauern, und erklärten dem Agathokles den Krieg. Zu gleicher Zeit ließen sie die Spartaner ersuchen, ihnen einen Anführer zu schicken, weil sie sich nach dem Beispiel, welches Agathokles und so viele andere Anführer der sicilianischen Truppen gegeben hatten, mit Recht vor ihren eigenen Officieren fürchteten, dagegen aber von einem angesehenen Mann aus dem griechischen Mutterlande dasselbe erwarteten, was kurz vorher Timoleon den Syrakusanern geleistet hatte. Die Spartaner schickten ihnen Akrotatus, den Großvater des früher (S. 65) erwähnten gleichnamigen Wüstlings. Dieser war seinem Enkel völlig gleich, fröhnte in Agrigent allen Lüsten, und ließ den Führer der syrakusanischen Flüchtlinge, der ihm im Wege stand, umbringen. Dadurch machte er sich nicht allein diese, sondern auch die Agrigentiner zu Todfeinden, er wurde abgesetzt und wäre ermordet worden, wenn er sich nicht im Dunkel der Nacht geflüchtet hätte. Dies kam dem Agathokles vortrefflich zu Statten; denn da es jetzt seinen Gegnern an einem leitenden Oberhaupte fehlte, so verzweifelten sie an ihrer Sache, und schlossen unter der Vermittelung des Commandanten der karthagischen Besatzungen in Sicilien, Hamilkar, einen Frieden, in welchem alle Städte, die nicht den Karthagern gehörten, zwar für frei und unabhängig erklärt, aber doch zugleich unter die Hegemonie von Syrakus gestellt wurden.

Jetzt bewies sich Agathokles als einen sehr fähigen Regenten, namentlich dadurch, daß er die Absichten der Karthager zur rechten Zeit erkannte und die nöthigen Gegenanstalten traf. Der karthagische Senat ging gerade damals mit dem Gedanken um, einen neuen Versuch zur Erweiterung seiner Herrschaft in Sicilien zu machen, und war mit dem Frieden, welchen Hamilkar zwischen Agathokles und Agrigent zu Stande gebracht hatte, so unzufrieden, daß er den Vermittler desselben mit Härte bestrafte, weil er ganz gegen das Interesse Karthago's dem Agathokles zur Befestigung seiner Herrschaft behülflich gewesen war. Agathokles benutzte den Frieden, um sich so viel Land als möglich zu unterwerfen, seine Feinde zu vertilgen und die nöthigen Rüstungen zu dem bevorstehenden Kriege mit Karthago zu machen. Er sammelte eine große

Menge von Kriegsvorräthen, und vermehrte sein Heer in einem Grade, daß man kaum begreifen kann, wie Syrakus eine so ungeheuere Kriegsmacht zu unterhalten vermochte; denn er brachte, außer dem ansehnlichen Bürgerheere der Stadt und den Truppen der unterworfenen oder verbündeten Städte, dreizehntausend Mann Soldtruppen zusammen, unter welchen sich dreitausend Reiter befanden. Um die für den Kampf mit den Karthagern nöthige Einheit unter den Griechen zu erhalten und zugleich seine eigene Herrschaft zu befestigen, ließ er alle seine Gegner vertilgen und Blut in Strömen vergießen. Die Verbannten und alle diejenigen, welche in sicilianischen Städten seinen Anhängern entgegen arbeiteten, wurden von ihm verfolgt und auf jede Weise aus dem Wege geräumt. Im Jahre 311 vor Christo brach endlich der Krieg zwischen Syrakus und Karthago aus.

Eine aus hundert und dreißig Kriegsschiffen bestehende Flotte segelte mit einem Heere von vierzehntausend Mann, unter welchen jedoch nur zweitausend karthagische Bürger waren, nach Sicilien. Der Führer desselben, der wie der seitherige karthagische Befehlshaber in Sicilien Hamilkar hieß, verstärkte seine Macht durch sicilianische Söldner und Bundesgenossen so sehr, daß er mit vierzigtausend Mann zu Fuß und fünftausend Reitern den Krieg beginnen konnte. Agathokles behielt anfangs die Oberhand, wurde aber bald nachher in einer Schlacht völlig geschlagen und verlor siebentausend Mann. In Folge dieser Niederlage fielen alle Städte von ihm ab, und er ward auf den alleinigen Besitz von Syrakus beschränkt. Seine Lage war verzweifelnd. Er wäre vielleicht verloren gewesen, wenn er nicht ein ebenso kluges als kühnes Rettungsmittel angewandt hätte. Er beschloß nämlich, mit dem Kerne seines Heeres nach Afrika überzusetzen und die Karthager in Ihrem eigenen Lande anzugreifen, während ihre Kriegsmacht in Sicilien beschäftigt sei. Wie richtig er gerechnet hatte, zeigte sich bei der Ausführung. Eine große und feste Stadt wie Syrakus war im Stande, gegen das ganze karthagische Heer eine Belagerung auszuhalten. Die Truppen, mit welchen Agathokles das kühne Werk unternahm, waren, mit Ausnahme einer Schaar Syrakusaner, Söldner von griechischer, samnitischer, etruskischer und gallischer Abkunft und lauter Leute, welche bereit waren, jedes Abenteuer

mit ihm zu bestehen. Von solchen Soldaten konnte man mit Zuversicht Siege in einem Lande erwarten, dessen Bewohner in langem Frieden weichlich geschwelgt hatten und dadurch zum Kampfe in Schlachten untüchtig geworden waren. Auch war zu hoffen, daß die afrikanischen Unterthanen der Karthager die Gelegenheit, sich des langen Druckes zu entledigen, ergreifen und dadurch ihre Gebieter nöthigen würden, das Heer aus Sicilien zurückzurufen. Endlich war aber auch das eigentliche karthagische Gebiet ein Land, in welchem ein feindliches Heer sich nicht allein mit Leichtigkeit seinen Unterhalt verschaffen, sondern auch seine Raublust und Habgier völlig befriedigen konnte. Agathokles, der seine Absicht bis zum Augenblicke der Ausführung Niemanden mittheilte, verfuhr bei den Vorbereitungen dazu mit derselben teuflischen Consequenz und Rücksichtslosigkeit, die er in allen seinen Unternehmungen zeigte, und die griechischen Geschichtschreiber, welche nach dem Charakter ihres Volkes den moralischen Grundsätzen selten große Bedeutung beilegen, loben dabei des Agathokles Klugheit weit mehr, als sie seine Grausamkeit tadeln. Wie zu allen Zeiten, so war ihm auch damals jedes Mittel gut, durch welches er seine Absichten erreichte. Um während seiner Abwesenheit die Ruhe in Syrakus zu sichern, übergab er die Regierung der Stadt und das Commando der zurückgelassenen Truppen seinem Bruder Antander, und wählte zu den nach Afrika bestimmten syrakusanischen Soldaten besonders solche Bürger aus, welche zu den angesehensten Familien gehörten und ihm daher gleichsam als Geißeln für die Treue der ersten Klasse dienten. Das für die Ausrüstung nöthige Geld verschaffte er sich dadurch, daß er die Pupillen-Gelder, die Weihgeschenke der Tempel und die Geschmeide der vornehmsten Frauen wegnahm, und gezwungene Anlehen bei den Kaufleuten der Stadt machte. Nachdem er dies gethan hatte, hielt er eine Volksversammlung, beklagte die traurige Lage, in welche Syrakus gekommen wäre, und erklärte, er werde die Stadt auf Tod und Leben vertheidigen, wolle aber Niemanden zwingen, seinen Entschluß mit ihm zu theilen, sondern fordere vielmehr jeden, dem dies zu hart dünke, auf, Syrakus zu verlassen. Dadurch befreite er die Stadt von allen denen, die ihn haßten, er ließ aber die Wohlhabenden unter ihnen gleich nach ihrem Abzuge durch ausgesandte Mörder

überfallen und bemächtigte sich der von ihnen mitgenommenen Schätze.

Das Glück zeigte sich der klugen Bosheit eine Zeitlang sehr gewogen. Agathokles, welcher die zu seinem Unternehmen auserlesenen Truppen auf sechszig Fahrzeugen einschiffte, erreichte glücklich die hohe See, obgleich die feindliche Flotte vor dem Hafen kreuzte; er entging derselben, als sie ihn auf seiner Fahrt verfolgte, und landete unangefochten an der Küste von Afrika (310 v. Chr.). Hier verbrannte er sogleich seine Schiffe, um seinen Truppen jede Hoffnung zur Flucht zu benehmen und ihnen nur zwischen Sieg oder Tod die Wahl zu lassen. Die Gegend, an deren Küste er gelandet war, war jenes fruchtbare, in der Nähe von Karthago gelegene Land, welches, wie oben angegeben ist, durch seinen trefflichen Boden, seinen gartenmäßigen Anbau und seine vielen prächtigen Landhäuser der Umgebung des heutigen London glich. In Karthago rüstete man auf die Nachricht von seiner unerwarteten Ankunft eiligst ein Heer von drei und vierzigtausend Mann aus. Zum Unglück für diesen Staat waltete aber im Senat seit langer Zeit eine Zwietracht, die gerade damals schlimme Folgen haben mußte, und den Karthagern gefährlicher war, als der äußere Feind. Zwei der angesehensten Familien hatten einen alten Zwist mit einander, und standen an der Spitze zweier entgegengesetzten Parteien. Diese arbeiteten auch jetzt einander entgegen, und brachten es dahin, daß der Senat die Führung des Heeres nicht einem einzigen Manne übertrug, sondern aus jeder von beiden Familien einen Feldherrn ernannte, oder mit anderen Worten, daß er, damit ein General den anderen beobachte, den Hauptzweck, die Besiegung des Feindes, außer Augen setzte. Die unglücklichen Folgen konnten nicht ausbleiben. Die Truppen zogen unter ihren beiden Führern, Hanno und Bomilkar, dem syrakusanischen Heere entgegen, dessen Zahl sich auf etwa vierzehntausend Mann belief; sie lieferten demselben eine Schlacht, und schienen des Sieges schon gewiß zu sein, als Hanno fiel und Bomilkar den Tod seines Gegners zu seinen herrschsüchtigen Zwecken zu benutzen beschloß. Bomilkar strebte nämlich nach der Alleinherrschaft, und glaubte von der Verwirrung und Noth, welche durch eine erlittene Niederlage in Karthago entstehen mußte, mehr Vortheile für seine Absichten erwarten zu

dürfen, als von einem Siege; er ergriff daher solche Maßregeln, daß das Heer eine völlige Niederlage erleiden mußte. Der karthagische Senat oder vielmehr die Pentarchen und Hundertmänner, welche den Staat leiteten, zeigten bei dieser Gelegenheit eine Festigkeit und Schlauheit, die nur in der Geschichte der venetianischen Republik ihres Gleichen findet. Sie wußten recht gut, was Bomilkar wollte, hüteten sich aber wohl, ihn etwas davon merken zu lassen und dadurch zum Äußersten zu treiben. Sie rüsteten schnell ein neues Heer unter anderen Befehlshabern aus, ließen fünftausend Mann von den in Sicilien stehenden Truppen kommen, und beschlossen, ihre Rache gegen Bomilkar bis zur Beendigung des Krieges aufzuschieben. Um das Volk durch Aberglauben zu ermuthigen, schickten sie nicht nur reiche Geschenke in den Haupttempel der Mutterstadt Tyrus, sondern sie ließen auch zweihundert Kinder der Stadt ihrem Moloch zu Ehren verbrennen, und ängstigten die Bürger durch die Furcht vor dem Zorne ihres Hauptgötzen so sehr, daß dreihundert derselben, welche früher bei ähnlichen Opfern fremde Kinder statt der eigenen dargebracht hatten, jetzt die ihrigen freiwillig dem Gotte opferten.

Agathokles Angelegenheiten gewannen seit dem Siege über Bomilkar eine Zeitlang nicht nur in Afrika, sondern auch in Sicilien eine sehr gute Gestalt. Hamilkar, der den Angriff auf Syrakus leitete, ward zurückgeschlagen, mußte gleich nachher fünftausend seiner Soldaten nach Afrika schicken, und erlitt bei einem Ausfall der Syrakusaner nicht nur nochmals einen großen Verlust, sondern wurde auch selbst gefangen genommen. Agathokles aber nahm das ganze Land um Karthago herum ein, eroberte fast alle größeren Orte desselben, und besetzte die in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Höhen. Auch brachte er dem Heere der Karthager noch einmal eine blutige Niederlage bei, entehrte aber seinen Sieg durch schändliche Treulosigkeit und Grausamkeit gegen tausend griechische Söldner im feindlichen Heere, welche gefangen genommen worden waren, und die er, als sie sich wieder frei machten und einen festen Ort besetzten, zuerst durch die versprochene Verzeihung zur Unterwerfung bewog und dann zusammenhauen ließ. Gleich darauf machte er ein Meisterstück des Betrugs. Er schickte nämlich einen gewandten Unterhändler an den egyptischen General

Ophellas, welcher Cyrene erobert hatte (s. oben S. 34) und dann von seinem Herrn abgefallen war, und forderte denselben auf, sich mit ihm zur Eroberung des karthagischen Gebiets zu verbinden, welches er ihm dann ganz überlassen wolle. Ophellas ging blindlings in das Netz. Er erschien mit einem trefflichen Heere von mehr als zehntausend Mann, schlug in der Nähe von Agathokles Lager das seinige auf und ward von diesem umgebracht; seine Truppen aber, lauter Söldner, denen es gleichgültig war, wem sie dienten, wenn sie nur gut bezahlt wurden und Beute machen konnten, nahmen bei Agathokles Dienst. Zu derselben Zeit, als Agathokles den Usurpator von Cyrene betrog, führte auch Bomilkar seinen lange gehegten Plan gegen seine Vaterstadt aus, und zog sich dadurch den Untergang zu. Er war damals (308 v. Chr.) Oberanführer des Heeres, entließ plötzlich alle Truppen bis auf viertausend fünfhundert Mann, welche er für sich gewonnen hatte, drang mit diesen in Karthago ein, und ließ alles, was ihm in den Weg kam, niedermetzeln, wurde aber durch die Bürger der Stadt überwältigt, und mußte seinen Hochverrath mit einem qualvollen Tode büßen.

Agathokles, welcher nach Ophellas Ermordung den königlichen Titel angenommen hatte, breitete seine Eroberungen im Lande der Karthager immer weiter aus, und war bereits Herr des größten Theiles ihrer afrikanischen Besitzungen, als die Angelegenheiten Siciliens ihn aus Afrika abriefen, und um alle seit mehreren Jahren errungenen Vortheile brachten. Es hatte sich nämlich unter den sicilianischen Städten eine Verbindung gegen seine Herrschaft gebildet, und die karthagische Flotte, welche das Meer beherrschte, hinderte alle Zufuhr nach Syrakus. Agathokles ließ daher seinen Sohn Archagathus als Oberbefehlshaber an seiner Stelle zurück, und eilte (307 v. Chr.) nach Sicilien, wo unterdessen jener Bund sich wieder getrennt hatte, und die Agrigentiner von seinen Leuten geschlagen worden waren. Er selbst machte hierauf einige glücklichen Unternehmungen gegen die feindlichen Städte, und schlug sogar mit Hülfe etruskischer Schiffe die karthagische Flotte, welche den Hafen von Syrakus gesperrt hatte. Das war aber auch das Letzte, was das Glück für ihn that. Von diesem Augenblick an wandte sich dasselbe ganz von ihm ab. Einer der syrakusanischen

Flüchtlinge, Dinokrates, sammelte alle Verbannten seiner Vaterstadt, brachte eine neue Verbindung der Städte zu Stande, und führte dem Tyrannen bald eine an Zahl weit überlegene Macht entgegen. Er trieb ihn aus den kaum erst eroberten Städten heraus, und bedrohte endlich Syrakus selbst. Unterdessen war auch das Heer in Afrika untergegangen. Archagathus hatte durch Streifzüge, die er unternehmen ließ, seine Truppen zerstreut, und diese wurden daher von dem karthagischen Heere, welches in Hanno, Himilko und Hasdrubal gute Generale gefunden hatte, einzeln besiegt. Zuletzt ward Archagathus mit dem Rest seiner Truppen nach der Stadt Tunis gedrängt und hier zu Wasser und zu Lande eingeschlossen. Auf die Nachricht davon hielt es Agathokles für rathsam, nach Afrika zurückzukehren, sicherte aber vor seiner Abreise die Ruhe von Syrakus durch eine jener Grausamkeiten, die zu seinen gewöhnlichen Mitteln gehörten. Er liebte nämlich lustige Gelage, und bediente sich derselben zugleich, um durch die Redseligkeit, welche der Wein hervorzurufen pflegt, die Gesinnung eines Jeden zu erkennen. Alle Leute seiner Umgebung nun, die er auf diese Weise verdächtig gefunden hatte, lud er nebst mehreren hundert anderen Bürger zu einem Abschiedsschmaus ein, und ließ sie dabei insgesammt durch seine Miethlinge zusammenhauen.

In Afrika fand er sein Heer im Zustande der Verzweiflung. Enge eingeschlossen, von aller Zufuhr abgeschnitten und auf eine kleine Zahl zusammengeschmolzen, war es in Gefahr, dem Mangel an Lebensmitteln zu erliegen. Agathokles wollte es durch eine Schlacht retten und dazu den erhöhten Muth, den seine Rückkehr eingeflößt hatte, benutzen, ward aber völlig geschlagen. Nachdem so die letzte Hoffnung vereitelt war, suchte er einzig und allein sich selbst zu retten. Seine Ehre, seine Truppen, seine eigenen Söhne kümmerten ihn dabei sehr wenig; er überließ Heer und Söhne ihrem Schicksal, und suchte in der Dunkelheit der Nacht allein zu entkommen. Es gelang ihm, sich zu retten, seine Söhne aber wurden von den erbitterten Soldaten umgebracht (306 v. Chr.). Der Rest des so schändlich verrathenen Heeres trennte sich in zwei Theile; die Einen schlossen einen Vertrag mit den Karthagern, in Folge dessen sie theils bei diesen Dienste nahmen, theils nach Sicilien gebracht wurden, die Anderen aber vertheidigten sich noch

eine Zeitlang, und wurden dann gefangen genommen und zu Sklaven gemacht.

In Sicilien übte Agathokles von neuem unerhörte Grausamkeiten, um sich die nöthigen Gelder zur Behauptung seiner Herrschaft zu verschaffen. Er würde jedoch seinem Gegner Dinokrates, der ein Heer von drei und zwanzigtausend Mann hatte, gewiß unterlegen sein, wenn dieser nicht offenbar nach der Alleinherrschaft gestrebt, und dadurch selbst einen großen Theil seiner Anhänger von sich abwendig gemacht hätte. Agathokles erklärte sich bereit abzutreten, unterhandelte mit Dinokrates über den Besitz einiger wenigen Städte, die er zu seiner Sicherheit nöthig zu haben versicherte, ward aber von ihm hingehalten, und benutzte dies, um das Ansehen seines Gegners zu untergraben. Er streute das Gerücht aus, Dinokrates sei allein schuld, daß Syrakus seine Freiheit nicht wieder erhalte, weil derselbe, um an die Spitze des Staates zu gelangen, alle Rücksichten auf das Gemeinwohl hintansetze, während er selbst schon längst bereit wäre, der Herrschaft zu entsagen. Dann schloß er mit den Karthägern einen Frieden, in welchem er ihnen alle Städte, die sie früher besessen hatten, einräumte, seinerseits aber zweimal hunderttausend Scheffel Getraide und eine Summe von etwa siebenmal hundert achtzigtausend Gulden (viermal hundert dreißigtausend Thalern) oder nach einer anderen Angabe nur halb so viel erhielt. Dieser Frieden verschaffte ihm drei wichtige Vortheile: er entledigte sich dadurch seines Hauptfeindes, erhielt Geld zur Bezahlung seiner Söldner, und riß Syrakus, welches seither durch die karthagische Flotte von aller Zufuhr abgeschnitten gewesen war, aus einer verzweiflungsvollen Lage. Nun wandte er sich mit seiner ganzen Macht gegen Dinokrates, dessen Truppen meist aus verbannten Syrakusanern bestanden und bereits zum Theil von Agathokles gewonnen worden waren. Als es zum Treffen kam, gingen etwa zweitausend zu ihm über, die anderen wurden geschlagen, und unter dem Versprechen einer vollständigen Amnestie zum Niederlegen der Waffen bewogen. Kaum waren sie aber entwaffnet, als Agathokles sie umringen und tödten ließ. Diese That gehört zu den grausenhaftesten, deren die Geschichte erwähnt, mag nun die Zahl der treulos Gemordeten siebentausend oder nach einer anderen Angabe

nur viertausend betragen haben. Dinokrates selbst versöhnte sich bald nachher mit Agathokles, und dieser nahm ihn nicht nur unter seine Freunde auf, sondern vertraute ihm auch die Führung eines Theiles seiner Truppen an, weil Dinokrates ihm bei der Aussöhnung die Städte seiner seitherigen Verbündeten verrieth, und sich selbst dadurch unfähig machte, je wieder etwas gegen den Tyrannen zu unternehmen.

Von diesem Augenblick an zeigte sich Agathokles, der noch sechszehn Jahre lang herrschte, als einen milden Regenten, weil er der Grausamkeit nicht mehr bedurfte. Doch fuhr er beständig fort, Kriegszüge oder vielmehr Räubereien in Unteritalien und in anderen Ländern zu unternehmen, um seine Söldlinge zu beschäftigen und zu ernähren. Er war ein militärischer Abenteurer und ein Räuberhauptmann im Großen, und es gereicht ihm wenigstens zur Ehre, daß er den Muth hatte, für nichts Anderes gelten zu wollen. Um den äußeren Schein und Glanz der Herrschaft war es ihm überhaupt nie zu thun; er blieb im Gegentheil sogar zur Zeit seiner höchsten Macht seinen gemeinen Sitten getreu, machte selbst in den Volksversammlungen seine gewohnten groben Scherze, ging stets ohne Gefolge und Leibwache umher, und schämte sich seiner niederen Herkunft so wenig, daß er vielmehr häufig an dieselbe erinnerte, weil er es sich zur Ehre rechnete, durch sein eigenes Verdienst Herrscher geworden zu sein. Seine letzten Jahre widmete er den Zurüstungen zu einem neuen afrikanischen Zuge, weil er den schlechten Ausgang des ersten nie vergessen konnte. Zum Erben des Reiches, das er sich erworben und in der letzten Zeit fest gegründet hatte, bestimmte er seinen Lieblingssohn, Agathokles den Jüngeren; das durch Blut und Gräuelthaten erworbene Gut sollte aber nicht fortbestehen, und er selbst sollte nicht enden, ohne empfunden zu haben, daß aus der Saat des Frevels nur eine Ernte des Unglücks emporsproßt. Sein eifersüchtiger Enkel, der Sohn des Archagathus, welchen Agathokles in Afrika der Wuth der Soldaten preisgegeben hatte, räumte zuerst den Oheim und hierauf den Großvater aus dem Wege (289 v. Chr.). Agathokles hatte ein Alter von zwei und siebenzig Jahren erreicht und nicht weniger als acht und zwanzig Jahre geherrscht. Sein Enkel wurde bald nach ihm von

denſelben Manne getödtet, deſſen er ſich zur Ermordung des Großvaters bedient hatte.

7. Sicilien und Karthago von Agathokles Zeit an bis auf den erſten puniſchen Krieg.

Nach Agathokles Tode ward Sicilien der Schauplatz neuer Verwirrungen und Kriege, in welchen die Söldner des Tyrannen und die in ſeiner Schule gebildeten Generale die Hauptrolle ſpielten. Syrakus wurde durch innere Parteiungen zerriſſen und bald dem einen, bald dem anderen Militärdespoten unterworfen; die anderen Städte der Inſel traf dasſelbe Loos; die Karthager ſuchten die überall herrſchende Verwirrung zu erhalten und zu vermehren, um im Trüben zu fiſchen; die campaniſch-ſamnitiſchen Söldner des Agathokles endlich, welche man nach ſeinem Tode verabſchiedete, bemächtigten ſich auf ihrer Heimreiſe der Stadt Meſſene, erſchlugen alle männlichen Einwohner derſelben, zogen noch andere kühne Kriegsleute an ſich, und gründeten unter dem Namen der Mamertiner, d. h. der Söhne des Kriegsgottes Mamers oder Mars, eine Seeräuber-Republik, welche eben ſolche Gewaltthätigkeiten übte, wie in neuerer Zeit die Barbaresken-Staaten Algier, Tunis und Tripolis, und zugleich zu Lande unaufhörliche Raubzüge unternahmen. Zehn Jahre lang herrſchten Zwietracht, Kampf und Verwirrung in allen Städten der Inſel, bis endlich die Stadt Syrakus, welche damals in drei Parteien zerfallen war und zugleich von den Karthagern belagert wurde, den Epiroten-König Pyrrhus zu Hülfe rief. Dieſer folgte, aus den oben (S. 294) angegebenen Gründen, der Einladung ſehr gern. Er ward in Syrakus, wie in ganz Sicilien, mit Entzücken aufgenommen, ſöhnte die Parteien mit einander aus, bewog die bedeutendſten Städte der Inſel zu einer Vereinigung, brachte dadurch ein ſehr zahlreiches Heer zuſammen, und kämpfte ſo glücklich mit den Karthagern, daß dieſe alle ihre Städte bis auf eine einzige verloren. Zum Unglück war er aber ein bloßer Soldat und Abenteurer: er zeigte ſich wankelmüthig, war unſicher in ſeinen Unternehmungen, und verſtand nicht, wie Agathokles, die Generale und Soldaten der ſehr gemiſchten ſicilianiſchen Heere zu gewinnen und

gewaltsames Verfahren mit Consequenz und weiser Mäßigung zu verbinden. Schon nach zwei Jahren entzweite er sich mit den kleinen Herrschern, die ihm gehuldigt hatten: er ließ einen von ihnen ermorden, und beleidigte die anderen aufs empfindlichste; hierauf fielen dieselben sammt allen Städten der Insel von ihm ab, und wandten sich theils an die Karthager, theils an die Mamertiner. So vielen und so mächtigen Feinden war er mit seinen Epiroten nicht gewachsen, da die Mamertiner allein zehntausend Mann ins Feld schicken konnten; er ergriff daher mit Freuden die erste sich darbietende Gelegenheit, um sich auf eine scheinbar ehrenhafte Weise aus Sicilien entfernen zu können, und kehrte im dritten Jahre wieder nach Italien zurück (275 v. Chr.).

Unruhen und Bürgerzwiste waren in Syrakus, wie in den anderen Städten unvermeidlich, weil der schwankende innere Zustand dieser Staaten, die Nähe der Mamertiner und die drohende Macht der Karthager die Unterhaltung eines Heeres von Miethtruppen erheischten. Die nächsten Jahre nach Pyrrhus Abzug waren daher wieder eine Zeit der Spaltungen und des Schwankens zwischen einem mehr oder weniger freien Zustand und der militärischen Herrschaft von Einzelnen. Die Karthager erlangten unter diesen Umständen mit leichter Mühe ihre ganze frühere Macht wieder. Endlich (269 v. Chr.) gelang es einem tüchtigen Anführer der Truppen, sich der Herrschaft über Syrakus nicht blos zu bemächtigen, sondern auch im Besitze derselben zu bleiben. Dies war Hiero II., ein Nachkomme des berühmten Gelo, welcher zwei Jahrhunderte früher daselbst geherrscht hatte. Hiero hatte als junger Officier unter Pyrrhus die Feldzüge gegen die Karthager mitgemacht, ward, als das syrakusanische Heer mit seiner demokratischen Regierung in Streit gerieth, von den Soldaten zum Oberbefehlshaber ernannt, und drang mit ihnen gewaltsam in die Stadt ein. Da er sich durch manche tapfere That ausgezeichnet hatte, und alle Eigenschaften eines Staatsmannes mit den Vorzügen eines tüchtigen Generals vereinigte, so darf es uns nicht wundern, daß er sich im Besitze des Commandos und der Herrschaft erhielt. Er war freilich tumultuarisch zum Oberfeldherrn ernannt worden und hatte sich der Regierung gewaltsam bemächtigt; allein er wußte durch Freundlichkeit und Milde die Bürger so sehr

für sich einzunehmen, daß sie ohne Bedenken die Wahl der Soldaten bestätigten. Hiero sah ein, daß alle Unruhen der letzten zehn Jahre theils von den Miethtruppen aus Agathokles Zeit ausgegangen waren, theils aber auch darin ihren Grund hatten, daß gewöhnlich während der Abwesenheit des Heeres eine der Parteien der Bürgerschaft ihr Haupt erhob, und dem Oberfeldherrn wie dem Heere entgegenarbeitete. Er suchte daher gleich anfangs beide Quellen der Verwirrung zu verstopfen. Zu diesem Behufe schloß er eine innige Verbindung mit Leptines, einem Manne, der bei der Bürgerschaft und beim Heere in gleich hohem Ansehen stand, heirathete die Tochter desselben, und übergab ihm, so oft er selbst ausziehen mußte, die Leitung der Stadt-Angelegenheiten. Um sich der alten unruhigen Miethtruppen zu entledigen, stellte er in einer Schlacht mit den Mamertinern sein Heer so auf, daß jene dem Angriff der gesammten feindlichen Macht blosgestellt waren und aufgerieben wurden. Hierauf suchte er theils die Bürger zu tüchtigen Soldaten zu bilden, theils warb er sich neue Soldtruppen, welche ihm ganz angehörten und nicht, wie die alten, gewohnt waren, dem Staate Gesetze zu geben.

Bald nachher gelang es ihm, den Mamertinern in einer Schlacht eine so schwere Niederlage beizubringen, daß sie seitdem ihre Züge zu Lande aufgeben und sich mit der Seeräuberei begnügen mußten. Die Syrakusaner und ihre Verbündeten riefen ihn dafür aus Erkenntlichkeit zum König aus. Hiero's Sieg brachte die Mamertiner um so mehr in Verlegenheit, als sie kurz vorher eines wichtigen Bundesgenossen beraubt und auf sich selbst beschränkt worden waren. Zehn Jahre früher hatten nämlich die Bürger der Stadt Rhegium, welche auf der anderen Seite der Meerenge von Messina lag, aus Furcht vor Pyrrhus die Römer um eine Besatzung gebeten, und viertausend campanische Samniten unter der Anführung eines römischen Kriegsobersten erhalten. Diese hatten die Bürger von Rhegium getödtet oder vertrieben, und sich mit ihren Landsleuten in Messene in Verbindung gesetzt. Der römische Senat hatte, so lange der Krieg mit Pyrrhus und Tarent dauerte, diese Freveltat übersehen, im Jahre 271 v. Chr. aber schickte er ein Heer ab, welches die Stadt Rhegium eroberte und ihren früheren Bewohnern zurückgab, die nun natürlich ganz

von Rom abhingen. Dadurch war nicht allein eine für den Übergang nach Sicilien sehr günstig gelegene Stadt in die Gewalt der Römer gekommen, sondern auch die Mamertiner in Messene einer Verbindung beraubt, durch welche allein sie sich gegen Syrakus hätten behaupten können. Ihre Selbstständigkeit ward außerdem dadurch gefährdet, daß Hiero mit den Karthagern über ein Bündniß unterhandelte, da sie den vereinten Kräften beider Staaten unmöglich widerstehen konnten. Über die Art, wie sie sich aus ihrer verzweifelten Lage retten sollten, waren sie verschiedener Meinung; die größere Hälfte von ihnen wandte sich nach Rom um Hülfe, die Übrigen aber traten mit dem karthagischen General Hanno, welcher damals mit einem großen Heere nach Sicilien gekommen war, in Unterhandlung, und übergaben demselben ihre Burg zur Beschützung. Der römische Senat bedachte sich anfangs, ob es seiner und des römischen Volkes würdig sei, Räubern und Mördern Hülfe zu leisten; als er aber die Nachricht erhielt, daß die Karthager die Burg von Messene besetzt hätten, überwog die politische Nothwendigkeit alle moralischen Bedenklichkeiten, und der Consul Appius Claudius Cauder ward mit einem Heere den Mamertinern zu Hülfe geschickt. Ein Legat desselben wagte sich, trotz der karthagischen Flotte, mit einer kleinen Schaar über die Meerenge, gelangte glücklich nach Messene, und bewog die Mamertiner, durch eine gut ausgesponnene List die Karthager zum Abzug aus der Burg zu nöthigen. Die List gelang, und eine römische Besatzung trat an die Stelle der karthagischen.

Die Erscheinung der Römer in Messene und ihre Verbindung mit den Mamertinern war für den König Hiero eine so bedenkliche Sache, daß er den beabsichtigten Bund mit den Karthagern sogleich schloß. Hierauf rückten die syrakusanischen und karthagischen Truppen vor die Stadt, um dieselbe zu belagern. Appius Claudius war unterdessen mit einem Theile seines Heeres ebenfalls nach Sicilien übergesetzt, und erkannte sogleich, wie gefährlich es sei, dem Feinde Zeit zur gänzlichen Einschließung der Stadt zu lassen. Er griff daher den König Hiero an, dessen Truppen von denen der Karthager getrennt waren, und brachte ihm eine Niederlage bei. Hiero zog sich hierauf sogleich nach Syrakus zurück, entweder weil er den endlichen Ausgang der Sache ahnete, oder weil er die Landung des

römischen Heeres sich nicht anders zu erklären wußte, als daß die Karthager sie aus Hinterlist, um ihn selbst zu verderben, zugelassen hätten. Nach dem Abzuge der Syrakusaner griff Appius Claudius auch das karthagische Heer an, und schlug dasselbe ebenfalls in die Flucht. Auf diese Weise entstand im Jahre 264 v. Chr. der erste Krieg zwischen Rom und Karthago, welcher drei und zwanzig Jahre lang währte, und wie die zwei folgenden von den Römern mit dem Namen des punischen Kriegs bezeichnet worden ist.

VIII. Die Zeit der punischen Kriege.

1. Der erste punische Krieg.

Der Consul Appius Claudius, durch dessen doppelten Sieg bei Messene der erste punische Krieg eröffnet ward, rückte unmittelbar nach demselben in das syrakusanische Gebiet ein, und verwüstete dasselbe. Seine Nachfolger, die Consuln des nächsten Jahres, setzten diese Verheerungen fort, und zwangen dadurch Hiero zu einem Frieden, der für die Römer einen doppelten Werth hatte, weil Karthago die See beherrschte und das römische Heer also leicht wegen der Lebensmittel in Noth gerathen konnte. Hiero behielt die Herrschaft über Syrakus und ein bedeutendes Stück Land, ward römischer Bundesgenosse, entließ alle Gefangenen ohne Lösegeld und zahlte eine Contribution. Er blieb während des ganzen Krieges ein treuer und verständiger Verbündeter der Römer, und ward ihnen dadurch doppelt nützlich, daß nach seinem Abfalle die Karthager auf Sicilien ganz allein standen. Die erste wichtige Unternehmung der Römer nach dem Frieden mit Hiero war die Belagerung des großen und stark befestigten Agrigent, welches die Karthager zu ihrem Haupt-Bollwerke gemacht hatten. Hier lag Hannibal, Gisko's Sohn, mit einem karthagischen Heere von fünfzigtausend Mann, welches durch die bewaffnete Bürgermacht der Stadt noch um fünf und zwanzigtausend Mann verstärkt wurde. Seine große Truppenzahl ward ihm aber verderblich, da die Römer Agrigent enge einschlossen, und die Zufuhr abschnitten. Ein zu Hülfe gesandtes Heer von sechs und fünfzigtausend Mann

erlitt durch die Ungeschicklichkeit seines Anführers Hanno eine Niederlage, und gewährte seinen belagerten Landsleuten nur den Vortheil, daß sie, während die Römer ihren Sieg verfolgten, aus der Stadt entrinnen konnten. Die Bürger allein vermochten die Stadt gegen das zahlreiche römische Heer nicht zu vertheidigen, und Agrigent gerieth daher nach einer siebenmonatlichen Belagerung in die Gewalt der Römer (262 v. Chr.). Die Stadt ward allen Gräueln der Plünderung preisgegeben und ihre Bewohner insgesammt zu Sklaven gemacht.

Die Römer sahen wohl ein, daß sie den Karthagern auf die Dauer nicht gewachsen sein würden, wenn sie ihnen nicht die Herrschaft zur See streitig machen könnten; sie entschlossen sich daher, eine Flotte zu erbauen, und führten dies mit solcher Anstrengung aus, daß dieselbe in nicht weniger als sechszig Tagen segelfertig war. Sie unternahmen nun zum ersten Mal einen Seekrieg, hatten es aber dabei mit einem Volke zu thun, dessen Hauptgewerbe schon seit Jahrhunderten die Schifffahrt gewesen war. Daß die Römer, deren leitende Behörden seither nicht die geringste Kenntniß vom Seewesen gehabt hatten, dessen ungeachtet eines der Haupt-Seevölker zu besiegen vermochten, kann nur aus der Unvollkommenheit des Seewesens und der damit verbundenen Kriegskunst der alten Welt erklärt werden. Indessen darf man dabei nicht übersehen, daß die Römer sich zur Bemannung ihrer Flotte der unterworfenen Griechen von Großgriechenland und der anderen Küstenbewohner Italiens bedienten. Noch in dem nämlichen Jahre, in welchem sie ihre neugeschaffene Flotte auslaufen ließen (260 v. Chr.), erfochten sie mit derselben einen Sieg über die Karthager. Sie verdankten denselben einer Erfindung ihres Consuls Cajus Duillius, welche den karthagischen General in Verlegenheit brachte. Duillius sah nämlich ein, daß die römischen Schiffe wegen ihrer Unbehülflichkeit es nicht mit denen der Karthager aufnehmen könnten, und dachte sich deshalb ein Mittel aus, durch welches die karthagische Flotte um alle Vortheile ihrer Beweglichkeit gebracht, und der Seekrieg gleichsam in einen Landkrieg verwandelt wurde. Er brachte zu diesem Behuf an allen römischen Schiffen Enterbrücken an, ließ diese in der Schlacht plötzlich auf die feindlichen Schiffe fallen, und besiegte dann mit römischen Soldaten leicht die Bemannung

derselben, welche größtentheils aus ungeübtem Gesindel bestand. Die Hauptsache dabei war jedoch, daß die Karthager auf dieses Entern nicht gefaßt waren und überrascht wurden, weil der Seekampf seither fast nur aus Stoß und Gegenstoß bestanden hatte. Daher wird auch in den späteren Seetreffen der Enterbrücken weniger gedacht, und zuletzt verschwanden sie wieder ganz. Duillius zerstörte vierzehn feindliche Schiffe, eroberte ein und dreißig, tödtete dreitausend Mann und machte siebentausend Gefangene.

In den nächsten Jahren wurde der Krieg mit abwechselndem Glücke geführt, doch war der Sieg meistentheils auf Seiten der Römer. Diese sahen zuletzt ein, daß der Krieg sich sehr in die Länge ziehen und trotz aller erfochtenen Vortheile ihren Finanzen auf die Dauer viel drückender werden würde, als den karthagischen. Sie beschlossen daher (256 v. Chr.), den Feind in seinem eigenen Lande anzugreifen, um dadurch die Sache schneller zur Entscheidung zu bringen. Es erregt auf den ersten Blick hin unser Erstaunen, daß die vorsichtigen Römer ihr Heer allen den Gefahren aussetzten, die ein Krieg in unbekannten Ländern mit sich führt, und welche nur ein Agathokles mit seinen Abenteurern nicht zu fürchten brauchte; allein wir müssen annehmen, daß der römische Senat in Sicilien über die Verfassung, den Charakter und die Stimmung der den Karthagern unterworfenen afrikanischen Völker, sowie über die Unternehmung des Agathokles genaue Erkundigungen eingezogen hatte, welche ihn über die Gefahr des Zuges beruhigten. Die Consuln Lucius Manlius Vulso und Marcus Atilius Regulus wurden beauftragt, ein Heer nach Afrika überzusetzen. Sie schifften zu diesem Zweck in Sicilien hundert und vierzigtausend Mann Land- und Seetruppen auf dreihundert und dreißig Schiffen ein, hatten aber bald eine Seeschlacht mit einer karthagischen Macht von dreihundert und fünfzig Fahrzeugen und hundert und fünfzigtausend Mann zu bestehen. Um der Beweglichkeit und Gewandtheit der Letzteren nicht zu unterliegen, ordneten sie ihre Schiffe in der Weise, daß dieselben ein geschlossenes Ganzes bildeten und nicht leicht durchbrochen werden konnten, daß also die Feinde genöthigt wurden, als Masse gegen Masse und wie auf dem Lande zu streiten. Der furchtbare Kampf zwischen beinahe siebenhundert Schiffen und dreimal hunderttausend Menschen, eine der größten

Schlachten des ganzen Alterthums, hatte keinen entscheidenden Erfolg, weil die Karthager nach einigem Verluste sich zurückzogen, um nachher die Flotte und das Heer der Römer getrennt anzugreifen. Es gelang ihnen dies aber nicht; denn die Römer landeten glücklich an der karthagischen Küste, zogen daselbst ihre Schiffe sogleich ans Land und umgaben sie mit Wall und Graben. Sie bemächtigten sich hierauf sogleich der festen Stadt Clupea im Süden des Cap Bon, und breiteten sich von dort weiter über das Land hin aus. Die Karthager hatten das kühne Unternehmen der Römer so wenig vorausgesehen, daß sie nicht einmal Truppen genug hatten, um die Feinde wenn auch nicht angreifen, doch wenigstens einschließen zu können. Bald nach der Landung der Römer kehrte der Consul Manlius mit der Mehrzahl der Schiffe und Truppen nach Sicilien zurück; er nahm sogar eine Menge erbeutetes Vieh und zwanzigtausend Gefangene mit, ohne daß die Karthager ihn daran zu hindern oder unterwegs anzugreifen wagten. Regulus blieb mit vierzig Schiffen und fünfzehntausend fünfhundert Mann in Afrika.

Die Karthager, welche jetzt sahen, daß es auf eine dauernde Eroberung abgesehen sei, ließen fünftausend fünfhundert Mann von ihrem sicilianischen Heere kommen, rüsteten außerdem eine neue Kriegsmacht aus, und übertrugen dreien Generalen, Hasdrubal, Bostar und Hamilkar, den Oberbefehl. Diese drei Führer nahmen höchst ungeschickte Maßregeln, sie ließen sich an solchen Orten, die für ihre Art zu streiten ganz unpassend waren, in Kampf ein, und erlitten dadurch schwere Verluste. Die Numidier, welche Regulus besser als Agathokles zu gewinnen verstand, gingen schaarenweise zum Feinde über, die karthagischen Feldherrn mußten zuletzt sogar die zu einem Angriff auf Karthago sehr günstig gelegene Stadt Tunis räumen, und in Folge davon war jeden Augenblick die Einschließung der Hauptstadt zu befürchten. In dieser bedenklichen Lage zeigte der karthagische Senat eine eben so edle Festigkeit, als der römische nach der Landung und dem ersten Siege des Pyrrhus. Regulus bot ihm den Frieden an, jedoch unter Bedingungen, wie die Römer sie von dieser Zeit an immer machten: er verlangte von den Karthagern die Anerkennung der römischen Oberhoheit, einen jährlichen Tribut, die Auslieferung aller Kriegs-

schiffe bis auf ein einziges und die Abtretung von Sicilien und Sardinien. Solche Forderungen konnten die Römer später einem Philipp III. von Macedonien, einem Antiochus III. von Syrien und anderen völlig besiegten Fürsten, die um ihre eigene Existenz besorgt waren, machen; aber mit dem Senat einer kräftigen Aristokratie, welche, wenn sie die Regierung behaupten wollte, dem Volke gegenüber Kraft und Energie zeigen mußte, war nicht zu unterhandeln, wie mit asiatischen Königen und ihren Hofleuten. Regulus trieb durch seine Forderungen den Feind zum Äußersten, und bewirkte das, was die Noth nicht hatte bewirken können, daß nämlich die karthagische Aristokratie die Macht ihres Staates einem Fremden anvertraute, der sich auf umfassende und großartige Maßregeln der Strategie besser verstand, als alle einheimischen Generale. Dieser Fremde war der Spartaner Xanthippus, welcher kurz vorher als Führer griechischer Söldnertruppen nach Karthago gekommen war. Xanthippus zeigte sich dem Regulus bald überlegen, und erwarb sich dadurch unsterblichen Ruhm, daß er den Krieg in Afrika mit einem einzigen Schlage endigte. Er konnte jedoch nach den Grundsätzen der karthagischen Staatskunst als Fremder nicht zur Anführung des Heeres im Auslande gebraucht werden, und wurde daher nach der Beendigung des afrikanischen Kriegs wieder entlassen. Sein Verdienst blieb aber dadurch auch ungeschmälert, und er kehrte mit dem vollen Ruhme eines Besiegers der Römer in sein Vaterland zurück. Xanthippus lockte den Regulus an einen der römischen Bewaffnungsart ungünstigen Ort, und stellte seine Truppen in einer solchen Weise auf, daß für die Römer weder an Sieg noch selbst an Rettung zu denken war. Das ganze römische Heer wurde vernichtet bis auf zweitausend Mann, welche sich wie durch ein Wunder der allgemeinen Vernichtung entzogen und nach Clupea entrannen, und fünfhundert andere, die in Gefangenschaft geriethen (255 v. Chr.). Unter den Letzteren befand sich auch Regulus. Der kleine Rest des römischen Heeres wußte sich in Clupea so lange zu behaupten, bis er durch römische Schiffe, welche bei dieser Gelegenheit einen Sieg über die Karthager erfochten, abgeholt wurde.

Die Römer verloren noch in demselben Jahre durch einen furchtbaren Sturm eine Flotte von zweihundert und siebenzig

Schiffen und zwei Jahre später auf dieselbe Weise noch einmal über hundert und fünfzig Fahrzeuge; aber ihr Senat, der sich durch keine Schwierigkeit aufhalten, durch keinen Verlust abschrecken ließ, stellte jedes Mal mit rücksichtsloser Energie sogleich eine neue Flotte auf, und preßte aus den Seestädten Italiens und Siciliens neue Seeleute zusammen, welche die im Meere begrabenen Massen ersetzten. Auf Sicilien schwankte der Sieg einige Jahre hin und her, bis endlich (250 v. Chr.) Lucius Cäcilius Metellus die Karthager bei Panormus völlig schlug: er soll dabei nicht weniger als zwanzigtausend Feinde getödtet haben. Nach dieser Niederlage schickte der karthagische Senat eine Gesandtschaft nach Rom, um über einen Frieden oder doch wenigstens über die Auswechselung der Gefangenen zu unterhandeln. Der gefangene Regulus ward den Gesandten beigegeben, weil man von ihm eine kräftige Unterstützung ihrer Anträge erwartete. Sein Verhalten bei dieser Gelegenheit hat ihn bei den Nachkommen berühmter gemacht, als alle seine Kriegsthaten. Regulus wurde durch dasselbe einer der gepriesensten Heroen des römischen Volks, und sein Andenken blieb dem römischen Volke durch alle Zeiten hindurch heilig. Ebendeshalb ist aber auch die Geschichte seines Lebens ein Gegenstand der Volkssage geworden, und ward im Munde des Volkes so sehr ausgeschmückt, daß es bei manchen der von ihm überlieferten Erzählungen schwer zu entscheiden ist, wie viel historische Wahrheit sie enthalten. Dahin gehören, außer den früher (S. 297 f.) angeführten Anekdoten von seiner Armuth, namentlich die Erzählungen von seinem Verhalten bei jener karthagischen Gesandtschaft und von seinem Ende. Er hatte in Karthago das eidliche Versprechen geben müssen, daß er wieder in die Gefangenschaft zurückkehren wolle, wenn die Unterhandlungen fruchtlos bleiben würden. Statt nun im römischen Senate für die Herstellung des Friedens oder wenigstens für die Auswechselung der Gefangenen zu sprechen, forderte er im Gegentheil als wahrer Römer seine Landsleute auf, Beides zurückzuweisen und im Kampfe auszuharren, weil Karthago's Kraft eher erschöpft sein würde, als die der Römer, und unter den gefangenen Karthagern sich manche befänden, welche durch Talent und Ansehen ihrem Vaterlande sehr nützlich sein könnten. Der Senat folgte seinem Rathe, und Regulus war durch keine Bitten

seiner Gattin, seiner Kinder und seiner Freunde zu bewegen, den geschworenen Eid zu brechen und in Rom zurückzubleiben. Wieviel auch an dieser Erzählung wahr oder unwahr sein mag, gewiß ist jedenfalls, daß ein Patriotismus und ein Sinn für Ehre und Recht, wie Regulus ihn zu erkennen gegeben haben soll, den Römern jener Zeit eigen war, und daß damals Nationalstolz und Vaterlandsliebe jede Privatrücksicht überwogen. Regulus wurde dafür, wie es heißt, von den Karthagern auf eine entsetzliche Weise bestraft: man quälte ihn durch Martern der schrecklichsten Art, steckte ihn dann in einen Kasten, der nach innen zu mit Nägeln beschlagen war, und ließ ihn in demselben durch Hunger und Schmerz sterben. Daß die Karthager auf grausame Weise einen Mann umbrachten, der durch seinen Patriotismus ihre Friedenshoffnungen und die gewünschte Auslieferung vornehmer karthagischer Gefangenen vereitelt hatte, kann nicht gerade als unwahrscheinlich verworfen werden, da man afrikanischen Staaten und einem Volke, wie das karthagische war, jede Grausamkeit zutrauen darf.

Der Krieg wurde nachher noch neun Jahre lang von beiden Seiten mit der größten Anstrengung und Ausdauer geführt. Er war besonders für die griechischen und latinischen Seestädte, sowie für die See-Colonieen der Römer (s. oben S. 274) verderblich. Diese hatten die Bemannung der vielen römischen Flotten zu stellen, welche eine nach der anderen untergingen, und immer wieder durch neue ersetzt wurden. Die Zahl der römischen Schiffe, die nach der verunglückten Unternehmung des Regulus im Abgrunde des Meeres begraben wurden, wird auf mehr als siebenhundert berechnet. Bedenkt man dabei noch, welche großen Heere beide Theile einander entgegensandten, welche ungeheueren Kosten die gegenseitigen Ausrüstungen der Flotten und Truppen erforderten, und wie viele Menschen in den blutigen Land- und Seeschlachten dieses Krieges ihr Leben verloren, so muß man ebenso sehr über die Bevölkerung und den Reichthum Italiens, als über die Macht Karthago's erstaunen. Übrigens geben die Ereignisse der letzten zehn Jahre des Krieges deutlich zu erkennen, daß beide Staaten der Erschöpfung nahe waren. Sie beschränkten sich während dieser Zeit auf den Kampf um Sicilien, wo in Folge der Schlacht von

Panormus die Karthager alle ihre Besitzungen bis auf die zwei festen Städte Lilybäum und Drepanum verloren hatten. Um diese zwei Städte drehte sich daher der ganze Krieg während einiger Jahre. Vergebens belagerten die Römer beide Städte. Sie verloren dabei viele Leute, und erlitten im Jahr 249 v. Chr. bei Drepanum eine schwere Niederlage. Der Consul Publius Claudius Pulcher wagte dort, die karthagische Flotte im Hafen selbst zu überfallen. Vergebens warnten ihn alle seine Officiere vor dem gefährlichen Unternehmen, vergebens wies man ihn an die Zeichen, aus denen nach dem römischen Volksglauben die Ungunst der Götter zu erkennen war, er ließ sich nicht abhalten. Kurz vor dem Beginne des Kampfes suchte man den Willen der Götter vermittelst der heiligen Hühner zu erforschen, aus deren größerer oder geringerer Gefräßigkeit die römischen Priester auf Glück oder Unglück schlossen; die Thiere fraßen nicht das Mindeste, aber der Consul nahm keine Rücksicht darauf, sondern ließ sie vielmehr mit den Worten: „Wenn sie nicht fressen wollen, so mögen sie saufen!“ ins Meer werfen. Er mußte seinen Eigensinn hart büßen; denn er wurde gänzlich geschlagen, und verlor nach der geringsten Angabe drei und neunzig Schiffe und zwanzigtausend Mann. Eine neue Flotte, welche hierauf sogleich ausgerüstet und unter seinem Collegen Lucius Junius Pullus nach Sicilien geschickt wurde, ging bis auf zwei Fahrzeuge durch Schiffbruch unter. Die Römer mußten jetzt den Seekrieg eine Zeitlang aufgeben und die Herrschaft des Meeres den Karthagern überlassen.

Im nächsten Jahre nach dem Consulate des Claudius Pulcher und Junius Pullus wurde in Karthago ein Mann, dem selbst die Feinde das höchste Lob ertheilt haben, zum Oberfeldherrn ernannt, und gab dem Kampfe eine neue Bewegung. Hamilkar Barkas, der Vater des großen Hannibal und nächst diesem der ausgezeichnetste Feldherr der Karthager, übernahm den Oberbefehl und leitete den Krieg sechs Jahre hinter einander. Er verheerte die ganze Küste Italiens von der äußersten südlichen Spitze an bis zur Stadt Kumä in Campanien, und kämpfte in Sicilien mit einer Geschicklichkeit, gegen welche die Tapferkeit und Kriegskunst der römischen Truppen nichts auszurichten vermochte. Zu einer entscheidenden Schlacht kam es dabei nicht, aber die Kräfte beider Staaten wur-

den nach und nach so erschöpft, daß Beide zuletzt den Krieg unmöglich länger fortsetzen konnten. Rom war offenbar in Gefahr, zuerst entkräftet zu werden, und beschloß daher, noch einmal eine außerordentliche Anstrengung zu machen, um die Karthager wieder zur See bekämpfen zu können und sie dadurch zur Beendigung des Krieges zu zwingen. Die römische Staatskasse war jedoch erschöpft, und die italiänischen Seestädte hatten durch den langen Krieg und die Plünderungen der Karthager so unsäglich gelitten, daß man nicht wagen durfte, ihnen noch einmal die Aufstellung und Bemannung einer Flotte zuzumuthen. Der Senat nahm daher seine Zuflucht zum Patriotismus der römischen Bürgerschaft. Die römische Aristokratie schoß mit aufopfernder Vaterlandsliebe die nöthigen Summen zur Ausrüstung einer neuen Flotte zusammen, unter der Bedingung, daß dieselben ihr nur dann zurückerstattet werden sollten, wenn Rom den Sieg davon trage. Dadurch erhielt der Staat wieder eine Flotte von zweihundert großen Kriegsschiffen (242 v. Chr.). Eine solche Anstrengung hatten die Karthager nicht mehr erwartet; sie rüsteten eilig ihre Flotte aus, und ließen sie unter Hanno's Führung nach Sicilien segeln, damit sie sich dort mit den Truppen und Schiffen Hamilkar's vereinige, und unter dem Oberbefehle dieses Mannes die feindliche Flotte angreife. Dahin ließ es aber der Consul Cajus Lutatius Catulus, welcher die römische Flotte befehligte, nicht kommen. Er segelte dem Hanno entgegen, und zwang ihn bei den am westlichen Ende von Sicilien gelegenen ägatischen Inseln zu einer Schlacht. Die Römer erfochten einen vollständigen Sieg: fünfzig karthagische Schiffe wurden in den Grund gebohrt und nicht weniger als siebenzig mit einer Bemannung von zehntausend Soldaten weggenommen. Hanno ward zur Strafe für seine Niederlage ans Kreuz geschlagen.

Die Karthager verzagten zwar auch jetzt noch nicht, allein ihre Kräfte waren erschöpft, und ihre Truppen in Sicilien wurden durch die Flotte des Feindes in die Gefahr gebracht, von aller Zufuhr abgeschnitten zu werden. Es konnte sich daher für sie nur darum handeln, ob man Frieden schließen oder mit Aufbietung der letzten Kräfte noch einmal das Glück der Waffen versuchen solle. Sie überließen die Entscheidung dieser Frage dem Manne, der den

Krieg bisher mit ebensoviel Eifer als Geschicklichkeit geführt hatte, und ertheilten ihm unbedingte Vollmacht, den Krieg, je nachdem es ihm vortheilhaft scheine, fortzusetzen oder zu beendigen. Hamilkar Barkas entschied sich für den Frieden, weil er erkannte, daß Lutatius Catulus nach einem glänzenden Siege auch den Triumph der Beendigung des Krieges wünsche und verständiger sei, als Regulus gewesen war. Er bot demselben Unterhandlungen an, und erhielt einen so billigen Frieden, daß das römische Volk anfangs sich weigerte, ihn zu bestätigen. Die wichtigste Bedingung dieses Friedens, welcher 241 v. Chr. geschlossen ward, bestand darin, daß die Karthager alle ihre Besitzungen in Sicilien an Rom abtreten mußten; außerdem verpflichteten sie sich zur Auslieferung aller Gefangenen und zur Zahlung einer Contribution. Das Gebiet des römischen Staates wurde also damals über Italien hinaus erweitert. Dies veranlaßte in den inneren und äußeren Verhältnissen von Rom solche Veränderungen, daß mit jenem Frieden sich die rein italiänische Periode der römischen Geschichte schließt.

2. Die Zeit zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege.

Die Karthager geriethen durch die Abtretung ihrer Besitzungen auf Sicilien in ein sehr bedenkliches Verhältniß zu den Römern, da diese, wegen ihres Übergewichtes über Hiero, jetzt die ganze Insel beherrschten und jeden Augenblick ein zahlreiches Heer nach Afrika übersetzen konnten. Ein plötzlicher Übergang von Sicilien nach Afrika, schon zweimal zum großen Schaden der Karthager versucht, war aber schwer zu hindern, selbst wenn diese das Meer beherrschten, weil die Entfernung der beiden Länder von einander so gering ist, daß man bei hellem Wetter von Sicilien aus die Küste von Afrika fast mit bloßen Augen wahrnehmen kann. Karthago war daher, durch den zur Beendigung seines ersten Krieges mit Rom geschlossenen Frieden, in eine gefährliche Lage gebracht worden. Außerdem hatte aber der Verlust von Sicilien auch seinem Handel einen empfindlichen Schlag versetzt. Unter diesen Umständen hätte es zwischen beiden Staaten über kurz oder lang wieder zu einem Kriege kommen müssen, wenn auch die

Römer kein eroberndes Volk gewesen wären. Karthago selbst ließ sich zwar als Handelsstaat von jeher nur in solche Kriege ein, welche durchaus unvermeidlich oder des Handels wegen nützlich waren; aber es mußte nach dem Verlust von Sicilien neue Hülfsquellen seines Handels aufsuchen, glaubte diese am besten in Spanien zu finden, und gerieth darüber in einen neuen Kampf mit Rom. Noch ehe dies geschah, ward Karthago durch einen inneren Krieg erschüttert, den die Römer auf eine unedle Weise benutzten, um mitten im Frieden auf Unkosten ihres neuen Bundesgenossen eine Eroberung zu machen.

Die karthagischen Heere bestanden nämlich zu allen Zeiten fast blos aus Söldnern, die aus den verschiedenartigsten Völkern geworben waren, und der Staat schwebte dadurch beständig in einer doppelten Gefahr. Er konnte mit Truppen, die aus einem bunten Gemische von meist uncivilisirten Ausländern zusammengesetzt waren, unmöglich im Kampfe mit Rom bestehen, und mußte außerdem bei jeder Verminderung oder Stockung der Staatseinnahmen eine Empörung derselben befürchten. Das Letztere erfolgte unmittelbar nach dem Ende des ersten punischen Krieges. Die karthagischen Söldnerschaaren, welche damals in Folge der Abtretung Siciliens sogleich nach Afrika übergesetzt wurden, verlangten außer ihrem rückständigen Sold auch noch besondere Belohnungen, die ihnen Hamilkar Barkas in der Zeit der Bedrängniß versprochen hatte. Sie machten die übertriebensten Forderungen, und als man diese zurückwies, empörte sich die ganze, aus mehr als zwanzigtausend Mann bestehende Masse. Vergebens suchte sie der Senat durch Gisko, der vor allen anderen Generalen bei ihnen in Ansehen stand, zu beschwichtigen; zwei ehrgeizige Männer unter ihnen, der Campaner Spendius und der Afrikaner Mathos, wußten jede gütliche Ausgleichung zu vereiteln. Beide wurden von den empörten Söldnern zu Anführern ernannt. Der Krieg, welcher hierauf im Inneren des karthagischen Staates selbst ausbrach, dauerte vier Jahre (von 241 bis 237 v. Chr.), und ward für Karthago dadurch sehr gefährlich, daß auch einige der unterworfenen Völkerschaften mit den Empörern gemeine Sache machten. Die Söldner hatten anfangs großes Glück, weil die eifersüchtige karthagische Regierung Bedenken trug, den einzigen tüchtigen General, den sie

hatte, in diesem Kriege zu gebrauchen; erst nachdem die Sache bis zum Äußersten gekommen war, stellte sie Hamilkar Barkas an die Spitze des Heeres. Dieser erfocht sogleich einen Sieg über die Empörern, wurde aber bald darauf von ihnen in seinem Lager eingeschlossen und so in die Enge getrieben, daß er schwerlich dem Untergang entronnen wäre, wenn nicht ein angesehener Numidier, der früher unter ihm gedient und ihn liebgewonnen hatte, und dem er selbst die Hand seiner Tochter versprach, mit zweitausend Mann zu ihm übergegangen wäre. Hamilkar schlug hierauf in einer zweiten Schlacht die Empörer völlig, und gab dem Kriege mit großer Schlauheit dadurch eine andere Wendung, daß er Allen, welche sich ihm sogleich unterwerfen würden, vollständige Verzeihung anbot und gewährte.

Der Söldnerkrieg drohte damals auch den Frieden mit Rom zu stören, weil die Karthager ein Blokade-System aufgestellt hatten, und alle Schiffe, welche von Italien nach Afrika fuhren, wegnahmen. Als aber die Römer dies nicht gestatteten, fügte man sich ihrem Begehren, und der römische Senat war klug genug, durch Unterstützung von Rebellen kein gefährliches Beispiel zu geben, sondern zeigte sich vielmehr den Karthagern dadurch freundlich und großmüthig, daß er allen römischen Unterthanen verbot, den Empörern Lebensmittel zuzuführen. Gleich darauf kam Karthago den Römern gegenüber von neuem in eine sehr bedenkliche Lage, und diese ließen sich damals, wie immer, nicht durch unzeitige Großmuth von der Rücksicht auf ihr Interesse ablenken. Mitten im Söldnerkriege brach nämlich auch in Sardinien ein Aufstand der karthagischen Miethtruppen aus, und der karthagische Senat mußte wegen des gefährlichen Krieges im eigenen Lande diese Insel ihrem Schicksal überlassen, zumal da gerade damals zwischen Hamilkar Barkas und einem angesehenen Nebengeneral desselben ein Zwist ausgebrochen war, der fast noch gefährlicher zu werden schien, als der Söldnerkrieg. Die sardinischen Empörer wandten sich, als sie mit den Einwohnern der Insel nicht fertig werden konnten, an die Römer um Hülfe; diese wiesen aber anfangs ihr Gesuch zurück, weil sie damals für gewiß hielten, daß Karthago in seinem afrikanischen Söldnerkriege unterliegen werde, und sie sich daher in kurzer Zeit ohne den Schein der Ungerechtig-

keit Sardiniens bemächtigen könnten. Bald nachher brachte jedoch der karthagische Senat zwischen seinen beiden Generalen eine Aussöhnung zu Stande, und diese suchten dann der Empörung schnell ein Ende zu machen. Jetzt eilten die Römer Sardinien sich zu unterwerfen, ehe die Karthager ihren afrikanischen Krieg geendigt hatten. Sie beschlossen, die Insel unter dem Vorgeben, daß sie ein verlassenes Gut sei, in Besitz zu nehmen, und ließen sich durch die Rüstungen, welche Karthago zur Absendung eines Heeres nach Sardinien machte, nicht zurückschrecken; im Gegentheil, sie erklärten sogar diese Rüstungen für einen Friedensbruch, und zwangen dann den karthagischen Senat, der wegen des Krieges in Afrika noch nicht freie Hand hatte, zu einem Vertrag, in welchem er den Römern die Insel zuerkannte, und sich sogar außerdem noch zur Zahlung einer bedeutenden Geldsumme verpflichtete (238 v. Chr.). Der Krieg mit den Söldnern währte nachher noch einige Zeit fort, und wurde von beiden Seiten mit solcher Wuth geführt, daß der griechische Geschichtschreiber Polybius ihn den grausamsten Krieg nennt, von welchem er jemals gehört habe. Mathos und Spendius ließen einst alle ihre Gefangenen, siebenhundert an der Zahl, verstümmeln und dann lebendig begraben. Hierauf gab auch Hamilkar den Befehl, die Gefangenen immer sogleich zu tödten. Er soll sogar, als bald nachher über vierzigtausend Mann in seine Gewalt geriethen, diese insgesammt bis auf den letzten Mann haben zusammenhauen lassen. Auf diese Weise ward der blutige Krieg noch eine Zeitlang fortgesetzt, bis nach und nach die Empörten unterworfen und größtentheils vernichtet wurden.

In den nächsten zwei Jahrzehnten nach dem Abschluß des neuen Vertrags zwischen Rom und Karthago suchten beide Staaten jeder in einem anderen Lande sich neue Besitzungen zu erwerben, der römische in Oberitalien und Illyrien, der karthagische in Spanien. Die Römer bemächtigten sich im Jahre 237 v. Chr. der Insel Korsika, und begannen dann ihren illyrischen Krieg, der sie zum ersten Male mit dem eigentlichen Griechenland in Berührung brachte, und ihren Aussprüchen auch jenseit des adriatischen Meeres Bedeutung verschaffte. Die Illyrier nämlich, welche auf der Ostseite dieses Meeres wohnten (s. Th. I. S. 157), waren nicht lange nach Alexander's des Großen Tode, bei den ewigen

Streitigkeiten der griechischen Völkerschaften und Staatenbünde und bei der Schwäche des epirotischen Königreichs, zu großer Macht gelangt, und ihr König Agron hatte seine Herrschaft weithin ausgedehnt. Sie waren übrigens ein rohes Raubvolk, und wurden durch die von Agron zur Ausbreitung seines Reiches gemachten glücklichen Unternehmungen nur zu noch größerer Raublust getrieben, zumal da nach dem Tode dieses Königs seine Gemahlin Teuta als Vormünderin ihres Sohnes herrschte, und den Staat nicht nach Rücksichten der Politik, sondern blos nach den Bedürfnissen und Eingebungen des Augenblickes leitete. Unter ihrer Regierung war bald kein Schiff und keine Küste des adriatischen Meeres mehr vor den Räubereien der Illyrier sicher. Die Epiroten und Akarnanen, welche von jeher ebenso raublustig waren als die Illyrier, vereinigten sich freudig mit ihnen, und die Seestädte auf der Ostseite Italiens litten unsäglich durch Seeraub. Als die Römer deshalb Gesandte an Teuta schickten, kam es zwischen der von weiblichem Übermuth beherrschten Königin und dem einen der römischen Abgeordneten zu heftigen Worten, und Teuta ward so erbittert, daß sie denselben auf der Rückreise umbringen ließ. Diese Verletzung des Völkerrechts gab die Veranlassung zu einem Kriegszug der Römer gegen die Illyrier (229 v. Chr.). Die illyrische Königin hatte in der letzten Zeit einige glücklichen Unternehmungen gemacht, weil sie in ihren Maßregeln sich des Rathes von Griechen bediente, die auf der dalmatischen Insel Pharos angesiedelt waren; kaum erschien aber eine römische Flotte, als sie von allen Seiten verlassen ward. Einer jener Griechen, der ihr Haupt-Rathgeber und Statthalter in einem Theile ihres Reiches war, Demetrius von Pharos, ein durch Unternehmungsgeist und Grundsatzlosigkeit ausgezeichneter Mann, ward zum Verräther. Die wichtigsten Häfen ergaben sich den Römern, und Teuta mußte schon im zweiten Jahre des Krieges um Frieden bitten. Sie erhielt ihn unter den härtesten Bedingungen: sie mußte sich zu einem jährlichen Tribute verpflichten, über einen gewissen Punkt hinaus der Schifffahrt mit bewaffneten Fahrzeugen entsagen, die Insel Korcyra, die jetzt unter römischen Schutz gestellt ward, abtreten und einen anderen großen Theil ihres Reiches räumen, welchen Demetrius zum Lohn seines Verrathes erhielt. Wichtiger, als diese Vortheile, war für die

Römer das Ansehen, welches ihnen die Besiegung der illyrischen Königin in den Augen der Griechen gab. Korcyra und einige griechischen Städte der illyrischen Küste wurden ebenso, wie früher Hiero von Syrakus, zugleich den Römern verpflichtet und in ein abhängiges Verhältniß gebracht; die Aetoler, die Achäer und andere griechischen Staaten aber, welche durch die Bezwingung der Illyrier gegen Räubereien gesichert wurden, erwiesen sich den Römern durch thörichte Schmeicheleien dankbar, und offenbarten auf diese Weise dem siegreichen Staate die Schwäche ihrer eigenen Nation. Einige Jahre später, als die Römer in einen anderen Krieg verwickelt waren, begannen die Illyrier ihr einträgliches Gewerbe von neuem. Demetrius vorzüglich trieb diese Räubereien, und hatte zugleich eine innige Verbindung mit dem König Antigonus Doson von Macedonien geschlossen, wodurch er den Römern doppelt gefährlich ward, weil gerade damals ein neuer Krieg mit Karthago auszubrechen drohte. Sie schickten daher ihren Consul Lucius Aemilius Paullus mit einem Heere nach Illyrien (219 v. Chr.). Diesem gelang es, den Feind zu verjagen. Demetrius begab sich nach dem Verluste seines Reiches nach Macedonien, wo er, wie wir später sehen werden, einen verderblichen Einfluß auf Antigonus Doson's Nachfolger, Philipp III., ausübte.

Gleich nach dem ersten illyrischen Kriege unterwarfen sich die Römer auch Oberitalien oder das cisalpinische Gallien, welches seiner gallischen Bevölkerung wegen nicht zu Italien gerechnet, und daher nach seiner Eroberung ebenso wie Sicilien und Sardinien als eine Provinz behandelt wurde. Dieses Land, in welchem einst etruskische Cultur geblüht hatte, war damals von einer Menge roher Völkerschaften bewohnt, die fast größtentheils zum keltischen oder gallischen Völkerzweige gehörten, nur lose mit einander verbunden waren, fast blos Viehzucht trieben, und von Zeit zu Zeit räuberische Einfälle in die benachbarten civilisirten Länder machten. Solche Völker konnten es mit einem gut eingerichteten militärischen Staate, wie Rom war, nicht aufnehmen, sie waren daher auch in Folge der Erfahrungen, die sie in den früheren Kriegen mit Rom gemacht hatten, fünf und vierzig Jahre lang ruhig geblieben. Die Veranlassung zu einem neuen Kriege mit ihnen ward von einem römischen Demagogen gegeben. Cajus Flaminius

Nepos, der sich während seiner ganzen politischen Laufbahn blos auf das Volk stützte, suchte im Jahre 232 v. Chr. als Volkstribun sich dasselbe durch die Versorgung einer großen Zahl armer Bürger zu verpflichten, und setzte zu diesem Behufe den Beschluß durch, daß das einst den Senonen entrissene Land (s. oben S. 284) unter römische Colonisten vertheilt werden solle. Dieses Land war bei seiner Eroberung für eine römische Staats-Domäne erklärt und seitdem von den benachbarten Galliern gegen Pacht als Weideland benutzt worden. Durch Flaminius Gesetz wurde ihnen dieser Landstrich entzogen, und zugleich eine so große Zahl römischer Bürger in der Nähe ihrer Grenzen angesiedelt, daß sie mit Recht für ihre Selbstständigkeit besorgt wurden. Sie rüsteten sich also zum Kriege, und beschlossen sechs Jahre nach der Vertheilung des senonischen Landes, die Römer in ihrem eigenen Gebiet anzugreifen. Zu diesem Zuge verbanden sich nicht nur alle cisalpinischen Völkerschaften, sondern auch die Gäsaten, ein Volk des transalpinischen Galliens, ließen sich zur Theilnahme bewegen. Nur zwei Völker von Oberitalien wurden durch gewandte römische Unterhändler davon abgehalten und zu einer Verbindung mit Rom gebracht, und hinderten dadurch ihre Landsleute, mit ihrer gesammten Volksmacht über die Apenninen zu ziehen. In Rom verbreitete das Herannahen der Gallier einen großen Schrecken, weil das Unglück am Allia und seine Folgen (s. oben S. 234) noch im Gedächtniß der Bürger standen, und weil man fühlte, daß in einem Kriege mit rohen Völkern viel zu verlieren und wenig zu gewinnen sei. Der Senat bot daher alle Kräfte des Staates auf, und ließ, um über die gesammte Macht, die man nöthigenfalls aufstellen könnte, im Klaren zu sein, ein Verzeichniß der streitbaren Mannschaft des ganzen unterworfenen Italiens verfertigen. Dieses Verzeichniß hat sich erhalten, und gibt uns einen zuverlässigen Maßstab zur Schätzung der damaligen Bevölkerung von Italien. Wir ersehen aus demselben mit Staunen, daß ungeachtet der verheerenden Eroberungskämpfe der Römer in Mittelitalien, ungeachtet der Verwüstungen des Krieges mit Pyrrhus, und obgleich erst kurz vorher der erste punische Krieg den Römern zweimal hunderttausend Menschen gekostet hatte, Unter- und Mittelitalien allein nicht weniger als siebenmal hunderttausend Mann zu Fuß und siebenzigtausend

Reiter aufzustellen vermochte. Übrigens wurde von dieser Macht nur etwa ein Fünftel gegen die Gallier ins Feld geschickt.

Das erste römische Heer, welches mit den Galliern zusammentraf, wurde völlig geschlagen. Bald nachher geriethen dagegen die Gallier in eine sehr bedenkliche Lage. Ihre Hauptmacht ward in einer sumpfigen Gegend von Etrurien durch zwei Heere zugleich von vorn und im Rücken angegriffen und zu einer entscheidenden Schlacht gezwungen. Sie leisteten, als es zum Gefecht kam, alles, was man in einem solchen Falle von den geübtesten Truppen und Feldherrn nur immer hätte erwarten können, sie reichten aber mit ihren blos zum Hieb geeigneten und noch dazu schlecht gestählten Schwertern gegen die zugleich für Hieb und Stich eingerichteten römischen Degen nicht aus, und waren durch ihre schmalen und schwachen Schilde zu wenig gegen die römischen Wurfspeere geschützt. Dazu kam noch, daß sie gerade den kräftigsten Theil ihrer Hülfstruppen, die Gäsaten, nicht gebrauchen konnten, weil diese mit barbarischem Übermuthe ihre Kleidung von sich geworfen hatten, um nackt zu fechten, und zu spät wahrnahmen, daß ein solcher brutaler Trotz wohl im Kampfe mit Halbwilden, wie ihre Landsleute waren, gezeigt werden könne, gegen Römerheere aber ganz übel angebracht sei. Die Gallier erlitten daher eine völlige Niederlage, und verloren nicht weniger als vierzigtausend Mann an Todten (225 v. Chr.). In Folge davon unterwarf sich sogleich ein Theil von ihnen; die übrigen wurden in den nächsten Jahren theils durch Cajus Flaminius Nepos, der unterdessen Consul geworden war, theils durch Marcus Claudius Marcellus, einen der ausgezeichnetsten römischen Generale, unterjocht. Im Jahre 222 v. Chr. eroberte der Letztere in Verbindung mit seinem Mit-Consul, Cajus Cornelius Scipio, die von den Galliern gegründete feste Stadt Mediolanum (das heutige Mailand), und vollendete die Unterwerfung von Oberitalien. Die Römer verfuhren mit dem eroberten Lande nach ihrer gewöhnlichen Weise: sie machten dasselbe zu einer Provinz, und legten Colonieen an, um die Bewohner in der Unterwerfung zu erhalten. Diese Colonieen waren Mutina (das heutige Modena), Cremona und Placentia (das jetzige Piacenza).

Während die Römer Oberitalien unterwarfen und in Illyrien festen Fuß faßten, erkämpften sich auch die Karthager einen Zuwachs an Macht, welcher ihnen in der nächsten Zeit weit nützlicher war, als den Römern ihre unsicheren, schwer zu behauptenden neuen Erwerbungen. Der Gedanke, in weiter Ferne das wieder zu erwerben, was man im nahen Sicilien verloren hatte, ging von Hamilkar Barkas aus, der mit sicherem Blicke die Unvermeidlichkeit eines zweiten römischen Krieges voraussah, und daher neue Hülfsquellen für denselben eröffnen, zugleich aber auch dem Angriffe der Feinde dadurch zuvorkommen wollte, daß er selbst sie an einer Seite angriff, wo sie es nicht erwarteten. Hispanien oder das heutige Portugal und Spanien war das Land, welches er hierzu ausersehen hatte. Diese Halbinsel, die im Alterthum auch den Namen Iberien führte, war ursprünglich von zwei verschiedenen Völkerstämmen bewohnt, den Kelten und den Iberern. Die Ersteren wurden von den Iberern größtentheils unterworfen, und einige wenige unvermischte Stämme ausgenommen, verschmolzen sie nachher mit den Iberern zu Einem Volke. Die iberischen Völker gehörten, nach der Meinung der neueren Gelehrten, nicht, wie die Kelten, zu den Indo-germanen, sondern sie bildeten einen besonderen Völkerstamm des kaukasischen Menschenstammes. Die bemerkenswertheften iberischen Völker waren: die Lusitanier, welche den größeren nördlichen Theil von Portugal bewohnten, und sich östlich bis nach Spanien hinein ausgebreitet hatten, die Cantabrer an der Nordküste Spaniens, in Biscaja und dem nördlichen Theile von Burgos, die Vasconen im Lande Navarra und die Celtiberier, welche im Inneren von Spanien wohnten und vermuthlich ein Mischlingsvolk von Iberern und Kelten waren. Die Iberer haben sich mit den verschiedenen Völkern, welche später in Spanien und Portugal einwanderten, vermischt, und sind auf diese Weise untergegangen. Der einzige reine Überrest derselben sind die Basken, welche in Biscaja und Navarra wohnen, und aus etwas mehr als einer halben Million Seelen bestehen. Man schließt ihre Abstammung von den Iberern aus dem Umstande, daß die iberischen Ortsnamen, welche in den Schriften der Alten erwähnt werden, durch keine andere Sprache als die baskische er-

klärt werden können, und daß die Letztere sich mit keiner einzigen anderen bekannten Sprache verwandt zeigt.

Die iberischen Völker erhielten zuerst durch Hamilkar Barkas und durch die Kriege der Karthager in Spanien eine Wichtigkeit für die Weltgeschichte, weil ihre Unterwerfung den zweiten punischen Krieg veranlaßte, und ihr Land ein Hauptschauplatz desselben wurde. Indessen hatten die Karthager schon früher ausgebreitete Besitzungen in Iberien gehabt; sie hatten sich bereits vor dem ersten punischen Kriege fast das ganze jetzige Andalusien unterworfen, mußten aber wegen dieses Krieges alle Truppen an sich ziehen und das Land sich selbst überlassen. Nach dem Söldnerkriege warf der karthagische Senat, durch Hamilkar Barkas angetrieben, seine Augen wieder auf Spanien; denn um die Heere recrutiren, die Flotte unterhalten und den Handel erweitern zu können, brauchte man einen Ersatz für das verlorene Sicilien. Da ein neuer Krieg mit Rom unmöglich zu vermeiden war, so war es ein Glück für Karthago, daß Hamilkar Barkas dies früh genug erkannte, und Einfluß genug hatte, um sich die Erlaubniß zur Ausführung seines Planes erwirken zu können. Er ward 237 v. Chr. an der Spitze eines Heeres nach Spanien geschickt, und führte daselbst neun Jahre lang einen glücklichen Krieg. Er drang in das Innere des Landes ein, unterwarf mehrere iberischen Völkerschaften, und suchte namentlich im Lande Andalusien, welches Schiffs- und Kriegsbedürfnisse zu liefern vermochte, sowie in Estremadura, wo die reichsten Silberbergwerke waren, die karthagische Herrschaft fest zu gründen. Er fand bald, daß sein Unternehmen immer schwieriger ward, je weiter er in das Innere von Spanien vordrang, da die ganze Art, wie er den Krieg führen mußte, die Eroberung des Landes erschwerte. Sein Zug glich nämlich mehr einem verwüstenden Raubzug, als einer ordentlichen Kriegsunternehmung, weil Hamilkar den Krieg durch den Krieg nähren mußte; denn seine Unternehmung sollte ja den Karthagern nichts kosten, sondern ihnen vielmehr die Mittel zu einem anderen Kriege verschaffen. Die Plünderungen und Verwüstungen der Karthager trieben die spanischen Völkerschaften zur Verzweiflung, und Hamilkar mußte dieselben mit dem Leben büßen: ihn traf in Spanien dasselbe Schicksal, welches einige Jahrhunderte später dem römischen Feldherrn

Varus durch die Germanen bereitet ward. Mehrere Völkerschaften vereinigten sich gegen ihn, sie erhielten in dem Häuptling Orisson einen fähigen Führer, und dieser wandte dieselbe List an, welche später Hermann in Deutschland gebrauchte; er machte den karthagischen Feldherrn sicher, benutzte das Zutrauen desselben, um ihn ins Verderben zu locken, und tödtete ihn dann nebst einem großen Theile seines Heeres (228 v. Chr.). Die Iberer wußten jedoch nicht, wie die Germanen, aus dem Unglück ihrer Feinde Vortheil zu ziehen.

Die karthagischen Soldaten setzten Hamilkar's Schwiegersohn, Hasdrubal, an seine Stelle, und der Senat hielt es für rathsam, diesen im Commando zu bestätigen. Manche Geschichtschreiber versichern, der Senat habe dies nur mit Widerstreben gethan und sei durch das der Familie Barkas ganz ergebene Volk dazu genöthigt worden; allein auch in den früheren Kriegen der Karthager zeigt sich, daß das Commando und der Einfluß in gewissen Familien erblich war, und die Sache erklärt sich außerdem auch durch die Beschaffenheit der karthagischen Heere. Diese waren meist aus Soldtruppen zusammengesetzt, und wurden theils durch die erbeuteten Schätze unterhalten, theils standen sie sich in demselben Grade besser, in welchem ihre Führer geschicktere und glücklichere Feldherrn waren; die Heere gehörten also auch mehr den Generalen, als dem Staate an, und ihre Führung wurde daher, selbst ohne Parteiungen im Inneren des Staates, leicht in einer Familie erblich. Hasdrubal, welcher von Karthago Verstärkungen erhielt, besiegte Orisson, breitete die karthagische Herrschaft bis an den Ebro aus, und wußte sie durch Klugheit, Milde und Freundlichkeit dauernd zu befestigen. Er erwarb sich durch sein Benehmen und durch seine Vermählung mit der Tochter eines iberischen Fürsten die Zuneigung der Eingeborenen, so daß sie ihn zum König ausriefen. Aus allem, was er that, geht deutlich hervor, daß er sich und seiner Familie eine Art von Fürstenthum in Spanien zu gründen suchte, obgleich er aus Patriotismus und Klugheit seine Macht und seinen Reichthum nur zum Vortheile seines Vaterlandes benutzte. Um nach und nach ganz Spanien bezwingen und die Verbindung mit Afrika besser unterhalten zu können, hielt er es für nöthig, einen Haupt-Waffenplatz anzulegen, der zugleich ein

guter Hafen wäre, und gründete zu diesem Zwecke in einer der herrlichsten Landschaften Europa's die Stadt Neu-Karthago, das jetzige Cartagena. Diese Stadt diente zugleich als Festung, als Handelsplatz, als Arsenal, als Hauptquartier der Truppen und als Vorrathskammer für alle Bedürfnisse des See- und Landkrieges. Sie blühte in kurzer Zeit so empor, daß sie bald mit Karthago wetteifern konnte, und daß die an der spanischen Küste angesiedelten Griechen, besonders die Saguntiner, um ihren eigenen Handel und ihre Freiheit besorgt wurden. Die Letzteren wandten sich daher an die Römer, schlossen mit ihnen ein Bündniß, und erlangten durch ihre Verwendung, daß Karthago sich verbindlich machte, weder ein Heer über den Ebro ziehen zu lassen, noch den griechischen Colonieen in Spanien ihre Unabhängigkeit zu rauben.

Als Hasdrubal von einem Sklaven, dessen Herrn er getödtet hatte, auf der Jagd ermordet worden war (221 v. Chr.), nahm sich das Heer dieselbe Freiheit, die es sich schon einmal genommen hatte: es stellte Hannibal, Hamilkar Barkas Sohn, der schon unter seinem Schwager Hasdrubal der Zweite im Befehl gewesen war, an seine Spitze. Der Senat zu Karthago fand es abermals rathsam, die Wahl der Soldaten zu bestätigen. Hannibal, welcher damals erst sechs und zwanzig Jahre alt war, zeigte sich gleich bei der Übernahme des Heeres als einen Mann von außerordentlichen Talenten, da er in kurzer Zeit alles das ausführte, was sein Vater und sein Schwager unvollendet gelassen hatten. Er unterwarf in anderthalb Jahren ganz Hispanien bis an den Ebro, mit Ausnahme des lusitanischen Landes und der Stadt Sagunt (des heutigen Murviedro), und richtete dann die von seinen beiden Vorgängern geschaffene Macht gegen die Römer. Die Lage der Dinge hatte sich jedoch damals sehr zum Nachtheile der Karthager geändert. Die Römer hatten kurz zuvor Oberitalien unterworfen und so eben eine Flotte abgeschickt, um die Illyrier zum zweiten Male zu demüthigen. Wenn sie nur noch einige wenige Jahre Frieden hatten, so war ihre Herrschaft an den illyrischen Küsten und auf dem adriatischen Meere gesichert, und sie konnten sich dann mit ihrer ganzen Macht nach Spanien wenden, um Karthago ebenso aus diesem Lande, wie früher aus Sicilien, nach Afrika zurückzutreiben. Dies wollte Hannibal nicht abwarten: er eilte das

reiche und mächtige Sagunt zu erobern, um den Römern zuvorzukommen, sie in ihrem eigenen Lande anzugreifen, und durch Vernichtung der römischen Macht die Herrschaft Karthago's zu retten. Man würde sich in Rücksicht der Erkenntniß und Beurtheilung der römisch-karthagischen Verhältnisse sehr täuschen, wenn man bei der Beurtheilung Hannibal's auf den angeblichen Römer-Haß des Hauses Barkas Gewicht legen, und eine Anekdote berücksichtigen wollte, nach welcher Hamilkar, als er nach Spanien ging und damals seinen neunjährigen Sohn mit sich nahm, diesen an einem Altare habe schwören lassen, daß er die Römer ewig hassen wolle. Was Hamilkar in Spanien vorbereitete und sein Sohn in Italien zur Ausführung brachte, ging nicht aus bloßer Leidenschaftlichkeit hervor, sondern aus einer wohlberechneten Politik, es war das Werk des Verstandes.

Die Stadt Sagunt war, wie jede Colonie in einem von rohen, aber kriegerischen Völkern bewohnten Lande, mit den benachbarten Stämmen in stetem Streit. Auf diesen Umstand gründete Hannibal zunächst seinen Plan gegen Sagunt und die Römer. Er veranlaßte einen Zwist zwischen den Saguntinern und einer mit Karthago verbündeten spanischen Völkerschaft, bewog diese in Karthago Beschwerde zu führen, und erhielt vom Senat den Auftrag, den Bundesgenossen zu Hülfe zu ziehen. Er bediente sich dann dieses Auftrages, um, gegen den ausdrücklichen Inhalt des erst kurz zuvor geschlossenen Vertrags mit den Römern, Sagunt unter das karthagische Joch zu beugen. Wir müssen freilich über die außerordentlich große Macht erstaunen, welche eine einzige Familie in der Republik Karthago besitzen mußte, die drei ihrer Glieder nach einander zur königlichen Gewalt befördern, in weiter Entfernung von dem Hauptsitze des Reichs einen gefährlichen Krieg anfangen, und den bedachtsamsten Staat zu den raschesten Maßregeln fortreißen konnte; unser Erstaunen verschwindet aber, wenn wir bedenken, daß die Regierung von Karthago sich in den Händen einer Aristokratie befand, welche aus den Gliedern der großen alten Familien und der reichsten Kaufleute zusammengesetzt war. Unter den Ersteren glänzte vor allen Übrigen die Familie Barkas, die Anderen aber verdankten dieser Familie eine neue Quelle des Reichthums, sahen durch dieselbe die griechischen Colonieen in

Spanien vom einträglichsten Handel ausgeschlossen, und freuten sich der sicheren Hoffnung, daß Hannibal auch Gallien und Italien ihren Schiffen zugänglich machen werde, wie sein Vater Spanien ihnen geöffnet hatte. Die Saguntiner wandten sich an die Römer um Hülfe, und diese schickten Gesandte nach Spanien, um dem karthagischen Feldherrn Vorstellungen zu machen, und mit Bezug auf den bestehenden Staatsvertrag die Aufhebung der bereits begonnenen Belagerung von Sagunt zu verlangen; allein Hannibal wußte die Römer sehr geschickt zu täuschen. Eine zweite römische Gesandtschaft, welche bald nachher in Spanien erschien, hielt er zuerst eine Zeitlang in Spanien auf, und wies sie dann an den Senat von Karthago. Er brachte unterdessen Sagunt aufs Äußerste, fest überzeugt, daß seine Vaterstadt mitten im Siege die einmal errungenen Vortheile nicht aufgeben werde. Er betrog sich nicht: der karthaginische Senat gab den Vorstellungen der römischen Gesandten kein Gehör, und Sagunt, welches von Rom nur durch diplomatische Waffen unterstützt ward, mußte unterliegen. Die Saguntiner bewiesen übrigens eine Ausdauer, von der die Geschichte uns nur sehr wenige Beispiele liefert, außer in Spanien, wo in der älteren Zeit Numantia und einige andere Städte, in der neuesten aber Saragossa eine ähnliche Geschicklichkeit und Tapferkeit in der Vertheidigung und eine gleiche Todesverachtung beim Untergang bewiesen haben. Acht Monate lang widerstanden die Saguntiner dem karthagischen Heere, dessen Zahl, wiewohl gewiß mit Übertreibung, auf hundert und fünfzigtausend Mann geschätzt ward. Als ihre Mauern einstürzten, vertheidigten sie die Trümmer derselben so lange, bis sie neue erbaut hatten. Als auch diese keinen Schutz mehr gewährten, stürzten sich sehr viele Bürger mit ihren Schätzen in ein großes, auf dem Marktplatze angezündetes Feuer, die meisten übrigen verschlossen sich mit Weib und Kind in ihre Häuser und steckten diese in Brand. Die Karthager rächten sich für den ausdauernden Muth, mit welchem die Saguntiner ihnen widerstanden hatten, auf eine fürchterliche Weise: alle noch übrigen männlichen Einwohner wurden niedergehauen, die Anderen aber als Sklaven unter die Soldaten vertheilt (im Herbst des Jahres 219 v. Chr.). Übrigens erbeutete Hannibal in Sagunt reiche Schätze, und wurde dadurch in den Stand gesetzt, die ungeheueren

Kosten der Rüstungen zu bestreiten, welche er für den italiänischen Feldzug machte. Die Eroberung von Sagunt trieb natürlicher Weise die Römer zu einer Kriegserklärung gegen Karthago, und es begann im Frühling des Jahres 218 v. Chr. der zweite punische Krieg.

3. Der zweite punische Krieg bis zur Schlacht bei Cannä.

Nach der Eroberung von Sagunt rüstete sich Hannibal den Winter hindurch zum Marsche nach Italien, und noch ehe die römischen Gesandten, welche in Karthago den Krieg erklärt hatten, nach Hause zurückgekommen waren, brach er schon mit seinem Heere von Neu-Karthago auf. Er hatte sehr richtig erkannt, daß die Römer nur in Italien besiegt werden könnten, weil die italiänischen Städte und Staaten den besten Theil der römischen Macht bildeten, und weil Rom, wenn sein Verhältniß zu den italiänischen Unterthanen zerrüttet ward, über seine Kräfte ebenso wenig frei verfügen konnte, als Karthago über die seinigen, wenn ein feindliches Heer auf afrikanischem Boden erschien und die unterworfenen Völker aufwiegelte. Hannibal durfte außerdem hoffen, daß er einen Theil der Italiäner für sich gewinnen, und auf diese Weise Rom's Kräfte nicht nur lähmen, sondern auch gegen die Römer selbst wenden werde. Er wählte übrigens den schwierigen Landweg statt des schnelleren und bequemeren Seewegs, weil damals kein Hafen der italiänischen Küste karthagischen Schiffen zugänglich war. Noch während des Winters hatte er wiederholt Officiere und Gesandte abgeschickt, um mit den einzelnen gallischen Völkern im südlichen Frankreich und in Piemont über den Durchzug durch ihr Land zu unterhandeln und die Wege und Pässe über die Alpen zu untersuchen. Das Heer, welches er mitnahm, soll an der Grenze von Spanien aus fünfzigtausend Mann zu Fuß, neuntausend Reitern und sieben und dreißig Elephanten bestanden haben. In Spanien ließ er seinen Bruder Hasdrubal mit fünfzehntausend Mann zurück, und außerdem stellte er noch elftausend Mann unter Hanno's Befehl zur Bewachung der Pyrenäen-Pässe auf.

Hannibal's Marsch von Neu-Karthago durch Spanien, durch das südliche Frankreich und über die Alpen nach Italien gehört zu den größten und schwierigsten Unternehmungen, welche in irgend einer Zeit von irgend einem Feldherrn entworfen und ausgeführt worden sind; denn dieser Marsch ging durch lauter unwirthliche Landstriche und durch das Gebiet von halbwilden, kriegerischen Völkerschaften, ward ohne Karten und ohne genaue Kenntniß der Gegenden, durch die man ziehen mußte, unternommen, und wurde dessen ungeachtet in fünf Monaten glücklich vollbracht. Schon in Spanien wurde Hannibal's Heer durch einige im Osten des Landes wohnenden Völkerschaften aufgehalten, es mußte bald nachher in einem Theile von Frankreich sich mit den Waffen seinen Weg bahnen, und hatte in den Alpen nicht nur durch Kälte und Schnee zu leiden und die unsäglichen Schwierigkeiten des Marsches über ein damals fast völlig ungangbares Hochgebirge zu überwinden, sondern zu gleicher Zeit auch mit kräftigen Bergvölkern zu kämpfen, welche mistrauisch das karthagische Heer angriffen und verfolgten. Wir dürfen nicht dabei verweilen, dem Zuge Hannibal's zu folgen, weil die Zeit alle Spuren desselben verwischt hat, und die Gestalt der Gegenden selbst nach und nach so sehr geändert worden ist, daß die Meinungen der Gelehrten über die einzelnen von den Karthagern berührten Punkte sehr von einander abweichen. Nicht weniger als acht und dreißig Gelehrte haben in neuerer Zeit Untersuchungen über den Weg angestellt, auf welchem Hannibal durch die Alpen zog, und doch ist man nicht einmal darüber zur Entscheidung gekommen, ob Hannibal über den kleinen St. Bernhard oder über den Mont Genevre oder über einen anderen Paß der französisch-sardinischen Alpen gezogen ist. Wie beschwerlich der ganze Marsch durch feindliche Völker in Spanien, durch die Pyrenäen, durch Frankreich und über die Schneemassen und Felsenklüfte der Alpen war, läßt sich am besten aus dem Umstand ermessen, daß Hannibal allein zwischen den Pyrenäen und der Rhone dreizehntausend Mann einbüßte, von diesem Flusse an bis zum italiänischen Fuße der Alpen zwanzigtausend verlor, und nur sechs und zwanzigtausend Mann, also nicht einmal die Hälfte seines Heeres, nach Italien brachte. Von den mitgenommenen Kriegs-Elephanten

kam ein Theil in Frankreich und in den Alpen, der Rest in Oberitalien um.

In Rom hatte man an die Möglichkeit eines Zuges, wie Hannibal ihn machte, nicht gedacht, wohl aber gleich anfangs beschlossen, den Schauplatz des Krieges nach Afrika und nach Spanien zu verlegen. Der eine der beiden Consuln, Titus Sempronius Longus, segelte mit hundert und sechszig Kriegsschiffen und sechs und zwanzigtausend Mann nach Sicilien, um von da nach Afrika überzusetzen; der andere, Publius Cornelius Scipio, schiffte sich mit vier und zwanzigtausend Mann nach Spanien ein; ein drittes Heer, welches sich auf neunzehntausend Mann belief, ward unter der Anführung eines Prätors nach Oberitalien geschickt, um die kaum erst unterworfenen Gallier zu beobachten. Scipio segelte, dem Gebrauche der Alten gemäß, an der Küste her, und landete auf seiner Fahrt bei Massilia (Marseille) gerade zu derselben Zeit, als Hannibal im Begriffe war, über die Rhone zu setzen. Sobald Scipio dies erfuhr, brach er mit seinem Heere auf, um dem Feinde den Übergang über den Fluß streitig zu machen; er verfehlte ihn aber, weil Hannibal, von der Nähe des römischen Heeres unterrichtet, seinen Marsch beschleunigte und demselben um drei Tagereisen vorauskam. Ihn einzuholen, war nicht wohl möglich; Scipio schiffte daher seine Truppen schnell wieder ein, schickte einen Theil derselben unter seinem Bruder Cnäus Cornelius Scipio nach Spanien, und eilte mit den übrigen nach Oberitalien, um in Verbindung mit dem dort stehenden Heere die Karthager, sobald sie von den Alpen herabkämen, anzugreifen. Am unteren Ticinus oder Tessin-Flusse traf er mit Hannibal zusammen. Beiden Feldherrn war es darum zu thun, recht bald ein Treffen zu liefern; dem Scipio, damit er die Gallier, welche im vorhergehenden Jahre Hannibal durch Abgesandte zum Zuge in ihr Land hatten auffordern lassen, von der Verbindung mit den Karthagern abhalte; dem Hannibal, damit er noch vor der Verstärkung, welche Scipio von Rom her erwartete, eine Schlacht liefern und also den Sieg leichter erringe. Hannibal ward vom Glücke begünstigt, er schlug die Römer und nöthigte sie, über den Po zurückzugehen. Ein Theil der Gallier verband sich hierauf sogleich mit den Karthagern.

Die siegreiche Erscheinung eines karthagischen Heeres in dem kaum erst eroberten Lande der italiänischen Gallier verbreitete in Rom den größten Schrecken; man rief daher sogleich den zweiten Consul von seinem Zuge nach Afrika zurück. Sempronius, der sich noch in Sicilien befand, schiffte sein Heer schnell nach dem nördlichen Italien ein, eilte zu seinem Collegen, und traf an dem Flusse Trebia mit ihm zusammen. Da er vor Begierde brannte, sich zu zeigen, so drängte er zu einer Schlacht. Diese fand an dem Ufer der Trebia Statt, und endigte für die beiden Consuln mit einer Niederlage, die ihnen viele Leute kostete, und dem Hannibal den Hauptvortheil gewährte, daß er sich in Oberitalien festsetzen konnte. Alle gallischen Völker fielen nach dieser Schlacht zu ihm ab. Das römische Volk wurde zwar durch die Niederlage am Trebia wieder in Schrecken gesetzt, ließ sich aber von diesem Eindruck nicht überwältigen, und traf schnell die nöthigen Rüstungen und Gegenanstalten. Es wurden neue Heere ausgehoben, Schiffe zur Bewachung der Küsten von Sicilien, Sardinien und Italien ausgesandt, und Magazine an einigen Punkten des Nordens von Mittelitalien angelegt. Hannibal seinerseits ließ es ebenso wenig an Thätigkeit fehlen. Er hatte gleich nach seinem letzten Siege die Winterquartiere bezogen, und beschloß, im nächsten Frühjahr sobald als möglich in Etrurien einzubrechen. Dazu wurde er besonders durch den Umstand bewogen, daß die wilden gallischen Stämme sich weder in eine gewisse Ordnung fügen wollten, noch auch zu einem Kriege, der in fremdem Interesse geführt ward, große Lust zeigten, und noch viel weniger geneigt waren, das karthagische Heer in ihrem Lande und auf ihre eigenen Kosten zu unterhalten. Schon äußerten sie ihre Unzufriedenheit, und Hannibal sah sehr wohl ein, daß er, um ihrer Hülfe auf die Dauer versichert zu sein, nicht länger unter ihnen verweilen dürfe. Er brach daher noch vor dem Ende der rauhen Jahreszeit nach Etrurien auf, wohin die Römer bereits zwei Heere unter den neuen Consuln, Cnäus Servilius Geminus und Cajus Flaminius Nepos, geschickt hatten (217 v. Chr.).

Von Oberitalien führten damals drei gebahnte Wege nach Etrurien; der eine von ihnen aber war für Hannibal zu weit abgelegen, und der zweite war von Servilius, der dritte von Flaminius

besetzt. Hannibal vermied daher alle drei, und schlug statt dessen eine Richtung ein, welche ihn durch eine der ungesundesten Sumpfgegenden Italiens führte. Dieser Marsch kostete ihm viele Leute, und er selbst verlor eines seiner Augen in Folge einer Entzündung. Er kam aber dadurch zuerst und allein mit demjenigen der beiden Consuln in Berührung, der am leichtesten besiegt werden konnte. Dies war Flaminius, derselbe Mann, welcher früher als Volkstribun gegen den Willen der Aristokraten den Beschluß durchgesetzt hatte, daß das Land der Senonen unter arme Bürger vertheilt werden solle. Er war sein ganzes Leben hindurch ein Feind der vornehmen Familien Rom's, zeichnete sich stets vorzugsweise durch seinen unablässigen Kampf gegen dieselben aus, und verdankte sein Consulat nur der auf Unkosten der Aristokratie erworbenen Gunst des gemeinen Volkes. Ein solcher Mann war nicht zur Führung eines Heeres und zum Kampfe mit einem gewandten Feldherrn geeignet; denn die Mehrzahl seiner oberen Officiere gehörte jenen Familien an, und auf ihre unbedingte Willfährigkeit war daher keineswegs zu rechnen. Außerdem hatte Flaminius, um nicht durch seine Todfeinde vermittelst der Auspicien und anderen Ceremonien, welche ganz vom Senat abhingen, an der Übernahme des Commando's gehindert zu werden, die beim Antritt des Consulats üblichen religiösen Gebräuche hintangesetzt, und dadurch selbst bei dem Volk üble Vorurtheile gegen sich und seine Unternehmungen erregt. Endlich war aber Flaminius auch ein höchst hitziger und heftiger Mann, dem in der Person Hannibal's der schlaueste und bedachtsamste Feldherr entgegenstand. Bringt man dies Alles in Anschlag, so wird man die furchtbare Niederlage, welche Flaminius erlitt, begreiflich finden. Hannibal lockte ihn am trasimenischen See (Lago di Perugia) in eine Gegend, in welcher er ihn völlig einschließen konnte, und schlug ihn dann so, daß Flaminius mit dem größten Theil seines Heeres den Tod fand, und der Rest gefangen genommen wurde (217 v. Chr.).

Hannibal hatte seinen Sieg nur wenige Tagereisen von Rom erfochten, er kannte aber die Kräfte Rom's zu gut, um auf diese Stadt einen Angriff zu versuchen, der selbst im glücklichsten Falle keine andere Folge gehabt haben würde, als daß er selbst in einer verlassenen Stadt eingeschlossen worden wäre. Statt gegen Rom

zu marschiren, wandte er sich nach Umbrien und von da durch das Land der Marser, Marruciner und Peligner nach Apulien in Unteritalien, damit er seinem Hauptplane gemäß die unterworfenen italiänischen Völker zum Kampfe gegen Rom aufrege. Die Römer nahmen endlich ihre Zuflucht zu dem Mittel, dessen sie sich im äußersten Nothfalle zu bedienen pflegten: sie stellten einen Dictator an ihre Spitze. Weil das rasche Benehmen der Consuln der beiden letzten Jahre an dem ganzen Unglück schuld gewesen war, und Alles jetzt auf besonnene Benutzung der Umstände ankam, so wählten sie zu ihrem Dictator einen alten, erfahrenen und bedachtsamen Mann, Quintus Fabius Maximus, dem man später wegen seiner großen Vorsicht und Bedächtigkeit den Beinamen Cunctator d. i. der Zauderer gab. Dieser fand das rechte Mittel dem Hannibal wehe zu thun: er ließ sich in keine Schlacht ein, folgte aber seinem Gegner immer auf dem Fuße nach, um jeden falschen Schritt desselben sogleich zu benutzen, ermüdete ihn durch Kreuz- und Querzüge, und sorgte allenthalben dafür, daß Hannibal wegen des Unterhaltes seiner Truppen in Verlegenheit kam. Dieser ward in der That durch die Art, wie Fabius Maximus den Krieg mit ihm führte, in eine schlimme Lage gebracht. Seine Absicht war, Rom durch wiederholte Niederlagen zu schwächen und Italien von Rom zu trennen; Fabius Maximus verhinderte ihn aber an Beidem. Die Hauptsache war, daß die italiänischen Staaten nicht zum Abfall zu bewegen waren, so oft auch Hannibal in seinen Reden und Proklamationen versicherte, er sei nur darum nach Italien gekommen, um dieses Land von der römischen Herrschaft zu befreien. Hannibal durfte also den Abfall der römischen Bundesgenossen nicht erwarten, wenn er nicht noch einmal einen Hauptsieg erfocht; gerade deshalb aber ließ sich Fabius Maximus weder durch Hannibal, noch auch durch die Ungeduld seiner eigenen Soldaten und Officiere zu einem entscheidenden Kampfe hinreißen. Ja, selbst als ein Sieg, den einst während seiner Abwesenheit vom Heere der Magister equitum, Minucius Rufus, erfocht, den Übermuth des Volks und der Soldaten bis zum höchsten Grade steigerte, ließ sich der alte Dictator von seinem Entschlusse nicht abbringen. Nach sechs Monaten mußte er zwar die Dictatur niederlegen, weil die römischen Gesetze eine längere

Dauer derselben nicht gestatteten; der Senat befahl aber den beiden Consuln, welche jetzt die Führung des Heeres übernahmen, dem Systeme des seitherigen Dictators treu zu bleiben. Es verging fast ein ganzes Jahr, ohne daß eine entscheidende Schlacht geliefert wurde, und die Römer erreichten den Zweck, den sie bei Fabius Ernennung gehabt hatten: die Italiäner gewannen kein Vertrauen zu Hannibal, dieser blieb auf sich selbst beschränkt, und ward, weil er den Krieg vom Kriege nähren mußte, gerade denen, die er für sich gewinnen wollte, immer lästiger.

Im nächsten Jahre (216 v. Chr.) wurden Cajus Terentius Varro und Lucius Aemilius Paullus als Consuln an die Spitze des Heeres gestellt, zwei Männer von denen der Letztere ganz für die damaligen Umstände geeignet war, während umgekehrt die Wahl des Ersteren wegen seiner Unbesonnenheit ein großer Fehlgriff war. Man hatte das Heer ganz außerordentlich verstärkt, weil man beschlossen hatte, es jetzt bei guter Gelegenheit zu einer Hauptschlacht kommen zu lassen; allein dieser Entschluß durfte nur mit großer Vorsicht und unter den günstigsten Umständen ausgeführt werden. Das Heer der beiden Consuln bestand aus achtzigtausend Mann zu Fuß und sechstausend Reitern, während Hannibal dagegen nur vierzigtausend Mann Fußvolk und zehntausend Reiter hatte. Aemilius Paullus durchschaute die obwaltenden Verhältnisse, und beurtheilte sie richtig, er wollte das letzte Heer, welches von dem durch römische Werbungen und durch Hannibal's Verweilen erschöpften Italien willig hergegeben worden war, nicht leichtsinnig der Gefahr der Vernichtung aussetzen, sondern das System des Fabius Maximus noch eine Zeitlang befolgt haben; Varro dagegen wollte nicht umsonst an der Spitze eines so glänzenden Heeres stehen. Er drängte zum Kampfe, und machte dadurch seinem Collegen mehr zu schaffen, als Hannibal. Der schlaue Karthager, der stets den Charakter der ihm entgegenstehenden Feldherrn klar erkannte, wußte aus Varro's Tollkühnheit und Unverstand Nutzen zu ziehen. Er bot an einem Tage, an welchem Varro den zwischen den Consuln täglich wechselnden Oberbefehl hatte, den Römern eine Schlacht an, und Varro nahm dieselbe an. Diese Schlacht, welche bei der apulischen Stadt Cannä in einer für Hannibal's Reiterei sehr günstigen Gegend geliefert wurde,

endigte für die Römer mit einer der schrecklichsten Niederlagen, deren die Geschichte gedenkt; denn Hannibal, der eine bessere und zahlreichere Reiterei hatte, als die Römer, richtete seine Schlachtordnung auf eine meisterhafte Art ein, wußte von der Verschiedenheit der Nationen und Bewaffnungsarten seines Heeres eine vortreffliche Anwendung zu machen, und beraubte so die Römer aller der Vortheile, welche sie durch ihr um das Doppelte stärkeres Fußvolk vor ihm voraus hatten. Über fünfzigtausend Römer wurden theils in der Schlacht, theils unmittelbar nach derselben getödtet, viele fanden bald nachher den Tod, und zehntausend wurden gefangen genommen. Unter den Gebliebenen befand sich auch der Consul Aemilius Paullus, welcher den Unglückstag nicht überleben wollte und tapfer kämpfend fiel; sein College Varro dagegen entrann dem allgemeinen Verderben. Hannibal hatte sechstausend oder nach einer anderen Angabe achttausend Mann verloren.

Die Schlacht bei Cannä hatte alle die Folgen, welche von einer so fürchterlichen Niederlage nur irgend zu erwarten waren. Sobald die Nachricht der Niederlage der Römer sich verbreitete, fielen die Samniten und fast alle Völker und Städte des südlichen Italiens von ihnen ab, und liehen ihre Kräfte den Karthagern. Nichts desto weniger ging Rom's Herrschaft durch den harten Schlag, der sie bei Cannä getroffen hatte, nicht unter. Hannibal säumte zwar nicht, sein Glück klug zu benutzen; allein er war und blieb für die Völker der Halbinsel ein Fremder, und da die Italiäner durch kein gemeinschaftliches Band zusammengehalten wurden, die Griechen unter ihnen aber noch dazu eine unzuverlässige Nation waren, so befand er sich seit dem Tage bei Cannä in einer mehr glänzenden, als vortheilhaften Lage. Andererseits behaupteten die Römer trotz ihres schrecklichen Unglücks die Ruhe und Standhaftigkeit, welche sie bisher immer aus den größten Gefahren gerettet hatte. Sie sammelten die aus zehntausend Mann bestehenden Trümmer ihres Heeres, ernannten einen Dictator zur Ausrüstung neuer Truppen, hoben in Rom und Latium die ganze Jugend aus, bewaffneten sogar achttausend Sklaven, und bedienten sich dazu der Waffen, welche vor Alters als Siegeszeichen in den Tempeln aufgehängt worden waren. Selbst zu den grausamen, schon seit langer

Zeit vergessenen Menschenopfern nahm der römische Senat seine Zuflucht, um den Pöbel auf seine Weise zu beruhigen und zu ermuthigen: er ließ auf einem öffentlichen Platze der Stadt vier Gefangene lebendig begraben. Das Hauptmittel der Rettung bestand jedoch darin, daß die Römer seit dem Tage bei Cannä einer entscheidenden Schlacht auf italiänischem Boden auswichen, dem Feind auf jede Weise die Mittel zur Führung des Krieges zu entziehen suchten, und zu gleicher Zeit in Sicilien und Spanien sich neue Hülfsquellen eröffneten. Der Krieg erhielt dadurch in den folgenden Jahren eine ganz andere Gestalt: Spanien und Sicilien wurden Hauptschauplätze desselben, in Italien aber ließen es die Römer zu keiner entscheidenden Unternehmung kommen, sondern ermüdeten Hannibal durch eine Menge kleiner Gefechte, suchten ihn auf jede Weise zu beunruhigen und zu drängen, straften die abgefallenen Städte und Staaten, sobald sie wieder unterworfen waren, mit großer Grausamkeit, und machten denen, welche schwankend waren, durch römische Besatzungen den Abfall unmöglich.

4. Spanien und Sicilien während des zweiten punischen Kriegs.

Auch in Oberitalien und Sicilien hatten die Dinge um jene Zeit eine für Rom schlimme Wendung genommen; nur in Spanien wurden die römischen Waffen vom Glücke begünstigt. In Oberitalien ward ein Prätor, welcher die cisalpinischen Gallier bekämpfen sollte, bald nach der Schlacht bei Cannä mit seinem ganzen Heere vernichtet; in Sicilien verlor man einen getreuen Bundesgenossen. Die Römer hatten bisher mit Hülfe Hiero's, des treuesten Bundesgenossen, den sie jemals hatten, alle Angriffe der karthagischen Flotte zurückgeschlagen, Hiero hatte sogar einen großen Theil seiner aufgehäuften Schätze bereitwillig hergegeben, um die römischen Heere mit Getraide und Geld zu unterstützen; der altersschwache Mann ging aber darin zu weit. Sein Sohn Gelo zerfiel darüber mit ihm, suchte des drückenden römischen Bündnisses, das im Grunde eine Unterjochung war, los zu werden, und neigte sich daher den Karthagern zu. Dieser Zwist war noch ohne Folgen geblieben, als der Sohn starb; bald nachher endete aber auch der

Vater sein Leben, und das kleine syrakusanische Reich fiel Gelo's Sohne, Hieronymus, zu, welcher, früh verdorben, im fünfzehnten Jahre seines Lebens die Regierung übernahm (215 v. Chr.). Drei Männer, von denen einer so elend und grausam war als der andere, waren dem jungen Manne vom sterbenden Großvater als Räthe zur Seite gegeben worden. Von diesen gehörten zwei der karthagischen Partei an, der dritte, Thraso, war den Römern gewogen. Hieronymus selbst kümmerte sich um die Politik nicht im mindesten; denn ihm lagen ganz andere Dinge am Herzen: er fröhnte der sinnlichen Lust, setzte sich mit der Willkür eines Despoten über alle Rücksichten hinweg, und strebte nach Pracht und Glanz, während sein Großvater gleichsam als Privatmann gelebt und weder Garden noch eine eigentliche Hofhaltung gehabt hatte. Die beiden karthagisch gesinnten Räthe suchten vor allen Dingen Thraso bei Seite zu schaffen, sie erreichten ihren Zweck dadurch, daß sie ihn einer Verschwörung anklagten, und auf das falsche Zeugniß eines Verbrechers hin aus dem Wege räumten. Hierauf knüpften sie Verbindungen mit Hannibal an, und dieser schickte Gesandte, welche nicht besser hätten gewählt werden können. Zwei von ihnen, Hippokrates und Epikydes, die aus Syrakus abstammten, wußten sich bei einem Fürsten, welcher nur an die Befriedigung seiner Lüste dachte, eine öffentliche Dirne zur Gemahlin hatte, und von dem elendesten Hofgesinde umgeben war, den größten Einfluß zu verschaffen. Sie bewogen den unbedachtsamen Jüngling zu einem Bündnisse mit Karthago und zur Theilnahme am Krieg. Hieronymus ward jedoch nach einer Regierung von dreizehn Monaten durch einen seiner Trabanten ermordet, welcher gleich nach geschehener That die Syrakusaner zur Herstellung der Republik aufforderte. Man folgte seinem Rufe, die wieder erlangte Freiheit war aber nur ein Zustand der Verwirrung und des Kampfes der karthagischen und römischen Partei. Einige herrschsüchtigen Männer wollten dies benutzen, um sich an die Spitze zu schwingen, riefen dadurch aber einen Aufstand des gemeinen Haufens hervor, in welchem mit wilder Wuth und Grausamkeit Schuldige und Unschuldige geschlachtet wurden. Auf den Leichen der Ermordeten gründete man eine unsinnige Demokratie, welche, wie überall, zu einer militärischen Despotie führte. Hippokrates und Epikydes

machten sich durch eine neue blutige Revolution zu Herrschern, und behaupteten sich mit Hülfe des Pöbels und der Miethtruppen im Besitze der Gewalt.

Die Römer hatten gleich nach Hieronymus Tode den größten Feldherrn, den sie damals hatten, Marcus Claudius Marcellus, gegen die neue Republik abgeschickt. Dieser hatte anfangs Unterhandlungen angeknüpft; als aber durch die Erhebung des Epikydes und Hippokrates jede Aussicht auf eine Verbindung mit Rom zerstört worden war, rückte er mit seinem Heere vor Syrakus, und begann die Belagerung der Stadt (214 v. Chr.). Die Karthager schickten Hülfstruppen nach Sicilien, und die Römer wurden daher dort in einen neuen und schwierigen Krieg verwickelt, während sie zu gleicher Zeit in Italien mit Hannibal und den zu ihm abgefallenen Städten zu kämpfen hatten. Marcellus belagerte Syrakus ein ganzes Jahr hindurch vergebens (213 v. Chr.): die natürliche Lage der Stadt, ihre starke und zweckmäßige Befestigung und die Erfindungen des Mathematikers Archimedes, der bei dieser Belagerung sich unsterblichen Ruhm erwarb (s. oben S. 121), machten die Einnahme der Stadt unmöglich. Marcellus sah sich genöthigt, die Belagerung in eine Einschließung zu verwandeln und seine Hoffnung auf Verrätherei zu setzen; aber seine Verbindungen mit Unzufriedenen in der Stadt wurden entdeckt, und achtzig Bürger, die sich mit ihm insgeheim verständigt hatten, mußten ihren Verrath mit dem Leben büßen. Marcellus hielt nun ein ganzes Jahr die Stadt ohne Aussicht auf Erfolg eingeschlossen, weil er nicht im Stande war, ihr die Zufuhr von Karthago her abzuschneiden; nur durch eine neue Verrätherei und durch eine besonders glückliche Fügung der Umstände ward es ihm endlich möglich, Syrakus zu erobern (212 v. Chr.). Die eroberte Stadt gab der römische General aus Politik, nicht aus Grausamkeit oder Rohheit, der Raublust der römischen Soldaten preis. Die Einwohner selbst befahl er zu verschonen; doch wurden viele derselben das Opfer der erbitterten römischen Soldaten; unter diesen befand sich auch Archimedes, zum großen Schmerze des Marcellus, welcher ebenso sehr durch Milde, edele Gesinnung und Liebe zu Wissenschaft und Bildung ausgezeichnet war, als durch seine Feldherrn-Eigenschaften. Der Sage nach starb Archimedes auf folgende Weise:

Er war, als die römischen Soldaten in die Stadt eindrangen, mit mathematischen Studien beschäftigt, und so sehr in dieselben vertieft, daß er nichts von dem, was in den Straßen vorging, merkte. Ein plündernder römischer Soldat stürmte in sein Zimmer, Archimedes, welcher gerade eine mathematische Figur in den Sand zeichnete, rief ihm entgegen: „Zertritt mir meine Figur nicht!“ und ward von ihm durchbohrt. Die Beute der Römer war, wie versichert wird, sogar noch reicher, als diejenige, welche man später bei der Eroberung von Karthago, diesem Sitze des Welthandels, machte. Für die Geschichte der Kunst ist die Eroberung von Syrakus dadurch wichtig, daß eine große Menge von Kunstwerken nach Rom geschleppt ward. Nach dem Fall von Syrakus wurde bald auch das ganze übrige Sicilien den Römern unterworfen.

In Spanien schien gerade zu derselben Zeit, als Sicilien den Karthagern für immer entrissen wurde, das Schicksal des Krieges die entgegengesetzte Wendung zu nehmen. Cnäus Cornelius Scipio, welcher gleich beim Beginn des zweiten punischen Krieges mit Heer und Flotte nach Spanien geschickt worden war, und sein Bruder Publius Cornelius Scipio, der im folgenden Jahre mit einer Verstärkung bei ihm eintraf, fochten mit großem Glücke gegen die Karthager und ihre Verbündeten, welche von Hannibal's Brüdern Hasdrubal und Mago geleitet wurden. Sie unterwarfen sich gleich anfangs das Land zwischen den Pyrenäen und dem Ebro, erlangten die Übermacht zur See, und brachten theils durch das Glück ihrer Waffen, theils durch Milde, Freundlichkeit und Großmuth viele Völkerschaften zur Verbindung mit Rom. Sechs Jahre lang wurde theils zwischen den Eingeborenen unter einander, theils zwischen den Römern und Karthagern ein blutiger Krieg geführt. Die einzelnen Ereignisse dieses Krieges gehören nicht in eine allgemeine Geschichte, wohl aber das Resultat desselben. Dieses war, daß die Römer zu Wasser und zu Lande das Übergewicht erhielten, daß Karthago durch die zur Rettung von Spanien nöthigen Anstrengungen ebenso erschöpft ward, wie Rom durch seine Vertheidigung Italiens gegen Hannibal, und daß der Letztere aus diesem Grunde von Karthago her fast gar keine Unterstützung an Geld, Schiffen und Truppen erhalten konnte. In demselben Jahre, in welchem Marcellus Sicilien den Römern unterwarf,

wurden diese mit dem Verlust aller ihrer Eroberungen in Spanien bedroht. Die beiden Scipionen trauten dort ihren Bundesgenossen zu sehr, sie wagten in diesem Vertrauen zwei getrennte Unternehmungen zu machen, verloren den größten Theil ihrer Truppen, und kamen selbst ums Leben. Ein unerwarteter Retter und Wiederhersteller der römischen Macht in Spanien fand sich in dem römischen Ritter Marcius, den der Rest des römischen Heeres nach dem Tode seiner beiden Feldherrn sich selbst zum Führer erwählte. Er leistete mehr, als man unter den traurigen Umständen, in welchen sich das Heer befand, je hätte erwarten können. Marcius hielt nicht allein die Karthager mitten im Lauf ihrer Siege auf, sondern erweckte auch durch kleine Vortheile, die er über sie errang, in den Seinigen das alte Selbstvertrauen wieder, und konnte dem neuen Befehlshaber, den man von Rom aus schickte, ein gut disciplinirtes und muthiges Heer übergeben. Der Letztere, Cajus Claudius Nero, zeigte in Spanien die große Geschicklichkeit nicht, welche er später im Kampfe mit Hannibal bewies. Die Römer glaubten daher einen rascheren und unternehmenderen Mann suchen zu müssen, und fanden diesen in dem Sohn und Neffen der beiden in Spanien gefallenen Scipionen. Der später unter dem Beinamen des Afrikaners so berühmt gewordene Publius Cornelius Scipio der Ältere, wurde, obgleich er erst vier und zwanzig Jahre alt war, zum Oberfeldherrn von Spanien ernannt. Dieser Mann vereinigte nämlich schon in einem so frühen Lebensalter alle Eigenschaften eines Soldaten und Feldherrn mit allen Künsten eines Volksredners und mit der ganzen Freundlichkeit eines Mannes, der durch die Gunst des Volkes sein Glück zu machen sucht. Er hatte in den ersten Feldzügen des zweiten punischen Krieges seine Schule gemacht, und sich in der Schlacht am Ticinus durch die Rettung seines Vaters, sowie bei Cannä durch große Geistesgegenwart ausgezeichnet. Das römische Volk nahm daher den Vorschlag, ihm das Commando in Spanien zu übertragen, mit Jubel auf (210 v. Chr.).

In Spanien angekommen, beschloß Scipio, seine Erscheinung durch eine That auszuzeichnen, die ihm, mochte sie nun glücken oder mislingen, großen Ruf verschaffen mußte: er entwarf den Plan, Neu-Karthago zu überrumpeln. Die karthagischen Heere

standen in entfernten Gegenden von Spanien, ihre Anführer waren nicht einig, und trauten den spanischen Völkerschaften unbedingt, weil sie Geißeln von ihnen hatten, die in Neu-Karthago bewacht wurden. Durch eine plötzliche Einnahme dieser Stadt mußten also die Karthager doppelt verlieren: sie wurden von der Küste abgeschnitten, und es war leicht die Spanier von ihnen zu trennen, sobald man die Geißeln derselben in Händen hatte. Diese Gründe waren es wahrscheinlich, welche Scipio zu dem Versuche gegen Neu-Karthago bestimmten, bei dem das Glück ihn auffallend begünstigte. Er theilte seinen Plan Niemanden mit, als seinem Freunde Cajus Lälius, welcher die Flotte commandirte, machte unerhörte Eilmärsche, und ehe noch das Gerücht von seiner Annäherung zu einem der karthagischen Heere gedrungen sein konnte, stand er schon vor der überraschten Stadt, entdeckte auf der Seeseite eine Stelle, wo dieselbe zu gewissen Zeiten zugänglich war, und erstieg die Mauern beim zweiten Sturm. Unermeßliche Beute ward dem Sieger zu Theil, da Neu-Karthago der Mittelpunkt des ganzen Handels zwischen Spanien und Karthago war, und die Magazine, Arsenale und Werften des karthagischen Reiches in Spanien enthielt. Nach diesem wichtigen Erfolge bemühte sich Scipio vor allem Andern, die Spanier von den Karthagern abzuziehen und für die Römer zu gewinnen. Er behandelte daher ihre Geißeln mit großer Freundlichkeit, schickte sie zum Theil in ihre Heimath zurück, und versprach den übrigen, sie ebenfalls zu entlassen, sobald ihre Angehörigen dem Bunde mit Karthago entsagt hätten. Er machte sich durch diese und andere Mittel wirklich viele Völkerschaften geneigt, und hatte bald einen Theil derselben zu Bundesgenossen. Nachdem er auf diese Weise eine Zeitlang die Eroberung von Spanien vorbereitet hatte, wandte er seine ganze Macht gegen die karthagischen Generale. Er brachte dem Bruder Hannibal's, Hasdrubal, in einer entscheidenden Schlacht eine solche Niederlage bei (im Sommer des Jahres 209 v. Chr.), daß dieser bald nachher Spanien ganz aufgab, und über die Pyrenäen und Alpen nach Italien zog, um mit so vielen Truppen, als er hatte vereinigen können, seinem Bruder zu Hülfe zu eilen (208 v. Chr.). Nach Hasdrubal's Entfernung besiegte Scipio in den nächsten beiden Jahren auch die anderen feindlichen

Heere, zwang sie die Halbinsel ganz zu räumen, unterdrückte zwei Aufstände der spanischen Völkerschaften, und brachte einen großen Theil des Landes unter die römische Herrschaft. Von den unterworfenen Spaniern so sehr bewundert, daß diese ihn seit seinem Sieg über Hasdrubal mit dem Namen König begrüßten, und mit einem Glanze umgeben, welcher das Ansehen aller anderen römischen Feldherrn seiner Zeit weit überstrahlte, verließ Scipio im Herbste des Jahres 206 v. Chr. das Land seines Ruhmes, und kehrte triumphirend nach Rom zurück.

5. Der Krieg mit Hannibal von der Schlacht bei Cannä an bis zur Schlacht am Metaurus.

Hannibal befand sich, trotz des Übertritts so vieler italiänischen Völker zu ihm, in einer sehr schwierigen Lage; er hat aber dadurch, daß er ohne Unterstützung von seiner Vaterstadt und überhaupt ohne alle fremde Hülfe, blos durch sein großes Feldherrn-Talent und seine eigene Kraft sich dreizehn Jahre lang in derselben zu behaupten wußte, bei allen denen, welche den Menschen nach seinem Verdienste und nicht nach dem Glück und Erfolge seiner Thaten beurtheilen, einen höheren Ruhm erlangt, als Alexander der Große durch seine Welteroberung. Von seinen Landsleuten in Afrika erhielt er fast gar keine Unterstützung. Nur ein einziges Mal, gleich nach der Schlacht bei Cannä, kam eine nothdürftige Verstärkung von viertausend Mann unter Bomilkar's Anführung; alle anderen für ihn bestimmten Heere und Flotten mußten, gerade wenn sie nach Italien abgehen sollten, nach Spanien geschickt werden, und auch Bomilkar wurde bald nach seiner Ankunft in Italien wieder nach Sicilien abgerufen. Was die Karthager veranlaßte, trotz des Krieges in Spanien für ihren großen Feldherrn nicht mehr zu thun, darüber sind wir völlig im Dunkel. Der gewöhnlichen Angabe nach hätte eine dem Hause Barkas feindliche Partei, an deren Spitze die Familie Hanno stand, jede Unterstützung Hannibal's zu hintertreiben gewußt; allein ein so großer, viele Jahre hindurch bestehender Einfluß der Hannonen würde sich nicht mit dem unausgesetzt fortdauernden Commando Hannibal's in Italien und zweier Brüder desselben in Spanien vereinigen lassen.

Daß die Karthager Hannibal's Operationen so wenig von der See aus unterstützten, ist leichter zu begreifen; denn Karthago hatte seine im ersten punischen Krieg verlorene große Kriegsflotte nicht wieder herzustellen vermocht. Hannibal mußte sich selbst die Mittel zu seinen Unternehmungen schaffen und den Krieg durch den Krieg nähren; die Verhältnisse waren aber so beschaffen, daß er nur unter großen Schwierigkeiten so viele Jahre hindurch im Stande war, den Krieg fortzusetzen. Die Italiäner schlossen sich zwar anfangs größtentheils an ihn an, sie fühlten aber, so erbittert sie auch gegen Rom waren, doch bald das Unbequeme fremder Truppen, die auf ihre Kosten unterhalten wurden, und Rom versäumte nicht, diese Stimmung zu benutzen. Auch war ihre Stellung gegen Hannibal ganz anders, als die der römischen Bundesgenossen gegen ihre Generale. Die Letzteren waren von jeher gewohnt, unbedingt zu gehorchen; die karthagischen Verbündeten aber standen zu Hannibal in einem ganz neuen Verhältniß, sie hatten es mit einem fremden Oberherrn zu thun, wußten sehr wohl, daß sie die Stütze desselben bildeten, und mußten deshalb von ihm bis auf einen gewissen Punkt geschont werden.

Nach der Schlacht bei Cannä durchzog Hannibal das Land der Samniten, und begab sich dann nach Campanien, wo die Volkspartei von Capua ihm sogleich die Thore ihrer Stadt öffnete. Hannibal überwinterte mit seinen Truppen in Capua und der Umgegend, und schadete sich dadurch sehr; denn die Verdorbenheit der campanischen Städte theilte sich seinem Heere mit, und dieses verlor durch Verweichlichung ebenso wohl an Kraft, als an Zahl. Die Römer zeigten im Anfange des nächsten Jahres (215 v. Chr.) jenen Tact in der richtigen Erkenntniß der Dinge und der Menschen, der sich in der Geschichte ihres Staates so oft zu erkennen gibt. Sie bedurften damals eines Mannes, der den Muth ihres Heeres wieder zu erwecken vermochte, und fanden ihn in einem der Prätoren des vorigen Jahres, Marcus Claudius Marcellus, welcher nach der Schlacht bei Cannä mit seinem kleinen Truppen-Corps sehr geschickte und kluge Operationen gemacht, und bei einem Ausfall aus der campanischen Stadt Nola Hannibal mit Verlust zurückgeschlagen hatte. Sie erhoben Marcellus zur Würde eines Proconsuls oder Vice-Consuls und gaben ihm sechs Legionen, im

folgenden Jahr aber machten sie ihn zugleich mit dem bedachtsamen Fabius Maximus Cunctator zum Consul, und schickten ihn nach Sicilien, wo er drei Jahre lang das Commando behielt und die Insel völlig unterwarf. Gleich nach seiner Rückkehr übertrugen sie ihm wieder das Consulat, ließen ihn nach dem Ende desselben als Proconsul an der Spitze eines Hauptheeres, und ernannten ihn nach einem Jahre noch einmal zum Consul. Claudius Marcellus rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen im Jahre 215 v. Chr. gleich anfangs durch ein Treffen, in welchem Hannibal geschlagen wurde. Es war das erste Mal, daß der karthagische Feldherr einen bedeutenden Verlust erlitt; er büßte einige tausend Mann ein, und der über ihn erfochtene Sieg wurde dadurch noch ermuthigender für die Römer und glänzender für Marcellus, daß nach dem Treffen zwölfhundert numidische und spanische Reiter zu den Römern übergingen. Im nächsten Jahre stellte Marcellus durch einige Unternehmungen in Italien das Ansehen des römischen Namens wieder her, während zu gleicher Zeit die Wendung der Dinge in Sicilien und Spanien alle Vortheile, welche Hannibal errang, unfruchtbar machten. In dem darauf folgenden Jahre (213 v. Chr.) konnte in Italien nichts Bedeutendes unternommen werden, weil ein großer Theil des römischen Heeres unter Marcellus vor Syrakus lag, Hannibal aber vorzugsweise mit der Belagerung von Tarent beschäftigt war. Beide Städte erlagen im Jahr nachher (212 v. Chr.) ihren Feinden, doch wußte die römische Besatzung von Tarent die Burg zu behaupten. Während Hannibal diese zur Übergabe zu zwingen suchte, fielen die Römer in Campanien ein, und begannen die Belagerung von Capua, der Hauptstadt dieses Landes. Hannibal schickte seinen General Hanno zu Hülfe, dieser ward aber sogleich mit großem Verlust zurückgeschlagen. Hierauf zog Hannibal selbst nach Campanien, um die Römer zur Aufhebung der Belagerung von Capua zu zwingen. Er war so glücklich, in Lukanien und Apulien kurz nach einander zwei römische Heerhaufen von achttausend und achtzehntausend Mann, welche von schlechten Generalen angeführt wurden, fast ganz und gar zu vernichten. Diese beiden Begebenheiten bewogen das römische Heer, welches Capua belagerte, sich bei der Annäherung Hannibal's sorgfältig innerhalb der Verschanzungen zu

halten und kein Treffen auf offenem Felde zu wagen. Hannibal griff die Römer vergebens mehrere Male an, sie ließen sich nicht aus ihren befestigten Werken herauslocken.

Um sie aus ihren Verschanzungen wegzuziehen und zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, beschloß Hannibal einen Angriff auf Rom selbst zu machen (211 v. Chr.). Daß er die Stadt durch Überraschung einnehmen könne, dachte er ebenso wenig, als er sich einfallen ließ, sie zu stürmen; denn er wußte, welch große moralische Kraft und militärische Tüchtigkeit ein Volk besitze, in welchem jeder Beamter ein durch die Schule des Krieges selbst ausgebildeter Officier, jeder Bürger ein in Schlachten erprobter Soldat war. Er hatte deshalb schon nach der Schlacht bei Cannä die Aufforderung seiner Generale, gegen Rom zu ziehen, zurückgewiesen und sich damals weiser gezeigt, als diese, obgleich einer von ihnen, Maharbal, ihm dabei den Vorwurf machte, er verstehe wohl zu siegen, aber nicht den Sieg zu benutzen. Als Hannibal sich mit seinem Heere der Stadt näherte, und dreitausend Schritte von ihren Mauern entfernt ein Lager aufschlug, verbreitete dies zwar einen ungeheuern Schrecken in Rom, allein man war dessen ungeachtet weder zu einem Treffen, noch zur Aufhebung der Belagerung von Capua zu bewegen. Der Senat ließ nur fünfzehntausend Mann auserlesener Truppen vom dortigen Heere kommen, und traf in Verbindung mit den beiden Consuln die nöthigen Maßregeln zur Vertheidigung. Man erzählt sogar, es sei in jenen Tagen, als zufälligerweise ein Theil des Feldes, auf welchem Hannibal's Lager stand, versteigert worden wäre, der Preis desselben nicht im mindesten gefallen. Dies konnte übrigens, wenn es wirklich wahr ist, nur ein vom Senate künstlich veranlaßtes Mittel sein, um die Bürger zu beruhigen, deren Schrecken bei Hannibal's Ankunft ein zum Sprichwort gewordener Ausdruck (Hannibal ist vor den Thoren!) deutlich genug bezeichnet, sowie andererseits die Erzählung, daß Hannibal auf die Nachricht davon das Vermögen der römischen Geldwechsler unter seinen Soldaten habe versteigern lassen, entweder in die Anekdoten-Bücher zu verweisen ist, oder nur so verstanden werden kann, daß der karthagische Feldherr sich über jene Prahlerei des römischen Senats lustig machen wollte. Hannibal hatte nur für zehn Tage Lebensmittel mitge-

nommen; sobald er daher sah, daß die eigentliche Absicht seiner Erscheinung verfehlt sei, kehrte er nach Campanien und von da nach Lukanien und Bruttien zurück. Die Stadt Capua mußte hierauf, vom Hunger überwältigt, sich den Römern ergeben. Sie ward für ihren Abfall und ihre Hartnäckigkeit aufs grausamste bestraft: siebenzig der vornehmsten Männer wurden hingerichtet, dreihundert andere in den Kerker geworfen, die übrigen theils als Sklaven verkauft, theils in latinische Städte zerstreut; die Stadt selbst ward mit Freigelassenen und anderem gemeinem Volke neu bevölkert und unter die willkürliche Herrschaft eines Präfecten gestellt, das große und fruchtbare Gebiet derselben aber als römische Staats-Domäne eingezogen.

In den drei nächsten Jahren (210 bis 208 v. Chr.) boten Hannibal und das römische Volk Alles auf, um sich aus ihrer gleich schwierigen Lage zu befreien. Die Römer, welche damals gegen fünf und zwanzig Legionen unter den Waffen hatten, mußten wegen der großen Verluste, die sie beständig erlitten, stets neue Aushebungen machen, der Krieg lastete daher mit hartem Drucke auf ihnen und ihren italiänischen Unterthanen, und der Augenblick, wo die Letzteren alle weitere Unterstützung versagen würden, schien nicht mehr fern zu sein. Andererseits vermochte auch Hannibal, dessen Heer ebenfalls sehr zusammenschmolz, nur mit großer Schwierigkeit seine Stellung unter den Italiänern zu behaupten, ein Theil seiner Verbündeten ward durch verschiedene Mittel von den Römern wieder gewonnen, und viele Städte, welche karthagische Besatzungen hatten, lieferten dieselben ihren Feinden aus. Claudius Marcellus war während dieser drei Jahre der Hauptführer der römischen Heere; er wurde zwar von Hannibal, welcher Allen im Felde überlegen blieb, einige Male geschlagen, doch siegte auch er von Zeit zu Zeit, und behauptete nicht nur die Ehre der römischen Waffen, sondern trug auch mehr als alle anderen römischen Anführer dazu bei, daß die meisten Städte und Landschaften, welche Hannibal in Italien besaß, nach und nach von ihm abfielen. Im Jahre 208 v. Chr. verlor Claudius Marcellus das Leben, und zwar durch ein Meisterstück jener strategischen Schlauheit, vermittelst welcher Hannibal stets den Charakter der ihm entgegenstehenden Generale vortrefflich zu benutzen verstand. Marcellus,

welcher damals zum fünften Male als Consul an der Spitze des Heeres stand, ward, weil er mit zu großer Hitze die Gelegenheit zu einer Schlacht suchte, von Hannibal in einen Hinterhalt gelockt, zog seinen Collegen Crispinus mit in die Falle, und hatte in Folge seiner unbesonnenen Kampflust einen sehr unglücklichen Kampf zu bestehen, in welchem er selbst blieb und sein College eine tödtliche Wunde erhielt.

Ungeachtet Marcellus Tod ein großes Glück für Hannibal war, so befand sich dieser doch in einer schlimmen Lage. Er hatte nur noch wenige Verbündeten, litt an Geld und Kriegsbedarf Mangel, und konnte kaum hoffen, mit seinem verhältnißmäßig kleinen Heere sich noch lange in Italien zu behaupten. Er rief daher seinen Bruder Hasdrubal aus Spanien zu Hülfe. Dieser zog auf demselben Wege, welchen Hannibal zehn Jahre früher eingeschlagen hatte, nach Italien, gelangte aber viel schneller und leichter durch Gallien und über die Alpen. Die Römer boten, sobald sie von seinem Herannahen unterrichtet wurden, ihre ganze Kraft auf, um den bevorstehenden doppelten Kampf mit Nachdruck bestehen zu können. Sie brachten jedoch Italien dadurch der Verzweiflung nahe, und vermochten nur mit Mühe und durch die grausamsten Maßregeln ihre Heere zu recrutiren. Im Frühling des Jahres 207 v. Chr. erschien Hasdrubal in Oberitalien. Die Römer schickten sogleich den einen ihrer beiden Consuln, Marcus Livius Salinator, gegen ihn ab, während der Andere, Cajus Claudius Nero, nach Unteritalien marschirte, um Hannibal zu beschäftigen und von der Verbindung mit seinem Bruder abzuhalten. Claudius Nero, welcher dem karthagischen Feldherrn überall auf dem Fuße nachfolgte, erreichte nicht nur seinen Zweck vollkommen, sondern beseitigte auch durch seine Kühnheit die von Oberitalien her drohende Gefahr. Er war so glücklich, einen Brief Hasdrubal's aufzufangen, in welchem dieser seinen Bruder aufforderte, nach Umbrien zu rücken, um sich dort mit ihm zu vereinigen. Claudius Nero beschloß alsbald, mit einem Theile seines Heeres unvermerkt aus dem Lager aufzubrechen, in Eilmärschen nach Umbrien zu ziehen, sich dort mit seinem Collegen zu vereinigen und so durch überlegene Truppenzahl den einen Bruder zu schlagen, ehe der andere noch von der Ankunft desselben Kenntniß erhalten

hatte. Dieser kühne Schritt des römischen Consuls entschied in Italien das Schicksal der beiden kriegführenden Staaten. Claudius Nero verließ in der Nacht mit siebentausend Mann der besten Truppen sein Lager, marschirte in unglaublich kurzer Zeit nach der umbrischen Stadt Sena, in deren Nähe Marcus Livius und Hasdrubal mit ihren Heeren standen. Mit großer Vorsicht näherte sich Claudius Nero dem Lager seines Collegen und zog, ohne daß die Feinde etwas davon merkten, in dasselbe ein. Damit seine Ankunft dem karthagischen Feldherrn verborgen bleibe, wurde kein neues Zelt aufgeschlagen, sondern die ganze neu angekommene Mannschaft im Lager vertheilt. Hasdrubal ward jedoch nicht getäuscht; er wußte von Spanien her, daß, wenn in einem römischen Lager zwei Oberbefehlshaber von gleichem Range seien, der Abendmarsch zweimal geblasen werde; als dies am ersten Abend geschah, errieth er sogleich Claudius Nero's Ankunft. Aber gerade daß er sie errieth, ward ihm und seinem Vaterlande verderblich. Er konnte sich nämlich die plötzliche Erscheinung des anderen Consuls nur daraus erklären, daß Hannibal geschlagen sei, suchte deshalb durch eiligen Rückzug sein Heer zu retten, ward aber von den Römern verfolgt und zu einem Treffen gezwungen, welches er in seinem Lager recht gut noch einige Tage hätte vermeiden können, bis er von Hannibal Nachricht erhalten oder dieser eine Bewegung gemacht hätte.

Diese wichtige Schlacht, welche am Flusse Metaurus, in der Nähe der heutigen Stadt Fossombrone geliefert wurde, fiel zum Nachtheile der Karthager aus. Hasdrubal zeigte sich in der Anordnung und Leitung des Kampfes als einen tüchtigen Feldherrn, und hatte auch den Sieg bereits in Händen, als Claudius Nero eine ganz ungewöhnliche Bewegung machte und dadurch die Niederlage des Feindes entschied. Hasdrubal selbst fiel, nachdem er alle Pflichten eines tüchtigen Anführers erfüllt hatte; sein Heer aber wurde völlig vernichtet: sechs und fünfzigtausend Mann blieben auf dem Schlachtfelde, der aus fünftausend Mann bestehende Rest ward gefangen genommen. Die Römer bezahlten ihren Sieg mit dem Verluste von achttausend Mann. Claudius Nero brach gleich in der nächsten Nacht nach der Schlacht auf, und zog noch schneller, als er früher marschirt war, in sein eigenes Lager zu-

rück: er brauchte damals für einen Marsch von fünf und vierzig deutschen Meilen nicht mehr als sechs Tage. Es war ein schwer zu begreifendes Glück für die Römer, daß Hannibal die vierzehn Tage hindurch, während welcher Claudius Nero mit dem Kerne seiner Truppen entfernt war, nichts davon gemerkt hatte; er wäre sonst gewiß entweder dem Consul nachgeeilt, oder hätte das Lager desselben zu erstürmen gesucht. Eben deshalb ist es aber auch weder Claudius Nero's Klugheit, noch die Tapferkeit der Römer gewesen, was zu jener Zeit den Ausschlag des Krieges entschied, sondern das Schicksal, welches Rom erheben und Karthago stürzen wollte, zerbrach, um mit Aeschylus zu reden, den Balken der Wage und machte Rom's Schale sinken. Es heißt, daß Claudius Nero Hasdrubal's Kopf auf neuseeländische Weise dem Hannibal zugeschickt, und daß dieser beim Anblick desselben ausgerufen habe, er erkenne in diesem Haupte Karthago's Geschick. Mag man nun von dieser Anekdote halten was man will, so ist doch gewiß, daß nach dem Verluste von Spanien und Sicilien die Vernichtung eines so bedeutenden Heeres alle Hoffnungen Hannibal's niederschlagen mußte. Um so mehr ist es zu verwundern, daß er, auf den äußersten Süden von Italien beschränkt, sich noch vier Jahre unbesiegt zu erhalten verstand und, was noch mehr in Erstaunen setzt, sein Heer nicht blos zu ergänzen, sondern auch in einer an Getraide nicht eben sehr reichen Gegend zu ernähren wußte. Wenn man uns daher fragte, in welcher Zeit seines Lebens Hannibal größer erscheint, ob damals, als er Spanien unterwarf, als er auf ungebahnten Wegen durch das Land der wilden Gallier zog, als er über die zu jener Zeit für ein Heer fast ungangbaren Alpen stieg, durch Italien drang und Rom selbst bedrohte; oder vielmehr damals, als er nach dem Untergang seines Bruders, von Allen verlassen, sich vier Jahre lang in einem Winkel Italiens behauptete, und dann, nach Afrika zurückgerufen, durch eine einzige Schlacht den ganzen Erfolg aller Anstrengungen seines mühevollen Lebens vernichtet sah: so würden wir uns ohne Bedenken für das Letztere erklären. Der große Mann im Glücke, die Größe und der Glanz seiner Thaten ist der Gottheit Geschenk, sowie er selbst ihr Bild ist, sie allein führt alles menschliche Streben zum Ziele des Ruhms; aber der große Mann, der im Unglücke nicht erliegt, der, wenn im

ernsten Spiele des Lebens des Schicksals Würfel stets gegen ihn fallen, fest bis ans Ende besteht oder frei das Leben verläßt, der zeigt uns die höchste Vollendung der Menschheit.

6. Die letzten Jahre des zweiten punischen Kriegs.

Hannibal zog sich nach der Schlacht am Metaurus in das bruttische Land zurück, wo er seitdem blos vertheidigungsweise zu Werke ging, und vergebens auf Hülfe aus Karthago hoffte. Die Römer griffen ihn nicht an, sondern begnügten sich, ihn beobachten zu lassen, bestraften aber unterdessen alle abgefallenen Staaten, vollendeten die Unterwerfung des verödeten Italiens, und brachten im Jahre 206 v. Chr. die Lukaner, Hannibal's letzte Bundesgenossen, wieder unter ihre Herrschaft. Im Sommer des folgenden Jahres landete Hannibal's Bruder Mago mit einem Hülfsheer von vierzehntausend Mann in Oberitalien, allein obgleich ihm bald nachher noch gegen siebentausend Mann nachgeschickt wurden, so vermochte er doch nichts Wichtiges zu unternehmen und noch viel weniger von dem entgegengesetzten Ende Italiens her sich mit seinem Bruder zu vereinigen. Die Römer aber beschlossen damals, den Krieg nach Afrika zu versetzen, und nöthigten dadurch sowohl Mago als auch Hannibal, Italien zu verlassen, um ihr eigenes Vaterland zu vertheidigen.

Der Kampf in Afrika, welcher den langen und blutigen Krieg zwischen Rom und Karthago nach siebenzehn Jahren zu Ende brachte, hing seiner Entstehung wie seinem Gange nach mit dem eigenthümlichen Charakter und den Familienverhältnissen Scipio's des Älteren zusammen. Die Stellung dieses Mannes ist aber eine in der Geschichte des römischen Volkes so durchaus neue Erscheinung, daß es einer ausführlichen Nachweisung bedarf, um die eigentlichen Ursachen derselben zu erkennen und zugleich den großen Einfluß zu verstehen, welchen Scipio's Wesen auf die Beendigung des zweiten punischen Krieges und auf die zunächst folgenden Begebenheiten der inneren und äußeren Geschichte Rom's ausübte. Mit Scipio dem Älteren und zum Theil schon mit dem Auftreten des gleich Scipio ebensowohl durch Milde und feinere Bildung, als durch Feldherrn-Talente ausgezeichneten Marcus Claudius Mar-

cellus macht sich unter den Römern die Wirkung sichtbar, welche die Bekanntschaft mit den Griechen und die über Italien hinaus ausgebreitete römische Herrschaft nothwendiger Weise haben mußte. Bis gegen die Zeit des ersten punischen Krieges hatten die Römer nur mit Italiänern zu thun, sie bedurften also damals zur Verwaltung ihres Reiches fremder Regierungsweisheit und fremder Sitten nicht, sondern reichten vielmehr mit ihrer alten nationalen Kriegswissenschaft und Rechtskenntniß vollkommen aus. Als sie aber in Unteritalien und Sicilien mit dem überfeinerten griechischen Volk in anhaltende Berührung kamen, konnten sie mit ihrem angestammten Wesen und mit bloßer Gewalt nicht mehr überall durchdringen, es wurden ihnen vielmehr sanftere Sitten und griechische Wissenschaft Bedürfniß. Diese feinere Bildung und die damit verbundenen Künste und Sitten wurden nur von wenigen Familien angenommen, wie von der des Marcellus und des Scipio. Ihnen widerstrebte aber der größere übrige Rest der römischen Aristokratie, und jene Familien mußten sich also, um ihre Bedeutung im Staate zu behaupten und zu vermehren, an das Volk wenden und sich durch jedes Mittel Popularität zu erwerben suchen. Dazu kam noch, daß das durch die Kriege und Eroberungen entstandene große Misverhältniß des Vermögens einige wenige Familien, zu welchen auch die der Scipionen gehörte, über den übrigen Theil des römischen Adels weit emporhob, daß in Folge davon der Senat nach und nach anfing aus Beschützern und Beschützten zu bestehen, und daß also die Aristokratie nur dem Scheine nach blieb, in der That aber sich in eine Oligarchie umwandelte. Wollte nun ein Theil dieser Oligarchie Opposition gegen die Anderen machen, so mußte er ebenfalls seinen Anhang im Volke zu vermehren suchen, oder mit anderen Worten sich zu jener Demagogie wenden, welche in den griechischen Demokratien gewöhnlich war, den Römern aber bis zu dieser Zeit fremd geblieben war.

Dies sind die Verhältnisse, auf welchen das Benehmen und die Bedeutung des älteren Scipio und seiner Familie beruhte. Scipio war in Folge derselben der erste Römer, welcher auf dem Wege der Demagogie zu einer Art von monarchischer Stellung gelangte, wie in Athen Perikles und andere Staatsmänner sie gehabt hatten. Seinem Vorgange gemäß schlugen nachher alle römischen

Großen im Stillen denselben Weg ein, bis ihn Marius ganz offen wandelte, und endlich Cäsar auf ihm zur Alleinherrschaft gelangte. Scipio's Familie hatte schon früher einen bedeutenden Einfluß auf alle Staatsangelegenheiten ausgeübt, aber sie hatte denselben immer mit einer großen Zahl anderer Familien getheilt; vom Beginn des zweiten punischen Krieges an steht sie den Übrigen voran, und wir sehen sie seitdem lange Zeit hindurch im Besitze fast aller höheren Ämter und an der Spitze der meisten wichtigen Unternehmungen des Staats. Gleich im Anfange jenes Krieges ist es ein Scipio, der dem Hannibal die beiden ersten Schlachten liefert. Ungeachtet des unglücklichen Ausgangs dieser Schlachten wird er nebst seinem Bruder mit dem Commando in Spanien beauftragt; Beide bleiben dort eine Reihe von Jahren an der Spitze des römischen Heeres stehen, und als sie durch Unvorsichtigkeit sich und ihren Truppen den Untergang bereiten, wird nicht der Mann, der den Rest des Heeres gerettet hatte, an ihre Stelle gesetzt, sondern zuerst ein Mann aus der ebenfalls angesehenen Familie der Claudier, und bald nachher schon wieder ein Glied des Hauses der Scipionen, der ältere Scipio Afrikanus, ungeachtet derselbe erst vier und zwanzig Jahre alt ist. Freilich war dieser junge Mann nicht ohne Verdienste, sein Hauptverdienst bestand aber doch darin, daß er einem der edelsten und mächtigsten Geschlechter angehörte. Sein erstes Auftreten in Spanien glich ganz dem ersten Auftreten des reichen und vornehmen Alcibiades in Athen, und während seines ganzen Aufenthalts auf jener Halbinsel hatte er eher das Aussehen eines Königs oder Fürsten, als eines Bürgers und Beamten der römischen Republik. Der Glanz der Thaten, welche er in Spanien verrichtete, erwarb ihm die Gunst und das Vertrauen des Volkes in Rom. Noch weit mehr aber ward er durch das Ansehen seiner Familie und durch die glatte, feine und berechnet freundliche Art seines Benehmens der Abgott des Volkes. Er verdankte diese große Gewandtheit und Feinheit größtentheils der griechischen Bildung, die er zugleich mit dem unter den Griechen herrschenden geselligen Ton sich angeeignet hatte. Im Jahre 206 v. Chr. kehrte er unter dem Jubel des Volkes nach Rom zurück, entschlossen, sich um das Consulat zu bewerben und den Krieg nach Afrika hinüberzuspielen. Er hatte viele auf sein Ansehen eifersüchtigen Feinde in der alten

Aristokratie, die ihn als Demagogen und als einen Mann von unbegrenztem Ehrgeize fürchteten. Gerade dies aber trug wohl ebenso viel, als seine Verdienste dazu bei, daß das Volk ihn allen Anderen vorzog und zum Consul erwählte. Da es seine Absicht war, den Kriegsschauplatz nach Afrika zu verlegen, so sorgten seine Freunde dafür, daß ihm ein Mann zum Collegen gegeben wurde, welcher Pontifex maximus war, und deshalb nach den Gesetzen des Staats sich nicht aus Italien entfernen durfte. Die Mehrzahl des Senats, welcher den Consuln ihre Geschäfte anzuweisen hatte, war zwar der Absicht Scipio's durchaus entgegen, allein sie mußte sich trotz allem Widerstreben der Übermacht dieses Mannes und seiner Familie in so weit fügen, daß sie ihm erlaubte, nach Sicilien zu gehen und von dort aus mit so vielen Schiffen und Truppen, als er durch seinen Privateinfluß zusammenzubringen vermöge, nach Afrika überzusetzen. Mehr brauchte Scipio nicht: seine Familienverbindungen, sein Einfluß auf das Volk nnd der Schutz, den er und die Seinen nicht blos Einzelnen, sondern auch ganzen unterworfenen Staaten gewähren konnten, waren eine noch viel größere Macht, als das ihm anvertraute Consulat. Er war kaum in Sicilien angekommen, als auf seinen Ruf Schaaren von Freiwilligen ihm zuströmten, und die unterworfenen italiänischen Staaten sich beeilten, ihm Schiffe auszurüsten und zuzusenden.

Scipio hatte schon in Spanien mit zwei numidischen Fürsten Verbindungen angeknüpft, auf welche er den Plan seines afrikanischen Feldzugs gründete; denn diese Vasallen-Völker und ihre Häuptlinge hatten, wie alle gelegentlich vom Raube lebenden Nomaden-Stämme, keinen Begriff von Treue und Glauben. Masinissa, ein durch Muth und große Geistesgaben ausgezeichneter und ganz von Ehrgeiz erfüllter numidischer Fürst, ward von Scipio dadurch gewonnen, daß dieser, als ein Neffe desselben in römische Gefangenschaft gerieth, ihn sogleich reichlich beschenkt seinem Oheim zurückschickte, und daß er dem Letzteren eine Offenheit, eine Tapferkeit, überhaupt eine gewisse Ähnlichkeit des Charakters zeigte, welche einen Mann wie Masinissa nothwendig fesseln mußte. Masinissa kam einige Zeit nachher mit Scipio in Spanien zusammen, und versprach ihm vom Bunde mit Karthago abzufallen. Der andere numidische Fürst, Syphax war eine niedrige, von ge-

meinen Triebfedern geleitete Seele. Ihn gewann Scipio durch Schmeichelei und durch ſolche Mittel, die dem Eigennutze desſelben entſprachen. Scipio begab ſich im Vertrauen auf das Gaſtrecht, das ſelbſt der treuloſe Nomade nie verletzt, ohne bewaffnete Begleitung nach Afrika zu Syphax, traf an deſſen Hofe mit einem ſeiner ehemaligen Gegner in Spanien, Hasdrubal, Gisko's Sohn, zuſammen, und wagte es ſogar, mit dem Letzteren Tiſch und Nachtlager zu theilen, um durch wohlberechnete Vertraulichkeit den Numidier-Fürſten zu gewinnen. Er erreichte durch die von ihm mit Meiſterſchaft geübten Künſte glatter, herzloſer Freundlichkeit ſeinen Zweck: Syphax ſchloß ein Bündniß mit ihm. Die Karthager fanden aber ein zugleich auf die Habſucht und die Sinnlichkeit des Syphax berechnetes Mittel, ihn wieder an ſich zu feſſeln. Ihn reizte nämlich die ſchöne Tochter des eben erwähnten Hasdrubal, Sophonisbe, welche ſchon längſt mit Maſiniſſa verlobt war; der karthagiſche Senat gab ſie ohne Wiſſen ihres Vaters dem Syphax zur Gemahlin, und ſie ſelbſt ſoll, obgleich ſie den Maſiniſſa liebte, aus Patriotismus in dieſe Ehe eingewilligt haben. Dadurch wurde Maſiniſſa zur Rache entflammt, und erhielt einen guten Vorwand zum Abfall von Karthago; denn daß er nicht erſt durch dieſes Verfahren der Karthager zum Bunde mit Rom getrieben wurde, geht aus ſeinen bereits früher mit Scipio getroffenen Verabredungen hervor. Sobald die Römer in Afrika gelandet waren, begab ſich Maſiniſſa zu ihnen, und ward dem Scipio ſehr nützlich; denn die Karthager und Syphax hatten ein ſo zahlreiches Heer aufgeſtellt, daß Scipio ohne Maſiniſſa's Beiſtand ihnen im offenen Felde ſchwerlich gewachſen geweſen wäre.

Die Lage von Rom und Karthago war vor dem letzten entſcheidenden Kampfe ziemlich gleich. Mago und Hannibal ſtanden auf römiſchem, Scipio auf karthagiſchem Boden; die Stärke beider Staaten beruhte auf den ihnen unterworfenen Völkern, jeder von Beiden hatte aber mit den Unterthanen des Anderen Verbindungen angeknüpft: Scipio hatte den numidiſchen Fürſten Maſiniſſa zum Abfall bewogen, und Mago hatte Verſchwörungen in Etrurien angezettelt, welche für Rom gefährlich zu werden drohten. Die Römer erkannten die Schwierigkeiten ihrer eigenen Lage, und faßten deshalb, als Scipio's Conſulat zu Ende ging, den ſonſt ganz unge-

wöhnlichen Beschluß, daß Scipio so lange an der Spitze des Heeres bleiben solle, bis der Krieg beendigt sei. Zu gleicher Zeit ließen sie durch dessen Collegen in Etrurien Verhaftungen und gerichtliche Untersuchungen vornehmen, welche die Flucht der vornehmsten Verschworenen und die Unterdrückung der Verschwörung zur Folge hatten. Scipio hatte die Zeit seines Consulats und einen großen Theil des folgenden Jahres (204 v. Chr.) mit Rüstungen und Vorbereitungen zum Kriege zugebracht; erst im Spätsommer 204 v. Chr. setzte er nach Afrika über. Er ward, nachdem er glücklich gelandet war, und von einem festen Lager aus die Karthager durch Unterhandlungen den Winter über hingehalten hatte, im nächsten Frühjahr durch das Glück oder vielmehr durch die Unvorsichtigkeit der Karthager in den Stand gesetzt, einen bedeutenden Vortheil zu erringen. Diese hatten sich nämlich aus den verderblichen Feuersbrünsten, durch welche schon so oft ihre Lager zerstört worden waren, keine Lehre genommen, und ließen die Feldwohnungen ihrer Soldaten noch immer ohne Ordnung und aus zusammengerafften Materialien erbauen. Scipio beschloß daher, das karthagische Lager anzuzünden und während des Brandes die feindlichen Truppen zu überfallen. Die Ausführung gelang über alle Erwartung, das verbündete Heer der Karthager und des Syphax ward zersprengt, und das umliegende Land von den Römern geplündert. Nachher schlug Scipio auch ein zweites Heer der Karthager in offener Feldschlacht. Erst nach dieser zweiten Niederlage entschloß sich der karthagische Senat, wiewohl höchst ungern, Mago und Hannibal aus Italien abzurufen und so den ganzen Krieg nach Afrika zu versetzen; Scipio dagegen wandte sich gegen die Stadt Karthago, und schickte zu gleicher Zeit Masinissa mit einem Theile des römischen Heeres gegen Syphax ab, der sich in sein Land zurückgezogen hatte. Syphax wurde in einem Reitertreffen geschlagen, er gerieth in Masinissa's Gewalt, und dieser unterwarf dann das ganze Land seines Feindes. Auch Sophonisbe ward gefangen genommen, und Masinissa vermählte sich sogleich mit ihr. Syphax ward auf Befehl Scipio's nach Rom gebracht, und starb bald nachher in der Gefangenschaft, Sophonisbe aber ward von dem so sehr gepriesenen römischen Helden kleinlich verfolgt. Sie hatte dem Besieger ihres Gemahls ihre Hand gegeben, weil sie sah, daß sie nur auf diese Weise ihr Leben retten

und durch ihren Einfluß auf den neuen Gemahl ihrem Vaterlande nützlich sein könne; Scipio glaubte die Verbindung nicht dulden zu dürfen. Er erkannte die Gefahr, welche Masinissa's Vermählung mit ihr den Römern bringen könne, und befahl ihm daher, seine neue Gemahlin den Römern auszuliefern, weil nach dem geschlossenen Vertrage die Römer allein über das Schicksal der Kriegsgefangenen zu bestimmen hätten. Masinissa gehorchte, übergab aber seine Gemahlin nicht den Römern, sondern reichte ihr, mit oder ohne Vorwissen Scipio's, Gift, durch welches Sophonisbe sich der Knechtschaft entzog. Es ward also von zwei Männern, welche der Redner Cicero fast vergöttert hat, auf eine schauderhafte Weise die Menschlichkeit der Staatsklugheit zum Opfer gebracht. Masinissa erhielt von den Römern zum Lohn für den Mord seiner Gattin kleinliche Ehrenzeichen und das Land des Syphax.

Hannibal folgte der Botschaft, die ihn aus Italien zurückrief, höchst ungern, zögernd und mit trauriger Ahnung. Im Herbste des Jahres 203 v. Chr. landete er glücklich an der Küste seiner Heimath, die er seit vier und dreißig Jahren nicht mehr gesehen hatte, und erhielt den Oberbefehl über die ganze karthagische Macht. Seine Ankunft richtete freilich die karthagischen Angelegenheiten wieder auf, und sein Namen erregte soviel Vertrauen, daß sehr viele Freiwillige ihm zuströmten und sein Heer verstärkten; er selbst fand es aber lange Zeit nicht rathsam, sich mit seinem Gegner im Felde zu messen. Er richtete sich daher während des Winters nur gegen Masinissa, dem er einen Theil seines Landes entriß. Im Frühling und Sommer des nächsten Jahres wandte er sich zwar gegen Scipio, wich aber einem entscheidenden Kampfe mit ihm aus, und suchte nur soviel zu erreichen, daß er Unterhandlungen anbieten und eines billigen Friedens gewiß sein könnte. Auch Scipio war nicht abgeneigt, Unterhandlungen anzuknüpfen, weil die Consuln in Rom schon seit einem Jahre ihm das Commando und damit zugleich die Ehre der Beendigung des Krieges zu entreißen suchten. Es kam auf diese Weise zwar dahin, daß ein Waffenstillstand geschlossen und Friedens-Präliminarien unterzeichnet wurden; allein der demokratisch gesinnte Theil der Karthager erhielt im Senate das Übergewicht, und setzte unbesonnener Weise die Verwerfung der verabredeten Artikel durch. Eine entscheidende

Schlacht ward also unvermeidlich, und die Heere rückten einander entgegen. Der Wunsch der beiden Feldherrn, Frieden zu schließen, führte zwar noch einmal Unterhandlungen und eine persönliche Zusammenkunft Beider herbei; allein Scipio legte solche Bedingungen vor, welche Hannibal schlechterdings nicht eingehen konnte. Beide schieden daher von einander, um sich zum Kampfe zu rüsten, und am nächsten Tage (am 19. October 202 v. Chr.) wurde die Schlacht geliefert, welche unter dem Namen der Schlacht bei Zama berühmt geworden ist. Der große karthagische Feldherr, welcher bisher in allen Haupttreffen unbesiegt geblieben war und auch jetzt sein ganzes Talent aufbot, um den Sieg zu erringen, hatte das Glück gegen sich, und fand an Scipio einen an Geschicklichkeit ihm gewachsenen Feldherrn. Er ward gänzlich geschlagen, und verlor den größten Theil seiner Truppen, nämlich über zwanzigtausend Mann an Todten und fast ebenso viel an Gefangenen; aber er bekundete nach der Schlacht seine großen Eigenschaften durch einen meisterhaften Rückzug, den er mit dem Rest des Heeres nach Adrumetum machte. Von hier begab er sich schnell in seine Vaterstadt, die er fünf und dreißig Jahre früher als Knabe verlassen hatte, und jetzt als ein hochverdienter, aber unglücklicher Mann wieder betrat. Von den großen Verdiensten, welche er sich um Karthago erwarb, war gewiß eines der größten, daß er damals Alles aufbot, um seine Landsleute zum Frieden zu bewegen, obgleich er wissen mußte, daß er selbst über kurz oder lang das Opfer desselben werden würde.

Man bequemte sich, wiewohl nicht ohne Widerstreben, zu den Bedingungen, welche Scipio vorzuschreiben für gut fand, und die nachher im folgenden Jahr (201 v. Chr.) vom römischen Volke bestätigt wurden. Nach diesem Friedensschlusse mußte Karthago allen Besitzungen außerhalb Afrika entsagen, selbst in Afrika jeden Krieg, den es führen wollte, von der Erlaubniß der Römer abhängig machen, alle Gefangenen, Überläufer und Kriegs-Elephanten, sowie alle Kriegsschiffe bis auf zehn ausliefern, Masinissa als König von Numidien anerkennen, den Römern binnen fünfzig Jahren in bestimmten Terminen die Kriegskosten zahlen, und hundert Geißeln stellen. Ein solcher Frieden machte Karthago aus einer herrschenden Weltmacht zu einem von Rom abhängigen afrik-

anischen Staate, und mußte nach und nach den Untergang desselben herbeiführen. Hannibal sah auch dies deutlich voraus; die übrigen Karthager aber legten, was für einen Handelsstaat sehr bezeichnend ist, nur auf denjenigen Theil der Friedensbedingungen großes Gewicht welcher die Zahlung von Geld betraf. Sie nahmen es ruhig hin, daß ihre Elephanten nach Rom eingeschifft und ihre Kriegsschiffe vor dem Hafen von Karthago verbrannt wurden; als aber im Senat die Mittel zur Herbeischaffung der den Römern zu zahlenden Summen berathen wurden, da jammerten und wehklagten Alle. Hannibal brach darüber in ein ironisches Lachen aus, und als man ihm deshalb Vorwürfe machte, sagte er: sie hätten damals weinen sollen, als man ihre Schiffe verbrannt und ihnen jeden Krieg untersagt habe. Hannibal sah ganz richtig voraus, daß Karthago neben den Numidiern und anderen afrikanischen Völkern ohne Krieg nicht werde bestehen können; die Hauptsache konnte er aber dabei freilich nicht ahnen, daß nämlich Masinissa, der Erbfeind Karthago's, zum Unglück desselben das höchste Alter erreichen würde. Dieser Fürst erhielt im Frieden das ganze Land Numidien, und durfte nachher als Günstling der Scipionischen Familie die ihm tödtlich verhaßte Nachbar-Republik unaufhörlich necken und kränken. Scipio selbst feierte bei seiner Rückkehr nach Rom einen Triumph, wie bis auf diese Zeit noch nie einer gehalten worden war, und wurde von Staatswegen mit dem Beinamen Afrikanus geehrt.

Hannibal zeigte sich auch im Frieden groß, und bewies dieselben ausgezeichneten Talente als Staatsmann, die er früher als Feldherr bewiesen hatte. Er bot alle seine Kräfte auf, um die nöthigen Reformen in der Verfassung und Verwaltung durchzusetzen. Er erreichte trotz aller Gegenbemühungen der Aristokraten einen Zweck, wurde zum Suffeten ernannt, brach die allzu groß gewordene Gewalt der Hundertmänner, und wußte in die Finanzen eine solche Ordnung zu bringen, daß nachher die Karthager schon im zehnten Jahre des Friedens im Stande waren, den ganzen römischen Tribut auf Ein Mal zu zahlen Am Ende konnte er sich freilich gegen die aristokratische Partei nicht behaupten, sobald diese die Römer zu Hülfe nahmen, um ihn zu stürzen. Rom ließ sich von Hannibal's Gegenpartei gebrauchen, erhob gegen ihn die

Klage, daß er mit dem Könige Antiochus III. von Syrien, der damals einen Krieg gegen Rom rüstete, in geheime Verbindung getreten sei, und zwang ihn auf diese Weise, sich dem über seinem Haupte einbrechenden Verderben durch die Flucht zu entziehen (195 v. Chr.). Er begab sich über Phönicien nach Syrien zu demselben König, dessen Rüstungen gegen Rom als Vorwand zu seiner Vertreibung benutzt worden waren.

7. Geschichte der Griechen von Aratus Zeit bis auf die Besiegung Philipp's III. von Macedonien.

Durch den zweiten punischen Krieg hatten die Römer ihre Herrschaft im Westen der damaligen Welt sicher gegründet. Sie besaßen nicht nur das ganze heutige Italien und einen großen Theil von Spanien, sondern auch die Küste von Afrika ward durch die den Karthagern auferlegten Friedensbedingungen und durch Masinissa's unterthänige Freundschaft im Zustande der Unterwerfung gehalten. Ihre Heere, Consuln und Senatoren suchten aber fortwährend Ehre, Krieg und Beute, und es war also natürlich, daß man jetzt den Blick nach Osten wandte, und an die Unterwerfung der griechischen Länder und Reiche dachte. Dies führt uns auf die Geschichte von Griechenland zurück, die wir früher bis zur Schlacht bei Sellasia (222 v. Chr.) erzählt haben.

Diese Schlacht hatte den Macedoniern von neuem die höchste Macht in Griechenland verschafft. Sparta war völlig geschwächt, und von den beiden griechischen Hauptmächten jener Zeit, dem ätolischen und achäischen Staatenbunde, war die Erstere fast ganz auf die Grenze ihres Stammlandes beschränkt, die Letztere aber in Abhängigkeit von Macedonien gebracht worden. Noch in demselben Jahre, in welchem die Schlacht bei Sellasia geliefert worden war, starb Antigonus Doson, und an seine Stelle trat sein Vetter und seitheriger Mündel, Philipp III., ein junger Mann, der von Geburt alle Eigenschaften eines tüchtigen Regenten in sich vereinigte, aber frühe verdorben und irre geleitet ward. Er besaß ausgezeichnete Anlagen des Geistes, große Tapferkeit und einen unternehmenden Sinn, hatte etwas sehr Liebenswürdiges und Einnehmendes, und zeigte in seinem Benehmen stets königliche Würde;

allein schon in seiner Jugend untergrub einer der elenden Hofleute, deren es damals in den griechischen Reichen so viele gab, seine treffliche Natur, und bald nach seiner Thronbesteigung kam der von den Römern vertriebene Demetrius von Pharos (siehe oben S. 363 f.) an seinen Hof, und verwickelte ihn durch boshafte und treulose Rathschläge in ein Labyrinth tückischer und verkehrter Politik, aus welchem er nachher nie mehr den Ausgang fand. Im zweiten Jahre seiner Regierung brach ein Krieg zwischen den Aetolern und Achäern aus, der den Namen des ätolischen oder Bundesgenossen-Krieges führte, und in welchen auch der junge König von Macedonien gezogen wurde. Die Aetoler übten nämlich im Peloponnes schreckliche Verheerungen aus, die Achäer, an deren Spitze noch immer der ebenso unglückliche, als unfähige Aratus stand, waren ihren Feinden nicht gewachsen, und Philipp mußte sich daher seiner Verbündeten annehmen. Er überwand die Aetoler, und zeigte, als er verwüstend in ihr Land eindrang, durch rücksichtslose Härte und Grausamkeit gegen seine Feinde der Welt zum ersten Male den schwarzen Schatten, welchen der frühe Besitz der Königsgewalt und der Einfluß schlechter Menschen auf sein von Natur edeles Wesen geworfen hatten. Nachdem der ätolische Krieg drei Jahre verheerend gewaltet hatte, bewog Demetrius von Pharos, der den König Philipp in einen Krieg mit den Römern zu stürzen suchte, seinen Herrn zum Frieden (217 v. Chr.). In diesem ward der frühere Besitzstand wieder hergestellt.

Bald nachher erreichte Demetrius seinen Zweck: Philipp beschloß, den Römern Illyrien zu entreißen, und trat zu diesem Zwecke mit Hannibal in Verbindung; er verfuhr aber dabei offenbar zu langsam, und hatte bei seinen Unterhandlungen das Glück gegen sich. Obgleich Hannibal ihm schon bei seinem Einmarsch in Italien Anträge hatte thun lassen, so schickte doch Philipp erst lange nach der Schlacht bei Cannä einen Bevollmächtigten an ihn, und als endlich ein Vertrag zu Stande gekommen war, wurde Philipp theils durch falsche Nachrichten, theils dadurch, daß die Römer eine seiner Gesandtschaften auffingen, irre geleitet. Auch wußten ihn die Römer durch eine zu seiner Beobachtung ausgeschickte Flotte und durch ein Bündniß mit den Aetolern vom Übergang nach Italien abzuhalten. Hieraus entstand ein neuer

Krieg zwischen den Aetolern und Philipp, an welchem die Achäer als Bundesgenossen des Letzteren, die Spartaner aber und der König Attalus I. als die der Ersteren Theil nahmen (211 bis 204 v. Chr.). Die Römer allein zogen aus diesem Kampfe Vortheil: Philipp wurde durch denselben vom Übergang nach Italien abgehalten, während der Krieg die Zwietracht in Griechenland erhielt und die Kräfte der Theilnehmer erschöpfte. Als endlich zum Leidwesen der Römer ein Frieden zu Stande kam, erkannten sie denselben zwar an, und schlossen auch ihrerseits Frieden mit Philipp, aber sie thaten dies nur in der Absicht, erst mit den Karthagern fertig zu werden, ehe sie die ganz gesunkene griechische Nation ihrer Selbstständigkeit beraubten.

Griechenland befand sich damals in einer jammervollen Lage. Die Athener, welche eine traurige Unabhängigkeit fortschleppten, waren elende Schmeichler geworden, die mit ihrer niederträchtigen Kriecherei Handel trieben. Die Aetoler dachten nur an Raub und Verheerungen, die Spartaner waren eine Beute von Räuberhauptleuten geworden, und auch der achäische Bund konnte Griechenland nicht retten, obgleich er zu jener Zeit ein sehr tüchtiges Oberhaupt erhielt. Aratus nämlich, der seinen Ruhm, den achäischen Bund zur ersten Macht in Griechenland erhoben zu haben, durch Eitelkeit und Unfähigkeit immer mehr geschmälert hatte, starb im Jahre 214 v. Chr., und man beschuldigte den König Philipp, daß er den alten Mann durch Gift aus dem Wege geräumt habe, weil derselbe ihm durch seinen Einfluß und seinen Eigensinn lästig geworden war. An Arat's Stelle trat einige Jahre nachher ein Mann, welcher gerade diejenigen Talente, an denen es jenem ganz gefehlt hatte, in hohem Grade besaß. Dies war Philopömen, der schon als Jüngling bei Sellasia gezeigt hatte, daß er zum Feldherrn geboren sei (s. oben S. 95). Er war außerdem ein rechtlicher Mann, wie es damals unter den Griechen leider nur wenige gab, und zeichnete sich auch durch Einsicht, Kraft und rastlose Thätigkeit aus. Von dem Jahre 208 v. Chr. an, wo er zum ersten Male Strateg des achäischen Bundes war, bis zu seinem Tode bekleidete er diese Stelle achtmal, und hob durch seine kriegerischen Unternehmungen den achäischen Bund zu neuem und größerem Ansehen empor. Gleich in seiner ersten Strategie gab

er den Achäern, die vorher sich kaum mehr im offenen Felde zu zeigen wagten, durch taktische Übungen und durch veränderte Bewaffnung ein neues Leben und eine solche Tüchtigkeit, daß er sie schon nach acht Monaten dem spartanischen Heere entgegenstellen konnte, und einen glänzenden Sieg erfocht.

Während die Achäer in Philopömen einen trefflichen Leiter erhielten, bestieg dagegen in Sparta ein Räuberhauptmann nach dem anderen den Thron, und ward im Besitze desselben durch die Politik der anderen Staaten nach demselben Grundsatze geschützt, nach welchem in neuerer Zeit die afrikanischen Raubstaaten von den europäischen Mächten so lange aufrecht erhalten worden sind. Gleich nach Kleomenes III. Tode kam die Herrschaft in die Gewalt eines gemeinen Menschen, Lykurgus, der sich durch Raubzüge gegen die Angriffe der benachbarten Staaten behauptete. Als er starb, schwang sich ein anderer Mann von unbekannter Herkunft, Machanidas, auf den Thron. Dieser Usurpator war ein Unmensch, wie es wenige in der Geschichte gibt; er verfuhr mit grausamer Willkür gegen seine Unterthanen, hielt durch unaufhörliche Raubzüge die Staaten des achäischen Bundes in stetem Schrecken, und ward von den Aetolern gegen denselben geschützt, weil dies ihnen wegen ihres Verhältnisses zu Philipp vortheilhaft war. Philopömen besiegte ihn in der ersten Schlacht, die er als Strateg lieferte, und gelangte durch seinen Sieg zuerst zu dem Ansehen, welches er nachher stets unter den Achäern behauptet hat. In diesem Treffen fiel Machanidas, welchen Philopömen mit eigener Hand erschlug, nebst viertausend Mann von seiner Raubschaar (207 v. Chr.). Zum Unglück für Griechenland verhalf aber Philopömen durch seinen Sieg einem noch weit grausameren Tyrannen zur Herrschaft: als nämlich nach der Schlacht das achäische Heer die Stadt Sparta bedrohte, wehrte ein dritter Anführer von spartanischen Räuberhorden, Nabis, die Feinde glücklich ab, sammelte dann alles mögliche Gesindel um sich, und warf sich zum Gebieter auf. Um seine Söldner bezahlen und bereichern zu können, tödtete oder verjagte er gleich anfangs die Reichen der Stadt, nachdem er sie durch die grausamsten Qualen gezwungen hatte, ihm ihre versteckten Schätze zu verrathen. Bald ging er noch weiter: er schloß eine förmliche Verbindung mit den kretischen Seeräubern, versah

die Stadt Sparta mit neuen Mauern und Festungswerken, und gewährte allen Räubern und Dieben des Peloponnes gegen einen bestimmten Antheil an ihrem Raub eine sichere Zufluchtsstätte. Fünfzehn Jahre lang behauptete sich Nabis im Besitze der Herrschaft, plünderte die benachbarten Staaten, und kämpfte, je nachdem es seinen Zwecken diente, bald mit den Römern gegen Philipp, bald mit diesem gegen jene.

Wenige Jahre, nachdem Nabis zur Herrschaft gelangt war, hatten die Römer ihren Krieg mit Karthago geendigt, und wandten daher von neuem und mit weit größerem Nachdruck ihre Waffen gegen Philipp. Der Letztere hatte sich seit dem Frieden sehr unverständig benommen. Statt nämlich die letzte ihm vom Schicksal vergönnte Frist zur Überwindung der von Rom aus drohenden Gefahr zu benutzen, und alle Staaten griechischer Zunge in einen allgemeinen Bund gegen die Römer zu vereinigen, beleidigte er aus Eroberungssucht bald das eine, bald das andere Volk, und rief neue Spaltungen hervor. Statt ferner seine ganze Kraft auf die Herstellung eines tüchtigen Landheeres zu richten, strebte er nach einer größeren Seemacht, und gerieth dadurch mit den Haupt-Seestaaten des Ostens in gefährliche Kriege. Er bekriegte die Könige von Egypten und Pergamum, die Rhodier und die kleinasiatischen Städte, verwüstete das Gebiet der Athener, gerieth mit den Aetolern in Zwist, und führte, wie ein griechischer Schriftsteller sich ausdrückt, statt des bisherigen Völkerrechts den Grundsatz ein, der unter den Fischen gilt, daß der Größere den Kleinern auffrißt. Dabei ist jedoch nicht zu leugnen, daß sich Philipp damals zu Wasser und zu Land als einen tüchtigen Feldherrn zeigte. Die Römer erkannten in diesen Unternehmungen Philipp's eine vortreffliche Gelegenheit, ihren alten Feind zu demüthigen, und beschlossen noch in demselben Jahre, in welchem sie den zweiten punischen Krieg geendigt hatten, einen Angriff auf Philipp. Rhodus, Athen und der König von Pergamum baten durch Gesandtschaften den römischen Senat um Hülfe, und dieser gab ihnen die vielbedeutende, hochmüthige Antwort, er wolle dafür sorgen, daß die Ruhe von Asien ungestört bleibe. Hierauf wurden die nöthigen Anstalten zum Kriege getroffen und ein Gesandter nach Macedonien geschickt, der sein angeblich vermittelndes Geschäft mit einem Trotze

auszuführen begann, welcher deutlich genug verrieth, daß man durchaus Krieg wolle.

Im März des folgenden Jahres (200 v. Chr.) wurde der Krieg förmlich erklärt. Philipp's Macht war sehr groß und über alle Theile von Griechenland ausgebreitet; darum konnten die Römer in den beiden ersten Jahren wenig gegen ihn ausrichten. Auch hing der Unterhalt ihres Heeres und die Möglichkeit des Eindringens in Thessalien und Macedonien von der Theilnahme der Griechen ab, welche den Römern nicht gerade zugeneigt waren; deswegen bedurfte es eines Mannes, der mit den Eigenthümlichkeiten des griechischen Volkes vertraut war und die Seite zu treffen wußte, von welcher her man dasselbe gewinnen konnte. Diesen Mann fanden die Römer in Titus Quinctius Flamininus. Er wurde im dritten Jahre des Krieges (198 v. Chr.) zum Consul erwählt, ohne vorher außer der Quästur ein anderes Amt bekleidet zu haben. Flamininus gehörte zu den Männern, welche, wie Scipio Afrikanus der Ältere, griechische Bildung und Sitte angenommen hatten; ja, er war darüber sogar zu einem halben Griechen geworden, und hatte zuletzt, außer der Herrschsucht, fast keinen einzigen römischen Zug mehr in seinem Charakter. Namentlich verstand er es vortrefflich, die Gewalt nicht zur unrechten Zeit fühlen zu lassen, sondern statt dessen dadurch zu wirken, daß er Freundlichkeit affectirte, der Nationaleitelkeit der Griechen schmeichelte und ebenso auch die anderen Schwächen derselben zu seinen Zwecken benutzte. Er erreichte auf diese Weise ebendasselbe, was Scipio Afrikanus durch ähnliche Mittel in Spanien erreicht hatte: er zog die meisten griechischen Völkerschaften von Philipp ab, und gab dadurch dem Krieg eine andere Wendung. Schon im ersten Jahre seines Commandos brachte er es dahin, daß Philipp Unterhandlungen anbieten mußte. Flamininus wollte auf jeden Fall den Ruhm der Beendigung des macedonischen Krieges erhalten, und bediente sich der Unterhandlungen mit Philipp zu diesem Zweck. Er entwarf sich nämlich folgenden Plan: entweder gelang es seinen Freunden in Rom, daß ihm das Commando auch für das nächste Jahr übertragen wurde, dann bestand er auf den von ihm gemachten harten Friedensbedingungen, welche Philipp unmöglich eingehen konnte; oder er wurde abberufen, dann gewährte er den

Frieden auf die von Philipp angebotenen Bedingungen hin. Flamininus erlangte das Erstere, und der Krieg begann also von neuem. Die Entscheidung konnte unter den damaligen Umständen nicht sehr zweifelhaft sein, da Philipp durch die Römer und ihre Verbündeten, die Rhodier, Attalus, die Aetoler, die Achäer und andere Staaten, mit überlegener Macht bedrängt ward, und sich sogar genöthigt sah, durch Abtretung der Stadt Argos den Räuber Nabis für sich zu gewinnen, der ihn gleich nachher wieder verließ, um sich mit Flamininus zu verbinden. Philipp verdient daher die Bewunderung der Nachwelt, daß er dem Sturme, der sich von allen Seiten gegen ihn zusammenzog, mit ungebeugtem Sinne die Stirne bot. Bei Kynoskephalä, einer Felsengruppe in der Nähe der thessalischen Stadt Skotussa, kam es zu einer entscheidenden Schlacht (197 v. Chr.). Philipp ward mit schwerem Verlust an Leuten geschlagen, zog sich aber sehr behutsam aus der Schlacht zurück, und leitete mit großer Klugheit Friedensunterhandlungen ein. Flamininus, welcher theils aus Rücksicht auf seinen eigenen Ruhm, theils wegen des bevorstehenden Krieges mit Antiochus III. von Syrien einen schnellen Abschluß des Friedens wünschte, machte ihm keine härteren Bedingungen als früher, und Philipp trug jetzt kein Bedenken, alles anzunehmen, was von ihm gefordert ward. Er lieferte seine Flotte aus, entsagte wie Karthago dem Rechte Krieg zu führen, zahlte eine bedeutende Summe Geld, gab einen seiner Söhne als Geißel, und erkannte die Unabhängigkeit aller griechischen Staaten an.

8. Orientalische Angelegenheiten bis zur Unterwerfung des Königs Antiochus III. und der Aetoler.

Nach der Besiegung des macedonischen Königs erhielten die Römer sehr bald Gelegenheit, ihre Herrschaft auch nach Asien und Egypten hin auszubreiten. Wie wenig beide Reiche im Stande waren, dies zu verhindern, geht aus dem hervor, was früher über den Zustand derselben gesagt worden ist (s. oben S. 9 f.). Es bedarf daher auch nur weniger Andeutungen, um die Ursachen des

glänzenden Erfolges klar zu machen, mit welchem Rom in die orientalischen Angelegenheiten eingriff.

Ueber das erschlaffte und verweichlichte Volk der Egypter herrschte seit 221 v. Chr. Ptolemäus IV. Philopator, ein Mann, der nur seinen Lüsten lebte, und so ganz und gar das Werkzeug schlechter Menschen war, daß er sich durch dieselben von einer Schandthat, von einer Wollust zur anderen hinreißen ließ, und Vater, Mutter, Bruder und Schwester ermordete. Die eigentlichen Regenten des Landes waren seine schändliche Geliebte Agathoklea, ihr verabscheuungswürdiger Bruder Agathokles und ein anderer gemeiner Mensch Sosibius, der an Grausamkeit und Lasterhaftigkeit dem Agathokles gleich war, aber doch wenigstens Kraft und Geschicklichkeit mit seinen Freveln verband. An dem in egyptische Dienste aufgenommenen Aetoler Theodotus hatte man zwar anfangs einen tüchtigen Anführer der Truppen, dieser ward aber tödtlich beleidigt und ging in einem Kriege mit den Syrern zum Feinde über. Es war also in Egypten von dem, was die eigentliche Kraft und Stütze der Staaten bildet, nichts zu finden; dagegen fehlte es aber nicht an Geld, die Regenten des Staates besaßen wenigstens Schlauheit, und Bundesgenossen konnte man bei den damaligen Verhältnissen der griechischen Länder stets leicht erhalten. Als Ptolemäus IV. starb (204 v. Chr.), folgte ihm sein nur fünf Jahre alter Sohn, Ptolemäus V. Epiphanes. Der Kampf um die vormundschaftliche Leitung der Regierung rief Gräuel über Gräuel hervor: ein Regent stürzte den anderen, und der Pöbel von Alexandrien spielte dabei die Rolle, welche der Pöbel orientalischer Hauptstädte bei solchen Gelegenheiten immer spielt, er wurde zugleich das Werkzeug und das Opfer der Gewaltthätigkeiten. Als endlich der junge König mündig geworden war, trat er ganz in seines Vaters Fußstapfen. Auch unter ihm beruhte die Möglichkeit des Bestehens gegen auswärtige Feinde nur auf dem Gelde, auf den allgemeinen Verhältnissen der griechischen Staaten und auf einem tüchtigen ätolischen Anführer, Skopas, der in egyptische Dienste getreten war. Ptolemäus starb, wie die meisten Ptolemäer, eines gewaltsamen Todes (181 v. Chr.), und unter seinen Nachfolgern wiederholten sich die Verwirrungen und Gräuel, die seit seines Vaters Regierung in

Egypten förmlich einheimisch geworden waren. Dazu kam noch, daß die Römer, welche bald nach Ptolemäus IV. Tode die Obervormundschaft über seinen minderjährigen Sohn erhalten hatten, Egypten immer mehr gleich einem unterworfenen Lande behandelten. Dies hatte seinen Anfang unter Ptolemäus IV. genommen, wo der Krieg mit den Syrern den Römern die erste Veranlassung zur entscheidenden Einmischung in die egyptischen Angelegenheiten gegeben hatte.

In Syrien herrschte zur Zeit des vierten und fünften Ptolemäers Antiochus III., welcher von 223 bis 187 v. Chr. regierte, und nach seinem Eroberungszuge ins östliche Asien den Beinamen des Großen erhielt. Er war unternehmender und kräftiger, als alle seine Vorfahren, außer Seleukus I., hob das bereits so tief gesunkene seleucidische Reich wieder empor, und stellte es in seinem ganzen früheren Umfange wieder her, war aber den Römern, mit welchen er in Krieg gerieth, nicht gewachsen. In den ersten Jahren seiner Regierung hatte er mit den empörten Statthaltern von Persien, Medien und Kleinasien zu kämpfen, und suchte die früher von den Egyptern eroberten Länder Palästina und Phönicien wieder an Syrien zu bringen. Die Ersteren unterwarf er zwar, im Kriege mit Egypten aber ward er bei Raphia völlig geschlagen (217 v. Chr.). Nachher machte er seinen Eroberungszug in das östliche Asien. Von dort kehrte er gerade zu derselben Zeit zurück, als der Tod des Ptolemäus Philopator und die Streitigkeiten über die Vormundschaft des jungen Nachfolgers desselben ihm die Aussicht gewährten, das Reich Syrien auf Kosten Egyptens zu erweitern. Antiochus verband sich damals mit Philipp III. von Macedonien, welcher von dieser Gelegenheit ebenfalls Gebrauch zu machen suchte, und während der Letztere die von den Egyptern besetzten Seestädte in Thracien und Kleinasien eroberte, nahm der Erstere Phönicien und Palästina in Besitz. Sobald aber der Aetoler Skopas die Führung des egyptischen Heeres übernahm, wurde ihm die Behauptung dieser Länder sehr erschwert, und er hatte Jahre lang einen Krieg zu führen, welcher ihn hinderte, seine Kräfte zu wichtigeren Zwecken zu gebrauchen. Gerade damals ward nämlich Philipp III. von den Römern angegriffen, und ihr Günstling, Attalus I. von Pergamum, breitete seine Herrschaft in Kleinasien

aus; Antiochus hätte also einen Entschluß fassen sollen, der zugleich der klügste und edelste gewesen wäre, er hätte die Bekriegung des Attalus zu seinem Hauptaugenmerk machen und sich mit Philipp innig verbinden sollen, statt den Rathschlägen einer engherzigen Politik und des Eigennutzes zu folgen. Er ließ sich aber durch gewandte römische Unterhändler vom Kriege mit Attalus abhalten, und gab sich den Römern gegenüber sogar das Ansehen, als wenn er, wie sie, Philipp's Feind sei. Erst als der Krieg der Römer mit Philipp sich zum Nachtheile des Letzteren gewendet hatte, richtete Antiochus seine ganze Aufmerksamkeit auf Vorderasien und Europa, und machte zu spät Frieden mit Egypten (198 v. Chr.). Er eroberte hierauf zwar einen Theil von Kleinasien, gerieth aber darüber mit den Römern in Spannung, welche von ihm sowohl die Rückgabe von Phönicien und Palästina, als auch die Freigebung der kleinasiatischen Städte verlangten. Statt nun den Römern zuvorzukommen und den Krieg mit ihnen so schnell als möglich zu beginnen, ließ er sich durch diplomatische Unterhandlungen hinhalten, und brachte nicht weniger als drei Jahre mit seinen Rüstungen zu. In dieser Zeit kam Hannibal zu ihm. Dieser ward zwar freundlich aufgenommen, seine Rathschläge aber wurden nicht befolgt, weil ein Kriegsmann mit geradem, offenem Sinne unter syrisch-griechischen Hofleuten nicht durchdringen konnte. Während Hannibal sich in Ephesus am Hofe des Königs Antiochus befand, erschien daselbst eine neue römische Gesandtschaft, bei welcher sich, wie es heißt, auch Scipio Afrikanus der Ältere befand. Bei dieser Gelegenheit sollen sich die beiden größten Generale ihrer Zeit in Ephesus noch ein Mal gesehen und eine Unterredung mit einander gehabt haben. Doch ist es äußerst zweifelhaft, ob dies wirklich der Fall war, ja, sogar ob Scipio sich überhaupt bei jener Gesandtschaft befunden hat: so ungewiß sind die einzelnen Umstände der bekanntesten Geschichten, und dennoch bauen die Menschen historisches Wissen auf Anekdoten! Um dieselbe Zeit wandten sich die Aetoler an Antiochus, weil sie über den Artikel des macedonisch-römischen Friedens, welcher die Unabhängigkeit aller griechischen Staaten aussprach, mit den Römern in Zwist gerathen und dabei von ihnen tödtlich beleidigt worden waren. Antiochus sah das Bedenkliche einer Verbindung mit diesem rohen Raubvolk nicht ein, schloß einen

Bund mit demselben, und wurde dadurch endlich zur Eröffnung eines Krieges fortgerissen, dem er bisher noch immer auszuweichen gesucht hatte.

Der Krieg zwischen Antiochus und Rom begann im Winter des Jahres 192 v. Chr., nachdem die Aetoler die Feindseligkeiten in Griechenland bereits angefangen hatten. Antiochus setzte mit seinen Truppen nach Europa über, und eroberte sogleich die Insel Euböa. Er machte aber Fehler über Fehler. Statt den König von Macedonien unter jeder Bedingung für sich zu gewinnen, beleidigte er ihn durch seine Unterhandlungen, und trieb ihn dadurch zur Unterstützung der Römer; und statt schnell vorwärts zu dringen und noch vor der Ankunft des römischen Heeres alle Plätze zu besetzen, wo dasselbe landen oder Unterstützung finden konnte, unterhandelte er mit kleinen Staaten, deren Beistand ihm wenig nützte, hielt zur unglücklichen Stunde in Chalcis auf Euböa Hochzeit mit einer jungen Griechin, und blieb zur Feier derselben dort lange Zeit unthätig liegen. Unterdessen setzte das römische Heer unter dem Consul Manius Acilius Glabrio nach Griechenland über (191 v. Chr.), vereinigte sich mit den Truppen Philipp's, und eroberte ganz Thessalien. Antiochus erkannte zu spät, wie thöricht er die kostbare Zeit in Chalcis verloren habe, und ließ seine Truppen schnell auf das feste Land übersetzen. Hier fand er sich unerwarteter Weise von den Aetolern getäuscht, welche ihn zu ihrem Oberfeldherrn ernannt hatten, im Augenblick der Gefahr aber statt ihrer gesammten Mannschaft nur viertausend Mann ins Feld schickten, weil sie sahen, daß es nichts zu rauben gab. Antiochus nahm hierauf eine feste Stellung bei Thermopylä ein, um dem Kampfe so lange auszuweichen, bis er Verstärkungen aus Asien erhalten habe. Seine Absicht ward aber durch Marcus Porcius Cato den Aelteren vereitelt, der sich als Legat beim römischen Heere befand. Dieser hatte einige Jahre zuvor mit empörten Völkerschaften in Spanien einen glücklichen Gebirgskrieg geführt, und benutzte jetzt die Erfahrungen, die er dort gemacht hatte. Er drang über eine von Antiochus besetzte Höhe, und brachte ihn dadurch um alle Vortheile der Stellung, die er eingenommen hatte. Als daher das Hauptheer der Römer die syrischen Truppen angriff, wurden diese bis auf wenige Reiter vernichtet. Antiochus selbst entfloh nach Asien. Die Aetoler

suchten sich jetzt schnell durch Unterhandlungen aus ihrer schlimmen Lage herauszuziehen.

Glabrio ward, als das Jahr seines Consulats zu Ende ging, durch den Einfluß der Scipionen von der Anführung des Heeres verdrängt, welches den Krieg gegen Antiochus in Asien fortsetzen sollte. Jene mächtige Familie bewirkte, daß für das nächste Jahr (190 v. Chr.) Lucius Cornelius Scipio zum Consul erwählt ward, obgleich demselben Niemand große Talente zutraute; und als der Senat nicht ihm, sondern seinem Collegen die Führung des Krieges gegen Antiochus übertragen wollte, so wußten die Scipionen dies dadurch zu hintertreiben, daß des Consuls Bruder, der Besieger Hannibal's, das Versprechen gab, denselben als Legat zu begleiten. Scipio bewilligte sogleich den Aetolern einen Waffenstillstand auf sechs Monate, versicherte sich der Treue des Königs Philipp, und setzte dann mit seinem Heer über den Hellespont, während die römische Flotte die des Antiochus aufsuchte und durch die Überzahl der Schiffe in zwei Schlachten schlug. Antiochus suchte vergebens durch Unterhandlungen dem drohenden Verderben auszuweichen. Scipio machte so harte Bedingungen, daß der syrische König es vorzog, noch einmal das Glück der Waffen zu versuchen. Bei der lydischen Stadt Magnesia am Gebirge Sipylus kam es zur entscheidenden Schlacht (190 v. Chr.), an welcher jedoch weder Hannibal, noch Scipio Afrikanus Theil nahm: der Letztere war kurz vorher erkrankt, und Hannibal war nach Phönicien geschickt worden, um eine Flotte auszurüsten. Antiochus ward geschlagen, und unterwarf sich jetzt willig den Friedensbedingungen, welche er vorher zurückgewiesen hatte. Was hätte er auch anders thun können, da die Römer einige der wichtigsten Plätze von Kleinasien bereits besetzt hatten, und Eumenes II. von Pergamum, sowie das mächtige Seevolk der Rhodier und der König Prusias I. von Bithynien mit ihnen verbündet waren! Außerdem war das syrische Heer ebenso ungeübt und undisciplinirt als dasjenige, welches einst Darius dem Alexander entgegengeführt hatte. Antiochus konnte also auch kein anderes Schicksal erwarten, als Darius. Er mußte sich im Frieden dazu verstehen, alle Länder diesseit des Taurus oder mit anderen Worten ganz Kleinasien abzutreten, innerhalb zwölf Jahren eine Summe von etwa neun und dreißig Millionen Gulden oder ein

und zwanzig und eine halbe Millionen Thaler zu bezahlen, alle seine Kriegsschiffe und Elephanten den Römern zu übergeben und den Karthager Hannibal nebst einigen griechischen Flüchtlingen auszuliefern.

Bei den Friedensunterhandlungen und unmittelbar nachher, als römische Commissäre die von Antiochus abgetretenen Länder vertheilten und die Angelegenheiten der asiatischen Bundesgenossen ordneten, ward zum ersten Male dem Osten der Erde die römische Weltherrschaft förmlich kund gemacht. Die Römer traten als die Herren und gebietenden Schiedsrichter der Welt auf. „Antiochus hat aufgehört zu regieren!" hatte es schon im Anfange des Krieges öfters in den Reden und Proklamationen der römischen Führer geheißen, gerade wie Bonaparte, der dieses gleich manchem Anderen von den Römern entlehnte oder mit ihnen gemein hatte, in seinen glänzenden Zeiten über feindliche Fürsten und Völker sich auszudrücken pflegte. Auch huldigten den Römern fast alle Staaten von Asien ebenso demüthig, wie in neuerer Zeit die meisten europäischen Regierungen dem Kaiser der Franzosen. Der König Antiochus, welcher damals von Syrien bis an den Indus herrschte, schickte eine feierliche Gesandtschaft nach Rom, um sich von der Gnade des Senats die Friedensbedingungen geben zu lassen, welche vorzuschreiben dieser für gut fand; König Eumenes II. von Pergamum erschien sogar in eigener Person in der neuen Hauptstadt der Welt, um sich die Gunst der Herren der Erde zu erbetteln; von den übrigen Staaten und Städten Kleinasiens reisten ebenfalls Gesandte nach Rom, um unterthänig der römischen Befehle zu warten; Prusias und der elende König von Egypten hatten sich sogar schon vor der Besiegung des Antiochus als völlig abhängige Fürsten betragen. Das dem Antiochus abgenommene Land vertheilten die Römer auf eine anscheinend großmüthige, in Wahrheit aber sehr eigennützige und schlaue Weise. Die kleinen Staaten und Herrscher groß zu machen, damit sie aus dem Geleise gebracht und desto besser in Abhängigkeit erhalten würden, und ihre gegenseitigen Verhältnisse so einzurichten, daß dadurch der Keim der Eifersucht und Zwietracht gelegt ward, dies war ein Hauptgrundsatz der römischen Politik gegen besiegte Völker. Diesen Grundsatz befolgte man auch bei der Anordnung der kleinasiatischen Angelegenheiten. Dem König

Eumenes z. B. und den Rhodiern, welche damals den Haupt-Seestaat des Oſtens bildeten, gab man zur Belohnung für ihre Unterſtützung im ſyriſchen Kriege eine Gebietsvergrößerung auf dem Feſtlande von Kleinaſien, man ſorgte aber dafür, daß das Gebiet beider Mächte ſich vielfältig durchkreuzte, weil es dann in Zukunft nicht an Zwiſtigkeiten und alſo auch nicht an Gelegenheiten, die Streitenden ihre Abhängigkeit fühlen zu laſſen, fehlen konnte.

Lucius Cornelius Scipio feierte in Rom einen glänzenden Triumph, und erhielt den Beinamen Aſiaticus. Von den beiden Conſuln des nächſten Jahres (189 v. Chr.) wurde der eine, Marcus Fulvius Nobilior, gegen die Aetoler, der andere aber, Cnäus Manlius Vulſo, nach Kleinaſien geſchickt. Der Letztere begnügte ſich nicht damit, ſeinem eigentlichen Auftrage gemäß das ſo eben erwähnte Theilungswerk zu vollziehen, ſondern begann auch, um ſich zu bereichern und Ruhm zu erwerben, einen Krieg mit den Galliern im Lande Galatien, einer räuberiſchen Völkerſchaft, welche zu den übrigen Kleinaſiaten etwa in demſelben Verhältniß ſtand, wie die Aetoler zu den europäiſchen Griechen, aber leichter als dieſe gedemüthigt werden konnte, weil ſie wegen ihrer Theilung in vier Fürſtenthümer keine Einheit hatte. Die Gallier wurden von Manlius beſiegt und zugleich mit den Königen von Kappadocien und Paphlagonien, die ihnen Hülfstruppen geſchickt hatten, zum Abſchluß eines Friedens genöthigt. Manlius gewährte ihnen gegen das Verſprechen, nie mehr Raubzüge zu machen, billige Bedingungen, nachdem er und ſeine Soldaten ſich mit den vielen von ihnen zuſammengeraubten Schätzen bereichert hatten. Unterdeſſen hatte der andere Conſul, Marcus Fulvius Nobilior, einen viel ſchwierigeren Krieg in Aetolien zu führen. Wenn man die gebirgige Natur dieſes Landes und den wilden Charakter ſeiner Bewohner bedenkt, und wenn man dabei noch berückſichtigt, daß in Aetolien nicht, wie in den aſiatiſchen Ländern, Alles von Einem Mann abhing, ſondern jedes Dorf eine Art Republik bildete, ſo wird man begreifen, daß Fulvius einen ſchwereren Stand hatte, als ſein College, und daß er an eine völlige Demüthigung der Aetoler nicht denken konnte, wenn er nicht das ganze Volk auszurotten vermochte. Fulvius richtete daher in dieſem Kriege ſeine Macht vorzugsweiſe gegen die epirotiſche Stadt Ambracia, welche damals den Aetolern gehörte, und

mit Kostbarkeiten und Kunstwerken aller Art angefüllt war. Als er nach einer langen Belagerung dieselbe zur Übergabe gezwungen hatte, entschädigte er sich und seine Soldaten durch die Wegnahme alles dessen, was nur irgend einen Werth hatte, und gewährte dann den armen Landleuten auf den Bergen, denen nicht viel zu entreißen war, einen billigen Frieden. Auch hier wurde die Politik angewandt, auf welche Rom seine Herrschaft über die Völker der Erde gründete: man theilte ins Unendliche, um Zwietracht zu erhalten oder zu stiften, und schonte den Schwachen, um den Starken zu schrecken; die Aetoler wurden durch eine starke Contribution ganz arm gemacht, alle nicht-ätolischen Orte von ihrem Bunde getrennt, diese selbst vereinzelt, und das benachbarte, vorher ganz unbedeutende, aber mit den Aetolern stets entzweite Akarnanien auf Unkosten seiner Erbfeinde vergrößert.

Ehe wir zur Darstellung derjenigen Angelegenheiten übergehen, welche die Unterwerfung von Macedonien und Griechenland zur Folge hatten, müssen wir unseren Blick vorher noch den Schicksalen des Mannes zuwenden, welcher ebenso ein Opfer des mit Antiochus III. geschlossenen Friedens wurde, wie er früher in seiner eigenen Vaterstadt zugleich dem Hasse der Parteien und der römischen Herrschsucht erlegen war. Hannibal hatte, als die Römer von Antiochus seine Auslieferung verlangten, auf Anrathen dieses Königs die Flucht ergriffen. Er begab sich zuerst nach Kreta, wo er einige Jahre zubrachte, und ging dann zum König Prusias I. von Bithynien. Bei diesem lebte er mehrere Jahre, und leitete die Unternehmungen, welche derselbe gegen seinen Nachbarn, den König Eumenes II. von Pergamum, machte. Obgleich der Letztere bei den Römern in großer Gunst stand, so war doch Hannibal seit seiner Trennung von Antiochus nicht mehr zu fürchten. Sie ließen ihn daher auch unangefochten am Hofe ihres demüthigen Bundesgenossen leben, bis Titus Quinctius Flamininus als römischer Gesandter nach Bithynien kam. Dieser entehrte den römischen Namen durch eine unwürdige und unnöthige Verfolgung des berühmten Karthagers, und benutzte die Feigheit des bithynischen Königs, um den großen Mann zum Selbstmorde zu treiben. Hannibal hatte im Vertrauen auf Prusias sich bei der Ankunft des römischen Gesandten nicht aus der Residenz entfernt, der König ward aber von

Flamininus eingeschüchtert, und gab sich, um die Gewogenheit desselben zu erhalten, bereitwillig zum Werkzeuge seines Hasses her. Er schickte gleich nach der ersten Unterredung mit Flamininus Soldaten aus, welche Hannibal's Wohnung umzingelten. Dieser hatte schon längst für einen solchen Fall die nöthigen Vorkehrungen getroffen, um nicht in die Gewalt der Römer zu gerathen, und so in seinen alten Tagen der Eitelkeit eines ihrer Großen und dem höhnenden Stolze des Volkes zum Opfer zu fallen; sobald er es daher unmöglich fand zu entfliehen, tödtete er sich in seinem vier und sechszigsten Lebensjahre durch bereit gehaltenes Gift (183 v. Chr.). Griechische und römische Schriftsteller führen als ein merkwürdiges Zusammentreffen an, daß in demselben Jahre auch die beiden größten Zeitgenossen Hannibal's, sein Besieger Scipio Afrikanus der Ältere und der achäische Feldherr Philopömen, gestorben seien.

9. Die Unterwerfung von Griechenland und Macedonien.

In Griechenland brachte der Frieden, welchen Flamininus 197 v. Chr. mit Philipp III. geschlossen hatte, unsägliches Unglück hervor, und vernichtete die griechische Freiheit für immer; denn durch denselben wurden alle Staaten, über welche Philipp seither in Griechenland geherrscht hatte, für unabhängig erklärt, folglich die griechische Zwietracht allenthalben von neuem aufgeregt. Das leichtfertige griechische Volk ließ sich bei dieser Gelegenheit durch den schlauen Flamininus täuschen, welcher die Eitelkeit desselben zu seinen Zwecken zu benutzen suchte. Er begab sich von Macedonien nach Korinth, wo gerade die isthmischen Spiele gefeiert wurden, und ließ hier vor der versammelten Menge auf theatralische Weise die Freiheit aller griechischen Städte und Völker verkündigen. Die thörichten Griechen brachen über ihr vermeintliches Glück in maßloses Jubelgeschrei aus, priesen die Großmuth der Römer, und überhäuften ihren vorgeblichen Befreier so sehr mit Dankbezeugungen und Lobpreisungen, daß der Andrang der freudetrunkenen Menge ihm fast das Leben kostete. So leicht war dieses Volk zu täuschen! Daß es mit der Unabhängigkeits-Erklärung nicht ehrlich

gemeint war, zeigte Flaminin's Verfahren unmittelbar nach dem Friedensschluß. Er ließ die römischen Besatzungen in den eroberten Städten, und statt den Tyrannen Nabis aus dem von ihm kurz vorher besetzten Argos zu vertreiben, gab er vielmehr deutlich zu erkennen, daß er es nicht ungern sähe, wenn Nabis den Besitz desselben behalte. Nur um den ängstlich gesuchten Schein eines Befreiers nicht zu verlieren, verstand sich Flamininus nach einiger Zeit dazu, den Tyrannen zur Räumung von Argos zu zwingen. Als er aber Nabis bis zum Äußersten gebracht hatte, verfuhr er nach derselben treulosen Politik, welche alle seine Schritte leitete: er befreite Sparta nicht, wie man allgemein hoffte, von dem furchtbaren Despoten, sondern erhielt diesen vielmehr, als ein für die Römer brauchbares Werkzeug im Besitze der Herrschaft, und entriß ihm blos Argos und die Seestädte von Lakonien.

Von Sparta begab sich Flamininus nach Argos, um den nemeischen Spielen beizuwohnen und bei denselben den Vorsitz zu führen, oder vielmehr um sich als vorgeblichen Befreier von Griechenland verherrlichen zu lassen (195 v. Chr.). Ehe er Griechenland verließ, versammelte er die Abgeordneten der Griechen noch zwei Mal um sich, damit sie ihm als ihrem Gebieter ihre Huldigungen darbrächten. Zuerst schlug er in der phokischen Stadt Elatea sein Tribunal auf, und entschied hier unter einem außerordentlichen Zulauf, im Angesichte von ganz Griechenland, die inneren Angelegenheiten der griechischen Staaten. Eine traurige Erscheinung für beide Völker! Den Griechen war der über sie richtende Römer und das zu seinen Füßen liegende griechische Volk der Vorbote der Knechtschaft, die ihrer harrte; die Römer aber gewöhnten sich durch solche Demüthigungen eines ganzen Volkes an ein übermüthiges Herrschen über befreundete Staaten. In der großen Nationalversammlung, welche Flamininus nachher zu Korinth hielt, spielte er wieder eine andere Rolle. Er sprach Griechisch zu der zahlreich anwesenden Menge, ermahnte die Griechen zur Eintracht und zur Dankbarkeit gegen Rom, und bat sie um die Freigebung aller der Römer, welche im zweiten punischen Kriege gefangen und als Sklaven nach Griechenland verkauft worden waren; sie gewährten mit der größten Bereitwilligkeit seine Bitte, und vergossen über das erheuchelte Interesse, welches ihr Gebieter zu

erkennen gab, Thränen der Rührung; auch Flamininus weinte. Welche betrübende Scene! Heuchelei auf beiden Seiten! Von Korinth zog Flamininus unter dem Jubel der Menge durch ganz Griechenland, und nach Rom zurückgekehrt feierte er einen dreitägigen Triumph, bei welchem er achtzehntausend Pfund Silber und gegen viertausend Pfund Gold ohne das gemünzte Geld, sowie sehr viele erbeuteten Waffen, Kunstschätze und Kostbarkeiten zur Schau trug, und die große Zahl der durch ihn aus griechischer Sklaverei befreiten Römer vor den Augen seiner Mitbürger vorüberführte. Der Effect aller dieser Scenen traf das römische Volk, der Glanz, den Flamininus in Griechenland um sich verbreitet hatte, erhielt sich auch in Rom, und der angebliche Befreier der Griechen theilte seitdem mit den Scipionen die Popularität unter den Männern, welche damals griechische Sitte und Bildung in Rom einführten, und dadurch den Nationalcharakter ihres Volkes untergruben.

In Griechenland hielt sich Nabis nach dem Abzuge des römischen Heeres anfangs ruhig; sobald aber die durch den römisch-macedonischen Frieden beeinträchtigten Aetoler neue Unruhen erregten, erhob er sich wieder, und suchte die ihm entrissenen Seestädte zu erobern. Die Achäer schickten ihren Philopömen gegen ihn aus. Das Schicksal vergönnte diesem aber nicht, auch den zweiten Tyrannen Sparta's, wie den ersten, zu vertilgen. Nabis wurde von ihm zwar geschlagen, aber nicht überwunden; denn er erhielt von den Aetolern eine Unterstützung, deren Stärke etwas über tausend Mann betrug. Der Anführer dieser Hülfsschaar, Alexamenus, glaubte für den Vortheil des ätolischen Bundes nicht besser sorgen zu können, als wenn er die Lage der Dinge benutzte, um Sparta auf immer mit demselben zu vereinigen. Da dies nach seinem Urtheil nur durch die Entfernung des Nabis geschehen konnte, so ließ er denselben, sobald er mit ihm ins Feld gerückt war, durch seine Aetoler zusammenhauen (192 v. Chr.). Statt jedoch hierauf die Spartaner zur Freiheit aufzurufen und ihnen die Verbindung mit den Aetolern anzutragen, gab er ihre Stadt seiner raubgierigen Horde preis, und beschäftigte sich selbst nur mit der Aufsuchung der vom Tyrannen aufgehäuften Schätze. Die Spartaner ermannten sich, tödteten Alexamenus mit dem

größten Theil seiner Leute, und trieben die Übrigen aus der Stadt. Dann traten sie sogleich dem achäischen Bunde bei, weil sie die Blutrache des ganzen ätolischen Volkes zu gewärtigen hatten.

In den nächstfolgenden Jahren waren die Römer mit der Bekriegung des Königs Antiochus und der Aetoler beschäftigt. Sie überließen daher den Peloponnes seinem Schicksal, und es schien damals, als wenn die Achäer, deren Bund damals den ganzen Peloponnes umfaßte, die Herrschaft in der Halbinsel erhalten würden. Allein sobald die Römer den syrischen König besiegt und die Aetoler für immer unschädlich gemacht hatten, suchten sie auf eine sehr schlaue Weise die Macht des achäischen Bundes zu beschränken und die Zwietracht unter den Griechen zu nähren. Dazu boten diese selbst ihnen Gelegenheit genug. Als die Messenier vom achäischen Bunde abfielen und diesen hart bedrängten, gaben die Römer sogar dem achäischen Strategen, der sich an sie wandte, statt des Beistandes den schnöden Bescheid: sie würden sich gar nicht darum bekümmern, wenn auch außer den Messeniern noch die Argiver, Lacedämonier und Korinther von den Achäern abfallen sollten. Als bald nachher die Spartaner mit den Achäern in Zwist geriethen, und Beide sich nach Rom wandten, gab ihnen der Senat eine zweideutige Antwort, durch welche die Zwietracht nur noch mehr belebt wurde. Dieses Verfahren der Römer, welches offenbar die Auflösung des achäischen Bundes zum Zwecke hatte, bewog die Häupter desselben, sich desto mehr anzustrengen, um das Ansehen und die Macht ihres Staates zu behaupten. Philopömen wandte sich im Jahre 183 v. Chr. gegen die abgefallenen Messenier; er drängte dieselben zurück, ward aber bei dieser Gelegenheit selbst gefangen genommen. Durch seine Auslieferung hätten die Messenier sich gewiß einen vortheilhaften Frieden verschafft; allein um diesen war es den Oligarchen, welche die Regierung in Händen hatten, nicht zu thun. Sie faßten, ohne das Volk zu fragen, den Beschluß, einen so furchtbaren Gegner aus der Welt zu schaffen, und führten diesen Beschluß ebenso übereilt aus, als sie ihn gefaßt hatten. Philopömen, welcher damals gerade achtzig Jahre alt war, wurde durch Gift getödtet. Die Rache folgte der That auf dem Fuße. Lykortas, welcher an Philopömen's Stelle zum Strategen ernannt ward, und als einer der tüchtigsten Männer den Bund in

seiner letzten Zeit leitete, besiegte und demüthigte die Messenier, so daß sie die Urheber des Frevels ausliefern und dem Bunde von neuem beitreten mußten.

Unterdessen war auch König Philipp von Macedonien wieder mit den Römern in Zwist gerathen, und zwar blos in Folge der Art, wie der römische Senat ihn nach seiner Besiegung behandelte; denn obgleich Philipp ihnen im Kriege mit Antiochus gute Dienste geleistet hatte, so ließen sie ihn doch die Art von Abhängigkeit, in welche er gekommen war, auf jede Weise fühlen. Philipp kannte seine Lage sehr gut, und traf kluge Maßregeln, um sich aus derselben herauszuziehen: er setzte seine Finanzen und die ganze innere Verwaltung seines Reiches in guten Stand, übte seine Truppen tüchtig ein, und benutzte die inneren Verhältnisse seiner Nachbarländer Thracien und Thessalien, um seine Macht zu erweitern. Die Römer, denen er dadurch viel gefährlicher ward, suchten ihm auf jede Weise entgegenzuwirken: sie unterstützten seine Gegner, liehen den ungerechten Klagen derselben willig Gehör, und sprachen, so oft sie als Schiedsrichter auftraten, jedes Mal gegen ihn. In Folge davon trat eine heftige Spannung zwischen Philipp und den Römern ein, und zuletzt faßte Philipp wirklich den Entschluß, die Entscheidung der Waffen zu versuchen. Er schickte jedoch, um Zeit zu gewinnen, erst noch einmal seinen zweiten Sohn Demetrius nach Rom, welcher früher einige Jahre als Geißel daselbst gelebt und sich bei den römischen Großen sehr beliebt gemacht hatte. Demetrius benahm sich in Rom so geschickt, daß er den Senat zu billigen Bedingungen bewog; allein da er nach seiner Rückkehr große Zuneigung zu den Römern und einen auf die Gunst des Senats gegründeten Stolz zeigte, so ward er seinem Vater verdächtig. Der ältere Bruder, Perseus, ein Mann, dessen Charakter neben Atreus und Richard III. von England eine Stelle auf der tragischen Bühne verdienen würde, suchte auf jede Weise den Argwohn des Vaters zu steigern, und wußte seine Netze so fein und fest zu weben, daß Vater und Bruder hineinfielen und darin umkamen. Philipp tödtete aus Übereilung und aus Haß gegen Rom seinen besseren Sohn, verfluchte und enterbte nachher, als er dessen Unschuld erkannte, den anderen, ließ sich aus Reue und Schmerz zu harten, grausamen Maßregeln hinreißen, und ward in seinen letzten

Tagen eine Geißel seines Volkes. Als er starb, bestieg der Wütherich Perseus den Thron, weil er in Verbindung mit dem Arzte seines Vaters Alles gut vorbereitet hatte, um dem Verwandten, welchen dieser zum Erben bestimmt hatte, zuvorzukommen (179 v. Chr.).

Perseus trat als König sogleich in des Vaters Spuren, ohne eine einzige von dessen guten Eigenschaften zu besitzen. Haß oder wenigstens offener böser Wille gegen die Römer zeigte sich in seinen ersten Regierungshandlungen, zugleich aber auch eine große Ungeschicklichkeit verbunden mit entschiedener Ungunst des Schicksals. Ob er in der That die Römer angreifen wollte, oder ob er seine Anstalten nur für den Fall eines Angriffs von ihrer Seite traf, bleibt zweifelhaft; dagegen ist es gewiß, daß Eumenes II. von Pergamum, um eines mächtigen Nebenbuhlers in Vorderasien und Griechenland entledigt zu sein, sich alle erdenkliche Mühe gab, die Römer zum Kriege mit Macedonien zu bewegen, und daß die Römer die Ersten im Felde waren. Eumenes brachte in Rom ein ganzes Register von Vergehungen gegen Perseus vor (173 v. Chr.), der Krieg war aber dort schon längst insgeheim beschlossen. Perseus beging Fehler über Fehler; statt die Rüstungen, die sein Vater schon begonnen hatte, schnell zu vollenden und den Römern zuvorzukommen, versäumte er den günstigen Augenblick, und konnte sich nachher aus Geiz nicht entschließen, die Hülfe anzunehmen, welche der König Gentius von Illyrien und das mit Germanen vermischte gallische Volk der Bastarner, das im Norden der Donau wohnte, ihm für geringes Geld anboten. Auch die Griechen neigten sich alle auf Perseus Seite; doch war dies bei der unter ihnen herrschenden Verdorbenheit und bei der großen Zahl von Menschen, die sich in jedem Staate öffentlich von den Römern gebrauchen ließen, von keiner großen Bedeutung. Perseus ging also mit sehr ungleichen Kräften in den Kampf, und die Römer konnten den Erfolg desselben mit Bestimmtheit voraussehen; nichts desto weniger nahmen sie ihre Zuflucht zu Mitteln, die ihnen wenig Ehre machten, und von dieser Zeit an bei ihnen immer mehr gebräuchlich wurden. Der römische Gesandte Quintus Marcius Philippus wußte bei Perseus fast in demselben Augenblick, als der Krieg begann, durch die Erinnerung an seines Vaters Freundschaft mit dem macedonischen Königshause Vertrauen zu erwecken, er täuschte dadurch

Perseus, bewog ihn zur Unterbrechung seiner Rüstungen, und rühmte sich nachher im römischen Senat öffentlich seines Betruges. „Die älteren Senatoren schüttelten freilich, wie ein römischer Geschichtschreiber sagt, den Kopf über diese neue, dem altrömischen Sinne zuwiderlaufende Art von Politik, allein die Mehrzahl des Senats nahm mehr Rücksicht auf das Nützliche, als auf Ehre und Recht, und billigte daher des Marcius Verfahren.“ Sowie diese Sache die damalige römische Aristokratie im gehässigsten Lichte zeigt, so ist auch in dem gegen Perseus ausgeschickten Heere schon der Geist zu erkennen, welcher seit dieser Zeit die römischen Soldaten erfüllte. Dieses Heer bestand nämlich nicht allein vorzugsweise aus gedienten Soldaten und Officieren, sondern es hatten sich auch Viele freiwillig demselben angeschlossen, und zwar blos darum, weil sie, wie der römische Geschichtschreiber Livius sagt, durch das Beispiel derer angelockt wurden, die in den Kriegen mit Philipp und Antiochus sich bereichert hatten.

Im Jahr 171 v. Chr. begann der Krieg. Perseus hatte nur einen einzigen Verbündeten, den thracischen Fürsten Kotys; er rechnete zwar auf Griechenland, allein dieses war fast in ebenso viele Staaten getheilt, als es Städte hatte, und seine feigen Bewohner wichen, trotz ihres allgemeinen Hasses gegen Rom, gleich anfangs von Perseus zurück; die Römer dagegen hatten die Rhodier und die Könige von Kappadocien und Pergamum zu Verbündeten, und besaßen Mittel genug, um sowohl den König von Illyrien als die Griechen von der Theilnahme am Kriege abzuhalten. Nichts desto weniger lächelte das Glück anfangs dem Perseus. Der ganze erste Feldzug der Römer war fruchtlos; denn der Consul Publius Licinius Crassus, welcher denselben leitete, verdarb durch seine Plünderungen den Geist der Soldaten, und erbitterte die Thessalier und Böotier durch unerhörte Erpressungen. Er ward deshalb später sogar zu einer Geldbuße verurtheilt. Auch im zweiten und dritten Jahre versuchte das entartete römische Heer vergebens aus Thessalien in das Innere von Macedonien einzudringen. Zum Glück für die Römer verstand aber Perseus nicht, aus den Umständen Vortheil zu ziehen; er wußte weder die Unzufriedenheit der Griechen, noch seines Bundesgenossen Kotys Talente, noch die Niederlage, welche ein römisches Corps in Illyrien erlitt, noch endlich die Be-

reitwilligkeit des Königs von Illyrien, mit ſeinem ganzen bewaffneten Volk ihm zu Hülfe zu kommen, zu benutzen. Der Letztere verlangte dreihundert Talente (drei und ſiebenzigtauſend Gulden oder vierzigtauſend Thaler) Subſidien, Perſeus hatte dieſelben auch ſchon an ihn abgeſchickt, ließ aber, als er wieder mehr Vertrauen zu ſeiner eigenen Macht bekam, den Überbringer derſelben unterwegs zurückrufen. Ebenderſelbe Geiz brachte ihn noch um andere Vortheile: die Baſtarner hatten ihm auf ſein Anſuchen zwanzigtauſend Mann geſchickt, als er dieſen aber den erſten Sold auszahlen ſollte, machte er ſo viele Umſtände, daß ſie wieder nach Hauſe zurückkehrten; ferner trat Eumenes, welcher damals mit den Römern in Spannung gerieth, in Unterhandlung mit ihm, dieſe zerſchlugen ſich aber ebenfalls, weil Perſeus zu geizig war.

Daß der Krieg drei Jahre hintereinander ſo ſchlecht geführt wurde, war eine Folge der im Weſen des römiſchen Staates eingetretenen Veränderungen. Einige wenige vornehmen Familien hatten die Übermacht, ſie riſſen die höheren Ämter und die Anführung im Kriege an ſich, und bedienten ſich Beider, um die Mittel zu ihrem Aufwand und ihrer Üppigkeit zu erhalten. Natürlich litten dadurch nicht allein die Unternehmungen des Staates, ſondern das Beiſpiel der Führer wirkte auch auf die Truppen, und dieſe ergaben ſich der Zügelloſigkeit und Plünderungsſucht. Dies konnte jedoch immer nur eine Zeitlang ſo fortgehen; wenn der Krieg, den in alten Zeiten faſt jeder angeſehene römiſche Bürger hatte führen können, gar zu lang dauerte und gar zu ſchmählich geführt worden war, ſo erhielt die öffentliche Meinung wieder ein ſo großes Gewicht, daß man ihr nicht widerſtehen konnte. Man ſah ſich dann genöthigt, einen Mann, der ſich bereits tüchtig erwieſen hatte, an die Spitze des Heeres zu ſtellen. Am allerwenigſten konnte ſich die Ariſtokratie dieſer Nothwendigkeit dann entziehen, wenn ein ſolcher Mann zu einer der herrſchenden Familien gehörte. Eine ſolche Familie war die der Scipionen. Dieſe hatte ſich ſeit einiger Zeit der Leitung aller wichtigeren Angelegenheiten des Staates bemächtigt, ſo daß damals, mit alleiniger Ausnahme der Unternehmung gegen Philipp, alle bedeutenderen Kriege von Scipionen oder doch von Verwandten derſelben beendigt wurden. Die Scipionen riſſen daher auch die Führung des Krieges mit Perſeus an ſich, und es

ward ihnen dies um so leichter, da bei dem seitherigen unglücklichen Gange desselben die Blicke des Volkes sich von selbst auf einen Angehörigen jener Familie richteten, welcher bereits früher in einem Kriege mit den Ligurern sein Feldherrn-Talent auf glänzende Weise bewiesen hatte, und sowohl Charakterkraft als auch Ansehen und Einfluß genug besaß, um unter den Soldaten die Zucht wieder herzustellen und das Heer auf eine viel größere Zahl zu bringen. Dieser Mann war Lucius Aemilius Paullus, der Sohn des in der Schlacht bei Cannä gefallenen gleichnamigen Consuls, von welchem er durch den Beinamen Macedonicus unterschieden wird; er war zugleich der Schwager des Scipio Afrikanus und der Vater des später so berühmt gewordenen Feldherrn, welcher von dem Sohne dieses Mannes adoptirt ward, deswegen den Namen desselben annahm, und als Scipio Afrikanus der Jüngere eine glänzende Stelle in der Geschichte des römischen Volkes erhielt. Aemilius Paullus, welcher für das Jahr 168 vor Christo zum Consul erwählt wurde, brachte zur Führung des macedonischen Krieges einen ganz anderen Einfluß, ganz andere Hülfsmittel und ein ganz anderes Heer mit, als seine drei Vorgänger, und so groß auch sein Talent und die Tüchtigkeit seines Charakters war, so ist doch der schnelle und siegreiche Erfolg seines Kriegszuges gewiß weniger seiner Geschicklichkeit, als seinem Ansehen im römischen Volk, seinem Familien-Einfluß und der darauf beruhenden großen Zahl seiner Truppen zuzuschreiben. Aemilius Paullus war kaum in Griechenland angekommen, als er das macedonische Heer umging und es dadurch nöthigte, sich bis nach Pydna in Macedonien zurückzuziehen. Jetzt kam Alles darauf an, den scheuen und schlauen König, der bisher immer einer entscheidenden Schlacht ausgewichen war, zum Kampf im offenen Felde zu zwingen. Daß Aemilius Paullus dies zu Stande brachte, war unstreitig sein größtes Verdienst in diesem Kriege. Der Ausgang dieser Schlacht, welche bei Pydna geliefert wurde, konnte unter einem so erfahrenen, besonnenen und tapferen Anführer, als Aemilius Paullus war, nicht zweifelhaft sein: Perseus erlitt eine schwere Niederlage. Weit mehr um sein Geld, als um seine Ehre besorgt, floh er nach derselben mit den nur zu seinem Verderben gesparten Schätzen nach der Insel Samothrace. Hier vertraute er sich einem

Kreter an, der ihn nach Thracien zu bringen versprach, ward von demselben verrathen, und hatte den Muth nicht, ein elendes Leben durch einen freiwillig gewählten Tod zu enden: er ward gefangen nach Rom geschleppt, mußte sich dort der Schmach, im Triumph aufgeführt zu werden, unterwerfen, und starb nach einer vierjährigen Gefangenschaft in Alba longa.

Von ihrem Könige verlassen, konnten die Macedonier nichts Besseres thun, als sich dem Sieger zu unterwerfen; alle ihre Städte öffneten ihm die Thore. In dem Verfahren gegen das unterjochte Königreich ließen sich die Römer nur von ihrem gewohnten Eigennutze leiten: sie nahmen nicht im mindesten Rücksicht auf die Verhältnisse und Bedürfnisse der Einwohner, obgleich auch damals, wie immer, die Sieger nicht ermangelten, ihre Unterjochung als Freiheit, ihre Härte als Großmuth, ihre neue Einrichtung des Landes als den Beginn einer glücklicheren Zeit darzustellen. Die vom Senat bei dieser Gelegenheit erlassene Bekanntmachung zeigt aufs klarste, daß es sich mit den Proclamationen der Römer gerade so verhält, wie mit dem officiellen Zeitungsstyl der neueren Zeit. „Macedonien, so hieß es, werde vor allem Anderen für ein freies Land erklärt, damit die Welt sehe, daß Rom's Waffen kein anderes Ziel haben, als den Völkern, welche in Banden liegen, die Freiheit zu bringen, den freien Nationen aber ewigen und zuverlässigen Schutz für ihre Freiheit zu gewähren. Rom zwinge durch die Furcht seines Namens die Könige, ein mildes und gerechtes Regiment zu führen; sobald dieselben sich aber einfallen ließen, die Waffen gegen das römische Volk zu erheben, so sei stets ihre eigene Besiegung und die Freiheit ihrer Völker die unausbleibliche Folge davon. Der römische Senat habe im wohlverstandenen Interesse Macedoniens für gut gefunden, aus demselben vier Freistaaten zu bilden. Die Abgaben, welche die Macedonier den Römern zu zahlen hätten, sollten nur die Hälfte von dem betragen, was Macedonien vorher seinen Königen bezahlt habe. Die Gold- und Silberminen und die Staats-Domänen des Landes sollten unbenutzt bleiben; denn macedonische Beamte würden daraus nur eine Quelle ihrer eigenen Bereicherung und der Zwietracht machen, Rom aber würde dieselben nur auf dem Wege der Verpachtung benutzen können, die Pächter aber würden gar leicht Einfluß auf die Verwaltung erhalten und also die Frei-

heit Macedoniens beeinträchtigen.“ In dieser Weise suchte der römische Senat die Welt über die rücksichtslos egoistische Politik zu täuschen, mit welcher er die besiegten Völker behandelte. Betrachtet man aber die von ihm getroffene Verfügung über Macedonien mit scharfem Blicke, so wird man sehen, daß hinter den schönen Worten und den scheinbar freien und wohlthätigen Formen eine arge Tyrannei versteckt war. Ein gleiches Verfahren wird man, ohne daß es einer näheren Auseinandersetzung bedürfte, auch bei allen anderen unterworfenen Völkern beobachtet finden. Zuerst wurden im vorgeblichen Interesse der republikanischen Verfassung, welche in Macedonien eingeführt werden sollte, alle Macedonier, welche jemals bei der Staatsverwaltung oder im See- und Kriegswesen angestellt gewesen waren, also alle Großen und Staatsmänner des Reiches, sowie alle Reichen mit ihren Familien unter Androhung der Todesstrafe gezwungen, ihre Heimath zu verlassen und sich nach Italien überzusiedeln. Man stürzte dadurch mehrere tausend Menschen unverdienter Weise in Jammer und Noth, und entzog dem Lande alle die Männer, die sich auf die Verwaltung desselben verstanden und seine Bedürfnisse kannten. Dann ließ der römische Senat aus Macedonien vier besondere Staaten bilden; ja, er begnügte sich nicht blos, ein Volk, welches gleiche Sitten und Gewohnheiten hatte und nur widernatürlicher Weise von einander getrennt werden konnte, in vier Theile zu zerreißen, sondern er verbot auch sogar noch jeden Handelsverkehr und alle Heirathen zwischen den Bürgern der vier neuen Staaten, damit eine Verbindung und Empörung gegen Rom unmöglich gemacht werde. Die Herabsetzung der Abgaben auf die Hälfte ihres seitherigen Betrags sah zwar wie eine große Wohlthat aus; allein die Macedonier mußten dafür auch jetzt die Kosten einer vierfachen Regierung tragen, während sie vorher nur eine einzige zu unterhalten gehabt hatten, und da dies beim Aufhören alles Handels und Verkehrs in Macedonien doppelt schwer war, so brachte jene Gunst den Macedoniern in der That größeren Nachtheil, als wenn die Römer sie sogleich ganz und gar zu Unterthanen gemacht hätten. Auch war für Macedonien, als es zwanzig Jahre später bei einer Empörung mit der Umwandlung der vier Republiken in eine römische Provinz und dadurch zugleich mit der Herstellung der alten

Verbindung und der früheren Abgaben bestraft wurde, diese Strafe ein viel größeres Glück, als das Geschenk der Freiheit gewesen war. Die Einrichtung, welche Rom dem macedonischen Königreiche gab, hatte freilich gleich anfangs nicht den Zweck gehabt, etwas Bleibendes zu schaffen, sondern man wollte damit blos den Übergang zum Zustand einer Provinz vorbereiten.

Ebenso wie mit Macedonien verfuhr man mit Illyrien, welches nach Perseus Besiegung gleichfalls unterworfen wurde; nur war dort das Übel noch größer, weil man einem ganz rohen und räuberischen Volke, das keinen Begriff von politischer Freiheit hatte, eine freie Verfassung ertheilte. Gegen die Epiroten aber, welche zuletzt zu Perseus übergetreten waren, ließ der Senat durch Aemilius Paullus nicht, wie man das jetzt in Frankreich nennt, eine bloße Razzia, sondern einen Kriegszug mit systematischer Plünderung ausführen. Er ließ in siebenzig Städten von Epirus alles vorräthige Gold und Silber zusammenbringen und unter die Soldaten vertheilen, und führte nachher nicht weniger als hundert und fünfzigtausend Einwohner in die Sklaverei. Ein ähnliches grausames oder doch wenigstens ebenso rücksichtsloses und willkürliches Verfahren zeigten die Römer auch gegen andere Völker. Eumenes II. von Pergamum wurde durch Kränkungen verschiedener Art dafür bestraft, daß er mitten im Kriege eingesehen hatte, wie verderblich der von ihm eingeschlagene Weg sei, und wie sehr das Fortbestehen des macedonischen Königreichs im Interesse aller östlichen Staaten zu wünschen sei. Die Römer beeinträchtigten den Eumenes durch allerlei Anordnungen in Asien, und hoben ebenso den Bithynier Prusias zum Nachtheil des pergamenischen Königs, wie sie vorher diesen gegen Philipp und Perseus emporgehoben hatten. Die Rhodier, welche ebenfalls den Untergang von Macedonien zu verhindern gesucht hatten, wurden noch viel härter behandelt, obgleich sie den Zorn des Senats dadurch zu beschwichtigen suchten, daß sie alle ihre Mitbürger, welche zu Gunsten des Perseus gesprochen hatten, hinrichten ließen. Ihre Gesandten wurden nur nach langem Bitten und Flehen vor den Senat gelassen, und hier wie Verbrecher behandelt, obgleich sie bei ihrem Eintritt sich weinend auf den Boden geworfen und zu allem Möglichen erniedrigt hatten. Die Rhodier mußten zur Strafe dem Besitze von Lycien

und Karien entsagen; sie waren aber in ihrer Furcht vor noch größerer Strenge so froh darüber, daß sie für eine Strafe, wie sie in der Regel nur ein besiegtes Volk zu erdulden hat, den Römern sogar demuthsvolle Beweise des Dankes gaben. Übrigens verdienten die elenden Völker und Fürsten von Griechenland und Kleinasien kaum ein anderes Loos; denn sie selbst machten sich theils durch ihre unaufhörlichen Zwiste, theils durch ihre niederträchtigen Schmeicheleien noch verächtlicher und abhängiger, als sie waren: die pergamenischen Könige und die Athener z. B. überboten sich in Kriechereien, und Prusias von Bithynien ging sogar so weit, daß er einst, als er nach der Besiegung des Perseus dem Senat persönlich seine Glückwünsche darbrachte, sich öffentlich einen Freigelassenen des römischen Volkes nannte.

Am traurigsten war die Lage der griechischen Völkerschaften, weil in allen ihren Staaten sich Ehrgeizige und Habsüchtige befanden, welche den Römern hülfreiche Hand leisteten, und ihre Mitbürger ins Verderben zu stürzen suchten, um sich selbst emporzuheben. Die Römer erkannten seit der Besiegung des Perseus keine griechische Unabhängigkeit mehr an, und übten gegen das unglückliche Volk eine recht tückische Politik; ihre Commissäre erlaubten sich die größten Willkürlichkeiten, und nahmen, wie der Geschichtschreiber Livius sich ausdrückt, gar keine Rücksicht auf Recht oder Unrecht, sondern nur auf die politische Gesinnung der einzelnen Bürger. In Aetolien, Akarnanien und Böotien wurden auf die bloßen Angaben schlechter Menschen, welche die Besseren zu verdrängen suchten, viele Bürger als vorgebliche Anhänger des Perseus aufgegriffen und nach Italien geschleppt. Ebenso machten es die römischen Commissäre in den Ländern des achäischen Bundes, doch beobachteten sie hier wenigstens noch gewisse Formen. In diesem Bunde hatte Lykortas und seine Partei, bei welcher dessen Sohn, der Geschichtschreiber Polybius, eine bedeutende Rolle spielte, den Haupteinfluß. Ihre Gegner, an deren Spitze der bestechliche Kallikrates stand, benutzten die damaligen Verhältnisse, um sich emporzuschwingen; sie beschuldigten die angesehensten Männer des Bundes bei den römischen Commissären, einen verrätherischen Briefwechsel mit Perseus geführt zu haben, und verabredeten mit den Letzteren einen Gewaltstreich gegen ihre Feinde. Zwei von den

Commissären erschienen in der Bundesversammlung, legten eine Liste von tausend Achäern vor, welche aus einer größeren von Kallikrates aufgezeichneten Zahl ausgewählt worden waren, und klagten diese des geheimen Einverständnisses mit Rom an. Bei den heftigen Discussionen, welche dadurch hervorgerufen wurden, ließ einer der Angeklagten, der frühere Strateg Xenon, das Wort fallen, er sei sich einer solchen Gesinnung nicht bewußt, und würde sich darüber vor jedem Richter rechtfertigen können, es sei nun in Achaja oder in Rom. Diese Äußerung griffen die Commissäre als einen erwünschten Vorwand auf, und verlangten, daß alle Angeklagten zu ihrer Vertheidigung nach Rom gehen sollten. Als diese nach Italien kamen, wurden sie als Geißeln festgehalten, in einzelne Städte vertheilt und dort unter die Aufsicht der Staatspolizei gestellt. Unter ihnen waren die edelsten, uneigennützigsten und geachtetsten Männer des achäischen Bundes, namentlich Xenon und Polybius. Siebenzehn Jahre hielt man sie trotz aller Bitten der Achäer in Italien zurück. Dieses ungerechte Verfahren erbitterte ein Volk, welches freilich zum Widerstreben zu schwach, aber auch zum Gehorchen zu stolz war. Erst nach siebenzehn Jahren ließ man die Dreihundert, welche damals von jenen Männern noch am Leben waren, in ihr Vaterland zurückkehren (151 v. Chr.).

Die Rückkehr der Dreihundert steigerte den Haß gegen Rom aufs höchste, und stürzte dadurch Griechenland vollends ins Verderben. Die römisch Gesinnten hatten damals in allen Staaten Griechenlands die Obergewalt, und seit Perseus Besiegung beugten sich alle Völker unter Rom, von Egypten und Syrien an bis nach Spanien und Numidien; was konnte unter diesen Umständen das schwache, in viele kleine Staaten und Parteien zertheilte Griechenland bei einem Aufstande gegen das allmächtige Volk ausrichten? Allenthalben herrschte Unzufriedenheit und Unwillen gegen Rom, zugleich aber auch die heftigste Zwietracht, und die Commissäre, welche Rom von Zeit zu Zeit nach Griechenland schickte, benutzten dieselbe, um die Gährung zu vermehren. Es bedurfte daher auch nur eines Funkens, um die Flammen zu wecken. Diesen Funken gaben die elenden Streitigkeiten des Kallikrates und Menalkidas, zweier Männer, von denen der eine ebenso habsüchtig, ehrgeizig und niederträchtig war, als der Andere. Sie hatten vor der Rück-

kehr der Dreihundert im achäischen Bunde gemeinschaftlich die Gewalt in Händen gehabt, waren aber, als sie sich in einem Streite zweier Städte hatten bestechen lassen, über den Preis ihrer Schändlichkeit unter einander selbst zerfallen. In Folge der Gährung, welche durch die Rückkehr der Dreihundert entstand, erhoben sich alle Stimmen gegen beide Männer und ihren Anhang, und zu gleicher Zeit traten auch diese selbst öffentlich gegen einander auf. Menalkidas, welcher im letzten Jahre Strateg des Bundes gewesen war, wurde von Kallikrates angeklagt, daß er seine Vaterstadt Sparta vom Bunde loszureißen versucht habe, und gerieth bei der Gewandtheit, mit welcher der Letztere seinen Zweck zu erreichen suchte, in große Gefahr. Er rettete sich dadurch, daß er seinen Nachfolger in der Strategie, Diäus, mit drei Talenten (siebentausend dreihundert Gulden oder viertausend Thalern) bestach. Dieser half ihm dafür durch, wurde nun aber selbst allgemein des Misbrauchs der Gewalt beschuldigt, und mußte befürchten, daß er wegen seiner Bestechlichkeit förmlich angeklagt und bestraft werde. Um diese Gefahr zu beseitigen, beschloß er, den Bund in einen Zwist mit Sparta zu verwickeln und dadurch die Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Die Spartaner, welche sich ungern dem achäischen Bunde angeschlossen hatten, waren seitdem zwei Mal aus demselben getreten, aber jedes Mal wieder zum Beitritte genöthigt worden; das zweite Mal hatten sie die Bedingung gemacht, daß kein Spartaner wegen eines Vergehens gegen den Bund vor das Bundes-Tribunal gezogen werden dürfe, und der römische Senat hatte diese Einschränkung damals bestätigt. Diäus trat jetzt mit der Behauptung auf, diese Bestätigung sei erlogen, zog mit einem kleinen Corps eiligst gegen Sparta, und verlangte von der dortigen Regierung die Auslieferung von vier und zwanzig Bürgern. Diese ergriffen die Flucht, und wurden hierauf in Sparta dem Scheine nach zum Tode verurtheilt. Sie begaben sich nach Rom, und baten den Senat um Schutz und Hülfe. Nun schickte sowohl Sparta als der Bund Abgeordnete nach Rom, das Erstere den früheren Strategen Menalkidas, einen geborenen Spartaner, der Letztere den Kallikrates und Diäus (150 v. Chr.).

Zum Unglück für die Achäer starb Kallikrates auf der Reise, gerade in dem Augenblicke, wo er durch seine Verbindungen in

Rom zum ersten und einzigen Male dem Bunde hätte nützlich werden können. Der Senat gab, nachdem er beide Theile angehört hatte, die Erklärung, er werde die Sache durch Bevollmächtigte an Ort und Stelle entscheiden lassen. Diäus und Menalkidas regten nach ihrer Rückkehr ihre Landsleute gegen einander auf, und die Achäer beschlossen auf Anrathen ihres damaligen Strategen, Damokritus, die römische Endscheidung nicht abzuwarten, sondern schnell das Schwert zu ziehen (149 v. Chr.). Ohne auf die Warnung der Römer zu achten, griffen sie die Spartaner an, und trieben sie zwei Jahre hindurch in die Enge. Im zweiten Jahre erschien ein Gesandter des römischen Senats, Aurelius Orestes, im Peloponnes, und erklärte der Bundesversammlung zu Korinth, der Senat habe beschlossen, daß nicht nur Sparta, sondern auch alle nicht ursprünglich achäischen Staaten, wie Korinth, Argos und Andere, aus dem Bunde entlassen und für selbstständige Staaten erklärt werden sollten. Diese Forderung erweckte bei den Achäern eine wahre Wuth, der Pöbel fiel über die anwesenden Spartaner her, fesselte oder tödtete sie, und verschonte selbst diejenigen nicht, welche in die Wohnung des römischen Gesandten geflüchtet waren. Zu gleicher Zeit erwählte man auch, da gerade das Amtsjahr des Strategen zu Ende ging, einen entschiedenen Feind der Römer, Kritolaus, an dessen Stelle (148 v. Chr.). Dieser riß in Verbindung mit Diäus die verblendeten Achäer auf der betretenen Bahn immer weiter fort, und zwar zu derselben Zeit, als die Römer das seit kurzem empörte Macedonien von neuem unterworfen hatten. Dort hatte nämlich ein kühner Abenteurer, Andriskus, der sich Philipp nannte und für einen Sohn des Perseus ausgab, und den man deswegen gewöhnlich mit dem Namen Pseudo-Philipp (d. i. der unechte Philipp) bezeichnet, die herrschende Unzufriedenheit des Volkes benutzt, um sich mit Hülfe thracischer Häuptlinge zum König aufzuwerfen. Sein Plan gelang, und er besetzte nicht nur ganz Macedonien, sondern bedrohte auch das Land Thessalien (150 v. Chr.). Ein römisches Heer, welches im folgenden Jahr unter dem Prätor Juventius Thalna gegen ihn zog, wurde in einer offenen Feldschlacht geschlagen. Hierauf ward der Prätor Quintus Cäcilius Metellus gegen ihn geschickt, und dieser führte den Krieg so glücklich, daß er wegen

der schnellen Beendigung desselben den Beinamen Macedonicus erhielt. Er schlug den Usurpator in zwei Schlachten, und verjagte ihn nach Thracien, wo er von einem Häuptling ergriffen und den Römern ausgeliefert wurde (148 v. Chr.).

Das anfängliche Glück des Andriskus und der Krieg, welchen Rom zu gleicher Zeit mit Karthago führte, hatte wahrscheinlich die Achäer und ihre unverständigen Führer geblendet, so daß sie sich immer weiter vom Wege der Klugheit entfernten. Die Römer hatten die dem Orestes zugefügte Beleidigung übersehen, und waren gelinder aufgetreten; Kritolaus bewog aber den Bund zu einem Kriege gegen Sparta, und als ein neuer römischer Bevollmächtigter Alles friedlich beizulegen suchte, vereitelte der achäische Strateg nicht allein alle Bemühungen desselben, sondern verhöhnte ihn sogar noch dazu. Die Römer ertheilten hierauf dem fürs nächste Jahr gewählten Consul Lucius Mummius, einem durchaus rohen Manne, der für Kunst und Wissenschaft weder Sinn noch Achtung hatte, den Auftrag, mit einem Heere nach Griechenland überzusetzen und die griechischen Staaten völlig zu unterwerfen (147 v. Chr.). Ehe dieser anlangte, bot der edle Metellus, welcher damals den Krieg mit Andriskus bereits beendigt hatte, Alles auf, um die Achäer von ihren Demagogen abzuwenden und zu verständigen Beschlüssen zu bewegen; man schenkte seinen Vorstellungen kein Gehör, und verhöhnte sogar einen seiner Gesandten auf schmähliche Weise. Metellus brach dann sogleich mit seinem Heere nach dem Peloponnes auf, und stieß im Lande Lokris auf Kritolaus, welcher die Staaten des achäischen Bundes unter die Waffen gerufen, und die Boötier für sich gewonnen hatte, so daß er an der Spitze eines zahlreichen Heeres stand. Der achäische Strateg war bereits bis an die Thermopylen vorgedrungen, und hätte hier der Ankunft des Metellus ruhig entgegen sehen können. Statt aber diesen Paß zu behaupten, wich er bei der Annäherung der Römer in Unordnung zurück, ward bei der lokrischen Stadt Skarphea von ihnen ereilt, und erlitt eine schmähliche Niederlage. Er selbst verlor gleich nach derselben auf eine uns unbekannte Weise das Leben. An seine Stelle trat der vorjährige Strateg Diäus. Dieser war ebenso unbesonnen wie Kritolaus, und seine Landsleute ergriff unglücklicher Weise ein sehr unzeitiger Enthusiasmus für Unabhängig-

keit. Statt mit dem mild gesinnten Metellus, welcher langsam bis über Megara hinaus vorgerückt und unterwegs überall schonend verfahren war, einen Frieden zu schließen, wollten die Achäer lieber das Äußerste wagen, und doch besaßen sie weder Muth noch Kraft genug dazu. Man bewaffnete zwölftausend Sklaven, zwang die Reichen zu starken Geldbeiträgen, bot die ganze Jugend des Landes auf, und fiel mit blinder Wuth über diejenigen her, welche zum Frieden riethen. Die Truppen der Achäer waren kaum marschfertig, als Mummius landete (146 v. Chr.), nichts destoweniger wagte Diäus auf der Landenge von Korinth mit seinen eilig zusammengebrachten Schaaren ein Treffen gegen ein römisches Heer, welches vier und zwanzigtausend Mann stark und dem seinigen um das Doppelte überlegen war. Eine völlige Niederlage war die Folge davon: die achäische Jugend ward den römischen Soldaten geopfert, Diäus selbst ergriff die Flucht und tödtete sich durch Gift. Die von ihm preisgegebene Stadt Korinth ward von Mummius besetzt und schrecklich behandelt; alle männlichen Einwohner wurden getödtet, die Weiber und Kinder in die Sklaverei verkauft, die Stadt selbst zuerst geplündert und dann niedergebrannt. Mummius hatte vor dem Brande viele Kunstwerke zusammen schleppen lassen, um sie nach Rom zu bringen, es galt ihm dabei jedoch nicht um die Kunst selbst und ihren Werth, sondern um den zur Mode gewordenen Gebrauch, einen Triumph-Einzug in Rom durch Kunstwerke zu verherrlichen. Wie wenig Kunstsinn und Geschmack er hatte, geht daraus hervor, daß er eine Anzahl der vortrefflichsten Werke versteigern ließ, statt sie zu behalten, und daß er die mit der Überfahrt solcher Werke nach Italien beauftragten Schiffer für den Fall, daß sie dieselben zerbrächen oder durch Schiffbruch verlören, zur Anschaffung von neuen verpflichtete. Damals gingen viele der schönsten griechischen Kunstwerke zu Grunde, die in der reichen Stadt Korinth seit langer Zeit gesammelt worden waren: einen Theil vertilgte die Flamme, einen anderen verschlangen bei der Überfahrt nach Italien die Wellen, ein dritter ward in und um Rom zerstreut. Einige brachten die pergamenischen Könige an sich, welche bessere Kenner waren als Mummius. Diese sollen damals, als sie in der bei Korinth gehaltenen Versteigerung für ein einziges Gemälde sieben und fünfzigtausend

Gulden (zwei und dreißigtausend Thaler) boten, den rohen Consul so sehr in Staunen gesetzt haben, daß er das Gemälde zurückbehielt, weil er glaubte, man könne einem bloßen Bilde nur wegen einer demselben innewohnenden Zauberkraft einen solchen Werth beilegen.

Außer Korinth wurden noch einige andere griechischen Städte geplündert und zerstört, ganz Griechenland aber unter dem Namen Achaja zu einer römischen Provinz gemacht, wobei jedoch nach römischer Sitte die einzelnen Staaten und Städte ihre eigene Verwaltung behielten. Die Römer duldeten keine Demokratie in denselben, verboten alle Verbindungen einzelner Städte, und setzten überall eine Anzahl wohlhabender Bürger als eine Art Municipalität ein, wie die der Städte des Mittelalters war. Das ganze Land mußte eine bestimmte Steuer an die Römer entrichten. Ebenso verfuhr Metellus, welcher gleich nach Mummius Ankunft nach Macedonien gegangen war, auch dort.

10. Der dritte punische Krieg.

Nach der gewöhnlichen Meinung ward auch Karthago in demselben Jahre zerstört, in welchem Griechenland in eine römische Provinz verwandelt ward, die neuesten Forschungen scheinen indessen zu beweisen, daß zwischen beiden Begebenheiten zwei Jahre verflossen. Dies hat jedoch auf die eigentliche Geschichte selbst keinen Einfluß, und geht blos die Gelehrten an. Die Römer hatten im letzten Frieden den Karthagern zur Bedingung gemacht, daß sie ohne ihre Einwilligung keinen Krieg führen dürften; Karthago hatte daher eines fünfzigjährigen Friedens genossen, und war aufs neue zu großem Wohlstande gelangt. Zum Unglücke der Karthager vereinigten sich aber drei Umstände, um sie von ihrer Höhe wieder herabzuziehen und in den Abgrund des Verderbens zu stürzen. Im römischen Senat arbeiteten zwei Parteien einander entgegen, in deren Zwist Karthago wider Willen verwickelt wurde. Ein Theil des römischen Adels, an dessen Spitze die Scipionen standen, schützte die fremden Sitten und Bedürfnisse, welche bei der Ausbreitung des Reiches bis nach Griechenland von dort her in Rom eindrangen, förderte den Übergang der römischen

Nationalbildung und Eigenthümlichkeit zur allgemeinen Weltbildung, und suchte auf diesem Wege sich Popularität und überwiegenden Einfluß zu verschaffen. Ein anderer Theil, deren Leiter Marcus Porcius Cato der Ältere war, strebte den altrömischen Sinn und Nationalcharakter gegen den Andrang der neuen Bildung und Sitte zu behaupten, und so den Gang der Dinge zu hemmen, der die Römer mit der Erweiterung ihrer Herrschaft nothwendiger Weise auch zu neuen Formen des Daseins führen mußte. Dieser Kampf spaltete den römischen Senat in zwei Theile, und riß, wie jeder heftige politische Streit, Alles in seinen Kreis hinein. Auch Karthago's Angelegenheiten wurden in denselben gezogen, und sobald dies einmal geschehen war, ruhte diejenige der beiden Parteien, welche die Karthager haßte, nicht eher, als bis dieses Volk vernichtet war. Der zweite Umstand, der den letzten der drei punischen Kriege herbeiführen half, war die Zwietracht, die im Inneren von Karthago selbst waltete. Bald nach der Vertreibung Hannibal's bildeten sich nämlich im karthagischen Senate drei feindliche Parteien: eine römische, welche das Heil des Staates in eine völlige Hingebung an Rom setzte, und an deren Spitze Hanno der Große und seine Familie standen, eine numidische, welche von Hannibal Psar geleitet ward und von Masinissa Rettung und Sicherheit für Karthago hoffte, und eine demokratische, die den Staat nur auf seine eigene Kraft und auf eine freie Verfassung gestützt wissen wollte, und deren Häupter Hamilkar mit dem Beinamen des Samniten und Karthalo waren. Der unaufhörliche Kampf dieser drei Parteien mußte den karthagischen Staat schwächen und den Feinden desselben ihr Spiel erleichtern. Er kam niemanden mehr zu Statten, als dem Könige Masinissa, dessen Herrschsucht in Verbindung mit seinem langen Leben und Einfluß in Rom die dritte Hauptursache des letzten Krieges zwischen Rom und Karthago war. Masinissa hatte beim Ausbruch des dritten punischen Krieges ein Alter von neun und achtzig Jahren erreicht, war aber dessen ungeachtet noch im vollen Besitze seiner wahrhaft unermüdlichen Geistes- und Körperkraft.

Masinissa suchte nach Hannibal's Vertreibung ein Stück des karthagischen Gebiets nach dem anderen an sich zu reißen, und da die Karthager ohne Erlaubniß der Römer keinen Krieg führen

durften, so mußten sie sich deshalb stets nach Rom wenden, wo man dem numidischen Könige jedes Mal durch einen scheinbar im Rechte begründeten schiedsrichterlichen Spruch seinen Raub zuerkannte. Endlich streckte er die Hand nach einem der fruchtbarsten und am besten angebauten Landstriche der Karthager aus. Diese baten die Römer dringend um Schutz, allein man ließ die Sache so lange auf sich beruhen, bis Masinissa seine Absicht erreicht hatte. Dann erst wurde eine Gesandtschaft zur Untersuchung nach Karthago geschickt. Bei derselben befand sich auch Cato der Ältere. Dieser erschrack, als er den neuen Reichthum eines Staates, der den Welthandel noch immer in Händen hatte, mit eigenen Augen erblickte; und da überdies die Karthager sich weigerten, ihr im Scipionischen Friedensvertrage klar und deutlich ausgesprochenes Recht von der höchst verdächtigen schiedsrichterlichen Entscheidung der römischen Gesandten abhängig zu machen, so kehrte Cato beleidigt und voller Haß gegen Karthago nach Rom zurück (157 v. Chr.). Seit dieser Zeit arbeitete Cato im römischen Senat auf die Vernichtung Karthago's hin. Seine Waffen gegen dasselbe entlehnte er von dem blühenden Zustande desselben und von der Gefahr, welche nach seiner Meinung dadurch den Römern drohte. Der rastlose Eifer, mit welchem Cato seinen Zweck zu erreichen strebte, wird von den römischen Geschichtschreibern durch zwei Anekdoten veranschaulicht, von welchen es ungewiß ist, ob sie wahr oder unwahr sind. Cato soll nämlich einst einige Feigen im Senat vorgezeigt und den über die Frische derselben erstaunten Senatoren gesagt haben: „Wisset, daß sie erst vor drei Tagen in Karthago gepflückt sind. So gering ist der Raum, der uns von unserem Todfeinde trennt!“ Ferner soll Cato alle seine Reden im Senat, worüber sie auch handeln mochten, mit den Worten geendigt haben: „Uebrigens stimme ich dafür, daß Karthago zerstört werde.“ Gegen Cato's Meinung arbeitete im römischen Senat die Scipionische Partei, welche von dem Gedanken ausging, daß Karthago zu Rom's eigenem Heil erhalten werden müsse, weil die Römer sonst im Gefühle der Sicherheit zu leicht erschlaffen würden. Die Catonische Partei gewann die Mehrzahl des römischen Adels für sich, und der Senat suchte seit Cato's Rückkehr aus Afrika nur einen Vorwand, Karthago geradezu zu bekriegen. Dieser war, so

lange die Parteiung im Inneren von Karthago fortdauerte, leicht zu finden.

Auf Betreiben der demokratischen Partei wurden im Jahr 151 v. Chr. Masinissa's Freunde und Anhänger aus Karthago vertrieben. Masinissa nahm sich derselben an, und schickte zwei seiner Söhne in die Stadt, um die Karthager zur Zurücknahme dieser Maßregel zu bewegen. Die Söhne des Erbfeindes wurden aber nicht nur nicht in die Stadt eingelassen, sondern man setzte ihnen sogar nach und tödtete Einige von ihrem Gefolge. Masinissa begann deshalb von neuem den Krieg; er siegte gleich anfangs in einem Treffen, und wußte dann die Karthager sehr zu bedrängen. Zufälliger Weise befand sich damals Scipio's des Älteren Adoptivenkel, Publius Cornelius Scipio Aemilianus, welcher später ebenfalls den Beinamen Afrikanus erhielt, bei Masinissa; er versuchte eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, allein alle seine Bemühungen waren vergeblich, da die Forderungen beider Theile sich zu schroff einander entgegenstanden. Der Krieg wurde also fortgesetzt, die Karthager führten ihn aber so unglücklich, daß sie ihr ganzes, mehr als fünfzigtausend Mann starkes Heer einbüßten, und sich zuletzt gegen Masinissa zur Wiederaufnahme der Vertriebenen und zur Zahlung einer sehr bedeutenden Summe verstehen mußten. Nichts destoweniger erklärten die Römer diesen Krieg für einen Friedensbruch; zugleich ließen sie in ganz Italien eine Truppen-Aushebung ausschreiben, ohne jedoch bekannt zu machen, gegen wen diese Rüstung bestimmt sei. Die Karthager waren darüber in hohem Grade bestürzt; denn sie hatten kein Heer mehr, und noch stand Masinissa mit seinen Truppen drohend vor ihren Thoren; sie suchten also den herannahenden Sturm auf jede Weise zu beschwören. Sie verurtheilten, um die Schuld des Krieges mit Masinissa von sich abzuwälzen, Karthalo, Hasdrubal und die anderen Häupter der demokratischen Partei zum Tode, schickten Gesandte nach Rom, und erboten sich zu jeder Art von Genugthuung. Der römische Senat war getheilter Meinung; er gab unbestimmte Antworten, und Gesandtschaften reisten hin und her (150 v. Chr.). Endlich fiel Utika, nächst Karthago die größte und reichste Stadt der afrikanischen Küste, zu den Römern ab, und es eröffnete sich diesen dadurch eine so günstige Aussicht für den

Krieg, daß die Catonische Partei im Senat obsiegte, und der Krieg beschlossen ward (149 v. Chr.).

Die beiden Consuln Manius Manilius und Lucius Marcius Censorinus wurden mit der Führung des Krieges beauftragt, und begaben sich sogleich mit einem Heere von vier und achtzigtausend Mann nach Sicilien, um von da nach Utika überzusetzen. Sie erhielten vom Senat die ausdrückliche Weisung, den Krieg bis zur Zerstörung von Karthago fortzuführen und sich durch keine Unterhandlungen und durch keine Nachricht von geschlossenen Verträgen irre machen zu lassen. Während die Consuln sich in Sicilien mit aller möglichen Eile zur Überfahrt rüsteten, nahm der Senat eine neue Gesandtschaft der Karthager dem Scheine nach freundlich auf; diese erklärte, daß sich die Karthager allen Verfügungen der Römer unbedingt unterwerfen wollten, und erhielt dagegen das Versprechen leidlicher Bedingungen, wenn die Karthager dreihundert Kinder ihrer angesehensten Familien als Geißeln stellen, und in allen Stücken den Befehlen der Consuln Folge leisten wollten. Zu gleicher Zeit schrieb aber der Senat insgeheim den Consuln, sie sollten von der erhaltenen Vorschrift nicht im mindesten abweichen. Die Karthager erfüllten die Forderung des römischen Senats, obgleich sie dem von ihm gegebenen Versprechen nicht trauten; sie brachten die Kinder zu den Consuln, welche sich damals noch in Sicilien befanden. Diese schickten die Kinder nach Rom, und gaben den karthagischen Gesandten, welche dieselben gebracht hatten, den Bescheid, sie sollten in Utika die weiteren Befehle abwarten. Dort aber verlangten sie von ihnen, Karthago solle alle seine Waffen, Schiffe und Kriegsgeräthschaften ausliefern. Auch dazu verstand sich das unglückliche Volk. Als sich die Karthager auf diese Weise selbst wehrlos gemacht hatten, ließen ihnen die römischen Consuln anzeigen, ihre Stadt müsse dem Erdboden gleich gemacht werden, sie sollten daher dieselbe freiwillig verlassen und sich an einem vier Stunden von der Meeresküste entfernten Ort ansiedeln. Eine solche Forderung hatten die karthagischen Gesandten nicht erwartet, gerade diese aber ward von den Consuln für eine durchaus unabänderliche erklärt. Die Gesandten wagten nicht, eine solche Botschaft dem Volke vorzutragen; und als der karthagische Senat dieselbe bekannt machte, brach ein förmlicher Aufstand aus. Das Volk rannte

rasend durch die Straßen der Stadt, mishandelte und tödtete die Gesandten und alle diejenigen, welche früher zur Auslieferung der Geißeln und der Waffen gerathen hatten, es quälte außerdem die in Karthago befindlichen Italiäner auf barbarische Weise zu Tode, und schrie laut nach Rache und Krieg.

Noch am nämlichen Tage beschloß der karthagische Senat den Krieg. Dieser war recht eigentlich ein Kampf der Verzweiflung gegen die Plünderungs- und Zerstörungssucht der Römer; denn zu jenem wurden die Karthager durch das abscheuliche Verfahren der Römer getrieben, und nur Raubgier und tödtlicher Haß hatten ein so ganz ungewöhnlich starkes Heer, wie das der beiden Consuln war, unter Rom's Adlern gesammelt: dieses bestand aus den tüchtigsten Truppen, da bei der gewissen Aussicht auf Ruhm und Beute fast alle streitbaren Männer der Bürgerschaft und der Bundesgenossen am Kriege hatten Theil nehmen wollen. In Karthago vereinigten sich alle Klassen und Stände der Bevölkerung zu einer verzweifelten Gegenwehr: man schenkte allen Sklaven die Freiheit, man rief den General Hasdrubal zurück, der nach seiner Verurtheilung entflohen war und ein Heer von zwanzigtausend Mann gesammelt hatte, man verwandelte alle Plätze und Tempel der Stadt in Werkstätten für Kriegsgeräthschaften; alle Einwohner legten mit Hand an, Tag und Nacht ward ohne Unterlaß gearbeitet, und die Frauen gaben selbst ihre Haare her, um Seile daraus zu drehen, da es an anderem Stoffe fehlte. Das ungeheuere römische Heer war den karthagischen Gesandten auf dem Fuße gefolgt, und hatte bald nach seiner Ankunft vor Karthago die Belagerung der Stadt begonnen. Es fand einen unerwartet hartnäckigen Widerstand: vor der Stadt schlug Hasdrubal mit seinem Heer ein befestigtes Lager auf, während in derselben die ganze Bevölkerung unter dem Oberbefehl eines anderen Hasdrubal die Mauern vertheidigte. Alle Angriffe der Römer scheiterten, und als sie zuletzt einen Sturm versuchten, wurden sie mit großem Verluste zurückgeschlagen. Die Consuln mußten die Belagerung aufheben und sich zurückziehen; sie schlugen in einiger Entfernung von der Stadt ihr Lager auf. Auch hier erlitten sie bei jedem Angriff schmähliche Niederlagen. Ja, ihr Heer kam sogar einige Male in die größte Gefahr, und wäre wahrscheinlich vernichtet worden, wenn nicht Scipio Afrikanus

der Jüngere, welcher als Kriegstribun oder Oberst einige Cohorten commandirte, durch seine Besonnenheit und Gewandtheit es mehrmals gerettet hätte.

So verging das ganze erste Jahr des Krieges zum Nachtheil der Römer, und die Karthager faßten neuen Muth. Im nächsten Jahre, wo der neue Consul Lucius Calpurnius Piso den Oberbefehl führte, waren die Römer nicht glücklicher. Sie wagten weder die Stadt noch auch Hasdrubal's Heer anzugreifen, und beschränkten sich auf die Belagerung einiger festen Plätze des karthagischen Gebiets, vermochten aber nur einen einzigen zu erobern. Im Anfange dieses Jahres (148 v. Chr.) starb auch Masiniſſa, und sein Reich ward seinem Willen gemäß unter seine drei Söhne, Micipſa, Guluſſa und Maſtanabal, getheilt. Der unglückliche Gang des Krieges hatte seinen Grund in denselben Verhältnissen, welche kurz vorher auch im Kampfe mit Perseus zum Nachtheile Rom's gewirkt hatten. Es ging daher zuletzt auch ebenso hier wie dort. Nachdem zwei Jahre lang die Consuln sich so unfähig gezeigt hatten, daß man am Siege zu verzweifeln anfing, stellten die Römer einen Mann an die Spitze des Heeres, welcher vollkommenes Vertrauen erweckte, weil er seine Tüchtigkeit bereits hinlänglich bewährt hatte, beim Heere beliebt war, und durch das Ansehen seiner Familie mit Leichtigkeit alle Kräfte des Staates in Bewegung zu setzen vermochte. Das Volk forderte gebieterisch den zuvor erwähnten Publius Cornelius Scipio Afrikanus den Jüngeren, des Paullus Aemilius Macedonicus Sohn, welchen der Sohn des älteren Scipio Afrikanus an Kindesstatt angenommen hatte, zum Consul für das nächste Jahr, die ganze Familie der Scipionen und ihr Anhang arbeiteten darauf hin, und selbst ihr Gegner Cato mußte nach den Erfahrungen der beiden letzten Jahre die Nothwendigkeit der Erhebung dieses jungen Mannes so sehr anerkennen, daß man behauptet, er habe im Senate auf ihn den Homerischen Vers angewendet: „Er allein hat Verstand, die Andern sind irrende Schatten.“ Scipio wurde also zum Consul und zum Oberbefehlshaber des Heeres in Afrika erwählt, obgleich er das gesetzliche Alter noch nicht erreicht hatte. Er begab sich im Frühling des Jahres 147 v. Chr. nach Afrika, und stellte vor allem Andern die Disciplin im Heere wieder her; denn

diese war, wie im Kriege mit Perseus, durch die Schwäche der seitherigen Anführer, durch das stete Unglück und durch die eingerissene Plünderungssucht ganz zerrüttet worden. Dann schloß Scipio die Stadt durch verschiedene Werke immer enger und enger ein, ließ für seine Truppen ein gut befestigtes Lager errichten, und schnitt die Karthager durch einen aufgeworfenen starken Damm vom Hafen ab. Damit war er den ganzen Sommer beschäftigt; im Winter aber zerstreute und tödtete er die einzelnen feindlichen Schaaren, die sich im Gebiete von Karthago umhertrieben, und die Stadt seither mit Lebensmitteln versorgt hatten.

Im Frühling des folgenden Jahres (146 v. Chr.) begann Scipio seine Unternehmungen gegen die Stadt von neuem. Er erstürmte zuerst die Hafenstadt, und drang dann in die Stadt selbst ein, welche auf dieser Seite nicht befestigt war. Er richtete sich dabei zunächst gegen die Burg, hatte aber, um zu derselben zu gelangen, sechs Tage und Nächte hindurch in den drei Straßen zu kämpfen, welche zu ihr führten. Es war von Seite der Karthager ein Kampf der Verzweiflung, wie ihn in der neuesten Zeit die Bewohner von Saragossa gegen die Franzosen geführt haben: die Römer mußten ein Haus nach dem anderen, eine Straße nach der anderen erobern, sie erlitten sehr schwere Verluste, und konnten zuletzt nur dadurch zur Burg gelangen, daß sie einen ganzen Stadttheil niederbrannten. Als sie endlich die Burg erreicht hatten, erschienen Abgeordnete aus derselben, und baten um Gnade für die fünfzigtausend Männer und Weiber, welche sich dahin geflüchtet hatten. Scipio gewährte ihre Bitte, schloß jedoch alle Überläufer davon aus. Diese zogen sich hierauf, während die Thore der Burg den Römern geöffnet wurden, mit dem commandirenden General Hasdrubal und einigen anderen Karthagern, neunhundert an der Zahl, in den auf einem Felsen gelegenen Tempel des Aesculap zurück. Sie vertheidigten sich daselbst eine Zeit lang; als aber Hasdrubal heimlich den Tempel verließ und sich die Gnade des Siegers erflehte, steckten sie das Gebäude in Brand, und endeten in den Flammen ihr Leben. Auch Hasdrubal's Gattin zog den Tod der Knechtschaft vor, und stürzte sich mit ihren beiden Kindern in die lodernde Gluth. Die Stadt selbst wurde ein Raub der Flammen, welche siebenzehn Tage lang wütheten. Diese ganze

Zeit hindurch plünderten die römischen Soldaten die brennenden Häuser, und führten die Unglücklichen, welche sich oder ihre Habe zu retten suchten, in die Sklaverei. Die wenigen Tempelgefäße und Kunstwerke, welche die Karthager nicht zu Waffen und Kriegsgeräthen umgeschmolzen hatten, wurden den Soldaten abgenommen; Scipio schickte die Ersteren nach Rom, die Letzteren aber gab er mit Recht den sicilianischen Städten zurück, in welchen die Karthager sie einst geraubt hatten. Alle Gebäude, welche das Feuer verschont hatte, wurden auf Scipio's Befehl niedergerissen, und Karthago blieb seitdem lange Zeit hindurch ein bloßer Haufe von Trümmern. Man erzählt, daß Scipio beim Anblick der brennenden Stadt geweint und Homer's Worte ausgesprochen habe:

Einst wird kommen der Tag, da das heilige Ilion hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs!

Er ahnete in dem Untergange Karthago's das künftige Schicksal seines eigenen Vaterlandes. Was vom karthagischen Volk am Leben blieb, starb bald nachher in der Sklaverei. Über des treulosen Hasdrubal Schicksal widersprechen sich die Nachrichten der alten Geschichtschreiber. Er gab sich entweder selbst den Tod, als er erfuhr, daß er gefesselt im Triumph aufgeführt werden solle, oder starb, nachdem er wirklich den Triumph Scipio's verherrlicht hatte, in der Gefangenschaft. Über den Trümmern von Karthago wurde durch Commissäre des römischen Senats eine fürchterliche Verwünschung gegen jeden ausgesprochen, der die Stadt wieder aufbauen würde. Das karthagische Gebiet ward für eine Provinz des römischen Reiches erklärt, und Utika zur Hauptstadt desselben gemacht.

11. Der lusitanische und numantinische Krieg.

Kaum ein Jahrzehnt nach der Vernichtung des karthagischen Staates verlor auch der größte Theil der spanischen Völkerschaften seine Unabhängigkeit. Spanien ward schon seit dem zweiten punischen Kriege als ein römisches Land angesehen. Es war in zwei Provinzen getheilt worden, und zwei in jedem Jahr dahin geschickte Statthalter benutzten ihr Amt, um sich auf Kosten der noch unbesiegten iberischen Völkerschaften Beute, Ruhm und das Recht eines

Triumphes zu erwerben. Andererseits fielen von Zeit zu Zeit einige unterworfenen Stämme ab, und manchmal ward es sogar nöthig, ein stärkeres Heer unter der Führung eines der beiden Consuln nach Spanien zu senden. Diese fast ununterbrochenen Kriege hatten also ihren Grund theils in dem Umstand, daß der römische Adel die Statthalterschaften des Reichs als Mittel, sich Ruhm und Reichthum zu verschaffen, ansahen, theils in der Natur aller halbwilden, kampf- und raublustigen Gebirgsvölker, welche in Spanien, wie überall, schwer zu unterwerfen und noch schwerer in der Unterwerfung zu halten waren. Schon wenige Jahre nach dem Ende des zweiten punischen Kriegs hatte ein großer Theil der von Scipio besiegten spanischen Völkerschaften das römische Joch abgeworfen, und Cato der Ältere hatte damals (195 v. Chr.) als Consul im Kampfe mit ihnen sich großen Ruhm erworben. Seit dieser Zeit waren die Römer fast beständig mit der Bekämpfung spanischer Völkerschaften beschäftigt, und diese Kriege waren ein vortreffliche Kriegsschule für ihre Officiere und Soldaten.

Zu den muthigsten und zugleich durch ihre Raublust gefährlichsten spanischen Völkern gehörten die Lusitanier, welche zwischen den Flüssen Tajo und Minho vom atlantischen Ocean an bis nach Spanien hinein wohnten. Diese streitbare Völkerschaft trieb von jeher nur wenig Viehzucht, und haßte den Ackerbau, weil sie es bequemer fand, ihren Nachbarn das Ihrige zu rauben, als selbst zu arbeiten. Die Lusitanier gaben ihre Raubzüge auch dann nicht auf, als die Römer die ihnen zunächst liegenden Gegenden besetzt hatten. Die Römer suchten zuerst, während einiger Jahrzehnte, durch Niedermetzelung der einbrechenden lusitanischen Schaaren die Grenzbewohner ihres Reiches zu schützen; als aber die Lusitanier dessen ungeachtet ihre Raubzüge fortsetzten, sahen sie sich genöthigt, in das Land derselben einzudringen. Im Jahre 152 v. Chr. führten sie dies zum ersten Male aus. Der Versuch gelang, und einige lusitanischen Stämme wurden sogar der Form nach zur Unterwerfung gezwungen. Allein schon im nächsten Jahre brach fast das ganze Volk von neuem in das römische Gebiet ein. Der römische Statthalter Servius Sulpicius Galba, welcher ihnen entgegenzog, erlitt eine blutige Niederlage und verlor fast sein ganzes Heer. Im folgenden Jahre aber (150 v. Chr.) drang er zu gleicher Zeit

von zwei Seiten her in Lusitanien ein. Die Lusitanier waren dem zwiefachen Angriffe der Römer nicht gewachsen, und einige Stämme derselben boten daher ihre Unterwerfung an. Galba wußte recht wohl, daß diesem Anerbieten nur die Absicht zu Grunde liege, die römischen Truppen aus dem Lande zu entfernen, um dann die Raubzüge von neuem beginnen zu können. Er ließ sich daher durch den Antrag der Lusitanier nicht täuschen, beschloß aber denselben zum Verderben dieses Raubvolkes zu benutzen. Er nahm die dargebotene Unterwerfung mit erheuchelter Freundlichkeit an, und stellte sich, als wenn er die Räubereien der Lusitanier nicht ihrer Arbeitsscheu und ihrem wilden Sinne, sondern blos der Armuth ihres Landes zuschreibe. Er bot also den lusitanischen Abgeordneten an, ihrem Volke bessere Wohnsitze zu geben. Auf diese Weise lockte er viele Tausende aus ihren Bergen heraus, führte sie in drei Abtheilungen in entfernte Gegenden, bewog sie mit heuchlerischen Worten zur Niederlegung der Waffen, und ließ sie dann insgesammt von seinen Soldaten zusammenhauen.

Diese unerhörte Treulosigkeit und Grausamkeit hatte die Folge, welche dergleichen Maßregeln immer zu haben pflegen: die Landsleute der Erschlagenen begannen einen furchtbaren Rachekrieg, welcher selbst im glücklichsten Falle den Römern ebenso verderblich werden mußte, als den Lusitaniern, und zu gleicher Zeit auch alle übrigen Gebirgsvölker von Gallicien an bis nach Catalonien hin in Aufregung brachte. Die Lusitanier fanden in einem ihrer Landsleute, Viriathus, einen Anführer, der nicht blos Kühnheit und Tapferkeit, sondern auch eigentliches Feldherrn-Talent besaß, alle Örtlichkeiten kannte und zu benutzen verstand, und den römischen Truppen ein klug ausgedachtes Kriegssystem entgegensetzte, das für den Schauplatz des Krieges, wie für das lusitanische Volk und seine Streitart vortrefflich paßte. Viriathus gehörte zu den Wenigen, welche dem Blutbade Galba's durch die Flucht entronnen waren. Er war gleich allen Lusitaniern ein bloßer Hirte und Jäger, hatte sich aber schon früher als Führer von raublustigen Schaaren ausgezeichnet, und ward, was heut' zu Tage der Gaucho Rosas in Buenos Ayres ist, das Ideal eines Rinderhirten und Räubers. Er wußte nämlich die Rachgier seiner Landsleute zu entflammen, und gelangte bei seiner körperlichen und geistigen Über-

legenheit und bei seiner schon früher bewährten Tapferkeit, Gewandtheit und Verschlagenheit ohne große Mühe dazu, daß er von einem Theile der lusitanischen Stämme zum Anführer erwählt ward, und allmählich eine immer größere Zahl derselben unter seinem Oberbefehl vereinigte. Er wußte aber außerdem auch viele der anderen Völkerschaften gegen die Römer aufzureizen.

Vier Jahre lang brachte er mit seinen unregelmäßigen Schaaren den geübten römischen Heeren eine Niederlage nach der anderen bei. Er ermüdete sie dadurch, daß er hin und her zog, täuschte sie auf die listigste Weise, überfiel sie aus Hinterhalten oder nachdem er sie durch scheinbare Flucht an gefährliche Stellen gelockt hatte, vernichtete ganze Heere, und ward selbst kein einziges Mal besiegt. Am Ende jener vier Jahre erstreckte sich sein Einfluß und der von ihm bewirkte Aufstand der spanischen Völkerschaften bis zum Guadalquivir im Süden und bis zum Ebro im Osten; die Besitzungen der Römer und ihrer Verbündeten wurden unablässig verheert, und Viriathus verbreitete einen so großen Schrecken, daß man selbst in Rom bei der Aushebung neuer Truppen Gewalt gebrauchen mußte. Dies bewog die Römer zu jenen außerordentlichen Anstrengungen und Maßregeln, welche sie in allen ihren Kriegen anwandten, wenn diese sich zu sehr in die Länge zogen. Sie schickten Cajus Lälius mit dem Beinamen des Weisen als Statthalter nach Spanien, ernannten aber zu gleicher Zeit auch einen ihrer angesehensten Männer zum Consul und zum Oberbefehlshaber gegen Viriathus. Quintus Fabius Maximus Aemilianus, ein Sohn des Lucius Aemilius Paullus, der aber gleich seinem Bruder Scipio Afrikanus dem Jüngeren durch Adoption in eine andere Familie aufgenommen worden war, und nach dem Namen derselben seinen Familiennamen geändert hatte, wurde für das Jahr 145 v. Chr. zum Consul gewählt und mit nicht weniger als neun Legionen nach Spanien geschickt. Lälius, welcher noch vor dem neuen Consul daselbst ankam, war so glücklich, den ersten Sieg über Viriathus zu erfechten und denselben sogar aus einem großen Theil des römischen Spaniens zurückzudrängen. Fabius dagegen konnte anfangs nichts ausrichten, sein Heer wurde sogar, als er einmal längere Zeit von demselben abwesend war, von Viriathus geschlagen, und er selbst wagte

nachher ein ganzes Jahr hindurch keine Unternehmung gegen den Feind; im nächsten Jahre aber schlug auch er die Lusitanier in einer Hauptschlacht. Dieser Sieg half jedoch den Römern nichts; denn unmittelbar nach demselben regte Viriathus die Völker im römischen Spanien von neuem auf, und der Krieg verbreitete sich durch das ganze Innere der Halbinsel bis nach Navarra hin. Der römische Senat mußte im Jahre 143 v. Chr. wieder zwei Heere nach Spanien schicken, von welchen das eine unter der Führung des kriegserfahrenen Consuls Quintus Cäcilius Metellus Macedonicus die Gebirgsvölker im Norden der Halbinsel bekämpfen, das andere unter dem Prätor Quintus Pompejus die Lusitanier zurückschlagen sollte. Der Erstere, einer der tüchtigsten römischen Feldherrn jener Zeit, erfocht zwar mehrere Siege über die feindlichen Völkerschaften, und hemmte die Verbindung derselben mit Viriathus, war aber doch nicht im Stande sie niederzuwerfen und zum Frieden zu zwingen. Während so das Hauptheer ohne entscheidenden Erfolg im Norden thätig war, ließ sich Pompejus im Westen von Viriathus täuschen, und wurde mit großem Verlust geschlagen. Die Römer mußten also ihren Plan ändern, die Hauptmacht gegen Viriathus richten und zur Verstärkung derselben ein neues Heer nach Spanien abgehen lassen.

Der Consul Quintus Fabius Maximus Servilianus erhielt im Jahre 142 v. Chr. den Oberbefehl. Er erfocht bedeutende Vortheile, wußte durch altrömische Strenge gegen die abtrünnigen Völker Schrecken zu verbreiten, und erweckte in Rom die Hoffnung, daß er im Stande sein werde, den langwierigen, blutigen Krieg zu beendigen. Man übertrug ihm daher auch für das folgende Jahr das Commando, sah sich aber bald bitter getäuscht, da Viriathus ihn um alle errungenen Vortheile zu bringen wußte. Der schlaue lusitanische Anführer wandte gegen Fabius Maximus seine gewöhnlichen Mittel an. Er überfiel ihn unerwarteter Weise, schlug ihn, und wußte bei der Verfolgung der fliehenden Römer diese in einen lusitanischen Gebirgspaß zu drängen, wo er sie dann auf eine ähnliche Weise einschloß, wie die Samniten das Heer des Posthumius in den Caudinischen Pässen. Viriathus, der jetzt ein ganzes römisches Heer in seiner Gewalt hatte, gebrauchte sein Glück mit ungewohnter Mäßigung, und führte das aus, was

einst der Samnite Herennius seinem Sohne gerathen hatte (siehe oben S. 277). Es stand in seiner Macht, das römische Heer bis auf den letzten Mann zu vernichten, er zog aber vor, dasselbe ungekränkt zu entlassen, und machte nur die einzige Bedingung, daß die Römer versprechen sollten, die Lusitanier in ihrem eigenen Land in Ruhe zu lassen, wogegen er seinerseits gelobte, seine Landsleute von ihren räuberischen Streifzügen abzuhalten. Fabius schloß auf diese Bedingung einen Frieden mit Viriathus; er kehrte mit seinem Heere nach Hause zurück, und das römische Volk bestätigte den Vertrag (141 v. Chr.). Der blutige Krieg, der für die Römer so schmählich gewesen war, schien zu beider Völker Zufriedenheit geendigt zu sein; allein noch ehe ein Jahr verging, ward der Frieden auf treulose Weise wieder gebrochen, und zwar durch einen römischen Beamten aus einer der Familien, welche die Regierung in ihren Händen hatten, und fast insgesammt durch Ehrgeiz und Üppigkeit entartet waren. Quintus Servilius Cäpio, der Adoptivbruder des Fabius Maximus, ward an dessen Stelle als Statthalter nach Spanien geschickt, und sah sich durch den mit Viriathus geschlossenen Frieden in der Hoffnung getäuscht, an der Spitze eines Heeres zu stehen und Ruhm zu erlangen. Er erklärte den Frieden seines Bruders für einen den römischen Namen entehrenden Vertrag, und suchte durch briefliche Vorstellungen den Senat zu bewegen, ihm den Bruch desselben zu gestatten. Der Senat scheute sich anfangs, Treue und Eid zu verletzen, und erlaubte dem Statthalter nur, insgeheim und gleichsam als Privatperson den Lusitaniern Abbruch zu thun; als aber Cäpio mit seinem Gesuche nicht abließ, gab der Senat endlich seine Zustimmung zum förmlichen Friedensbruch, und machte sich so zum Mitschuldigen der Gewissenlosigkeit seines Beamten. Diese schamlose Treulosigkeit einer Aristokratie, die bei jeder Gelegenheit auf römische Treue und Redlichkeit pochte, müßte uns sehr befremden, wenn wir nicht bereits aus der Darstellung der letzten griechischen Geschichten die Entartung, welche in Rom mit dem Beginne der Weltherrschaft eingetreten war, und den darauf beruhenden rücksichtslosen Übermuth der römischen Großen kennen gelernt hätten.

Viriathus hatte ein solches schmähliches Verfahren nicht erwartet, und seine Kriegsgefährten gleich nach geschlossenem Frieden

entlassen; er war deshalb, als Cäpio plötzlich in Lusitanien einbrach, nicht gerüstet, wußte aber mit der kleinen Schaar, die er schnell aufgeboten hatte, auf eine sehr gewandte Weise dem Kampfe so lange auszuweichen, bis er seine Kräfte wieder gesammelt hatte. Cäpio sah sich dadurch in der gewissen Hoffnung, den Feind unvorbereitet anzugreifen und also leicht zu vernichten, getäuscht. Er nahm seine Zuflucht zum Meuchelmord, und Viriathus selbst verschaffte ihm die Gelegenheit dazu. Dieser glaubte nämlich, nachdem er sogar durch einen mitten im Frieden gemachten Überfall nicht hatte überwunden werden können, die Römer von seiner Unbesiegbarkeit überzeugt zu haben, und bot von freien Stücken Frieden an. Cäpio ging zum Schein auf diesen Antrag ein, und forderte Viriathus auf, zur Führung der Unterhandlungen drei Gesandte ins römische Lager zu schicken. Viriathus sandte sogleich drei seiner Freunde zu diesem Zwecke ab. Gefühle der Pflicht und des Edelmuths wird man bei Räubern von Handwerk, wie die Lusitanier waren, ungeachtet alles des Muthes, den sie im Kampfe für ihre Unabhängigkeit zeigten, nicht gerade suchen, und Cäpio wußte aus eigener Erfahrung, daß in gemeinen Seelen jedes edlere Gefühl dem Reize niederer Begierden weicht. Er bestach Viriath's Gesandte durch große Geschenke und durch noch größere Versprechungen, und diese ermordeten ihren Freund im Schlafe (140 v. Chr.). Sie flohen gleich nach vollbrachter That ins römische Lager, erhielten aber hier von dem treulosen Feldherrn den verdienten Lohn. Er ließ ihnen zwar die früher gegebenen Geschenke, verwies sie aber wegen der Versprechungen an den römischen Senat, welcher ihnen höhnend Alles abschlug, und ohne Scheu öffentlich aussprach, daß er sich freue, Betrüger im Betrug übertroffen zu haben. Die Lusitanier waren über die Ermordung ihres Führers vor Schmerz und Wuth außer sich, und erwiesen ihm durch zahlreiche Opfer und durch eine festliche Bestattung, bei welcher zweihundert Kämpferpaare zur Verherrlichung ihres Helden sich gegenseitig niedermetzeln mußten, auf die bei den spanischen Völkerschaften gebräuchliche Weise die glänzendsten Ehren. Den erlittenen Verlust aber konnten sie trotz aller Tapferkeit nicht wieder ersetzen. Die einzelnen Völkerschaften, welche Viriathus ohne fürstlichen Glanz und ohne das gesetzmäßige Ansehen eines Feldherrn zusammen zu halten ver-

standen hatte, fielen nach seinem Tode auseinander, und es gelang den Römern bald, die Lusitanier zurückzuschlagen und auf ihre Berge zu beschränken.

Dagegen brach im Norden von Spanien der Krieg nach Viriath's Tode um so heftiger aus, und nahm noch eine Reihe von Jahren hindurch die ganze Aufmerksamkeit und Kraft der Römer in Anspruch. Hier hatten im heutigen Alt-Castilien die von Viriathus aufgeregten Arewaken und andere Völkerschaften seither beständig mit römischen Heeren gekämpft, und oberhalb der jetzigen Stadt Soria in der Nähe der Duero-Quellen einen befestigten Ort, Numantia, angelegt, welchem sehr schwer beizukommen war. Nachdem es den Römern noch vor dem Tode des lusitanischen Führers gelungen war, die meisten Völkerschaften, deren Vereinigungspunkt Numantia war, zu schwächen und zur Unterwerfung zu bringen, suchte Quintus Pompejus Rufus (wahrscheinlich derselbe Mann, welcher kurz vorher das römische Heer gegen Viriathus angeführt hatte) den Krieg durch eine Treulosigkeit zu beendigen. Er bewog die Numantiner (140 v. Chr.) zu einem Friedensvertrag, in welchem sie sich zur Auslieferung der Überläufer und zur Zahlung einer Summe Geldes verpflichteten, und wußte sie dazu zu bringen, daß sie sich nicht allein mit einer blos mündlichen Anerkennung und Beschwörung desselben begnügten, sondern auch in einen besonderen schriftlichen Vertrag einwilligten, der blos dazu dienen sollte, im Senate vorgezeigt zu werden, und deswegen viel schlechtere Bedingungen enthielt. Kaum hatten sie ihrerseits den Vorschriften des mündlichen Vertrags Genüge geleistet, als die Römer die Erfüllung der von ihnen übernommenen Verpflichtungen verweigerten; die Numantiner wandten sich durch eine Gesandtschaft an den römischen Senat, Pompejus läugnete aber Alles, trotz der von den Gesandten als Zeugen aufgerufenen Römer, welche bei der mündlichen Verabredung zugegen gewesen waren, und der Senat nahm keine Rücksicht auf das von seinem Beamten so schändlich verletzte Recht. Der Krieg begann also aufs neue, und rief dieselben Erscheinungen hervor, welche der Kampf mit Viriathus dargeboten hatte. Die Stadt Numantia, welche etwa achttausend Vertheidiger enthielt, trotzte Jahre lang der ganzen Macht Rom's, und die römischen Consuln und Statthalter erlitten

mit Heeren von dreißig- und vierzigtausend Mann schmähliche Niederlagen. Der Consul Cajus Hostilius Mancinus ward (137 v. Chr.) mit zwanzigtausend Mann von den Numantinern eingeschlossen, bat in dieser rettungslosen Lage um Frieden, erhielt aber von den Feinden die Antwort, daß sie den treulosen Römern kein Vertrauen mehr schenkten, und sich nur mit Tiberius Sempronius Gracchus, der als Quästor beim Heere stand, und den sie ebenso, wie früher seinen Vater, als redlichen Mann kennen gelernt hatten, in Unterhandlungen einlassen würden. Der Letztere brachte einen vortheilhaften Vertrag zu Stande; denn da die Numantiner nichts verlangten, als daß man sie in Ruhe lasse, so gewährten sie dem eingeschlossenen römischen Heere gegen die bloße Anerkennung ihrer Unabhängigkeit ungestört freien Abzug. Der Senat bestätigte aber diesen Friedensvertrag nicht, und nahm seine Zuflucht zu demselben Kunstgriffe, durch welchen er sich zweihundert Jahre früher auch mit dem Samniten Pontius abzufinden gesucht hatte (s. oben S. 278): er erklärte, daß der Vertrag nur für den Consul Hostilius, nicht aber für das römische Volk bindend sei, und ließ den Ersteren gefesselt nach Numantia bringen; die Numantiner wiesen diese elende Ausflucht ebenso wie einst Pontius mit verdienter Verachtung zurück, und der Senat bestrafte weder den Urheber des von ihm verworfenen schimpflichen Vertrags, noch gab er denen, die sich auf die römische Treue verlassen hatten, eine Genugthuung oder Entschädigung.

Der Krieg nahm in den nächsten zwei Jahren eine für die Römer sehr ungünstige Wendung, und zugleich riß in ihrem Heere arge Zuchtlosigkeit und Unordnung ein. Es schien daher unmöglich, auf dem gewöhnlichen Wege mit den Feinden fertig zu werden, und der weltbesiegende Senat mußte, wenn er das unbedeutende Numantia erobern wollte, seine Zuflucht wieder zu Scipio Africanus dem Jüngeren nehmen, der durch die Beendigung des dritten punischen Kriegs schon viel zu mächtig geworden war. Er allein schien dem Volke, dessen Abgott er seit der Zerstörung Karthago's war, im Stande zu sein, die lange Schmach zu enden. Damit er zum Consul gewählt werden konnte, mußte das Volk, wie vormals im dritten punischen Kriege, zuerst ein Staatsgesetz aufheben, welches seiner Wahl entgegenstand, und also förmlich erklären, daß

Rom an Männern von Talent arm sei. Scipio besaß in Rom und in den verbündeten Städten und Staaten einen so großen Einfluß, daß er selbst als bloßer Privatmann ein Heer hätte aufstellen und unterhalten können, er vereinigte die Talente eines großen Feldherrn mit der ganzen Bildung seiner Zeit und mit der Kunst, diese Bildung und die erworbenen Kenntnisse in Staatsgeschäften anzuwenden. Ein solcher Mann konnte natürlich ganz andere Mittel zum Kriege gegen Numantia aufbieten, als seine Vorgänger. Dessen ungeachtet wurde auch er mit einem trefflichen Heere von sechszigtausend Mann zwei Jahre lang (134 und 133 v. Chr.) vor einer an sich unbedeutenden Stadt aufgehalten, und als er sie endlich mehr durch die Wirkung des Hungers, als durch seine Belagerungskunst und die Gewalt der Waffen einnahm, mußte er ein noch weit gräßlicheres Schauspiel mit ansehen, als er in Karthago erblickt hatte; denn die Numantiner machten auf eine noch glänzendere Weise, als die Karthager, der Welt offenbar, was Freiheitsliebe und Verzweiflung selbst da vermögen, wo keine Aussicht auf Sieg mehr vorhanden ist. Sie hatten an dem Hunger einen weit schrecklicheren Feind, als an den Römern, besaßen aber eine so große Ausdauer, daß sie sich zuletzt sogar von Menschenfleisch nährten, und als sie endlich ganz ausgehungert waren, und keine Möglichkeit mehr sahen, ihre Stadt länger zu vertheidigen, unterwarfen sie sich doch der Übermacht ihrer Feinde nicht, sondern brachten sich lieber mit ihren Weibern und Kindern ums Leben, und überließen dem Sieger nur eine menschenleere Stadt. „Sie haben, wie ein römischer Geschichtschreiber sagt, sich den Ruhm erworben, das tapferste und trotz der überstandenen Leiden glücklichste Volk gewesen zu sein; denn sie haben ihren Bundesgenossen unverbrüchliche Treue bewiesen, sie haben Jahre lang durch ihre eigene Kraft einem Volke Widerstand geleistet, das über die Kräfte der ganzen Welt zu gebieten hatte, und als sie endlich dem größten aller Feldherrn erlagen, haben sie ihrem Besieger nichts zurückgelassen, womit er prunkend der Welt seinen Sieg hätte beweisen können.“ Scipio feierte in Rom seinen blutigen Triumph, ohne Gefangene und Beute zur Schau tragen zu können, weil von allen Bewohnern Numantia's nur ein einziger am Leben geblieben war, und weil sie Geld und Gold nie besessen, ihre Waffen aber vor ihrem Unter-

gange vernichtet hatten (133 v. Chr.). Der Senat ertheilte dem Sieger den Beinamen **Numantinus**.

12. Das römische Weltreich und der Charakter des römischen Lebens im Zeitalter der punischen Kriege.

Die neue Weltherrschaft, welche in diesem Zeitraum von Rom aus gegründet ward, ist von ganz anderer Art, als die der drei früheren Weltreiche, des assyrisch-babylonischen, des persischen und des griechisch-macedonischen. In diesen wurden die eroberten Staaten dem herrschenden Reiche völlig einverleibt, sie verloren mit wenigen Ausnahmen ihr nationales Leben, und unterlagen einer für alle Theile gleichmäßigen Regierung nnd Verwaltung. Die Provinzen der Römer dagegen wurden nach und nach an das Reich geknüpft, und blieben im Grunde besondere Staaten, welche ihre Sitten und Einrichtungen größtentheils unverändert behielten, in denen ganz verschiedene Gesetze herrschten, und über die nur ein römischer Staatsbeamter als oberster Leiter die Regierung führte. Diese Mannichfaltigkeit der Gesetze und Einrichtungen und das Verwickelte, welches in Folge davon besonders in der Rechtsverwaltung des gesammten römischen Reiches Statt fand, scheint uns, die wir in der neuesten Zeit fast zu sehr an Einheit und Gleichmäßigkeit gewöhnt sind, ein großes Übel zu sein; allein eine solche Ungleichheit, die sich in der römischen wie in der griechischen Staatseinrichtung überall fand, schadete der Einheit der Maßregeln nie, weil, sobald höhere Rücksichten es forderten, jede Schranke weichen mußte.

Bei der Einrichtung einer neuen Provinz ließen es sich die Römer vor allen anderen Dingen angelegen sein, die einzelnen Bestandtheile des seitherigen selbstständigen Staates vermittelst des verschiedenen Interesses derselben von einander zu trennen, und so die frühere Einheit in Parteiungen aufzulösen. Alle diejenigen, welche bei der römischen Besitznahme des Landes ihren seitherigen Gebieter oder ihre Mitbürger verrathen hatten, erhielten Vorrechte: waren es freie Städte, so ward ihr Gebiet vergrößert, waren es willkürlich beherrschte Unterthanen, so gab man ihnen eine selbstständige Existenz, oder ihre Abgaben wurden, wenn nicht

ganz erlassen, doch wenigstens vermindert. Diejenigen Städte und Völkerschaften dagegen, welche sich im Kampfe gegen Rom treu und standhaft bewiesen hatten, verloren ihre seitherigen Vorrechte, wurden der Willkür eines römischen Statthalters und seines Gefolges unterworfen, und mußten römische Steuerpächter unter sich sehen, welche ebenso wie die Staatsbeamten Rom's die Provinzen als eine bloße Erwerbsquelle für ihre Geldgier und Genußsucht ansahen. Auf diese Weise kam es, daß sich in den römischen Provinzen sowohl eigentliche Unterthanen, als auch Municipien, Präfecturen, römische Colonieen, sogenannte Städte des latinischen Rechts (s. oben S. 270) und noch anders eingerichtete Gemeinden fanden. Der einzige Gewinn, den die besiegten Völker gewöhnlich von der Unterwerfung unter die Römer hatten, war die Einführung besserer Gesetze oder die Verbesserung der vorhandenen. Die Römer waren nämlich ein durchaus nur auf das Äußere, Reelle und Praktische bedachtes Volk, sie hatten daher keine anderen eigentlich nationalen oder ihnen ursprünglich eigenthümlichen Geistesbeschäftigungen, als die Wissenschaften des Landbaus, der systematischen Hauswirthschaft, des Rechtes und der in einer künstlich eingerichteten Verfassung bestehenden Verhältnisse; sie brachten aber eben deshalb diese Wissenschaften zu einem hohen Grade der Vollkommenheit, und wurden darin besonders noch durch den Umstand unterstützt, daß Kriegsdienst und Staatsverwaltung oder mit anderen Worten Benutzung des Krieges, um sich Beute, Ruhm und Einfluß zu erwerben, und Benutzung der Staatsgeschäfte zu Privatzwecken die einzigen Gewerbe der höheren Klassen der Gesellschaft waren. Die in Rom blühende Rechtswissenschaft mußte den unterworfenen Staaten in Betreff der Verbesserung ihres Rechtes zu Statten kommen, und die von den Römern in einzelnen Provinzen eingeführten Gesetzbücher, von welchen wir Kenntniß haben, bezeugen dies auch vollkommen; leider ging aber dieser einzige Vortheil, welchen die Provinzen von der römischen Herrschaft hatten, meistentheils durch die Art, wie das Recht von den römischen Statthaltern verwaltet wurde, wieder verloren. Die Statthalter erließen nämlich, wie die Prätoren in Rom (s. oben S. 243), beim Antritt ihres Amtes Edicte, denen das gesetzliche Recht nachstehen mußte, die meisten von ihnen sahen ihre Statt-

halterschaften nur als Erwerbsmittel für ihre Habsucht und ihren Ehrgeiz an, und gar häufig mußte das Recht auch der Willkür der Zoll-Pächter weichen, gegen die man selten Schutz und Hülfe erhielt, weil sie als angesehene römische Bürger Einfluß auf die Besetzung der höheren Ämter Rom's hatten, und deswegen von den meisten Statthaltern mit großer Rücksicht und Schonung behandelt wurden. Übrigens hießen die Statthalter der Provinzen Prätoren oder Proconsuln. Anfangs wählte man nämlich jährlich eine Anzahl Prätoren, von welchen zwei das Gerichtswesen in Rom leiteten, die anderen dagegen Statthalter in den Provinzen waren. Von der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. an aber wurde es gebräuchlich, daß die Prätoren im ersten Jahr nach ihrer Ernennung insgesammt in Rom blieben und die Gerichtsverwaltung führten, im nächsten Jahre aber unter dem Namen Proprätoren (d. h. Vice-Prätoren) als Statthalter in die Provinzen gingen. Außerdem wurden in der Regel auch die Consuln nach Ablauf ihrer Amtszeit mit einer Statthalterschaft beauftragt, und führten dann den Namen Proconsuln; doch ward dieser Namen auch solchen Consuln gegeben, denen die Anführung im Kriege, die gesetzmäßig mit dem Consulat selbst zu Ende ging, auf ein weiteres Jahr übertragen wurde. Die Statthalter wurden von Quästoren begleitet, welche hauptsächlich die Finanzangelegenheiten zu besorgen hatten; denn von den jährlich ernannten Quästoren blieb immer ein Theil in der Stadt zur Führung der dortigen Geschäfte, ein anderer Theil ging in die Provinzen, ein dritter begleitete als Kriegszahlmeister die Heere ins Feld.

Seit der Zeit, wo Oberitalien, Sicilien, Sardinien, Spanien, Macedonien, Griechenland und das karthagische Afrika Provinzen wurden, änderten sich alle Verhältnisse der römischen Nation, die sich durch die Unterwerfung dieser Länder zu einem weltbeherrschenden Volk erhob. Als nämlich Rom ein erobernder Staat ward, statt daß es früher nur ein rein militärischer gewesen war, trat an die Stelle der alten Aristokratie die oligarchische Herrschaft einiger wenigen Familien, und diese führten, um das Volk für ihre Zwecke gebrauchen zu können, die Verfassung immer mehr zur demokratischen Form hinüber. Im früheren römischen Staate war die Erhaltung der alten Sitten und des Bewußtseins männlicher Über-

legenheit über den Nachbarn, also Herrschaft und nationaler Vorrang, nicht Reichthum und Besitz der Zweck der gemeinschaftlichen Bestrebungen des Volkes. Das Militärsystem war an Grundbesitz und Ackerbau, als die einzige Grundlage des Staates, geknüpft; jeder Bürger war zugleich Soldat, aber er wurde entlassen, sobald der Feind besiegt war, und mußte sich wieder stellen, wenn ein neuer Zug unternommen wurde. Diese Einrichtung dauerte zwar der Form nach auch in späteren Zeiten fort, allein da die beständigen Kriege unaufhörlich neue Heere erforderten, so wurden nach und nach alle Gemeinen und der größte Theil der Officiere vom Major an abwärts Soldaten von Handwerk. Diese gaben ihr Kriegsgewerbe nur dann auf, wenn sie irgendwo als Colonisten angesiedelt wurden, entsagten aber auch in diesem Falle sehr häufig dem Ackerbau als einem zu mühsamen Geschäft, und eilten den Fahnen aufs neue zu. Da alle römischen Soldaten zugleich Bürger waren, und also in der Volksversammlung mitstimmten, so begann in diesem Zeitraum das Buhlen der Generale um die Gunst der Heere, und die bleibende Anhänglichkeit vieler Bürger an den Mann, unter welchem sie in irgend einem bedeutenden Kriegszuge gedient hatten, zog alle möglichen üblen Folgen nach sich. Auch der Geist der Heere selbst änderte sich in Folge davon, und wirkte nachtheilig auf den Gang des Krieges ein. Die Soldaten gewöhnten sich, ihr Lager für ihr Vaterland, ihre Officiere für ihre Obrigkeit anzusehen. Den meisten Generalen und Officieren galt es im Kriege nicht mehr darum, Ehre unter ihren Mitbürgern zu erlangen, sondern sich durch ihr Verfahren gegen den Feind und sein Land Reichthümer und durch ihr Benehmen gegen die Soldaten Einfluß in Rom zu verschaffen; die Zucht des Heeres zerfiel, und die Feinde oder Bundesgenossen wurden mishandelt und geplündert, weil der Befehlshaber und die Officiere sich zu bereichern und die Soldaten sich zu Freunden zu machen suchten. Daher kam es denn, daß, wie wir gesehen haben, seit dem zweiten punischen Krieg in allen Kriegen die Unternehmungen der ersten ausgeschickten Generale stockten, und die Römer so lange Schande und Schmach erlitten, bis sie an die Spitze des Heeres einen Mann stellten, der seines Einflusses und seiner Bedeutung im Staate sicher war, und

deshalb keiner künstlichen Mittel bedurfte, um bei den Soldaten Ansehen zu erlangen oder sich darin zu behaupten.

Bei diesem Zustande der Kriegführung war es ganz natürlich, daß eine räuberische Kriegswuth sich der Römer bemächtigte. Doch war die Plünderungslust der römischen Soldaten und die Härte, mit welcher sie in Feindes Land verfuhren, nicht etwa blos eine Folge der abnehmenden Kriegszucht, sondern sie beruhte auch auf der ganzen Richtung, welche Rom von alter Zeit her einschlug, und hing mit den Nationalsitten zusammen; sie zeigt sich daher auch schon in der früheren Geschichte, und wurde durch die verfallende Disciplin nur noch mehr gesteigert. Was der Krieg mit sich führt, ist zwar überall nicht erfreulich, und mehr oder weniger Grausamkeit hängt vom Nationalcharakter, von der Zeit und von den Umständen ab; allein die Gräuel der römischen Kriege gingen größtentheils aus einem consequent durchgeführten Systeme hervor. Man flößte dem Heere eine rücksichtslose Wuth gegen alle diejenigen Städte und Völkerschaften ein, die sich hartnäckig wehrten; und daß dies schon vor der Zeit geschah, wo die Römer mit der vollendeten Unterwerfung von Italien ihre Weltherrschaft zu gründen begannen, zeigt das Verfahren gegen die Samniten, die Ausonen und andere italiänischen Völker. Selbst Feldherrn von edler Gesinnung und gebildetem Geiste, wie Claudius Marcellus, gaben die glänzendsten Städte ihren Soldaten zur Plünderung preis, und ließen außerdem noch für sich Massen von Kunstwerken und Kostbarkeiten nach Rom schleppen. Seine Zeitgenossen und alle Generale der folgenden Zeiten machten es noch viel ärger. Rom ward mit feindlichen Waffen und mit Denkmälern der Triumphe ausgeschmückt, und jeder Feldherr, welcher bei seinem Einzug in Rom einigermaßen Ehre einlegen wollte, mußte Plünderungen verüben lassen.

Dieses Streben ward der griechischen Kunst verderblich; denn es kam das unselige System auf, daß man die Kunstwerke von den Orten, wo sie geschaffen worden waren, wo man sie kannte und achtete, wo die Erinnerungen des früheren Lebens an sie geknüpft waren, wegschleppte und als bloße Zierathe und Siegeszeichen in einer Stadt aufstellte, in welcher nicht, wie in griechischen Städten, das ganze Volk, sondern blos wenige Familien der sogenannten guten Gesellschaft Sinn dafür hatten. Rom besaß zwar schon

früher etruskische und campanisch-samnitische Kunstwerke, zur Zeit der punischen Kriege aber ward es, wie ein griechischer Geschichtschreiber sich ausdrückt, durch die Aufhäufung der erbeuteten Zierden vieler Länder und Orte die glänzendste Stätte des Kriegsgottes. Man schleppte aus den eroberten Städten in Unteritalien, Sicilien und Griechenland die besten Kunstwerke nach Rom, wo sie jedoch nicht etwa blos die Tempel und öffentlichen Plätze verherrlichten, sondern auch in Privathäusern und Landgütern als Zierden dienen mußten. Für die Kunst hatte dies mehrfache große Nachtheile: sie hörte auf allgemein verbreitet zu sein, und ward dafür auf Rom und einige wenige andere Orte beschränkt, sie vertauschte die Stellen, an welchen sie allein richtig geschätzt und ihrem eigentlichen Sinne gemäß aufgefaßt werden konnte, mit solchen Orten, wo niemand oder nur sehr wenige Einzelne sie zu würdigen verstanden, sie ward ein Mittel der Eitelkeit, der blos eleganten Bildung und des Eroberungsstolzes, statt daß sie vorher eine Pflegerin der allgemeinen und rein nationalen Empfindungen religiöser, poetischer und politischer Art gewesen war.

Glücklich wären die eroberten Länder gewesen, wenn es den Römern nur um ihre Kunstwerke und Nationalschätze gegolten hätte; das welterobernde Volk vergriff sich aber schon in diesen Zeiten auch an dem Vermögen, dem Wohl und der Ehre der Einzelnen, welche unter seine militärische Gewalt gebeugt wurden. Schon vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christo erlaubten sich die römischen Beamten und Großen nicht blos in Feindesland, sondern auch gegen die Bewohner der Provinzen und selbst gegen sogenannte Bundesgenossen Gewaltthätigkeiten. Dies ging so weit, daß, um nur Ein Beispiel anzuführen, im Jahre 171 v. Chr. Gesandte der beiden spanischen Provinzen den römischen Senat fußfällig baten, er möge doch nicht zugeben, daß man gegen die Bundesgenossen schlimmer verfahre, als gegen die Feinde. Die Verwaltung der Provinzen wurde noch mehr als die Theilnahme am Kriege ein Hauptmittel, sich Geld zu verschaffen und seine Stellung in Rom zu befestigen. Die Statthalter und Beamten versorgten sich nicht allein selbst auf Kosten der Provinzialen, sondern sie unterstützten auch die Erpressungen der vornehmen Bürger, welche die Abgaben in Pacht genommen hatten, und deren

Gunst ihnen in Rom von der größten Wichtigkeit war. Oft verbanden sie sich geradezu mit diesen Pächtern, um die armen Provinzbewohner auf systematische Weise auszusaugen und, wenn durch Erpressungen das baare Geld derselben erschöpft war, sie zu Anlehen mit unerschwinglichen Zinsen zu zwingen, worauf denn natürlicher Weise ein großer Theil des Grundeigenthums in die Hände der Gläubiger kam. Ja, manche scheuten sich sogar nicht, Räuberbanden durch die Finger zu sehen oder auch förmliche Contrakte mit ihnen zu schließen, um sich an ihrem Raube zu betheiligen. Wer keine Statthalterschaft erhalten konnte, half sich auf andere Weise: er verschaffte sich mit Hülfe seiner Freunde einen Senatsbeschluß, durch welchen er, ohne ein bestimmtes Staatsgeschäft zu erhalten, für eine im Auftrage des Staats reisende Person erklärt wurde, und für sich und sein Gefolge sowohl eine fürstliche Bewirthung und die für die Reise nöthigen Pferde, als auch glänzende Geschenke in Anspruch nehmen konnte. Selbst Sklaven und Freigelassene von vornehmen Römern mußten, damit diese gewogen blieben, durch Ehren und Geschenke zufrieden gestellt werden. Auch der römische Staat selbst wurde von seinen Beamten und Großen beraubt. Die Pächter der Abgaben wußten es oft dahin zu bringen, daß diese ihnen unter dem wahren Werthe gegeben wurden, oder sie verschafften sich durch ihre Verbindungen unter allerlei Vorwänden einen Nachlaß am Pacht, der nur ihnen, nicht aber den Besteuerten zu Statten kam. Von den Staats-Domänen ward ein großer Theil durch vornehme Bürger in Besitz genommen, indem diese zu ihren Privatgütern ganze Strecken des angrenzenden Staatslandes hinzuzogen, und sich so wahrhaft fürstliche Besitzungen bildeten. Zwar ergriff der Senat in Rücksicht dieser und anderer Misbräuche manchmal strenge Maßregeln, und einzelne Männer suchten durch gerichtliche Klagen dem Unwesen der Großen in den Provinzen zu steuern; allein alles dies half immer nur vorübergehend. Die Wurzel des Übels lag nicht in der Entartung einzelner Bürger, sondern in dem Geist und der Richtung der Zeit selbst, sie blieb daher auch durch solche Bemühungen ungefährdet, und trieb immer wieder neue Sprossen.

Italien hatte nicht weniger zu leiden, als die eigentlichen Provinzen; es wurde damals seines alten Wohlstandes beraubt

und auf eine ganze Reihe von Jahrhunderten in den Zustand der Verödung herabgebracht. Das Land verarmte durch die unaufhörlichen Kriege, welche die Zahl der Bewohner verminderten und eine fortwährende Erhöhung der Abgaben nach sich zogen. Dies gab den römischen Großen Gelegenheit, ihre Güter durch billige Ankäufe zu vergrößern. Viele Striche Italiens wurden im zweiten punischen Kriege theils durch den Feind verheert, theils zur Strafe des Abfalls an Hannibal als Staatseigenthum eingezogen und ihrer früheren Bevölkerung beraubt. Die Vornehmen unter den Römern bemächtigten sich dieser Länder, sie bildeten daraus die sogenannten Latifundien, d. h. so ausgedehnte Privatgüter, daß sie nur mit Grafschaften und Fürstenthümern verglichen werden können; und was das Allerschlimmste war, die Besitzer dieser Ländereien ließen dieselben durch Tausende von Sklaven bebauen. Diese nahmen jetzt die Stelle der freien Bürger und Bauern ein, und Italien erhielt dasselbe Ansehen, welches in neuerer Zeit Westindien durch seine Negersklaven hat. Die Art, wie man diese Sklaven behandelte, war im höchsten Grade empörend, und trug nicht wenig dazu bei, daß der Charakter des römischen Volkes ganz und gar verdorben wurde. Die Sklaven selbst waren zum Theil halbwilde Menschen, wie z. B. die aus Sardinien und Corsika abstammenden, die man in ihrer Heimath gleich Jagdthieren einfing und zum Verkauf nach Rom brachte, zum Theil gehörten sie den so tief gesunkenen asiatischen und griechischen Nationen an, und vergifteten das römische Volk mit ihrer ererbten Verdorbenheit. Ihre Behandlung war ebenso herabwürdigend für die Menschheit, als die Behandlung der heutigen Negersklaven: man sah sie nur wie eine besondere Art von Hausthieren an, man schätzte sie blos nach ihrem Geldwerth, und manche römischen Großen trieben mit ihnen ebenso, wie mit der Zucht von Thieren, ein Gewerbe: sie kauften dieselben jung, um sie wie Hühner oder Füllen aufzuziehen und dann mit Gewinn zu verkaufen. Das Sklavenwesen blieb aber nicht blos auf den Landbau beschränkt, sondern auch die ganze Hausdienerschaft ward aus kriegsgefangenen oder erkauften Menschen zusammengesetzt, ja, sogar die Erziehung der Jugend vertraute man Sklaven an. Statt daß früher der Römer Clienten zu seinen Jugendgespielen gehabt, und im reiferen Alter den Sklaven als den

Genossen seiner Arbeiten angesehen hatte, wuchs seit dieser Zeit der junge Römer unter rohem Gesindel auf, gewöhnte sich an Grausamkeit und Übermuth, und legte den Grund zu jener Verachtung der Menschenwürde, die er nachher sowohl als Gebieter seiner Sklaven, als auch im Verkehr mit den unterworfenen Völkern auf eine empörende Art äußerte.

Das ganze Wesen des römischen Volkes änderte sich in Folge der erobernden Richtung und der beginnenden Weltherrschaft. Die Reichthümer der Welt wurden nach Rom gezogen, und dienten sammt allen Erfindungen, Künsten und Wissenschaften voriger Zeiten von jetzt an ebenso dem römischen Volke, wie sie früher den Beherrschern von Syrien, Pergamum und Egypten gedient hatten. Mit ihnen drangen aber auch fremde Sitten, Genüsse und Laster in die neue Hauptstadt der Welt ein. Wie groß die Schätze waren, welche die Römer damals in jeder Generation aus den eroberten Ländern zusammenschleppten, kann man schon aus den Angaben über die in den einzelnen Kriegen gemachte Beute ermessen, ohne daß man nöthig hat, die Summen mit in Anschlag zu bringen, welche fortwährend aus den Provinzen erpreßt wurden. Paullus Aemilius z. B. lieferte als Beute des macedonischen Krieges allein an baarem Gelde fünfzehn Millionen Gulden oder acht Millionen Thaler in die Staatskasse, und brachte außerdem noch viele erbeuteten Kostbarkeiten und nicht weniger als vierhundert ungeheuere goldene Kränze mit. Zu seiner Zeit waren die regelmäßigen Einkünfte des römischen Staates so bedeutend, daß nach der Bestreitung aller Ausgaben noch siebenmal hundert sechs und zwanzig Pfund Silber und zwei und neunzig tausend Pfund Gold übrig blieben; und dazu kamen noch siebenmal hundert fünf und siebenzigtausend Pfund, die von außerordentlichen Einnahmen herrührten. Jetzt konnten daher die Römer auch Feste halten und Riesenbauten ausführen, welche denen der alten Priesterstaaten gleichkamen. Die öffentlichen Bauwerke jener Zeit übertrafen an Großartigkeit und Pracht die der vorhergehenden Periode. Nach dem Muster der Appischen Straße, aber mit wesentlichen Verbesserungen wurden damals neue Heerstraßen in Italien erbaut, von welchen die Flaminische und die Aemilische die berühmtesten sind. Jene ward von dem in der Schlacht am trasimenischen See gefallenen Cajus Flaminius Nepos

während seiner Censur (220 v. Chr.) erbaut, und führte von Rom nach Ariminum, dem jetzigen Rimini, in Umbrien, diese war das Werk des Consuls Marcus Aemilius Lepidus, ward 187 v. Chr. erbaut, und ging von Placentia (Piacenza) über Bononia (Bologna) nach Ariminum. Etwa vierzehn Jahre nach der Vollendung der letzteren Straße fingen die Römer an, in ihrer Stadt Straßenpflaster der festesten Art zu machen, und in der ganzen Umgegend von Rom die Wege nach der Art unserer macadamisirten Straßen einzurichten; daß dies aber ein sehr bedeutendes Unternehmen war, sieht man dann am besten ein, wenn man bedenkt, wie schwer es in unseren Tagen den Parisern fällt, sich ein ordentliches Steinpflaster zu verschaffen. Noch berühmter, als diese verschiedenen Straßenbauten, sind die Werke, welche Marcus Porcius Cato der Ältere als Censor in Verbindung mit seinem Collegen Lucius Valerius Flaccus ausführen ließ (184 v. Chr.). Diese beiden Männer verwendeten zwei bis drei Millionen Gulden (anderthalb Millionen Thaler) auf die Reinigung der unterirdischen Canäle von Rom, sie ließen die Sumpfstellen in der Stadt austrocknen und pflastern, am Marktplatz eine ungeheuere Basilica oder Gerichtsstätte erbauen, mitten durch die Sümpfe von Terracina eine solide Heerstraße führen, und bei Formiä (in der Gegend des jetzigen Mola di Gaëta) einen ganzen Berg durchbrechen, um eine Straße hindurch zu leiten.

Während diese Anwendung der in Rom zusammenfließenden Schätze Bewunderung erweckt, und den Bewohnern Italiens noch bis in die spätere Zeit des Alterthums hinein Nutzen brachte, ist dagegen die andere Art, wie man dieselben gebrauchte, für die Menschheit betrübend. Die Feste und Spiele nämlich, für welche ein großer Theil der erbeuteten und erpreßten Reichthümer diente, zeichneten sich vorzugsweise durch Rohheit, Grausamkeit und übermäßige Pracht aus, und geben uns ein Volk zu erkennen, dessen Masse in Bezug auf ihre Bedürfnisse und Vergnügungen gegen den großen Haufen der griechischen Nation sehr grell absticht. Statt daß bei den Griechen die Künste der Musen das Volk erheiterten, und in dem großen Haufen die Gefühle der Menschheit belebten und nährten, ward bei den Römern der Anblick von Mord und Grausamkeit das Lieblingsvergnügen des Volkes, Poesie und Kunst

mußten der Rohheit dienen, und das Schöne wurde den herrschenden Lustbarkeiten nur gelegentlich und in untergeordneter Weise beigemischt. Die Gladiator-Spiele und Thierkämpfe, welche zur Zeit der punischen Kriege in Rom eingeführt wurden, fanden so großen Beifall, daß sie seitdem die Lieblingsunterhaltung des Volkes bildeten. Jene Spiele bestanden in Kämpfen auf Leben und Tod, welche von Gladiatoren d. h. von Sklaven oder von gemeinen freien Leuten, die daraus ein Gewerbe machten, aufgeführt wurden. Die Römer haben dieselben wahrscheinlich von den Etruskern angenommen, bei welchen sie von jeher zu Ehren von Gestorbenen gehalten worden waren; doch waren sie auch bei den iberischen Völkern eine ursprünglich einheimische Sitte, und diese ließen bei der Bestattung ausgezeichneter Männer nicht blos Sklaven mit einander auf Leben und Tod kämpfen, sondern auch Krieger aus den edelsten Geschlechtern metzelten dabei einander nieder. Diese barbarischen Lustbarkeiten wurden für die Römer dasselbe, was für die Griechen die Wettkämpfe, das Theater und die musikalischen Feste waren. Die römische Welt stand durch das Gefallen an ihnen selbst dem blutigen Mittelalter weit nach; denn in diesem waren Blut und Mord bei den Turnieren nur zufällige Ergebnisse, nicht absichtlicher, zur Belustigung der Versammelten dienender Zweck des Kampfes. Vergebens suchte ein Theil der Aristokratie dem veredelnden Genusse dramatischer Darstellungen in Rom wenigstens so weit Eingang zu verschaffen, daß derselbe mit jenen Blut- und Mordscenen abwechselte: der Versuch scheiterte, denn der edlere Zweck des Theaters kam nie in den Sinn der gewöhnlichen Römer, und das Geschäft des Schauspielers blieb ein unfreies und verachtetes. Dagegen gewann man immer mehr Behagen an den Gladiator-Spielen und Thierkämpfen, die höheren Beamten konnten sich durch nichts so sehr beliebt machen, als durch Veranstaltung derselben, und bald suchte einer den anderen darin zu überbieten. Der Besieger der Aetoler z. B. hatte von diesem armen Volke nur wenig Geld erpressen können, nichts destoweniger gab er Spiele, bei denen großartige Panther- und Löwenhetzen und ein mannichfaltiges Schaugepränge von Seltenheiten gezeigt wurden. Er weckte dadurch den Neid des Scipio Asiaticus, und dieser veranstaltete hierauf noch glänzendere Spiele, welche zehn Tage hinter einander dauerten, und zu denen die asiatischen Könige

und Städte ihm das Geld geben mußten. Schon wenige Jahre nachher sah man sich genöthigt, durch ein besonderes Gesetz zu bestimmen, wie viel Geld höchstens auf öffentliche Spiele verwendet werden dürfte; aber die Sache war durch kein Gesetz zu hemmen, und blieb eine Plage aller unterworfenen Länder, weil diejenigen, welche die Spiele zu halten hatten, die Bewohner derselben vermittelst ihres Ansehens zu Beisteuern nöthigten, oder nachher als Statthalter sich für die Unkosten an ihnen entschädigten. Diese Mishandlung der Provinzen und der verderbliche Einfluß auf das Gemüth und die Sittlichkeit des Volkes waren jedoch nicht die einzigen Nachtheile der öffentlichen Spiele. Der Umstand, daß man durch sie die Masse der Bürger sich geneigt machte, und also seinen politischen Einfluß zugleich auf das materielle Elend der Provinzbewohner und auf das moralische Verderben der römischen Bürgerschaft gründete, trug in Verbindung mit unentgeltlicher Austheilung von Getraide und Geld auch zur Vermehrung des trägen und feilen Pöbels bei; denn es wurde dadurch ein Theil des Landvolkes in die Stadt gezogen, wo diese Leute natürlich ebenfalls entarteten. Während also die Ausdehnung der Latifundien den Ackerbau im Kleinen erschwerte und die freie Bevölkerung des Landes verminderte, ward durch die Stellung, welche der städtische Pöbel erhielt, auch noch der geringe Rest ländlicher Unverdorbenheit und Sittenreinheit vernichtet.

Eine andere schlimme Folge der römischen Eroberungen war der Luxus im Privatleben, der zu gleicher Zeit mit dem öffentlichen einriß. Er konnte in Rom um so leichter und schneller überhand nehmen, weil dort ebenso, wie unter den germanischen Nationen, von jeher die Damen den Ton angaben (siehe oben S. 255). Diese hatten sich gegen das Ende des Zeitalters der punischen Kriege in Rücksicht des Putzes so weit von der früheren Einfachheit entfernt, daß sie im Jahre 195 v. Chr. sogar einen förmlichen Aufstand machten, um die Aufhebung eines Luxus-Gesetzes zu bewirken, welches achtzehn Jahre früher der Volkstribun Oppius durchgesetzt hatte. Nach diesem Oppischen Gesetze sollte eine römische Frau nicht mehr als eine Unze Gold an sich tragen, kein buntes Gewand anziehen, und ausgenommen an Festtagen innerhalb der Bannmeile von Rom nicht fahren. Die Damen be-

wogen zwei Volkstribunen, den Vorschlag zur Aufhebung dieses Verbotes zu machen, bestürmten die Consuln und Prätoren um ihre Verwendung, umlagerten während der Berathung darüber mehrere Tage hindurch zu Tausenden den Versammlungsplatz des Volkes, und ruhten nicht eher, als bis sie ihren Zweck erreicht hatten. Vergebens bot der für die Erhaltung der römischen Sitten-Einfalt rastlos thätige Cato bei dieser und bei anderen Gelegenheiten Alles auf, um dem zunehmenden Luxus entgegenzuwirken; vergebens ließ er als Censor die Luxusgegenstände, wenn sie bei einer Familie einen bestimmten Betrag überstiegen, für den zehnfachen Werth ins Steuerregister eintragen und von dem auf diese Weise erhöhten Vermögensanschlag eine stärkere Steuer erheben: die Welt war damals so wenig, wie zu irgend einer anderen Zeit, durch Gesetze und gewaltsame Hemmungen aus dem einmal betretenen Wege herauszureißen.

Mit dieser Richtung und mit der, durch die beginnende Weltherrschaft herbeigeführten Veränderung aller Verhältnisse des römischen Volkes stand die übermäßige Bereicherung des einen kleinen Theils und die zunehmende Verarmung und Verschuldung des anderen größeren in der innigsten Verbindung, und es war eine unausbleibliche Folge davon, daß das Wucherwesen neu aufblühte. Einzelne Personen und Familien Rom's besaßen ein ungeheueres baares Vermögen, königliche Güter und ganze Heere von Sklaven, und bildeten wegen ihres überwiegenden Einflusses und wegen der Wichtigkeit, welche ihre Gunst für alle Völker des Reiches hatte, ebenso viele Fürsten- und Herrscher-Familien. Dagegen drückten Schulden und Wucher die Mehrzahl der anderen Bürger, welche nicht zu diesen glücklichen Auserwählten gehörten, und auch in den Provinzen ließen die Last der Abgaben, die Habsucht der Statthalter und die Geldgier der Zoll-Pächter keinen Wohlstand mehr aufkommen. Die strengen Schuldgesetze, welche in den ersten Zeiten der Republik das Volk zur Verzweiflung getrieben hatten, waren durch die Volkstribunen nach und nach gemildert worden, und wir hören bald nach der Errichtung des Tribunats eine Zeitlang von dem Wucher und dem daraus entstehenden Elend nichts mehr. Kaum begannen aber die geraubten Reichthümer der Welt in Rom zusammenzuströmen und der Luxus mit reißender Gewalt

sich Alles zu unterwerfen, als auch der Mangel an baarem Gelde und der Wucher aufs neue alle Klassen der Bürger drückte. Man fand nämlich damals ein Mittel, auf leichte Weise den Strafverfügungen gegen den Wucher zu entgehen und dennoch die Schuld einklagen und eintreiben zu können: jeder nämlich, der zu hohen Zinsen Gelder auslieh, versteckte sich unter den Namen eines Latiners, weil diese Völkerschaft nicht durch die römischen Gesetze gebunden war. Man hob dies zwar bald von Staats wegen auf, und erließ das Gesetz, daß die Latiner in Schuldsachen gegen römische Bürger kein anderes Recht haben sollten, als diese unter einander selbst hatten; allein auch diese Maßregel fruchtete nichts, weil sie auf vielfache Weise umgangen wurde, und weil bei dem herrschend gewordenen Luxus und bei einer solchen Ungleichheit des Vermögens, wie sie in Rom damals aufkam, die Geldverlegenheiten zu häufig und zu drückend waren, als daß diejenigen, welche daran zu leiden hatten, nicht auf irgend eine Weise die Beute des Wuchers geworden wären.

Um dies Alles richtig zu verstehen, muß man die römische Ansicht vom Handel, das Verhältniß, in welchem dieser zur Nation und zum Staate stand, und außerdem noch die Bedeutung des römischen Ritterstandes ins Auge fassen. In Betreff des Handels hatten weder die Römer noch die Griechen den richtigen Gesichtspunkt aufgefaßt, nach welchem man in neuerer Zeit denselben beurtheilt; beide Völker betrachteten Handel und Industrie nur als nothwendige Übel, nicht aber als die Mittel, durch welche die in der Gesellschaft entstehende Ungleichheit sich von selbst ausgleicht, sie konnten daher auch dieser nur durch künstliche Mittel, wie Schulden-Erlassung und Ackergesetze, abhelfen. Weil der Handel in den Augen der Römer kein anständiges Geschäft war, so blieb der ganze römische Waarenhandel in fremden Händen. Dagegen kam das Geld durch Erpressungen, Kriegesbeute, Wucher, Zollpacht und Banquiers-Geschäfte in die Hände der römischen Ritter und derjenigen Großen, welche ihr baares Geld weder verschwenden, noch in Gütern anlegen wollten. Dies hatte dann die ganz natürliche Folge, daß die Geld-Aristokratie und die Adels-Aristokratie ebenso, wie in unseren Tagen, sich enge mit einander verbanden. Damit mußte aber auch der Wucher und die Härte des Zollwesens überhand nehmen, weil

die Staatsgewalt, statt zwischen dem Schuldner und Gläubiger zu vermitteln, ganz in den Händen der Reichen war, und also meistens blos zum Vortheil des Wucherers und des Zollpächters gebraucht ward; denn der Erstere gehörte zur regierenden Klasse, und der Andere war nicht nur mit dieser enge verbunden, sondern es ward auch förmliche Regel, daß der Senat vorzugsweise aus dem Ritterstande ergänzt wurde. Der Ritterstand bildete mit einem Theile der regierenden Aristokratie die Klasse der Capitalisten von Rom, und wurde im Zeitalter der punischen Kriege die eigentliche Geldmacht des Staates. Er machte als solcher nach und nach allen Wohlstand, alle Gewerbe, allen Handel, alle Provinzen des Reichs von sich abhängig, gerade wie in unseren Fabrikstaaten das äußere Wohl der Bevölkerung von den Fabrikherrn und ihren Banquiers abhängig ist. Die Ritter bekamen in demselben Grade, wie sie die Hauptmasse des Geldes immer mehr in ihre Hände brachten, das Schicksal der Nation immer mehr in ihre Gewalt, und übten auf die Regierung einen fortwährend zunehmenden Einfluß aus; sie konnten dies um so mehr, da sie zwischen der Aristokratie und dem Volk in der Mitte standen, und schon blos deshalb, je nachdem sie sich der einen oder der anderen Seite zuwandten, den Ausschlag gaben. Jedoch benutzten sie in der Regel diese Stellung nur, um sich allen Gesetzen des Staats zum Trotz den Gewinn ihrer Geldgeschäfte zu sichern. Die Ritter pachteten nämlich in allen Provinzen die Staatseinnahmen, welche nach dem in Rom herrschenden unglücklichen Verwaltungssystem nicht vom Staate selbst erhoben, sondern gegen eine runde Summe einzelnen Privaten überlassen wurden; sie unternahmen ferner gegen bestimmte Summen die Ausführung von öffentlichen Gebäuden, Straßen und Wasserleitungen, und liehen den unterworfenen Städten und Fürsten die wegen des Druckes der römischen Herrschaft erforderlichen Gelder, wofür jene ihnen ihre Güter verpfändeten und ungeheuere Zinsen zahlten. Für alle diese Geschäfte bildeten sich unter den Rittern große Gesellschaften, welche die nöthigen Summen zusammenschossen, und mit unseren Actien-Vereinen verglichen werden können. Die Ritter häuften auf diese Weise nach und nach das meiste baare Geld des Reiches bei sich an, und da sie fast alle wichtigen Unternehmungen an sich rissen und gleichsam alle Capitalien ver-

walteten, so hatten alle Capitalisten ein und dasselbe Interesse mit ihnen, und sie besaßen in Folge davon einen Einfluß, welcher eine wahre Tyrannei ward. Weil sie als Geldmacht alle Mittel in Händen hatten, und mit der herrschenden Aristokratie verbunden waren, so konnte man ihnen nicht gut beikommen, und wenn es auch manchmal gelang, sie für abscheuliche Ungerechtigkeiten und Betrügereien, welche sie sich sogar gegen die Staatskasse selbst erlaubten, der gesetzlichen Strafe zu unterwerfen, so war dies doch in den meisten Fällen unmöglich.

So sehr auch nach dem Vorhergehenden der römische Staat auf eine verderbliche Bahn gebracht worden war, und so sehr er auch schon in dieser Zeit an den Wunden litt, an welchen er sich später verblutete, so standen doch die beiden Hauptstützen desselben noch ganz unerschüttert fest. Diese waren die Religion und das Ansehen des Senats oder, wie man sich in diesem Falle richtiger ausdrückt, die abergläubische Furcht des großen Haufens vor den Göttern und die Schlauheit, mit welcher die Leiter des Staats diese Furcht zu benutzen verstanden. In dieser Hinsicht zeigt sich der Mangel an geistiger Bewegung, welcher den Römern im Gegensatz mit den Griechen eigenthümlich war, sowie die geringe Theilnahme der niederen Klassen an der Bildung der höheren von einer für den Staat vortheilhaften Seite. Beachtet man dabei, wie künstlich noch gegenwärtig in Rom und von Rom aus die äußere und politische Seite der Religion diplomatisch benutzt wird, so wird man erkennen, wie gut die Weisheit des heidnischen Senats sich im Cardinals-Collegium erhalten hat. Der Senat wußte, daß der Aberglauben in italiänischen Seelen tief wurzelt; er bediente sich daher sehr geschickt der Andacht und des Aberglaubens zum Besten des Staats oder einzelner Staatszwecke, verstand aber dabei doch jeden Versuch priesterlicher Anmaßung durch das Ansehen des Staats niederzuschlagen. Dies können einige Beispiele zeigen. Mit einer fast ängstlichen Ernsthaftigkeit rathschlagte z. B. der Senat am Ende des zweiten punischen Krieges über die Steine und Kräuter, welche nach hergebrachtem religiösen Gebrauche von den Priestern bei den Ceremonien angewendet werden sollten, die beim Abschluß eines Friedens erforderlich waren. Als bald nachher der Krieg mit Antiochus III. ausbrach, hielt es dagegen der Senat für

gut, rasch zu handeln und deshalb die üblichen religiösen Gebräuche zu umgehen; weil er aber die allgemeine Stimme nicht gegen sich aufbringen wollte, so stellte er sich nicht nur selbst, als wenn die Sache bedenklich sei und wohl erwogen werden müsse, sondern verabredete auch insgeheim mit der Priesterschaft, daß diese auf seine Anfrage ein Gutachten abgebe, durch welches er seinen Zweck erreichte, ohne das Volk zu beunruhigen. Als ferner beim Beginne dieses Krieges Scipio Afrikanus der Ältere politische Gründe hatte, das Heer auf dem Marsch einmal längere Zeit halten zu lassen, ließ er das, was ihn dazu bestimmte, nicht merken, sondern benutzte vielmehr die Sache, um zugleich für die Aufrechthaltung der Götterfurcht und des priesterlichen Ansehens im Volke zu sorgen: er selbst gehörte nämlich zur Priesterschaft der Salier, und da nach den alten Religionsbüchern im März während der dem Kriegsgotte geweihten Festtage kein salischer Priester reisen durfte, so diente ihm dies zum Vorwand für seinen Aufenthalt. Mit allen diesen Dingen war es den Leitern des römischen Staates nicht Ernst, und Fabius Maximus Cunctator scheute sich sogar nicht, einst laut auszusprechen, daß die Auspicien nichts als Staatsmaschinen wären, und deswegen immer gut ausfielen, wenn man etwas zum Besten des Staats unternehmen wolle, sowie ungünstig, wenn man etwas hintertreiben wolle. Aber die Mehrzahl der römischen Aristokratie sah weit genug, um nicht nur dies nicht merken zu lassen, sondern auch zugleich die wohlthätige Wirkung des Nationalglaubens und seiner Ceremonien auf das Gemüth des Volkes ungestört zu erhalten. Daß nicht etwa die Priester dies benutzten, um darauf eine Herrschaft zu gründen, dafür war durch die Staatsverfassung und durch die Einrichtung der Priesterschaften selbst gesorgt. So sehr nämlich auch die Religion den Einzelnen band, so war sie doch dem Senat und der Volksversammlung unterworfen; denn wenn über religiöse Ceremonien oder über die Rechte der verschiedenen Priester ein Streit entstand, so entschied in letzter Instanz nicht ein Priestergericht, sondern der Senat und die Volksversammlung.

Sowie die Religion und ihre Anstalten unter den Römern noch fester standen und auf das römische Volk ganz anders wirkten, als der verdorbene griechische Gottesdienst um dieselbe Zeit auf die

Griechen, so waren auch die italiänischen Sitten über jeden Vergleich hinaus besser. Besonders groß erscheinen die Römer und Italiäner in der Einigkeit ihres Sinnes und Strebens gegen Fremde, und die militärische Rauhheit derselben zeigt sich im vortheilhaftesten Lichte, wenn man sie mit der Niederträchtigkeit der Griechen, mit ihrem gegenseitigen Neid und ihrer unaufhörlichen Feindschaft unter einander vergleicht, und an die Bereitwilligkeit denkt, mit welcher so viele Griechen Vaterland und Freunde entweder an den Meistbietenden verkauften, oder ihren kleinen Leidenschaften und gehässigen Begierden aufopferten. Wie groß, wie überlegen an innerer und äußerer Kraft erscheint das römische Volk im Vergleich mit der ewigen Uneinigkeit der Griechen, mit ihrer thörichten Eitelkeit, mit ihrer kriechenden Schmeichelei gegen jeden, welcher Macht besaß oder ihnen einen scheinbaren Vortheil gewährte! Wie hätte diese Nation dem römischen Volke widerstehen können, welches ihren Erbärmlichkeiten männlichen Sinn, ihrer Zwietracht Einheit der Maßregeln, ihrer todten Kriegsmaschine, deren Federn durch die willkürliche Gewalt gelähmt waren, eine lebendige Kraft entgegensetzte! In Asien bietet sich ebendasselbe Bild dar. Die dortigen Staaten lagen beständig in Hader und Zwist mit einander, und gewährten schon dadurch allein den Römern ein leichtes Spiel; elende Rachgier und noch elendere Eifersucht erlaubten allen diesen Städten und Völkern nicht, sich gegen Rom zu vereinigen, als dieses alle mit dem gleichen Schicksale bedrohte, sie selbst riefen vielmehr in ihren Zwistigkeiten gerade diejenigen zu Hülfe, welche ihr Verderben suchten. Wie traurig mußte es um die asiatischen Staaten stehen, wenn selbst ein so ausgezeichneter Regent, wie Antiochus III., durch die Empörung eines Bruders und eines Ministers Jahre lang beschäftigt wurde und, als er endlich die Römer bekriegte, gleich als wäre er vom Schicksale geblendet, Fehler über Fehler machte! Und wie hätte er mit seiner, aus allen möglichen Völkern Asiens und Griechenlands zusammengesetzten Truppenmasse gegen das durchaus nationale Heer der Römer bestehen können, welches im Dienste des Vaterlandes seine Schule gemacht hatte, und für den Ruhm seiner Nation wie für die eigene Ehre jedes Einzelnen kämpfte!

Alle diese Völker, die asiatischen wie die griechischen, verloren damals für ewige Zeiten mit ihrer Selbstständigkeit zugleich auch alle Bedeutung für die Menschheit; nur Athen behielt auch in der Zeit der Knechtschaft eine Wichtigkeit für die Welt und einen Einfluß auf ihre Entwickelung. Die Athener hatten, als ihr Handel nach Alexandria, Rhodus und Byzanz gewandert war, die Kunst und Wissenschaft zu ihrem Gewerbe gemacht, ihre Stadt blieb deshalb der vornehmste Sitz aller eigentlichen freien Künste; denn so sehr auch die königlichen Anstalten zu Alexandria, Antiochia und Pergamum blühten, so waren und blieben doch Philosophie, Beredsamkeit, Theorie der Kunst und andere Zweige freier geistiger Thätigkeit in Athen allein zu Hause. Diese Stadt war daher auch in den späteren Jahrhunderten des Alterthums nicht allein die Hauptbildungsanstalt der griechischen Welt, sondern sie ward es auch für die Römer, und behauptete auf diese Weise in literarischer Hinsicht den Rang, den sie politisch verloren hatte. Diese große Bedeutung Athen's, welche von den äußeren Umständen desselben ganz unabhängig war, würde für uns unbegreiflich sein, wenn wir dabei einen Haupt-Charakterzug der alten Griechen außer Augen ließen, nach welchem diese sogar neben dem größten Hange zum Sinnengenuß stets ein ebenso starkes Bedürfniß innerer Bildung besaßen. Die Lebensweise und die Einrichtung der neueren Völker gestatten nämlich nur einzelnen Menschen aus einigen wenigen Klassen ein selbstständiges Denken, und mit dem Untergange der Religion verschwindet daher bei ihnen leicht jeder Grundsatz und jede Art von innerem Leben; die Alten dagegen konnten, weil ihr Staatsleben auf einem regen geistigen Verkehr beruhte, der Gewandtheit des Verstandes und mannichfaltiger Kenntnisse durchaus nicht entbehren, und hatten daher selbst im gesunkenen Zustand immer noch ein geistiges Interesse und Bedürfniß. Aus diesem Grunde blieb Athen für die griechische Welt, sogar als dieselbe moralisch und politisch untergegangen war, der Mittelpunkt der Bildung. Bald nachher ward es außerdem noch zugleich mit Marseille die Hauptschule der römischen Staatsmänner, und erhielt dadurch eine noch viel ausgedehntere Bedeutung, als es je vorher besessen hatte. Je mehr sich die griechische Cultur unter den Römern verbreitete, desto mehr ward Athen der Hauptsitz der

Bildung, der Wissenschaft und der Kunst. Es behielt diese Bedeutung durch alle folgende Zeiten des Alterthums hindurch, und als gegen das Ende desselben die Literatur überall unterging, blühte sie in Athen noch bis ins sechste Jahrhundert nach Christo ungestört fort. Diese blühende athenische Cultur war weder eine theologische, wie sie es nach der Verbreitung des Christenthums in Alexandria ward, noch eine blos sophistische, wie sie in Antiochia aufkam, noch ein Abrichten zur Advokatenkunst, wie sie es in allen Städten des Westens und in Rom selbst war, sondern eine eigentlich universelle Bildung, soweit der Geist des Alterthums und der Charakter der späteren Jahrhunderte desselben sie zuließ.

Wenden wir unseren Blick von der Betrachtung des römischen Geistes und Wesens dieser Zeit auf die Veränderungen, welche damals das eigentliche Staatsleben der Römer erlitt, so zeigt sich auch hier die Alles umgestaltende Rückwirkung der erweiterten Herrschaft. Statt daß anfangs die Kaste der Patricier über die ihr unterworfene Bürgerschaft geherrscht, und nachher eine Aristokratie des Verdienstes mit dem Geburtsadel den Besitz der Regierung getheilt hatte, wußte sich jetzt auch der bloße Reichthum geltend zu machen; was aber noch wichtiger und folgenreicher war, die in den Sitten und Verhältnissen des römischen Volkes eingetretene Veränderung verschaffte der Demagogie in Rom Eingang, und verhalf einigen wenigen Familien zu einem Ansehen und einer Stellung, durch welche eine eigentliche Oligarchie an die Stelle der Aristokratie trat. Die Führung des Heeres im Kriege war nicht mehr, wie früher, blos ein Mittel, sich den Ruhm des Verdienstes um das Vaterland und dadurch die Achtung und Gunst des Volkes zu erwerben, sondern man suchte im Kriege sich auch Reichthümer zu verschaffen und die Officiere und Soldaten des Heeres zu Anhängern zu machen. Außerdem reichten die bloße Kenntniß der Gesetze und die praktische Erfahrung und Bildung zur Staatsverwaltung nicht aus, man mußte eines Theils auch ein bedeutendes Vermögen besitzen, um das Volk durch Geschenke und prachtvolle Spiele an sich zu fesseln, und bedurfte anderes Theils einer umfassenderen Bildung und der Advokaten-Gewandtheit, um in den verwickelter gewordenen Verhältnissen des römischen Reiches den richtigen Weg zu finden, und das verwöhnte und vielfältig bear-

beitete Volk für seine Plane zu gewinnen. Die Familien, welche damals zuerst die zu diesem Zwecke vortrefflich geeignete griechische Bildung in sich aufnahmen, sowie diejenigen, welche die größten Reichthümer besaßen, erhielten dadurch eine übermächtige Stellung, die anderen Familien wurden von ihnen abhängig, und so verwandelte sich die Regierung in eine förmliche Oligarchie. Diese herrschenden Familien konnten im Kampfe gegen einander hauptsächlich nur demagogische Mittel anwenden, und jeder Andere, welcher Opposition machen wollte, mußte denselben Weg einschlagen; dadurch ward der römische Staat zu jener Zeit in eine Bahn gerissen, welche, wie früher in Griechenland, zuletzt nothwendiger Weise zu Bürgerkriegen und zur Monarchie führte. Übrigens verschaffte die Bedeutung, welche auf diese Weise die Volksversammlung erhielt, auch den Volkstribunen ein Gewicht, wie sie es früher nie gehabt hatten, und diese würden sich sogar über den Senat erhoben und zur herrschenden Staatsgewalt gemacht haben, wenn nicht ihre Zahl seit der Mitte des fünften Jahrhunderts vor Christo zehn betragen hätte; da nämlich nach dem Gesetze nur ein einstimmig gefaßter Beschluß Gültigkeit hatte, ein Collegium von zehn Männern aber selten zu einem einzigen Plan vereinigt werden konnte, so hob dies die Macht, welche bei ihrer Einheit jene Verhältnisse ihnen gegeben haben würden, größtentheils wieder auf.

Unmittelbar nach dem Entstehen der Oligarchie in Rom brach zwischen den herrschenden Familien ein Streit aus, der in dem eigentlichen Wesen dieses Zeitalters seinen Grund hatte, und deshalb zugleich sehr belehrend und anziehend ist. Ein Theil des römischen Adels sah nämlich ein, daß die griechische Bildung und Sitte, welche zugleich mit griechischer Schwelgerei und Üppigkeit in Rom Eingang gefunden hatte, den Charakter der Nation völlig ändern würde, und daß die von ihr angesteckten Familien nicht allein die Übermacht erhalten hatten, sondern auch die Mittel, welche in dieser Art von Bildung lagen, anwandten, um ihren Einfluß auf Popularität zu gründen und durch Demagogie dauernd zu behaupten. Die Männer, welche dieses Verderbniß als solches erkannten, suchten mit vereinter Kraft dem Übel zu steuern und für das Fortbestehen des altrömischen Nationalcharakters zu arbeiten;

sie bildeten also eine besondere Partei. Ihnen stand der andere Theil der oligarchischen Familien entgegen, welcher durch die von ihm angenommene Richtung das Übergehen zur allgemeinen Weltbildung beförderte, und vermittelst der Bildung und der Popularität nach herrschendem Einfluß trachtete. Beide Theile wurden, wie dies bei Parteikämpfen gewöhnlich Statt findet, in die äußersten Extreme fortgerissen, und während in Folge davon die Einen durch das fremde Wesen den Stamm-Charakter des römischen Volkes und die einfachen samnitisch-römischen Sitten untergruben, ließen sich die Anderen allzu sehr zu dem anderen Extrem, der Unterstützung militärischer Barbarei, drängen. Der Streit ward auf diese Weise zugleich ein politischer und ein geistiger; er drehte sich eines Theils um das Festhalten oder Aufgeben der alten streng aristokratischen Grundsätze, und war anderes Theils ein Kampf der Bildung gegen die Rohheit, der griechischen Verfeinerung des Lebens gegen eine blos auf den äußeren Nutzen gerichtete Thätigkeit. An der Spitze der Partei, welche die alten Grundsätze und Sitten zu erhalten strebte, standen Fabius Maximus Cunctator und Marcus Porcius Cato der Ältere; für die neue Richtung und Bildung kämpften vorzüglich Marcus Claudius Marcellus, die ganze Familie der Scipionen, die des Paullus Aemilius und die der Flaminine. Das Wesen dieser beiden Parteien leuchtet am klarsten aus dem entgegengesetzten Charakter und Streben ihrer beiden berühmtesten Häupter, Scipio Afrikanus des Älteren und Marcus Porcius Cato, hervor, und es ist aus diesem Grunde nöthig, beide Männer als die Haupt-Repräsentanten des zu ihrer Zeit herrschenden Geistes näher zu schildern.

Scipio Afrikanus der Ältere ist seinem Charakter und seiner Stellung nach schon im Verlauf der Geschichtserzählung selbst dargestellt worden (S. 395 f.). Zwar könnte es nach dem außerordentlichen Talent und dem großartigen Charakter dieses Mannes scheinen, als wenn das überwiegende Ansehen, welches er sich erwarb und behauptete, nur auf seinem persönlichen Verdienste beruht hätte; allein bei näherer Betrachtung wird man finden, daß er seinen Zweck in Rom mehr durch die Bedeutung seiner Familie und durch die Macht der Adels-Partei, der er angehörte, erreichte, als durch seine eigenen glänzenden Fähigkeiten. Sein Benehmen

in den letzten Tagen seines Lebens zeigt mehr, als alles Andere, die übermächtige Stellung, welche er und seine Familie einnahmen. Seine Gegner suchten ihn dadurch zu verderben, daß sie ihn vor dem Volke der Bestechlichkeit anklagten, und ihm namentlich vorwarfen, er habe von Antiochus III. Geld unter der Bedingung angenommen, demselben zu einem günstigen Frieden zu verhelfen. Scipio wurde zur Verantwortung vor die Volksversammlung beschieden, und der Zufall fügte es, daß dieser Tag gerade der Jahrestag der Schlacht bei Zama war. Anstatt sich nun zu vertheidigen, sprach Scipio zum Volke: „An diesem Tage habe ich Hannibal und die Karthager niedergeworfen, es ziemt sich daher heute nicht, Processe zu führen. Ich werde also meinen Feinden nicht Rede stehen, sondern mich sogleich auf das Capitol verfügen, um den Göttern feierlich zu danken, daß sie mir die Fähigkeit gegeben haben, sowohl bei Zama, als auch an vielen anderen Orten das Vaterland zu retten und seine Feinde niederzuschlagen. Wer von euch ebenso gesinnt ist, der folge mir, und bete mit mir zu den Göttern, daß sie dem römischen Staate immer Männer schenken möchten, die den Gefahren desselben gewachsen sind!" Das Volk folgte der Aufforderung Scipio's, und ließ seine Ankläger bei den leeren Bänken zurück. Spricht sich auch in diesem mit so glänzendem Erfolge geübten Trotz ein edles Selbstbewußtsein und der ganze Werth Scipio's aus, so gibt derselbe doch zugleich auch das Gefühl der ersten Männer Rom's zu erkennen, dem wir von jener Zeit an häufig begegnen, daß nämlich Verdienste um den Staat das Recht geben, den Staat nach Willkür zu behandeln und gleichsam als ein Privat-Eigenthum anzusehen. Scipio begab sich unmittelbar nachher auf sein Landgut, und als er bald darauf noch einmal vor das Gericht des Volkes geladen wurde, erschien er nicht, sondern ließ sich als krank entschuldigen. Kurze Zeit nachher starb er (183 v. Chr.). Sein Bruder Lucius Scipio Asiaticus aber, welcher des gleichen Vergehens angeklagt wurde, erlag den Angriffen der Catonischen Partei: er ward für schuldig erklärt, sich von Antiochus haben bestechen zu lassen, und zu einer bedeutenden Geldstrafe verurtheilt, in Folge deren man einen Theil seiner Güter einzog. Dies hinderte ihn jedoch nicht, sich bald nachher auf Unkosten der asiatischen Fürsten, zu welchen er als Gesandter ge-

schickt wurde, wieder zu bereichern und nach seiner Rückkehr die glänzendsten Spiele zu halten. Dieses Verfahren, sowie schon der Umstand, daß Lucius Scipio trotz seines Mangels an Fähigkeit die Führung des Krieges gegen Antiochus erhalten hatte, beweisen hinlänglich das große Ansehen und Übergewicht der ganzen Scipionischen Familie, während andererseits in seinem Benehmen und in den Bedrückungen, durch welche die römischen Großen sich auf Kosten der Provinzen bereicherten, sich die praktische Anwendung jenes Grundsatzes ausspricht, daß der römische Staat damals schon einigen wenigen Familien und einzelnen verdienten Männern gehörte. Wie tief dies in dem veränderten Geiste der Zeit wurzelte, zeigt sich in dem Übergewichte, welches Titus Quinctius Flamininus über Scipio den Älteren zu erlangen wußte. Flamininus hatte noch viel mehr als Scipio das griechische Wesen in sich aufgenommen, er war eiteler, moralisch entarteter und in allen kleinen Künsten der Diplomaten erfahrener, er war in der neuen Richtung der römischen Welt noch einen Schritt weiter gegangen, und erhielt deshalb gegen das Ende von Scipio's Leben einen größeren Einfluß auf das Volk und auf die Partei der Neuerer, als dieser.

Marcus Porcius Cato der Ältere hat durch den Kampf des altrömischen Wesens mit der neuen Sitte und Bildung einen Namen, einen Ruhm, eine historische Bedeutung erhalten, welche seine anderen Verdienste ihm nie verschafft haben würden. Sein Leben zeigt, wenn man es blos als das Leben eines Privatmannes betrachtet, nur Bitterkeit und Härte; ganz anders aber erscheint dasselbe, wenn man ihn als den Repräsentanten des altrömischen, auf samnitischer Lebensweise und Gesinnung beruhenden Volkscharakters ansieht. Cato's ganzes Leben ist ein Kampf der alten, nationalen Grundsätze gegen die neuen, von Außen her eindringenden Ansichten und Sitten, und er steht den Flamininen und der ganzen Familie des älteren Scipio Afrikanus und des Paullus Aemilius ebenso gegenüber, wie kurz vor ihm Fabius Maximus Cunctator dem Marcus Claudius Marcellus und dem älteren Scipio. Er hat übrigens mit allen Leuten von bestimmtem Charakter und schroffen Formen den doppelten Zug gemein, daß er sich von jener feindseligen Bitterkeit, welche ein steter Kampf um Ansichten und Grundsätze in jedem Menschen hervorruft, oft zu weit

treiben ließ, und daß er die heftigste Verleumdung von Seiten aller derer zu erdulden hatte, welche die Welt gehen lassen, wie sie geht, damit man dagegen auch sie thun lasse, was sie wollen. Sein Charakter bietet außerdem noch eine besonders interessante Seite dar; er zeigt uns nämlich viele Züge des ältesten italiänischen Volkscharakters, welche denen der neueren Italiäner auffallend ähnlich sind. Eine solche Persönlichkeit ist also vom historischen Standpunkt aus in mehrfacher Hinsicht höchst wichtig, sie erscheint als ein lebendiges Abbild des bis zu Cato's Zeit herrschenden Geistes, und macht uns zugleich das angestammte Wesen eines ganzen Volkes und die in einem ganzen Lande einheimischen nationalen Charakterzüge anschaulich.

Wer erkennt nicht in der großen Lebhaftigkeit und Bitterkeit, mit welcher Cato gegen die neuen Grundsätze und ihre Anhänger kämpfte, einen Haupt-Charakterzug des neueren Italiäners, welcher unversöhnlich und heftig ist, sobald man sein Gemüth einmal gereizt hat? Wer weiß außerdem nicht, daß sich in Italien am häufigsten die sonderbare Verbindung von niederer Gewinnsucht und unbegrenzter Gleichgültigkeit gegen äußere Güter findet? Beides zeigt sich auch bei Cato mit einander vereinigt. Er selbst spricht in einer Schrift über Landbau und Hauswirthschaft, dem einzigen seiner Werke, welches sich erhalten hat, geradezu den Satz aus, daß Vortheil und Gewinn in seinen Augen ein wichtiges Ziel im Leben sei, und daß er es daher nur billigen müsse, wenn ein ordentlicher Mann sich durch den Handel zu bereichern suche. Er erklärt dabei freilich den Wucher für etwas Unerlaubtes und Entehrendes, trug aber dessen ungeachtet in seinem ganzen Leben selbst niemals Bedenken, Sklavenhandel zu treiben, und dabei aus Gewinnsucht die Menschheit so herabzuwürdigen, daß er seine Sklaven in Bezug auf ihre Vermehrung und bessere Verwerthung gerade so behandelte, wie seine Schafe und Pferde. Ungeachtet seiner großen Geldgier war er ein wahres Muster von Enthaltsamkeit und Einfachheit. Während die meisten römischen Statthalter auf Kosten ihrer Provinz den größten Aufwand trieben, und sich die ärgsten Erpressungen erlaubten, versagte sich Cato als Statthalter von Sardinien selbst solche Genüsse und Bequemlichkeiten, die er gesetzlich in Anspruch nehmen konnte; er reiste z. B. zu Fuß von

einer Stadt zur anderen, und ließ sich dabei nur von einem einzigen Diener begleiten. Ein dritter echt italiänischer Charakterzug Cato's war sein treuherziger und ganz aufrichtiger Aberglauben, der ihn so sehr beherrschte, daß er in seiner Schrift ganz ernsthaft sympathetische Curen und sogar ein förmliches Abrakadabra für körperliche Verletzungen empfiehlt. Ferner zeichnete ihn eine große Geselligkeit und eine bis zum Scurrilen oder grob Possenhaften getriebene Lustigkeit aus, zwei Eigenschaften, welche ebenso Züge des älteren wie des neueren italiänischen Volkscharakters sind. Er hielt sehr auf Gastfreundschaft und nachbarliche Geselligkeit, stellte auf seinem Landgut die uralte italiänische Sitte des Zusammenspeisens wieder her, und veranstaltete häufig lustige und gemüthliche Mahlzeiten, an welchen Jung und Alt Theil nahmen, und bei denen seine Nachbarn bis tief in die Nacht hinein mit ihm zusammen saßen, herzlich plauderten, und sich stets einen munteren Tisch-Präsidenten erwählten. Im Sommer ließ sich die Gesellschaft an einem kühlen Platze nieder, im Winter dagegen suchte man die Sonne auf, oder setzte sich um das Feuer herum. Beim Genusse des Weins blieb Cato's Tischgesellschaft stets der altsamnitischen Mäßigkeit getreu, und trank mäßig aus kleinen Bechern. Auf diese Weise lebte Cato nicht etwa blos mit den in seiner Nähe wohnenden Land-Edelleuten, sondern auch mit seinen Clienten; denn während die anderen vornehmen Römer seiner Zeit schon anfingen, sich gegen ihre Clienten wie Fürsten zu benehmen, verkehrte Cato mit den seinigen nach der guten alten Art, ließ sie an seinen Freuden Theil nehmen, stand unter ihnen wie ein Vater und Freund da, und heirathete sogar, als er in alten Tagen sich eine junge Frau zu nehmen beschloß, die Tochter eines seiner Clienten.

Sowie man in dieser Einfalt des Lebens, in dieser natürlichen Munterkeit und Geselligkeit, in dem gesunden und frohen Alter des römischen Land-Edelmanns mit Freuden die alte samnitische Sitte und Zucht noch im Zeitalter des Cato wieder erkennt, so zeigt sich dagegen in der zuvor angegebenen Behandlung seiner Sklaven und in seinen Kriegszügen eine Härte und Grausamkeit, welche ebenfalls größtentheils als etwas echt Römisches anzusehen ist, die aber um so gräßlicher erscheint, wenn man sie der Milde eines Claudius Marcellus oder Scipio Afrikanus entgegensetzt. In

Spanien ließ Cato einst sechshundert Überläufer, die ihm von einer besiegten Völkerschaft ausgeliefert worden waren, nach altem grausamen Gebrauch insgesammt und auf einmal niederhauen. Ebendaselbst ließ er mit kaltem Blute vierhundert Ortschaften vernichten. So schauderhaft konnte nur ein Mann verfahren, dessen Seele nie, wie die der Scipionen, dem Gesange der Musen gelauscht hatte. Auch die übermäßige Eitelkeit Cato's ist ein Zug des alten römischen Charakters, und zeigt sich besonders bei allen den Männern, welche entweder, wie Cato, ihre Macht und Bedeutung nicht dem Ansehen ihrer Familie, sondern ihrem persönlichen Verdienste verdankten, oder, wie Marius und Cicero, aus einer Municipalstadt abstammten, und als Neulinge sich durch besondere Verdienste Geltung und Ansehen verschaffen mußten. Wie dieser Hauptzug für uns namentlich in Cicero's Charakter etwas sehr Lächerliches und Unangenehmes hat, gerade so zeigt er sich in den vielen überlieferten Anekdoten von Cato, welche, mögen sie nun wahr sein oder nicht, jedenfalls im Wesentlichen mit der ganzen Geschichte dieses Mannes übereinstimmen. Endlich zeigt sich in Cato's militärischer Laufbahn auch die rücksichtslose Strenge, mit welcher die Römer der alten Zeit auf die Kriegszucht hielten. Er selbst ging übrigens auf allen seinen Feldzügen den Soldaten mit gutem Beispiel voran, indem er alle Gefahren und Mühseligkeiten mit ihnen theilte, und sich jede Bequemlichkeit versagte, die er als Führer hätte in Anspruch nehmen können.

Dieser echte Römer von altem Schrot und Korn suchte mit der ganzen Heftigkeit, Entschiedenheit und Kraft seines Sinnes den Neuerungen, welche den Staat und das Volk der Römer zu überfluthen drohten, einen Damm entgegen zu setzen. Am meisten war er für diesen Zweck während seiner Censur im Jahre 184 v. Chr. thätig. Die vornehme römische Welt hatte Alles aufgeboten, um seine Erwählung zum Censor zu hintertreiben, weil sie die unerbittliche Strenge fürchtete, mit welcher er die alte Zucht wiederherzustellen suchen würde. Wohl hatte sie Ursache ihn zu fürchten! Sagte er doch selbst bei der Bewerbung um jenes Amt öffentlich von der Rednerbühne herab, der Staat bedürfe einer vollkommenen Reinigung! Hatte er doch selbst einst dem Volke mit Recht vorgeworfen, es gleiche einer Heerde Schafe, die sich willenlos lei-

ten lasse, ja, es schaffe sich dadurch, daß es immer dieselben Leute zu den Ehrenstellen rufe, selbst Herrscher, es denke immer nur an seine nächsten Bedürfnisse, und der römische Staat könne nicht länger bestehen, wenn in demselben ein köstlicher Fisch theuerer bezahlt werde, als ein Pflugstier! Cato setzte es durch, daß er und ein anderer Mann der altrömischen Partei, Lucius Valerius Flaccus, zu Censoren erwählt wurden. In Verbindung mit diesem gebrauchte er die Macht, welche die Censur ihm darbot, mit solcher Strenge und Rücksichtslosigkeit, daß man ihm später davon den Beinamen Censorius gegeben hat. Manches von dem, was er damals that, ging freilich aus jener feindseligen Bitterkeit hervor, die einem stets streitenden, zankenden und strafenden Mann eigen werden mußte, wie z. B., daß er einen gewissen Manilius aus dem Senate stieß, weil derselbe sein Weib in Gegenwart seiner erwachsenen Tochter geküßt hatte, und daß er den Scipio Asiaticus aus Haß gegen ihn und seine Familie aus der Liste der Ritter ausstrich. Allein das Meiste, was er als Censor that, bekundet einen Mann, der den weichenden römischen Geist zurückzuhalten versucht. Die alte Zucht und Ordnung wiederherzustellen, daran konnte er nicht denken, so gern er es auch gethan hätte, weil die Entartung schon zu sehr um sich gegriffen hatte; nur auf Einschränkung konnte er ausgehen, und das that er denn auch mit der größten Strenge. Er legte die bereits früher erwähnte hohe Steuer auf Luxus-Gegenstände, er ließ die Privatgebäude niederreißen, welche römische Große in rücksichtslosem Übermuth auf öffentlichem Grund und Boden hatten aufführen lassen, er entriß den Unternehmern von Staatsbauten einen großen Theil der Vortheile, die sie sich anzueignen gewußt hatten, er erhöhte die Pachtsummen für die Erhebung der Staatsgefälle in einem ganz ungewohnten Grade u. dgl. m. Aber so schroff und gehässig standen sich die beiden Parteien der römischen Aristokratie gegenüber, daß Titus Quinctius Flamininus, mit Hülfe der Freunde der Verschwendung, im Senat die Aufhebung der von Cato mit den Unternehmern öffentlicher Bauwerke geschlossenen Contracte durchsetzte, und daß er durch einige kühnen Tribunen von Seiten des Volkes eine Bestrafung Cato's um zwei Talente bewirkte, obgleich das Volk sonst die sparsame Censur dieses Mannes mit lautem Jubel

anerkannte. Wer erkennt nicht in diesem erfolgreichen Streben der Vertheidiger der eingerissenen Misbräuche, ja schon in dem bloßen Versuche derselben, Cato's weise Maßregeln zu hintertreiben, eines Theils die rücksichtslose Willkür und die Macht jener Männer und Familien, welche den Staat als ihr Eigenthum ansahen, und anderen Theils die unüberwindliche Größe des Übels, welches Cato zu heilen bemüht war! Was nützten daher alle Strafen und Gesetze, da der Geist der Zeit und die Wirkung des schnellen Übergangs von Armuth und Einfachheit zu Reichthum und Schwelgerei weit mächtiger waren, als jede Kraft, welche ein Cato, ein Fabius Maximus Cunctator und andere echt römisch gesinnten Männer aufbieten konnten, und da zu allen Zeiten das, was im Gange der Dinge selbst liegt, jeder Gewalt des Staates unerreichbar ist! Darum scheiterte Cato mit allen seinen Kämpfen gegen den neuen Geist, mochte er nun als Censor die höchste Macht eines römischen Beamten zu Gebote haben, oder als Prätor, Consul und Feldherr durch sein eigenes besseres Beispiel zu wirken suchen, oder in Verbindung mit seinen Freunden der Bedrückung der Provinzen durch unermüdetes Anklagen vor Gericht zu steuern sich bemühen, die griechisch-asiatische Verdorbenheit mit dem bittersten Witze geißeln, oder endlich dem römischen Volke hundert Mal sagen, daß die Niederträchtigkeit der ihm schmeichelnden asiatischen Könige, ihr höfisches Wesen, ihre geistreiche Unterhaltung und die darauf beruhende Kunst der feinsten Bestechung ebenso gefährlich für Rom sei, als Karthago's Macht. Ja, er selbst mußte in seinen alten Tagen, so heftig er früher allem Fremden entgegengearbeitet hatte, sich bekehren; er fing nämlich noch im hohen Alter das Studium der vorher so gehaßten griechischen Literatur an, und entschloß sich also auch endlich seinerseits, den Weg der Neuerer zu gehen, weil er doch zu verständig war, um zuletzt nicht einzusehen, daß der römische Staat eine Ausdehnung gewonnen habe und eine Verwaltungsart erfordere, bei der man mit den bloßen samnitischen Sitten und Überlieferungen und mit der beschränkten latinischen Bildung nicht ausreiche.

IX. Von dem Auftreten der beiden Gracchen an bis auf Sulla's Tod.

1. Die Gracchischen Unruhen.

Während Scipio Afrikanus der Jüngere die Numantiner bekriegte, begann in Rom die lange Reihe von Umwälzungen, welche hundert Jahre später mit der Einführung einer Monarchie endigte. Diese folgenreiche Bewegung ging von Tiberius Sempronius Gracchus aus, demselben Manne, welcher einige Jahre zuvor als Quästor des Consuls Mancinus den oben (S. 453) erwähnten, vom Senate schändlicher Weise gebrochenen Frieden mit Numantia vermittelt hatte. Er gehörte von väterlicher Seite her einer angesehenen plebejischen Familie an, und war außerdem mit dem Geschlechte der Scipionen auf doppelte Weise nahe verwandt; denn seine Mutter, die edle Cornelia, war die Tochter des älteren Scipio Afrikanus, seine Schwester Sempronia aber die Gemahlin des jüngeren Scipio Afrikanus. Diese Verwandtschaft war für Tiberius Gracchus und sein Auftreten weit weniger wegen der Bedeutung, die ihm sein Verhältniß zu dem ersten römischen Hause gab, von Wichtigkeit, als vielmehr weil er dadurch alle jene Vorzüge der Bildung erhalten hatte, durch welche die Familie der Scipionen sich vor den übrigen römischen Großen auszeichnete. Tiberius Gracchus verdankte seine Erziehung und Ausbildung vorzugsweise seiner Mutter, welche eine der gebildetsten Frauen von Rom war, und auf die Entwickelung ihrer Söhne einen so großen Einfluß ausübte, daß die Geschichtschreiber häufig, statt ihren Namen anzuführen, sie nur die Mutter der beiden Gracchen nennen.

Die Unruhen, welche Tiberius Gracchus veranlaßte und nach seinem Tode sein Bruder Cajus Gracchus von neuem hervorrief, hatten ihren eigentlichen Grund in dem allgemeinen moralischen und politischen Zustande des römischen Volkes. Die Männer und Familien, in deren Händen die Regierung lag, waren so tief herabgesunken, daß sie einen großen Theil des Ansehens verloren hatten, dessen eine Aristokratie nothwendiger Weise bedarf, um sich aufrecht zu erhalten. An eine monarchische Verfassung, zu welcher dieser Zustand dem natürlichen Gange der Dinge nach zuletzt führen mußte, dachte um jene Zeit noch Niemand, und man konnte auf dieses Mitel, den Staat zu retten, damals um so weniger verfallen, weil unter den vielen Familien, welche irgend einen Antheil an der Verwaltung hatten, noch ein ganz republikanischer Geist herrschte, und dieser durch die sich immer mehr verbreitende griechische Literatur gerade damals noch recht verstärkt ward. Dagegen lag der Gedanken nahe, das demokratische Element der Verfassung zu benutzen, um durch weise Veränderungen dem um sich greifenden Verderben zu steuern. Man mußte daran denken, die verdorbenen Säfte durch gesundere zu ersetzen, und dem noch unverdorbenen Theile der Nation zum Besten des Ganzen mehr Gewicht zu verschaffen. Auf welche Weise dies bewerkstelligt werden konnte, war sehr schwer zu bestimmen; die besseren Männer aus den herrschenden Familien aber glaubten die Möglichkeit der Rettung des Staates darin zu finden, daß man den Güterbesitz und die Macht nicht ganz in einige wenige Hände kommen lasse, daß man den vermögenslosen Bürgern Besitz und Arbeit verschaffe, und dadurch die Zahl derer vermindere, welche wegen ihrer Armuth käuflich waren und deswegen in der Volksversammlung einen sehr nachtheiligen Einfluß ausübten, und daß man endlich den Italiänern, welche einen Haupttheil der römischen Heere bildeten und viel größere Lasten und Pflichten hatten, als der große Haufen, gleiche Rechte mit diesem gebe.

Ob dies Alles wirklich ausführbar war, muß dahin gestellt bleiben; jedenfalls hielten manche recht wackeren Männer der herrschenden Familien und unter ihnen auch Tiberius Gracchus die Sache für möglich, und das in seinen Folgen so wichtige Unternehmen des Letzteren wurde durch diese Überzeugung hervorgerufen.

Betrachtet man die angedeuteten Verhältnisse näher, so wird man finden, daß der arge Misbrauch, welchen die römische Aristokratie mit ihrer Oberherrschaft trieb, hauptsächlich in dreifacher Hinsicht drückend war; diese drei Beziehungen sind es aber gerade, welche die unmittelbare Veranlassung zu den Gracchischen Unruhen gaben. Die Erste bestand in dem Verfahren der herrschenden Klasse Rom's gegen die Italiäner. Die römischen Großen erlaubten sich, sogar wenn sie kein Amt bekleideten, in den Städten der italiänischen Bundesgenossen die größten Gewaltthätigkeiten und wahrhaft unverschämte Forderungen. Die Bewohner dieser Städte, welche zum Theil das Recht hatten, in der römischen Volksversammlung mitzustimmen, ergriffen daher begierig jede Gelegenheit, sich an dem übermüthigen Adel rächen zu können, und dies mußte jede Bewegung, die ein Tribun veranlaßte, doppelt gefährlich machen, weil sie sich leicht dem ganzen Italien mittheilen konnte. Der zweite mit den Gracchischen Unruhen zusammenhängende Punkt betrifft die Verwendung der römischen Staats-Domänen. Es wurde nämlich seit alter Zeit von den eroberten Ländereien ein Theil an Colonisten und Soldaten vertheilt, welche jedoch ihr Gut nicht selten bald wieder veräußerten; ein zweiter Theil ward durch den Censor von fünf zu fünf Jahren verpachtet, und auf diese Weise immer nur den vornehmen Familien zur Nutznießung überlassen; den dritten Theil endlich, welcher lauter unbebautes Land in sich begriff, konnte jeder, wer wollte, gegen eine gewisse Abgabe in Besitz nehmen. Seit Licinius Stolo's Zeit (s. oben S. 241 f.) bestand das Gesetz, daß von den Staatsländereien niemand mehr als fünfhundert Morgen besitzen solle, ein Gesetz, welches ausdrücklich in der Absicht gegeben war, daß nicht die vornehmen Familien, die die obrigkeitlichen Ämter und folglich auch alle Mittel, das Staatsgut an sich zu bringen, besaßen, nach und nach alle Ländereien des Staats in Besitz nehmen sollten. Das Verbotene war nichts desto weniger geschehen, und die römische Aristokratie hatte nach und nach die meisten Staats-Domänen an sich gerissen. Dies hatte für den Staat den großen Nachtheil, daß er in seinen Einnahmen litt; denn theils wurden die Steuern unter allerlei Vorwänden streitig gemacht, theils waren dieselben an und für sich selbst ihrem Betrage nach schwer zu bestimmen und deshalb auch schwer zu er-

heben, theils endlich war es in Folge der Mangelhaftigkeit der administrativen Einrichtungen des Alterthums gar oft der Fall, daß das Eigenthum des Staats von den Privatgütern nicht unterschieden werden konnte. Dieser Misbrauch, der mit der Benutzung der Staats-Domänen getrieben wurde, hatte aber außerdem noch eine viel schlimmere Folge, welche die dritte und wichtigste Veranlassung der Gracchischen Unruhen bildete. Die römischen Großen hatten nämlich nicht nur den größten Theil ihrer Besitzungen in Weideland umgewandelt, und also die Viehzucht auf Kosten des Ackerbaus vermehrt, sondern sie ließen auch beide Geschäfte nur durch Sklaven betreiben. In Folge davon war es aber schon längst dahin gekommen, daß die Bevölkerung von Italien der Mehrzahl nach aus Sklaven bestand. Der geringe Überrest des freien Bauernstandes lebte der vielen großen Güter wegen im Elend, hatte keine Aussicht sich wieder emporarbeiten zu können, und strebte also auf jede Weise in die Stadt Rom zu kommen, wo das gemeine Volk zum Theil auf Kosten des Staats ernährt ward. Sogar viele von den Colonisten und Soldaten, denen man Ländereien gegeben hatte, waren theils durch Verschuldung, theils durch Quälereien um ihre Gütchen gekommen, und hatten sich nach Rom gezogen. Auf diese Weise war also der große Haufen in Rom in einem um so bedenklicheren Grade gewachsen, als dadurch die Volksversammlung immer mehr das Werkzeug von Demagogen zu werden drohte. Die geringe Zahl und das Elend der italiänischen Bauernklasse aber, sowie die Vermehrung der Sklaven und ihre Benutzung statt der freien Taglöhner war so groß, daß Tiberius Gracchus selbst versicherte, er sei hauptsächlich auf einer Reise durch Italien zu den Schritten bewogen worden, welche er als Volkstribun that.

Mit dem festen Entschlusse, den angedeuteten Misverhältnissen durch die Erneuerung der agrarischen Gesetze des Licinius Stolo abzuhelfen, ließ sich Tiberius Gracchus in einem Alter von noch nicht dreißig Jahren zum Volkstribunen für das Jahr 133 v. Chr. erwählen. Die verständigsten Männer der römischen Aristokratie schenkten seinem Vorhaben Beifall, und es werden uns unter denen, die dasselbe billigten, namentlich drei Männer genannt, welche zugleich zu den angesehensten gehörten und von jeder Art von Dema-

gogie weit entfernt waren. Diese Männer waren des Gracchus Schwiegervater, Appius Claudius, welcher bereits das Consulat und die Censur bekleidet hatte, und den Ehrentitel des ersten Senators führte, ferner der Pontifex maximus oder erste Priester von Rom, Publius Licinius Crassus Mucianus, und der damalige Consul Publius Mucius Scävola, welcher für den größten Rechtsgelehrten seiner Zeit galt. Ihnen und vielen Anderen, die eine durchgreifende Heilung des Übels wünschten, erschien Tiberius Gracchus als ein Eiferer für altrömische Verfassung und Sitte. Dagegen mußte aber sein Vorhaben andererseits von dem größeren Theile der vornehmen Klasse, die sich dadurch um alle Vortheile gebracht sah, welche sie nach und nach an sich gerissen hatte, als eine sehr gefährliche Neuerung angesehen werden. Gracchus mußte also bei seinem Beginnen voraussehen, daß er einen sehr schweren Kampf mit allen denen zu bestehen haben werde, die aus dem Bestehenden den größten Nutzen zogen. Die Sache konnte natürlich nur durch das Volk durchgesetzt werden; man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, daß dies darum leicht gewesen wäre, weil der Vorschlag der Mehrzahl des Volkes vortheilhaft war. Die Volksversammlung hatte zwar seit dem Untergange der patricischen Herrschaft nach und nach fast die ganze Gesetzgebung und einen großen Theil der Regierung in ihre Gewalt bekommen; es verhielt sich aber mit diesen Rechten gerade ebenso, wie mit denen der englischen Nation: die Regierung der römischen Volksversammlung war nichts Anderes, als die Regierung der Männer, welche, wenn sie etwas im Senate nicht durchsetzen konnten, sich an das Volk wandten, und das Interesse desselben zum Vorwande für ihre Bestrebungen nahmen, oder mit anderen Worten, das Volk war stets in der Gewalt desjenigen Theils der Aristokratie, welcher Opposition gegen die Übrigen machte, sein Antheil an der Regierung diente also in der Regel nur den Parteien der Aristokratie zur Erreichung ihrer Zwecke. So lange dies in gewissen Schranken blieb, gewann das römische Volk durch die unter dem Adel bestehende Zwietracht dasselbe, was das englische Volk durch die meist ebenso eigennützige Opposition im Parlament gewinnt. Dieses ganze Verhältniß ward durch die Gracchischen Unruhen völlig geändert, weil sowohl die beiden Gracchen, als

auch ihre Gegner aus jenen Schranken heraustraten. Deshalb ist denn auch die durch die beiden Gracchen bewirkte Bewegung für die späteren Unruhen und Bürgerkriege besonders aus dem Grunde entscheidend gewesen, weil damals beide Theile der Aristokratie durch die Art und Weise ihres Verfahrens das zwischen der herrschenden Klasse und dem Volke bestehende Verhältniß zerstörten, eine eigentliche Demokratie, die von wilden Demagogen abhängig war, herbeiführten, und auf diese Weise einen fast hundertjährigen furchtbaren Kampf erzeugten, dessen zerstörende Wirkungen sich über das ganze römische Reich verbreiteten. Beide Theile sahen damals ein, daß eine Revolution unvermeidlich sei, und daß man mit moralischen und gesetzlichen Mitteln zur Erlangung seiner Zwecke nicht ausreiche, beide heiligten also die Mittel durch den Zweck, und rissen dadurch die Schranken nieder, welche ihre Vorfahren zur Erhaltung der Ordnung im Staate gesetzt hatten.

Dies ist der allgemeine Gang und das Endergebniß der Gracchischen Unruhen. Was den Ursprung derselben im Einzelnen betrifft, so dachte Tiberius Gracchus anfangs an nichts weniger, als an eine eigentliche Revolution oder überhaupt an Gewaltthätigkeit und Zwang. Er trat im Gegentheil seinem edelen Sinne gemäß vermittelnd auf, und suchte das Interesse der Aristokratie dadurch zu sichern, daß er den Zustand der ärmeren Bürgerklasse auf eine Weise verbesserte, welche für die Reicheren den möglich geringsten Verlust nach sich zog, allein er ließ sich nachher durch den Widerstand der Letzteren zur Demagogie und Gewalt fortreißen; sein Bruder dagegen, der die mißglückte Sache von neuem aufgriff, betrat gleich anfangs eine revolutionäre Bahn. Tiberius Gracchus drang nicht auf vollständige und unbedingte Erneuerung des Licinischen Gesetzes, sondern er machte statt dessen folgenden Vorschlag: kein Bürger solle über fünfhundert Morgen Land von den Staats-Domänen im Besitz haben, von dem aber, was er mehr besitze, noch halb so viel für jeden seiner herangewachsenen Söhne zurückbehalten dürfen; alles übrige Staatsland dagegen solle er zwar herausgeben, für die darauf errichteten Gebäude und für alle gemachten Verbesserungen des Bodens aber aus der Staatskasse entschädigt werden; ferner müsse in Zukunft jeder Besitzer von Staatsländereien unter seinen Hirten und Acker-

leuten eine bestimmte Zahl freier Leute haben; die den Reichen entzogenen Staatsländereien endlich sollten unter die ärmeren Bürger vertheilt und zu diesem Behufe jährlich drei Commissäre ernannt werden, welche nicht blos die Vertheilung besorgen, sondern auch darüber wachen sollten, daß das auf diese Weise umgeänderte Licinische Gesetz nicht wieder, gleich allen Gesetzen, die der herrschenden Klasse unangenehm waren, in Vergessenheit gerathe.

Gracchus fand, als er seinen Vorschlag dem Gesetze gemäß siebenzehn Tage vor der Volksversammlung, in welcher derselbe verhandelt werden sollte, öffentlich anschlug, von Seiten der meisten Mitglieder des Senats den heftigsten Widerspruch, und diese suchten ihn als einen Mann, der nach der Alleinherrschaft strebe, zu verdächtigen. Von den Reden, die er zur Unterstützung seines Antrages in der Volksversammlung hielt, haben sich einige Bruchstücke erhalten, welche deutlich zeigen, daß seine Absicht anfangs vortrefflich war, obgleich er offenbar die Möglichkeit der Ausführung nicht gehörig erwogen hatte. Er suchte durch seine Worte sowohl Reiche als Arme für den Vorschlag zu gewinnen, die Einen dadurch, daß er ihre Großmuth und Vaterlandsliebe in Anspruch nahm, die Anderen dadurch, daß er ihnen die Aussicht öffnete, aus dem Elend und der Verachtung wieder emporzukommen. „Die wilden Thiere Italiens, sagte er unter Andern, haben ihre Höhlen und ein Lager, auf welchem sie ruhen; die Männer aber, die für Italiens Herrschaft auf Tod und Leben kämpfen, besitzen nichts als den Genuß der Luft und des Tageslichtes, weil man diese ihnen nicht rauben kann. Ohne Hütte und Obdach irren sie mit Weib und Kind im Lande umher. Es ist ein Hohn, wenn die Feldherrn in der Schlacht sie auffordern, für ihre Hausgötter und die Gräber ihrer Väter zu kämpfen; denn unter allen ist kaum ein Einziger, der eine Grabstätte der Seinen und einen eigenen Hausaltar besitzt. Nur um Anderen Reichthümer, Glanz und schwelgerische Genüsse zu verschaffen, tragen sie das Schwert und sterben auf dem Schlachtfeld; sie haben die Welt besiegt und werden die Herren derselben genannt, ihnen selbst aber gehört auch nicht eine einzige Scholle Land.“ Gracchus fand, als er auf diese Weise seinen Antrag ans Volk eingeleitet hatte, unerwarteten Widerstand in der Mitte seiner eigenen Collegen. Der Tribun

Marcus Octavius untersagte ihm nämlich sogleich die weitere Verhandlung seines Antrags, und da nach dem römischen Gesetze das Veto jedes einzelnen Tribunen entscheidend war, so mußte die Volksversammlung, ohne abzustimmen, entlassen werden. Von diesem Augenblick an begannen die Unruhen, welche jeder Verständige vorausgesehen hatte. Das Volk tobte; Octavius und die anderen Gegner des Gracchischen Vorschlags beharrten, trotz aller Bemühungen des Gracchus, auf ihrer Widersetzlichkeit; dieser dagegen machte von einem den Tribunen im Nothfalle zustehenden Rechte Gebrauch, und gebot durch ein Edict bis zu dem Tage, wo über seinen Vorschlag abgestimmt wäre, ein sogenanntes Justitium, d. h. einen Stillstand der ganzen Staatsmaschine: durch ein solches Edict ward allen Beamten die Ausübung ihrer obrigkeitlichen Geschäfte bei Strafe untersagt. Zu gleicher Zeit versiegelte Gracchus auch den Eingang zu dem Gebäude, in welchem sich die Staatskasse befand. Dann machte er einen neuen Antrag ans Volk bekannt, in welchem er die unbedingte Anwendung und Ausführung des Licinischen Gesetzes verlangte, und die zuvor vorgeschlagenen Entschädigungen wegließ. Andererseits boten die Reichen ihre Freigelassenen und Clienten auf, um Gracchus durch Gewalt zum Nachgeben zu zwingen, es kam auf offenem Markte zu Händeln, und Gracchus fand nöthig, zu seiner eigenen Sicherheit immer einen Dolch bei sich zu tragen. Als die Volksversammlung von neuem gehalten wurde, that Octavius wieder Einsprache, und zu gleicher Zeit wurden die Urnen weggenommen, in welche bei Abstimmungen jeder Bürger sein Täfelchen warf. Gracchus mußte also das Volk wieder entlassen, ohne daß eine Entscheidung erfolgt war, trat aber von diesem Augenblick an als eigentliches Parteihaupt auf. An allen Mauern und öffentlichen Gebäuden wurden Zettel angeheftet, in welchen er aufgefordert ward, sein begonnenes Werk zu Gunsten der ärmeren Bürger durchzusetzen, und er selbst war seitdem, so oft er aus dem Hause ging, von drei bis viertausend Menschen begleitet.

Noch war ein einziger Ausweg offen: der Senat konnte die Sache dadurch vermitteln, daß er Einiges aufgab, um Vieles zu behalten. Dies wünschten mehrere Aristokraten, und Gracchus ließ sich von ihnen bereden, diese Ausgleichung seinerseits dadurch mög-

lich zu machen, daß er selbst sich an den Senat wandte. Leider aber wollten die meisten Besitzer der Staatsgüter nicht das Mindeste von denselben herausgeben, sie zeigten dem Gracchus eine unbesiegbare Hartnäckigkeit, und nöthigten ihn dadurch, sich von neuem an das Volk zu wenden. Hier war ihm wieder Octavius im Weg, und Gracchus griff endlich zu einem Mittel, welches zwar für den Augenblick half, dagegen aber auch seinen Feinden eine gefährliche Waffe gegen ihn selbst in die Hände gab. Er bewog nämlich das Volk zur Absetzung seines Collegen, übertrat aber dadurch das Gesetz der tribunicischen Unverletzlichkeit, welches ihn gegen die ausübende Gewalt schützte, die in den Händen des Senats war. Gracchus erklärte dem versammelten Volk, entweder er oder Octavius müsse abgesetzt werden, da sie über eine für die Nation so wichtige Sache entgegengesetzter Meinung wären. Ehe er jedoch das Volk zur Abstimmung hierüber aufforderte, ja selbst noch während derselben suchte er seinen Collegen durch Zureden und Bitten zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Octavius beharrte auf seinem Widerspruch, ward abgesetzt, und rettete nur mit Mühe sein Leben vor der Wuth des erbitterten Volkes. Dies schreckte jeden Anderen ab, dem Beispiele des Octavius zu folgen, und das vorgeschlagene Gesetz ging daher nicht allein ohne allen Widerspruch durch, sondern es wurde auch sogleich die beantragte Commission zur Ausführung desselben erwählt. Diese bestand aus Tiberius Gracchus selbst, aus seinem Schwiegervater Appius Claudius und aus seinem jüngeren Bruder Cajus Sempronius Gracchus.

Nachdem so das ersehnte Ziel erreicht war, verließen viele Anhänger des Tiberius Gracchus die Stadt, weil die Zeit der Ernte gekommen war; seine Gegner aber blieben in Erwartung günstigerer Umstände zurück. Der Senat kannte, wie jede Partei, welche die Macht in Händen hat und sie aufgeben soll, in seiner Wuth keine Grenzen mehr. Er suchte durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel die Ausführung des Gesetzes zu hemmen; er nahm dabei, nach der zu allen Zeiten wiederkehrenden Weise der unverständigen Freunde des Alten, sogar zu den kleinlichsten Kränkungen seine Zuflucht, und erbitterte dadurch die Gegner ohne Noth nur noch mehr. Er vergönnte nämlich den drei genannten Männern keine der Ehren, welche sonst den Mitgliedern von Staats-Com-

missionen ertheilt wurden, und wies denselben als tägliche Diäten aus der Staatskasse blos die verächtliche Summe von sechs Sesterzien (vier und dreißig Kreuzer oder gegen zehn Silbergroschen) an, bewirkte aber dadurch, daß die Commissäre als Märtyrer dastanden, und auf ihren Geschäftsreisen von den Privatleuten um so mehr gefeiert und verherrlicht wurden. Der Senat trat auf diese Weise aus seiner Stellung als leitende Staatsbehörde heraus, und erklärte sich selbst für eine bloße Partei. Da nun gleich nach der Annahme des Gesetzes viele Anhänger des Gracchus der Ernte wegen die Stadt verlassen hatten, so mußte Gracchus auf Maßregeln bedacht sein, durch die er seine eigene Partei verstärken und der Macht des Senats die Spitze bieten konnte. Er zog zunächst den Pöbel, auf den er anfangs nicht gerechnet hatte, in sein Interesse, verrieth dem Volke die größte Besorgniß um sein Leben, und machte eine lange Reihe von Gesetzvorschlägen, die er im Sinne habe, bekannt. Nach diesen Vorschlägen sollten unter Andern die Richter, welche im Auftrage des Volkes über Staatsverbrechen zu richten hatten und bisher immer aus den Senatoren genommen worden waren, künftig zur Hälfte aus Rittern bestehen: eine Maßregel, durch welche Gracchus eine der einflußreichsten Klassen der römischen Bürgerschaft für sich zu gewinnen hoffte. Als ferner gerade damals der König Attalus III. von Pergamum mit Hinterlassung eines Testamentes starb, in welchem er das römische Volk zu seinem Erben eingesetzt hatte, benutzte Gracchus dies ebenfalls zur Beeinträchtigung der aristokratischen Partei: er kündigte einen Antrag an, nach welchem der Schatz des pergamenischen Königs unter die ärmeren Bürger vertheilt werden sollte, damit sie für die Bewirthschaftung der Ländereien, die sie nach dem neuen Ackergesetz erhielten, die nöthigen Anschaffungen machen könnten. Außerdem wollte er den Antrag stellen, daß über das dem Staat anheimgefallene Reich Pergamum nicht der Senat, sondern das Volk verfügen sollte. Auch für die Dienstzeit der Soldaten wollte er eine Abkürzung erwirken. Diese und ähnliche Absichten des Tiberius Gracchus drohten die bisherige Aristokratie in ihren Grundfesten zu erschüttern, und rechtfertigten daher die Besorgnisse der vornehmeren Bürger, sowie ihre Bemühung, seine Wiedererwählung für das folgende Jahr zu hindern.

Tiberius Gracchus bewarb sich in der That um das Tribunat für das nächste Jahr. Als die Wahl vorgenommen wurde, kam es zu einem förmlichen Kampf auf dem Marktplatz, und man mußte die Volksversammlung auseinander gehen lassen. Sie ward auf den folgenden Tag wieder beschieden. Die Sache stand schlimm für Tiberius Gracchus, weil die Aristokraten Alles aufboten, um ihn zu verderben, und weil viele von seinen Anhängern noch auf dem Lande waren, manche Bürger vielleicht auch anfingen ihm zu mistrauen. Er selbst erkannte die bedenkliche Lage, in der er sich befand, sehr wohl; er blieb den ganzen Abend über auf dem Markt, und stellte den in großer Zahl anwesenden Bürgern die Gefahr vor, in welcher er schwebe; die große Masse der Ärmeren erklärte sich bereit, ihn zu schützen und zu vertheidigen, geleitete ihn in seine Wohnung, und hielt bis zum anderen Morgen Wache. Gracchus versammelte in der Nacht seine Freunde um sich, verabredete mit ihnen für den äußersten Fall ein Zeichen, das als Signal des zu beginnenden Faustkampfes dienen sollte, und traf die nöthigen Maßregeln, damit seine Anhänger noch in der Nacht auf dem Capitol, wo die Volksversammlung gehalten werden sollte, diejenigen Stellen besetzten, von denen aus ihre Gegner mit Vortheil angegriffen werden konnten. Am anderen Morgen kam das Volk schon sehr früh auf dem Capitol zusammen. Der Senat versammelte sich ebenfalls, und zwar in einem ganz nahe gelegenen Tempel. Die große Mehrzahl desselben erkannte, daß unter den obwaltenden Umständen der Staat nur durch gewaltsame Mittel gerettet werden könne, und es wurde daher dem Consul Mucius Scävola die Befugniß ertheilt, ohne Rücksicht auf die bestehenden Gesetze für die Sicherheit des Staats zu sorgen. Mucius Scävola aber, der im Anfange des Tribunen Vorschläge selbst unterstützt hatte, wollte sich nicht als Werkzeug der unvernünftigen Gegner von rechtmäßigen und nothwendigen Verbesserungen gebrauchen lassen, und erklärte daher, er werde von dieser Befugniß keinen Gebrauch machen, sondern sich nur gesetzlicher Mittel bedienen. Er erweckte dadurch bei den Gegnern des Gracchus im Senat die nicht ungegründete Besorgniß, daß die Wiedererwählung ihres gehaßten Feindes Statt finden werde, und diese beschlossen deshalb, sich selbst zu helfen. An ihrer Spitze stand Publius Cornelius

Scipio Nasica, ein entfernter Anverwandter des Scipio Africanus, damals Oberpriester von Rom und einer der reichsten Güterbesitzer. Dieser Mann, der sich durch nichts auszeichnete, als durch Habgier, Genußsucht und fanatischen Adelstolz, scheute sich nicht, gegen den höchsten Beamten des Staates aufzutreten und sich dessen Machtvollkommenheit anzumaßen, obgleich er dadurch nur seinen Privatnutzen zu verfechten scheinen mußte, obgleich er Oberpriester war und durchaus kein Amt, keine gesetzliche Gewalt in Händen hatte. Er erklärte, weil der Consul aus allzu ängstlicher Sorge für die Gesetze das Reich zusammenstürzen lasse, so wolle er als bloßer Privatmann die Rettung des Staates über sich nehmen. Ohne auf die Gebote des Consuls Rücksicht zu nehmen, stürzte er dann mit seiner Partei aus dem Tempel, und eilte in die Volksversammlung.

Hier war es unterdessen sehr tumultarisch hergegangen; man hatte die Reichen mit Gewalt fortgetrieben, damit die Wahl durch die Ärmeren allein entschieden werde, und ein mit Gracchus befreundeter Senator, welcher Nachricht von dem brachte, was im Senate vorging, hatte die Aufregung und Verwirrung noch vermehrt. Gracchus hatte nämlich auf diese Meldung nach seinem Kopfe gewiesen, um dadurch die Gefahr anzudeuten, in welcher sein Leben schwebe; seine Feinde aber erklärten dies für ein Zeichen, daß er vom Volke das Königsdiadem fordere. Mitten in dieser beständig zunehmenden Verwirrung erschien Scipio Nasica mit seinem Anhang, an welche sich eine Schaar von Clienten und Dienern und die aus der Volksversammlung Vertriebenen angeschlossen hatten. Er führte seine Partei im Sturmschritt gegen das Volk, welches auf einen unerwarteten Angriff nicht gefaßt war. Die ganze Masse floh auseinander; auch Gracchus ergriff die Flucht, stürzte aber im Laufen nieder, und ward erschlagen. Mit ihm erlitten auch viele Andere von seiner Partei den Tod. Die Gesammtzahl der Getödteten soll dreihundert betragen haben. Der Senat erklärte die unrechtmäßige Gewalt, welche Scipio Nasica und sein Anhang sich angemaßt hatten, und die von ihnen begangenen blutigen Thaten für Handlungen, welche durch die Nothwendigkeit geboten gewesen wären und deshalb als gesetzmäßig anzusehen seien. Das Volk war aber so heftig erbittert, daß sich der Senat ge-

nöthigt sah, Scipio Nasica der Rache der Menge zu entziehen. Er ertheilte ihm vorgeblich einen Staatsauftrag in Asien, und Scipio begab sich dorthin, von wo er nicht wieder zurückkehrte. Mit leidenschaftlicher Wuth misbrauchte der Senat den errungenen Sieg. Graechus Leiche ward auf schmähliche Weise mishandelt, und zugleich mit den Leichnamen der anderen auf dem Capitol getödteten Bürger in die Tiber geworfen; die Freunde des unglücklichen Tribunen aber ließ der Senat durch Publius Popillius Länas, den einen der Consuln des nächsten Jahres, mit unerhörter Grausamkeit verfolgen und größtentheils umbringen. Da man jedoch die eigentliche Wurzel des Übels nicht zu vertilgen vermochte, und ebenso wenig den unruhigen Köpfen die Mittel entziehen konnte, welche Graechus gebraucht hatte, so ward der Zwist zwischen den beiden Theilen des Staats, dem demokratischen, der eigentlich Souverain war, und dem aristokratischen, welcher die Verwaltung und die Einleitung zur Gesetzgebung hatte, dadurch nur noch größer gemacht, und die Erbitterung des Ersteren gesteigert. Auch wagte der Senat nicht, das Ackergesetz und die mit der Ausführung desselben beauftragte Commission aufzuheben.

Bald nach Graechus Tode kehrte Scipio Afrikanus der Jüngere aus dem numantinischen Kriege zurück, und gab dadurch, daß er sich aufs entschiedenste gegen seinen ermordeten Schwager aussprach, und sein ganzes Ansehen zu Gunsten des Senats gebrauchte, der aristokratischen Partei eine neue Stütze. Zugleich fanden die Commissäre des Ackergesetzes nicht allein in der Widersetzlichkeit des Senats und aller Beamten große Hindernisse, sondern auch diejenigen, welche Ländereien bekamen, zeigten sich meistens unzufrieden, weil sie theils zu wenig, theils zu schlechtes Land erhalten zu haben glaubten; außerdem entstanden Processe über die gemachten Einziehungen von Staats-Domänen, und viele Bürger kamen auf diese Weise gar nicht zu ihrem Landantheil. Die Unzufriedenen wandten sich an Scipio, unter welchem sie früher größtentheils in Spanien gedient hatten, und dieser suchte die ganze Sache den Commissären aus den Händen zu winden. Weil dadurch die Landvertheilung in Stocken gerieth, so erweckte Scipio allgemeinen Argwohn, und er selbst fing an wegen seines Lebens Besorgniß zu hegen. Eines Morgens ward er todt in seinem Bette gefunden

(129 v. Chr.). Ob er eines natürlichen Todes gestorben ist, oder ob er gewaltsam umgebracht wurde, ist ungewiß geblieben; die Zeitgenossen selbst haben seinen Tod den Freunden des Gracchus zugeschrieben, ja, manche wollten sogar behaupten, daß Scipio's eigene Gemahlin, die Schwester der Gracchen, welche mit ihrem Gemahl in keiner glücklichen Ehe lebte, um seine Ermordung gewußt habe.

Die Ackervertheilung stockte darauf einige Jahre hindurch, und der Senat benutzte diese Zeit, um alle diejenigen Italiäner, welche sich in die Bürgerregister einzuschieben gewußt hatten, und natürlich alle solche Maßregeln, wie die des Tiberius Gracchus, durch ihre Stimmen unterstützten, von der Theilnahme an der Volksversammlung zu verdrängen. Ihre Zahl war aber sehr groß, da man diesen Misbrauch noch niemals beachtet hatte. Der Senat setzte den Volksbeschluß durch, daß alle diese Leute aus Rom vertrieben werden sollten. Einer der beiden Consuln des nächsten Jahres, Marcus Fulvius Flaccus, ein Freund der Gracchen, bemühte sich zwar, dieses Gesetz wieder umzustoßen und sogar einer großen Zahl Italiäner zum Bürgerrecht zu verhelfen; allein der Senat entledigte sich seiner noch zur rechten Zeit dadurch, daß er ihm das Commando in einem kleinen Kriege in Gallien übertrug; zugleich schickte er den jüngeren Gracchus als Quästor nach Sardinien. Die Italiäner sahen die Entfernung ihrer beiden Vertheidiger nicht mit Unrecht als eine Art Kriegserklärung an, und dachten auf Mittel, die Hoffnungen, welche Fulvius Flaccus und Cajus Gracchus ihnen gemacht hatten, nöthigenfalls mit Gewalt zu verwirklichen. Sie verbanden sich insgeheim zu gemeinschaftlichen Maßregeln, und hielten in der nahe bei Rom liegenden Stadt Fregellä Zusammenkünfte. Die römischen Gesetze waren aber gegen alle politischen Verbindungen sehr strenge, und der Senat hatte daher nur einen Mann auszusuchen, welcher bereit war, diese Gesetze ohne Rücksicht auf Menschlichkeit und Billigkeit in Ausführung zu bringen. Er fand ihn in dem Prätor Lucius Opimius, der mit der Untersuchung und Bestrafung der Bewegungen unter den Italiänern beauftragt wurde. Dieser verfuhr mit fürchterlicher Härte: er ließ viele der Verschworenen hinrichten, und zerstörte sogar Fregellä von Grund aus, um andere Städte

von ähnlichen Unternehmungen abzuhalten. Jetzt schien durch die rücksichtslose Härte und Grausamkeit der herrschenden Aristokratie die Ruhe in Rom und Italien wieder hergestellt zu sein; allein im Stillen gährten die Gemüther nur um so mehr, und es ward dadurch jeder Versuch, die Sache der Ackervertheilung wieder aufzunehmen, in hohem Grade erleichtert. Mitten in dieser Stimmung kehrten Fulvius Flaccus und Cajus Gracchus nach Rom zurück; der Erstere hatte seinen Krieg glücklich beendigt, der Letztere aber verließ sein Amt in Sardinien, ohne in Rom anzufragen, und als ihn die Aristokraten deshalb vor Gericht forderten, so tobte das Volk so sehr, daß die Richter ihn nicht zu verurtheilen wagten. Er bewarb sich dann um das Tribunat für das nächste Jahr (123 v. Chr.), und erhielt dasselbe.

Dieses Tribunat mußte unter den damaligen Umständen ein stürmisches sein, und Cajus Gracchus selbst, sowie seine Mutter, die ihn dringend vor dem Wege warnte, der seinen Bruder zum Untergange geführt hatte, fühlten, daß nur gewaltsame Maßregeln eine Veränderung in der bestehenden Verfassung herbeiführen könnten. Cajus Gracchus, welcher das Tribunat fast in demselben Lebensalter erhielt wie sein Bruder, war von Natur viel heftiger und zu Gewaltthätigkeiten geneigter, als dieser, und ließ sich gleich anfangs von blos persönlichen Rücksichten leiten; Recht und Verfassung waren ihm Nebensachen, während es sich bei Tiberius Gracchus damit gerade umgekehrt verhalten hatte. Eine revolutionäre Maßregel folgte der anderen, und wenn Cajus Gracchus auch in moralischer Hinsicht keinen bedeutenden Vorwurf auf sich lud, so ward er doch in seinen Handlungen von Ehrgeiz und Parteihaß geleitet, seine Genossen waren verächtlich und seine Mittel demagogisch. Freilich ging auch der Senat, obgleich er als höchste Behörde die Regierung eines Weltreiches führte, im Kampfe gegen ihn von noch schlechteren Absichten und Grundsätzen aus, und bediente sich gleicher Mittel, wie er.

Gleich die ersten Vorschläge, welche Cajus Gracchus dem Volke that und zu Gesetzen erheben ließ, deuteten auf Privatrache und eigentliche Demagogie. Er ließ erklären, daß der Senat weder das Recht habe, noch je gehabt habe, eine außergerichtliche Verfolgung römischer Bürger an irgend jemand zu übertragen;

dieses Gesetz war gegen Popillius Länas gerichtet, der auch klug genug war, sich in Folge desselben sogleich freiwillig aus Rom zu verbannen. Cajus Gracchus setzte ferner durch, daß die Soldaten ihre Bekleidung nicht mehr, wie seither, selbst bezahlen, sondern das Geld dafür vom Staat erhalten sollten. Er bewirkte außerdem den Beschluß, daß Jeder aus dem Volke seinen Getraidebedarf monatlich aus den Magazinen des Staates beziehen könne, und dabei immer ein Sechstel weniger zu bezahlen habe, als der laufende Preis sei. Nicht mit Unrecht hat man daher dem Cajus Gracchus vorgeworfen, er habe zuerst die Veranlassung gegeben, daß der müßige Pöbel der Hauptstadt nach und nach immer mehr auf Kosten der Provinzen ernährt wurde. Andere von ihm ausgehenden Gesetze drohten die ganze seitherige Staatsform umzuwerfen. Bisher hatten in den Centuriat-Comitien immer die Centurien der ersten Klassen zuerst ihre Stimmen abgegeben; weil aber die ersten Stimmen in der Regel auf die nachfolgenden Einfluß gehabt hatten, so ließ Gracchus durch das Volk verordnen, daß über die Reihenfolge der Abstimmung jedes Mal das Loos entscheiden solle. Um ferner allen Bürgern zu zeigen, daß nicht der Senat, sondern das Volk der eigentliche Gebieter im Staate sei, ließ Gracchus die Tribüne, auf welcher in den Volksversammlungen der vorsitzende Beamte und der Redner standen, so verändern, daß diese ihren Blick nicht mehr auf den Ort richteten, wo die Senatoren saßen, sondern dahin, wo das Volk sich befand. Auch das Ackergesetz seines Bruders ließ er von neuem bestätigen und wieder in Kraft setzen. Als er durch diese und andere demagogischen Schritte sich des Volkes völlig bemeistert hatte, veranlaßte er zuerst, daß einer seiner Freunde, Cajus Fannius Strabo, zum Consul für das folgende Jahr ernannt wurde; dann verschaffte er sich selbst aufs neue das Tribunat, obgleich die unmittelbare Wiedererwählung eines Tribunen gegen die Gesetze war, und derselbe Versuch seinem Bruder das Leben gekostet hatte: Cajus Gracchus hatte vorher durch das Volk aussprechen lassen, daß in Bezug auf ihn eine Ausnahme gemacht werden solle, damit er die beabsichtigten Verbesserungen ausführen könne.

In seinem zweiten Tribunat (122 v. Chr.) griff Cajus Gracchus die Aristokratie noch weit empfindlicher an, als vorher.

Er entriß dem Senat eines seiner wichtigsten Vorrechte, und gewann dadurch zugleich den Stand für sich, der die ganze Geldmacht des Staats in Händen hatte. Er ließ nämlich verordnen, daß die Richter für Staatsverbrechen nicht mehr, wie bisher, aus der Reihe der Senatoren, sondern aus den Rittern genommen werden sollten. Indessen wußte der Senat den furchtbaren Gegner bald auf eine listige Weise um einen Theil seines Einflusses zu bringen, und Cajus selbst schadete sich durch eine zwar gerechte, aber von seiner Seite her unkluge Maßregel. Der Senat gewann einen der anderen Tribunen, Marcus Livius Drusus den Älteren, für sich, und veranlaßte diesen, daß er seinen Collegen durch andere demagogische Gesetzesvorschläge, die freilich später vom Senat insgesammt wieder umgestoßen wurden, beim Volk überbot. Cajus Gracchus selbst aber äußerte die Absicht, allen italiänischen Bundesgenossen das römische Bürgerrecht zu verschaffen, und brachte dadurch nicht allein den großen Haufen des Stadtvolkes gegen sich auf, sondern auch den Consul Fannius und andere Männer, welche bisher ihre Verbindungen im Volke zu seinem Vortheil angewandt hatten. Ja, er schadete sich bei dieser Gelegenheit auch noch dadurch, daß er, als viele Italiäner zu seiner Unterstützung in die Stadt eilten und Fannius ihre gewaltsame Ausweisung gebot, ihnen zwar seinen Schutz versprach, nachher aber doch nicht wagte, sich ihrer anzunehmen. Er verlor damals den Ruf der Energie und die günstige Meinung, daß ihm Alles weichen müsse. Livius Drusus dagegen setzte, unterstützt vom Senat, verschiedene Beschlüsse durch, welche darauf berechnet waren, theils das Volk für sich zu gewinnen, theils die Bundesgenossen zufrieden zu stellen, und welche deshalb seinem Gegner einen großen Theil seiner Anhänger entzogen. Drusus ließ verordnen, daß zur Versorgung armer Bürger zwölf neue Colonieen gegründet, daß alle diejenigen, welche vermöge des Ackergesetzes der Gracchen Äcker erhielten, von allen Grundsteuern befreit, und daß die Soldaten der Bundesgenossen in Betreff der Strafen den römischen Bürgern im Heere gleich gestellt werden sollten (s. oben S. 270). Cajus trug seinerseits, um seine welkende Popularität wieder aufzufrischen, auf die Anlage von neuen Landstraßen, Staatsgebäuden und anderen öffentlichen Werken an, wodurch er sich dann eine

große Menge Leute als Unternehmer, Darleiher, Werkmeister und Arbeiter verpflichtete. Auf die Gründung neuer Colonieen hatte auch er schon früher angetragen; jetzt ließ er aber durch einen seiner Collegen einen Vorschlag thun, an den bis dahin noch nie jemand gedacht hatte, daß nämlich eine Colonie außerhalb Italiens angelegt werden solle, und zwar an der Stelle, wo Karthago gestanden hatte. Die Wiederherstellung dieser unter Verwünschungen zerstörten Stadt mußte ihm und seiner Partei nothwendiger Weise schaden. Der Senat bewilligte ohne Widerstreben alles, was zur Gründung dieser ersten außeritaliänischen Colonie nöthig war, er trug sogar selbst dazu bei, daß Cajus Gracchus und seine Freunde Marcus Fulvius Flaccus und Rubrius als Commissäre des Staats mit der Einrichtung dieser Colonie beauftragt wurden; denn dadurch wurden diese Männer auf einige Zeit aus Rom entfernt. Ihre Entfernung nahm der Senat wahr, um sie durch Livius Drusus ihres Ansehens und Einflusses völlig zu berauben. Dieser machte jetzt wieder lauter Anträge, durch die er den Cajus Gracchus überbot, und da die nachdrückliche Unterstützung des Senats ihm die Erreichung aller seiner Absichten erleichterte, so ging die Anhänglichkeit des Volkes immer mehr auf den über, welcher mehr gab und mehr geben konnte. Es gereicht freilich der höchsten Behörde des römischen Reiches nicht zur Ehre, daß sie den einen Tribunen blos in der Absicht unterstützte, um den anderen zu stürzen und, sobald dies gelungen sei, Alles wieder umzustoßen. Wer erkennt nicht in diesem Wettstreit der Schlechtigkeit zwischen dem Senat und den Häuptern der Volkspartei mit Betrübniß das große Sittenverderbniß, in welches die römische Welt gesunken war, und jenen revolutionären und jesuitischen Geist, der die Mittel durch den Zweck heiligt?

Durch die angegebenen Mittel gelang es dem Senat, das Ansehen des Cajus Gracchus so sehr zu untergraben, daß der harte und grausame Aristokrat Opimius zum Consul für das nächste Jahr ernannt wurde, und daß bald nachher Cajus Gracchus selbst, als er sich gegen das Ende des Jahres zum dritten Mal um das Tribunat bewarb, trotz aller seiner Bemühungen durchfiel. Cajus blieb indessen nebst seinem Freunde Fulvius Flaccus Mitglied der beiden Commissionen, von welchen die eine mit der Vertheilung

der Staats-Domänen, die andere mit der Gründung der afrikanischen Colonie beauftragt war. Während beide Freunde abwesend waren, um diese Colonie anzulegen, ließ man viele Wunderzeichen verkünden, welche den Unwillen der Götter über die Wiederherstellung von Karthago andeuteten, und ein den Aristokraten ergebener Tribun machte mit Bezug darauf beim Volke den Antrag, daß der Beschluß dieser neuen Colonie-Anlage zurückgenommen werden solle. Gracchus und Fulvius eilten auf die Nachricht davon nach Rom, um ihr Gesetz zu vertheidigen, auch ihre Anhänger strömten vom Lande in die Stadt, und Lärm, Unruhe und Gewalt füllten den Markt. Dies hatte die Aristokratie gewünscht; denn sie schloß aus dem früheren Verhalten des Ersteren bei der Ausweisung seiner italiänischen Freunde mit Recht, daß es ihm, wenn es zum Äußersten komme, an Muth fehlen werde. Sie irrte sich nicht. Der Consul Opimius besetzte an dem Tage, an welchem über die Colonie Karthago abgestimmt werden sollte, die günstigsten Punkte des Capitols mit seinen bewaffneten Anhängern. Gracchus ließ zwar seine Partei ebenfalls die Waffen ergreifen, erklärte sich aber, obgleich ein Kampf durchaus unvermeidlich war, dessen ungeachtet gegen jede offene Feindseligkeit. Der Senat seinerseits suchte nur einen passenden Vorwand, um den Opimius mit einigem Rechte zu Feindseligkeiten bevollmächtigen zu können. Er erhielt denselben dadurch, daß im Gewühle des zahlreich versammelten Volkes zufälliger Weise einer der Lictoren des Consuls getödtet ward. Der Senat gab in Folge davon dem Consul ebendenselben Auftrag, den Mucius Scävola zur Unterdrückung des Tiberius Gracchus erhalten hatte, und von einem Opimius ließ sich eine ebenso energische und rücksichtslose Ausführung erwarten, als damals von Scipio Nasica.

Bald nach diesem Beschlusse des Senats nöthigte ein starker Regen die Volksversammlung, aus einander zu gehen. Opimius ließ hierauf sogleich Gracchus und Fulvius für den folgenden Tag vor sich laden, um wegen des ihnen angeschuldigten Mordes Rechenschaft zu geben. Beide Männer hielten während der Nacht große Schaaren ihrer Anhänger zur Bewachung ihrer Wohnungen bei sich zurück. Am frühen Morgen zogen sie mit ihren Leuten auf den aventinischen Berg. Fulvius war entschlossen, einen Kampf zu

versuchen, Gracchus aber wünschte zu unterhandeln, und schickte zweimal hinter einander einen Abgeordneten an den versammelten Senat. Das erste Mal wies Opimius diesen Abgeordneten zurück, das zweite Mal aber ließ er ihn ins Gefängniß werfen. Dann zog er sogleich mit seinen Gewaffneten gegen den aventinischen Berg. Hier ließ er allen denen, welche die Waffen niederlegen würden, Gnade verkünden, und setzte zugleich einen Preis auf die Köpfe der Anführer. Eine Zeitlang leisteten ihm die Gegner blutigen Widerstand, nachdem aber mehrere hundert von ihnen erschlagen waren, liefen sie aus einander. Fulvius floh in das Haus eines Freundes, ward von diesem verrathen und sogleich umgebracht. Gracchus entrann in einen heiligen Hain jenseit der Tiber, und ließ sich daselbst von einem seiner Sklaven tödten. Der Senat ließ die Leichen der beiden Führer und aller übrigen Getödteten in die Tiber werfen, das Vermögen derselben einziehen und ihren Angehörigen jede Trauer verbieten. Gegen die überlebenden Anhänger des Gracchus aber ließ er eine gerichtliche Untersuchung anstellen, und wenn man den uns überlieferten Angaben Glauben schenken darf, so wurden in Folge dieser Untersuchung nicht weniger als dreitausend Menschen gerichtlich ermordet (121 v. Chr.). Diese Grausamkeit der siegenden Partei begründete die bitterste Feindschaft zwischen der Aristokratie und dem Volke, zwischen den Reichen und Armen. Die Sieger wurden in dem Übermuth, der sich ihrer schon längst bemächtigt hatte, bestärkt; sie verbargen ihren Trotz und Frevel so wenig, daß man die Frechheit und sittliche Verdorbenheit der damaligen römischen Oligarchie mit keiner anderen Erscheinung in der Geschichte vergleichen kann, als mit der Schamlosigkeit der Menschen, welche zu Ludwig's XV. Zeit Frankreich beherrschten. Daß übrigens das Meiste von dem, was die beiden Gracchen durchgesetzt hatten, wieder aufgehoben oder wenigstens unwirksam gemacht wurde, versteht sich von selbst.

2. Der Jugurthinische Krieg.

Der sechsjährige Krieg, welchen die Römer bald nach den Gracchischen Unruhen mit Masinissa's Enkel Jugurtha zu führen hatten, ist bei weitem wichtiger in Beziehung auf die inneren Ver-

hältniſſe Rom's, als wegen der Ausdehnung, welche die römiſche Provinz Afrika durch die Einverleibung Numidiens erhielt; denn er machte die Grundſatzloſigkeit und Laſterhaftigkeit der römiſchen Ariſtokratie aller Welt offenkundig. Nur zwei ehrliche Männer, Metellus und Marius, erſcheinen in dieſem Kriege unter den Geſandten und Heerführern des römiſchen Volkes; die übrigen zeichnen ſich alle vorzugsweiſe durch Frechheit und Misbrauch der ihnen anvertrauten Gewalt aus.

Maſiniſſa und ſeine Nachfolger waren im Grunde nichts Anderes, als Clienten der Catone und Scipione, denen ſie die Vergrößerung ihres Reiches verdankten, und der Jugurthiniſche Krieg entſprang aus dieſem Lehensverhältniß. Nach Maſiniſſa's Tode hatten ſeine drei Söhne, Micipſa, Guluſſa und Maſtanabal, das Reich Numidien unter ſich getheilt; die beiden Letzteren ſtarben aber noch in demſelben Jahre, und ganz Numidien fiel daher an den Erſteren allein. Dieſer nahm den Jugurtha, einen Sohn Maſtanabal's, an Kindesſtatt an, und weil er ſah, daß derſelbe ſich des jüngeren Scipio Afrikanus Freundſchaft erworben hatte, ſo ſetzte er ihn bei ſeinem Tode zu gleichen Theilen mit ſeinen eigenen Söhnen, Adherbal und Hiempſal, als einen der Erben ſeines Reiches ein (119 v. Chr.). Jugurtha beſaß großes militäriſches Talent, zeigte aber auch von Anfang an eine Bosheit, eine durchgeführte und gehaltene Klugheit, eine Verachtung aller göttlichen und menſchlichen Geſetze, die wir nicht ohne Staunen betrachten können, obgleich uns dabei auch der Schauder ergreift, der uns zu ergreifen pflegt, wenn wir bei einem Ceſar Borgia, einem Potemkin und anderen ähnlichen Männern wahrnehmen, wohin der Menſch geräth, wenn er ſich ſelbſt zum Gott und zum Schickſal wird. Wir dürfen uns aber über einen ſolchen Charakter nicht verwundern, da Jugurtha ein afrikaniſcher Fürſt war, und die ſchreckliche Natur der Herrſcher in jenem Theile der Erde uns aus neueren Nachrichten nur zu gut bekannt iſt. Eher könnte es uns auffallen, daß Jugurtha bei ſeinen gewaltſamen Abſichten nicht den Schutz ſcheute, den die Römer dem Micipſa für das Beſitzthum ſeiner Söhne verſprochen hatten. Er kannte aber die römiſche Ariſtokratie und die Menſchen überhaupt ſehr gut; denn er hatte im numantiniſchen Krieg unter den Römern gedient, und dort

alles Schlechte seiner Zeit und der damaligen römischen Welt mit angesehen. Er verließ sich auf seinen Einfluß und auf sein Geld.

Jugurtha ließ bald nach seines Oheims Tode Hiempsal ermorden, und besetzte den Antheil, welchen dieser am numidischen Reich erhalten hatte. Dann rückte er mit einem Heer in das Gebiet seines anderen Neffen, vertrieb ihn aus dem größten Theil desselben, und hätte ihn ebenfalls umgebracht, wenn Adherbal sich nicht durch die Flucht gerettet hätte. Adherbal begab sich nach Rom und bat den Senat um Hülfe, konnte aber nichts erlangen, weil Jugurtha's Partei stärker war, als das Recht. Die Mehrzahl des Senats setzte den Beschluß durch, daß eine Commission nach Numidien geschickt werden solle, um das Reich zwischen Jugurtha und Adherbal zu theilen. An der Spitze dieser Commission stand der uns bereits bekannte Opimius. Er und der größere Theil seiner Collegen ließen sich von Jugurtha bestechen, und wiesen demselben die bessere Hälfte des Landes zu. Schon ein Jahr nachher bekriegte Jugurtha seinen Vetter von neuem, schlug ihn, und schloß ihn in der Stadt Cirta ein, wo Adherbal sich so lange vertheidigen zu können hoffte, bis er durch römische Verwendung gerettet würde. Der Senat schickte drei Gesandte an Jugurtha; dieser aber hielt dieselben mit der Erklärung hin, daß Adherbal ihm selbst nach dem Leben getrachtet habe, und sein Krieg also nur eine nothwendige Vertheidigung sei. Zugleich betrieb er die Belagerung von Cirta mit doppeltem Eifer. Auf nochmaliges dringendes Bitten Adherbal's erschien eine zweite römische Gesandtschaft in Numidien. Als diese aber ankam, war Adherbal schon aufs Äußerste gebracht, und konnte sich unmöglich länger halten; er ergab sich daher im Vertrauen auf das Ansehen des römischen Namens, nachdem er in einem Vertrage mit Jugurtha sich die Erhaltung seines Lebens hatte verbürgen lassen. Kaum war er aber in die Hände seines Feindes gerathen, als dieser ihn umbringen ließ (112 v. Chr.). Die römische Gesandtschaft, an deren Spitze einer der verdorbensten Menschen seiner Zeit, Marcus Aemilius Scaurus, stand, war schon vorher wieder nach Rom zurückgekehrt. Als die Nachricht von Adherbal's Ermordung nach Rom kam, half sich der Senat, dessen Mitglieder der Mehrzahl nach von Jugurtha gewonnen waren, damit, daß er die Sache in

die Länge zu ziehen suchte. Er hätte auch vielleicht seinen Zweck erreicht, wenn nicht der zum Tribun des folgenden Jahres ernannte Cajus Memmius gedroht hätte, die ganze Angelegenheit vor die Volksversammlung zu bringen. Jetzt erst beschloß der Senat, die Ehre des römischen Namens durch Jugurtha's Bestrafung zu rächen, und gab dem Lucius Calpurnius Piso Bestia, der so eben zum Consul erwählt worden war, den Auftrag, mit einem Heere nach Numidien zu gehen (112 v. Chr.).

Gleich dieser erste Anführer im Jugurthinischen Krieg eröffnete die Reihe der schlechten Menschen, welche die ihnen anvertraute Gewalt auf die schamloseste Weise misbrauchten, und Marcus Aemilius Scaurus, der ihn als Legat begleitete und den Gewinn der Schlechtigkeit mit ihm theilte, war dabei sein Hauptgehülfe. Der Charakter und das Leben des Letzteren gibt uns das beste Beispiel von der moralischen Verdorbenheit der damaligen römischen Aristokratie, welche sich zuerst im Jugurthinischen Kriege auf eine recht offenkundige Weise zu erkennen gab. Scaurus war ein Mann von großen Talenten, von vieler Festigkeit und ungemeiner Gewandtheit, er galt eine Zeitlang für die Hauptperson im Senat, und zeichnete sich außerdem durch seine umfassende Rechtskenntniß so sehr aus, daß man ihn den größten Juristen seiner Zeit nennen kann; dabei war er aber durch Habsucht und Geldgierde, durch Streben nach Ehre und Macht, durch Stolz, Rachsucht und Verwegenheit gegen jedes moralische Gefühl abgestumpft worden. Er gehörte einer verarmten alten Familie an, und hatte seine Laufbahn mit Handelsgeschäften begonnen. Dann war er ein wuchernder Advokat geworden, und hatte durch Erbschleicherei und feine Kniffe so viele Erbschaften an sich zu bringen gewußt, daß ihm einst ein Mann in öffentlichem Gericht, als gerade ein Leichenzug vorüberging, laut zurief: „Scaurus, man trägt da einen Todten zu Grabe, sieh doch zu, ob du dir nicht vielleicht seine Hinterlassenschaft verschaffen kannst!“ Durch Bestechung erwarb er sich das Consulat, er führte dasselbe aber so rühmlich, daß die von ihm als Consul bewiesene Festigkeit und Kraft, sein echt römischer Sinn und die unwandelbare Richtung auf sein Ziel uns den Charakter jener Zeit von der vortheilhaftesten Seite darstellen. Sein ganzes moralisches Wesen dagegen, sowie sein Betragen im Jugurthinischen

Kriege zeigen uns ebenso klar und deutlich die andere Seite dieses Charakters. Im Streit Adherbal's mit Jugurtha hatte er zwar noch der Versuchung widerstanden; als er aber mit Calpurnius in den Krieg zog, ward er der eigentliche Anstifter des schändlichsten Betrugs, den sich der Consul und der erste Senator gegen ihr eigenes Volk erlaubten. Jugurtha hatte nämlich, sobald der Krieg beschlossen worden war, Gesandte an den Senat geschickt und von diesem die Antwort erhalten, er solle sich vor allen Dingen den Römern unbedingt ergeben. Auf diese Erklärung gründeten Scaurus, Calpurnius und andere Männer, als sie sich von Jugurtha bestechen ließen, die Hoffnung, durch einen schmählichen Betrug ihren Vortheil zu sichern. Sie nahmen eine ungeheuere Summe von Jugurtha, und versprachen ihm dagegen Verzeihung; nur solle er sich und sein Heer zum Scheine den Römern überliefern. Jugurtha ergab sich ihnen hierauf, und schloß einen sehr vortheilhaften Frieden. Dieser wäre auch vom römischen Senate bestätigt worden, wenn nicht einer der damaligen Tribunen, Cajus Memmius, ein sehr kräftiger und entschiedener Mann gewesen wäre. Dieser weckte das Volk, enthüllte die Schändlichkeiten der Aristokratie, und setzte den Beschluß durch, daß eine Untersuchung veranstaltet und Jugurtha unter Zusicherung eines freien Geleites nach Rom beschieden werden solle, um über die ganze Sache vernommen zu werden.

Jugurtha erschien; Memmius befragte ihn in der Volksversammlung, ein anderer Tribun aber, welcher bestochen worden war, verbot dem Könige zu antworten, und die Versammlung mußte also trotz des lauten Unwillens des Volkes wieder entlassen werden. Bald nachher ging Jugurtha, im Vertrauen auf die Bestechlichkeit der herrschenden Familien Rom's, so weit, daß er einen Sohn seines Oheims Gulussa, welcher Anspruch auf Numidien machte, in der Stadt selbst meuchelmörderischer Weise umbringen ließ. Nach einer solchen Schandthat mußte ihm freilich der Senat den Befehl geben, Rom augenblicklich zu verlassen; mit welchem Bewußtsein er aber in sein Reich zurückkehrte, geht aus dem Worte hervor, das er damals zu seiner Umgebung gesprochen haben soll: die römische Republik sei für Geld feil, und es komme nur darauf an, daß man Geld genug habe, um sie zu kaufen (110 v. Chr.). Der

Krieg wurde sogleich von neuem begonnen, aber bei der Verdorbenheit der römischen Aristokratie konnte die Wiederholung der vorigen Scenen nicht ausbleiben. Der mit dem Oberbefehl beauftragte Consul Spurius Posthumius Albinus zog, entweder aus Ungeschicklichkeit oder weil er bestochen worden war, den Krieg in die Länge, und als er einer heimischen Angelegenheit wegen nach Rom zurückkehren mußte, übertrug er das Commando seinem Bruder Aulus Posthumius Albinus, welcher den Römern Schimpf und Schmach zuzog. Aulus dachte nur daran, wie er die Stadt, in welcher der königliche Schatz sich befand, erobern könne, übersah darüber alles Andere, und stürzte sich und sein Heer ins Verderben. Jugurtha entzog ihm zuerst durch Bestechung einen Theil seiner Truppen, schloß ihn dann enge ein, und zwang ihn zum schimpflichsten Vertrage, den je ein Römer eingegangen ist. Aulus mußte sich dazu verstehen, mit seinem ganzen Heer unter dem Joche durchzugehen und innerhalb zehn Tagen Numidien zu räumen. Als der Consul auf die Nachricht davon in die Provinz Afrika zurückgeeilt war, fand er das Heer in einem solchen Zustande der Zuchtlosigkeit und Ausschweifung, daß er schon aus diesem Grunde nicht wagen konnte, etwas zu unternehmen.

In Rom hatten die Tribunen unterdessen durchgesetzt, daß eine aus drei Mitgliedern bestehende Commission ernannt werden solle, um alle diejenigen, welche sich von Jugurtha hatten bestechen lassen, ausfindig zu machen und zu bestrafen. Die Schuldigen geriethen darüber um so mehr in Schrecken, als dieser Beschluß ganz offenbar weniger aus Liebe zur Gerechtigkeit, als aus Parteihaß und aus dem Wunsche, die Macht der gehaßten Aristokratie zu schwächen, hervorgegangen war. Indessen wußte der Schuldigste von allen, Scaurus, vermittelst seiner großen Gewandtheit nicht nur durchzuschlüpfen, sondern auch sich in jene Commission einzuschieben, ja sogar es dahin zu bringen, daß er zum Präsidenten derselben ernannt ward. Er hatte schon früher, als er Gelder von Jugurtha genommen hatte, die Sache so eingerichtet, daß keine Beweise gegen ihn vorgebracht werden konnten, wäre aber vielleicht dessen ungeachtet gleich den Anderen dem erbitterten Pöbel zum Opfer gefallen, wenn er sich nicht auf die angegebene kühne und schlaue Weise der Untersuchung bemächtigt hätte, um sich selbst dadurch herauszuhelfen,

daß er die Anderen ins Verderben stürzte. Er betrieb die Untersuchung mit der größten Strenge, und verurtheilte viele der angesehensten Männer, unter ihnen sogar einen Opimius und seinen eigenen Mitschuldigen Calpurnius, zur Verbannung. Er selbst dagegen entging nicht nur jeder Strafe, sondern seine nachherige Wirksamkeit als Staatsmann litt auch durch diese Sache nicht im mindesten, obgleich der Tribun Memmius zu derselben Zeit, als Scaurus die Untersuchung führte, ihm in öffentlicher Volksversammlung seine Theilnahme an dem Verbrechen und die schändlichsten Betrügereien vorwarf. Scaurus ist auf diese Weise ein trauriger Beweis von der Wahrheit der Behauptung Machiavelli's, daß die Moral nie der Grund der politischen Größe und des bewunderten Glanzes der Römer gewesen sei, und daß dieselbe, der Natur menschlicher Staatseinrichtungen gemäß, nie der Maßstab sein könne, nach welchem ein Staatsmann als solcher zu beurtheilen sei. Übrigens müssen wir in dem Auftreten solcher Männer eine dem römischen Staate günstige Lenkung des Schicksals oder auch einen richtigen Takt des römischen Volkes und Senats anerkennen, indem Rom bald durch einen Cato, Metellus und andere Männer, deren Charakter auf Tugend beruhte, auf die rechte Bahn geleitet wurde, bald zu seinem Wohle vorzugsweise der Geschäftsfähigkeit bedurfte, und dann an einem Scaurus und seines Gleichen die besten Leiter hatte. Dies ist der Gang, den die Dinge in freien und constitutionellen Staaten immer nehmen: ein Vorzug hält den anderen, eine Partei die andere, ja sogar eine Unsittlichkeit die andere in Schranken. Darum kann es uns auch nicht wundern, daß Scaurus trotz aller seiner Schlechtigkeit eine der Hauptstützen der Aristokratie blieb, später sogar Censor wurde, sich im Kriege mit Mithridates von Pontus noch einmal bestechen ließ und, als er deshalb in seinem zwei und siebenzigsten Jahre angeklagt wurde, durch seine Dreistigkeit, seine Gewandtheit und die Würde, die er sich zu geben wußte, eine vollständige Freisprechung erlangte, während seine Mitschuldigen wieder verurtheilt wurden.

In Rom hatte man um dieselbe Zeit, als Aulus Posthumius seinem Vaterlande die größte Schmach zuzog, einen der besseren Männer der Aristokratie, Quintus Cäcilius Metellus, den Neffen des Metellus Macedonicus, zum Consul erwählt, und dieser

gab dem Krieg eine bessere Wendung. Metellus konnte freilich anfangs lange Zeit nichts gegen Jugurtha unternehmen, weil er zuerst die Zucht, Ordnung und Kriegsübung im Heer wieder herstellen mußte; als dies aber geschehen war, schlug er den numidischen König in einem Haupttreffen. Man übertrug ihm deshalb als Proconsul auch für das nächste Jahr (108 v. Chr.) die Führung des Krieges, und er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen so sehr, daß er den König fast völlig besiegte und vom römischen Volke mit dem Beinamen Numidicus geehrt wurde. Er hätte auch, wenn ihm das Commando nochmals verlängert worden wäre, gewiß den Krieg zu Ende gebracht; allein er gehörte der Aristokratie an, und mußte für die Sünden seiner Standesgenossen büßen. Der Unwillen des Volkes über die Abscheulichkeiten, welche die von Scaurus geleitete Untersuchung an den Tag gebracht hatte, war zu groß, als daß nicht alle Männer der höheren Klasse vom Volke mit verdächtigem Blick angesehen worden wären. Diese konnten daher von Ehrgeizigen, die an ihre Stelle zu treten suchten, durch geschickte Benutzung der im Volke herrschenden Stimmung leicht verdrängt werden. Dieses Loos traf auch den wackeren Metellus. Er hatte bereits den Jugurtha aus seinem Lande vertrieben, und den benachbarten mauretanischen König Bochus, zu welchem jener geflohen war, mit Aussicht auf Erfolg zu bekriegen angefangen, als sein Legat Cajus Marius ihn dem Volke verdächtig zu machen und sich an seine Stelle zu drängen wußte. Dieser, welcher seiner Geburt nach der untersten Klasse angehörte, wußte beim Volke die Meinung zu erwecken, daß Metellus den Krieg in die Länge ziehe, um nach der Weise der meisten Aristokraten desto länger in einem reichen Land an der Spitze des Heeres bleiben und seine Freunde und Verwandten versorgen zu können. Das Volk schenkte den Verläumdungen des Marius Glauben, erwählte ihn zum Consul für das Jahr 107 v. Chr., und übertrug ihm den Oberbefehl im Kriege mit Jugurtha, obgleich der Senat kurz vorher erst beschlossen hatte, daß Metellus auch im nächsten Jahre das Commando behalten solle.

Marius führte den Krieg mit Glück, ihm widerfuhr aber zuletzt etwas Ähnliches, als er an Metellus geübt hatte: er ward von einem seiner Unterbeamten um einen Theil der errungenen

Ehre gebracht. Sein Quäſtor, der nachher ſo berühmt gewordene Lucius Cornelius Sulla, entriß ihm nämlich die Ehre, dieſen gefährlichen Krieg beendigt zu haben. Marius hatte die beiden Könige mehrmals geſchlagen, und trieb ſie im zweiten Jahre ſeines Commandos ſo ſehr in die Enge, daß Bochus Unterhandlungen anbot; weil aber der Conſul für diplomatiſche Geſchäfte kein Geſchick hatte, ſo ſchob er ſeinen gewandten Quäſtor vor. Er ſah recht gut ein, daß zur glücklichen Beendigung des Krieges Alles auf liſtige Anſchläge, feine Streiche, Verführung der Untergeordneten und dergleichen mehr ankomme; in allen dieſen Künſten war Sulla geübt, und er verſtand beſſer, als irgend ein Anderer, ſich durch das Labyrinth afrikaniſcher Schlauheit und Verrätherei den Weg zu bahnen; er ward alſo an Bochus geſchickt. Sulla wußte eines Theils Bochus Hofleute zu gewinnen, anderen Theils aber ihn ſelbſt ſo ſehr zu ſchrecken und durch die Ausſicht auf Vergrößerung zu locken, daß ſich derſelbe dazu verſtand, Frieden zu ſchließen und Jugurtha in ſeine Hände zu liefern; er ſelbſt brachte den gefeſſelten numidiſchen König ins römiſche Lager. So endigte alſo Marius zwar den Jugurthiniſchen Krieg (106 v. Chr.), die Ariſtokratie gab ſich aber die größte Mühe, Sulla's Verdienſt über das ſeinige zu erheben, und er mußte zu ſeinem großen Verdruß den erworbenen Ruhm mit ſeinem Quäſtor theilen.

In Bezug auf das eroberte Land verfuhren die Römer nach ihrer gewohnten Politik: ſie machten es nicht ſogleich zu einer Provinz, ſondern trafen ſolche Einrichtungeu, durch welche das numidiſche Volk erſt nach und nach an fremde Herrſchaft gewöhnt und auf die Vorſtellung, römiſche Unterthanen zu ſein, vorbereitet wurde. Ein Stück von Numidien erhielt der König Bochus, das Übrige ward an einige kleinen Fürſten vertheilt, welche römiſche Vaſallen wurden. Jugurtha ward von Marius mit nach Rom geſchleppt, daſelbſt gefeſſelt im Triumph aufgeführt und auf eine ſchmähliche Weiſe ums Leben gebracht. Nachdem er nämlich dem Pöbel zum Schauſpiel gedient hatte, wurde er von den rohen Soldaten des Marius auf eine wahrhaft türkiſche Weiſe mishandelt: ſie riſſen ihm ſeine Ohrgehänge mit den Ohren ab, und erlaubten ſich noch andere arge Mishandlungen. Dann verfuhr man gegen ihn ebenſo, wie einſt die Karthager gegen Regulus verfahren ſein

sollen: man warf ihn, damit er auf qualvolle Weise ende, in einen finsteren Kerker, in welchem er nach sechs Tagen den Hungertod starb.

3. Der cimbrisch-teutonische Krieg.

Der Besieger Jugurtha's ward bald nachher der Retter des römischen Volkes, als dasselbe von Norden her von einem noch viel furchtbareren Feind, als der numidische König gewesen war, bedroht ward. Er wurde dadurch der wichtigste Mann in Rom, und es ist daher nöthig, seinen Charakter und seine äußeren Verhältnisse näher zu betrachten. Cajus Marius war zwar auf der einen Seite das wahre Bild eines Römers der alten Zeit, allein er besaß neben den Eigenschaften der früheren Patricier auch den niedrigen und gemeinen Sinn eines aufstrebenden Bauers, und verband damit alle Tücke, Grausamkeit und Härte, welche einer zugleich kräftigen und gemeinen Seele als Instinkt eigen zu sein pflegen, sobald äußere Zwecke zu erreichen sind. Er stammte aus einem Dorfe in der Nähe der latinischen Stadt Arpinum, wo sein Vater ein tüchtiger Landmann alten Schlages war. Seine Familie war in ihrer Heimath sehr angesehen, und gehörte zu den Clienten des Hauses der Metelle. Der junge Marius trat früh in römischen Kriegsdienst, und die Familie Metellus nahm sich seiner an, um ihm fortzuhelfen; als er aber einsah, daß die vornehmen Patronen ihn nur bis auf eine gewisse Stufe heben wollten, und ihn immer ihre Überlegenheit fühlen lassen würden, ging er bald seinen eigenen Weg. Im numantinischen Kriege zeichnete er sich durch Tapferkeit und Klugheit so sehr aus, daß schon Scipio Afrikanus der Jüngere in ihm den künftigen Feldherrn erkannt haben soll. Bald nachher erlangte er das Volkstribunat, und zeigte schon damals seinem Patron und der ganzen Aristokratie, daß die Zeit vorüber sei, wo man den patricischen Stolz geduldig ertrug, weil derselbe mit patricischem Verdienste verbunden war. Er ließ als Tribun eine Verordnung zur Verhinderung des Einflusses machen, den der Adel bei den Abstimmungen der Volksversammlung auszuüben gewußt hatte, und trat mit solcher Rücksichtslosigkeit auf, daß er sogar einst bei einer Widersetzlichkeit seines früheren Patrons

denſelben verhaften laſſen wollte. Ungeachtet des Anſehens, welches er ſich dadurch beim Volk erworben hatte, fiel er bei der Bewerbung um die Aedilität durch; er erkannte aber daraus zu gleicher Zeit, daß er, um höher hinaufzuſteigen, dieſelben Mittel anwenden müſſe, welche die Ariſtokratie anwandte. Als er ſich daher bald darauf um die Prätur bewarb, ließ er reichlich Geld fließen, und erreichte durch Beſtechung ſeinen Zweck trotz aller Schwierigkeiten, die man ihm machte (117 v. Chr.). Er war und blieb ſeitdem der Mann des Volks und ein geſchworener Feind des Adels. Auf welche Weiſe er ſich nachher das Conſulat und den Oberbefehl in Afrika verſchaffte, iſt bereits berichtet worden. Wir wenden uns daher zu dem neuen Krieg, in welchem Marius die Hauptrolle ſpielte. Dieſer Krieg ward mit Völkerſchaften geführt, die den Römern bisher ſogar dem Namen nach unbekannt geblieben waren.

Im Jahr 114 v. Chr. erſchienen zwei Völker, welche Cimbern und Teutonen genannt werden, und ſich durch rieſenhafte Körpergröße, ungeheuere Stärke, wilden Muth und ſonderbare Bewaffnung auszeichneten, in den öſtlichen Alpen, und bedrohten Italien mit ihrem verheerenden Einfall. So viele gelehrten Unterſuchungen auch über den Urſprung und die Urſache dieſer Völkerwanderung angeſtellt worden ſind, ſo hat man doch zu keiner beſtimmten Anſicht darüber gelangen können, weil die Griechen und Römer, von denen wir allein Nachrichten über den cimbriſch-teutoniſchen Krieg erhalten haben, zu wenig gründliche Vorſtellungen von der Beſchaffenheit des Nordens, ſeiner Völker und Sprachen beſaßen, als daß ihre Angaben uns weiter als zu bloßen Vermuthungen führen könnten. Nicht einmal die Frage, ob die Cimbern und Teutonen Kelten oder Germanen waren, kann mit Beſtimmtheit beantwortet werden; doch iſt das Letztere wahrſcheinlicher, obwohl nicht zu verkennen iſt, daß auch keltiſche Schaaren ſich an ſie angeſchloſſen hatten. Der erſte Anſtoß zu dieſer Wanderung ganzer Völkerſchaften ſcheint im Oſten der Elbe gegeben worden zu ſein, und eine aus Skandinaviern und anderen Germanen gemiſchte Maſſe ſich von dort nach verſchiedenen Gegenden des Weſtens und Südens hin in Bewegung geſetzt zu haben. Während ihrer Züge in Gallien und am Rhein verbanden ſich Helvetier,

Tektosagen, Ambronen und andere keltischen Schaaren mit ihnen. In einer zwiefachen Richtung drangen sie gegen die Grenzen des römischen Reiches vor. Die eine Masse zog nach der Provence und nach Languedoc, wo die Römer seit dem Jahr 125 v. Chr. festen Fuß gefaßt hatten; die andere brach in das, nördlich von der Donau und westlich vom Inn begrenzte Land Noricum ein, dessen Bewohner mit den Römern schon vor längerer Zeit in Verkehr und in das Verhältniß der Schutzgenossenschaft getreten waren.

Auf die Nachricht von dem Einbruch dieser wilden Völker in Noricum schickte der römische Senat den einen der beiden Consuln des Jahres 113 v. Chr., Cnäus Papirius Carbo, mit einem Heere gegen sie aus. Dieser erlitt bei der Stadt Noreja im heutigen Steiermark eine blutige Niederlage, welche in Italien allgemeinen Schrecken verbreitete. Die Sieger drangen aber nicht, wie man befürchtete, nach Süden weiter vor, sondern sie wandten sich aus unbekannten Beweggründen rückwärts, und zogen dann nach der Schweiz und nach Frankreich. Als sie im Jahr 109 v Chr. in dem letzteren Land erschienen, schickten die Römer mehrere Jahre nach einander consularische Heere gegen sie, welche insgesammt geschlagen und zum Theil sogar vernichtet wurden. Die Barbaren setzten die römischen Soldaten durch ihre ungeheuere Gestalt und Körperkraft, durch ihre unerschütterlich feste Schlachtordnung und durch ihre eigenthümliche Art zu streiten in Schrecken. Die Letztere bestand darin, daß die Barbaren Räume von mehr als einer Stunde Ausdehnung mit einer Art von Wällen umgaben, und hinter diesen sodann Wagenburgen errichteten, also jede Schlacht für die Feinde in einen Angriff auf eine Festung umwandelten, und dabei der Wirkung des Schreckens, welche die Schlachten gewinnen hilft, durchaus keinen Einfluß auf sich gestatteten. Die Gefahr, mit welcher diese kriegerischen Stämme das Reich bedrohten, war um so größer, als damals die besten römischen Feldherrn durch den Jugurthinischen Krieg in Anspruch genommen waren. Die Consuln Quintus Servilius Cäpio und Cnäus Manlius Maximus vergrößerten in den Jahren 106 und 105 v. Chr. durch ihr Benehmen die Gefahr noch mehr. Der Erstere plünderte nämlich, ganz im Geiste der römischen Aristokratie jener Zeit, die Gallier und ihre Tempel, statt zur Bekämpfung des

Feindes Anstalten zu treffen und namentlich für die Kriegszucht in seinem Heere Sorge zu tragen, der Letztere aber benahm sich sehr ungeschickt; beide Generale entzweiten sich außerdem mit einander, wurden getrennt angegriffen, und erlitten so fürchterliche Niederlagen, daß die römische Macht in Gallien völlig vernichtet ward. Die Barbaren ließen indessen den Römern Zeit, sich zu sammeln und neue Heere zu rüsten; denn statt in Italien einzubrechen, wandten sie sich verwüstend nach anderen Gegenden von Gallien und nach Spanien, und kehrten von dort erst zwei Jahre nachher zurück.

In Rom hatte man, gleich nach den Niederlagen des Jahres 105 v. Chr., den Marius, welcher damals noch in Numidien war, zum Consul ernannt, und mit der Führung des cimbrisch-teutonischen Krieges beauftragt. Das Vertrauen zu diesem Mann und die Furcht vor den Barbaren waren so groß, daß man dabei zwei gesetzliche Verordnungen hintansetzte, nach welchen niemand während seiner Abwesenheit von Rom und eher als zehn Jahre nach seinem ersten Consulat wieder erwählt werden durfte. Man übertrug sogar, da der Krieg nicht früher als nach vier Jahren beendigt werden konnte, während dieser ganzen Zeit (104—101 v. Chr.) das Consulat immer wieder dem Marius, und selbst die ihm so sehr feindseligen Aristokraten gaben ihm dabei ihre Stimmen. Marius benutzte die beiden Jahre, in welchen die Barbaren Spanien und die entlegeneren Theile von Gallien verwüsteten, zur tüchtigen Einübung seines Heeres, und beschäftigte dasselbe zugleich mit nützlichen Arbeiten: er ließ unter Andern einen großen Kanal graben, um die ungesunden Sümpfe an der unteren Rhone auszutrocknen. Im dritten Jahre seines Commando's (102 v. Chr.) erschienen endlich die Barbaren wieder an den Grenzen des Reiches, und zwar an zwei verschiedenen Stellen desselben: die Teutonen und Ambronen brachen in das römische Gallien ein, die Cimbern aber zogen östlich am Fuße der Alpen hin, und suchten durch Tyrol und an der Etsch her in Italien einzudringen. Marius blieb in Gallien, während sein College, Quintus Lutatius Catulus, mit einem Heere gegen die Cimbern geschickt wurde. Er ließ sich mit den heranziehenden Feinden nicht sogleich in einen Kampf ein, sondern verschanzte sich in einem festen Lager an der Rhone, und suchte

seine Soldaten an den entmuthigenden Eindruck zu gewöhnen, den die Gestalten der Barbaren und ihre furchtbare Streitart auf die Römer machte. Trotz der Verhöhnungen der Feinde, welche sich beständig um sein Lager umhertrieben, und trotz des Unwillens seiner eigenen Soldaten ließ sich Marius nicht zu einem offenen Kampfe fortreißen, sondern wartete ruhig den Augenblick ab, wo er die Feinde mit Vortheil angreifen könnte. Dieser zeigte sich, als die Barbaren, der langen Zögerung müde, das römische Lager im Rücken ließen und voll Übermuth nach der italiänischen Grenze zogen. Marius folgte ihnen auf dem Fuße nach, und griff sie dann unter günstigen Umständen bei Aquä Sextiä (dem heutigen Aix in der Provence) mit seinem ganzen Heere an (102 v. Chr.). In zwei Tagen besiegte er die beiden Völker, eines nach dem anderen, trotz ihres muthigen Kampfes, an welchem zuletzt sogar die Weiber Theil nahmen. Sie wurden größtentheils vernichtet.

Unterdessen war Lutatius Catulus mit den Cimbern in Tyrol beschäftigt, hatte aber nichts gegen sie ausrichten können. Das römische Volk ließ ihn zwar, als das Jahr zu Ende gegangen war, als Proconsul an der Spitze seines Heeres, übertrug aber dem Marius das Ober-Commando. Dieser zog von Gallien nach der Etsch, und vereinigte sich mit Catulus. Es ging ihm jetzt gerade so, wie es ihm am Ende des Jugurthinischen Krieges ergangen war: Sulla entriß ihm einen Theil der Ehre, den cimbrisch-teutonischen Krieg beendigt zu haben. Sulla hatte eine Zeitlang als Legat und als Kriegstribun unter Marius in Gallien gedient, seit dem Jugurthinischen Kriege bestand aber eine große Eifersucht zwischen beiden Männern, und diese hatte sich wegen des überlegenen Feldherrntalents, welches Sulla in Gallien bewies, nicht allein gesteigert, sondern sie war auch durch den Umstand, daß Marius an der Spitze der Volkspartei stand, Sulla aber zur Aristokratie gehörte, in förmliche Feindschaft umgewandelt worden. Sulla hatte den Marius verlassen, und sich an Catulus angeschlossen, der keine große Geschicklichkeit im Kriegführen besaß. Als es bald nach der Vereinigung des Marius mit Catulus zur Schlacht kam, hatte jener zwar das Ober-Commando, der entscheidende Kampf wurde aber in Folge der Rathschläge, welche Sulla dem Catulus gegeben hatte, von den Truppen des Letzteren geführt, und

Marius selbst mußte zugestehen, daß er mit seinen Leuten nur zur vollständigen Vernichtung des von den Anderen geschlagenen Feindes beigetragen habe. Die römische Welt schrieb daher den Sieg über die Cimbern den weisen Stellungen und Bewegungen zu, welche Sulla angerathen und ausgeführt hatte, und die zwischen beiden Männern bestehende Feindschaft wurde dadurch nur noch mehr vergrößert. Übrigens ward diese Schlacht in der Nähe von Verona geliefert (101 v. Chr.), und endigte damit, daß sechszigtausend Feinde in römische Gefangenschaft geriethen, alle übrigen Cimbern aber getödtet wurden. Die Gefangennehmung einer so großen Menge von Barbaren war für Rom sehr nachtheilig, zumal da außerdem im Verlaufe des Krieges noch etwa hunderttausend derselben in die Gewalt der Römer gerathen waren. Sie wurden nämlich als Sklaven durch ganz Italien zerstreut, und verdarben nicht allein durch ihre Rohheit die Sitten des Volkes, sondern vergrößerten auch im Fall eines Sklavenaufstandes die Gefahr. Solche Aufstände waren aber in der letzten Zeit mehrere Male ausgebrochen, und der letzte von ihnen hatte sogar erst nach einem dreijährigen förmlichen Krieg (103—100 v. Chr.) gedämpft werden können.

4. Neue Unruhen in Rom.

Unmittelbar nach der Beendigung des cimbrisch-teutonischen Krieges brach der Zwist zwischen Adel und Volk von neuem aus, und es entspann sich im Inneren von Rom ein Kampf, der immer heftiger wurde, und zuletzt in einen förmlichen Bürgerkrieg überging. Diese Bewegung hatte ihren Grund in dem moralischen Zustande der römischen Welt und in den Misverhältnissen, welche im Staat entstanden waren; sie wurde aber durch die Persönlichkeit einzelner Männer und durch die Ereignisse selbst noch mehr gefördert. Die wenigen Familien, welche die Regierung in ihren Händen hatten, gebrauchten dieselbe blos als ein Mittel zu ihren Zwecken; das baare Geld befand sich größtentheils im Besitze der Ritter, die zwar nur einen geringen unmittelbaren Antheil an der Regierung hatten, im Kampfe zwischen den Herrschenden und Beherrschten aber einen sehr bedeutenden Einfluß ausübten, welcher

bald der einen, bald der anderen Partei zu Statten kam; das Volk endlich war größtentheils ganz verarmt, und diente allen denen zum Werkzeuge, welche ihm zu schmeicheln verstanden oder ihm Aussicht auf Gewinn und Vergnügen eröffneten. Die damalige Zeit war daher, wie das ganze siebenzehnte Jahrhundert in England und das achtzehnte in Frankreich, eine Zeit fortwährender Gährung und Bewegung, welche Sulla, als er sich später an die Spitze des Staates emporgeschwungen hatte, vergebens in der Mitte ihres Fortganges zu hemmen suchte. Eines der Hauptmittel dem Übel zu steuern würde sicher die Vertheilung von Staatsländereien gewesen sein, weil dadurch die unruhigen Köpfe unter einem schicklichen Vorwand aus Rom entfernt, und die verödeten Länder von Italien wieder mit freien Ackerbauern bevölkert worden wären. Allein diese Ländereien befanden sich in den Händen der herrschenden Klasse, welche ihren Besitz mit Hartnäckigkeit festhielt, und zum Unglück für Rom wurden auch alle diejenigen, die sich von Cajus Gracchus Zeit an bis auf Sulla's Alleinherrschaft zu Vertheidigern des Volkes aufwarfen, von ebenso schlechten Triebfedern geleitet, als die Oligarchen. Der bedeutendste unter ihnen, Marius, verfolgte offenbar gar keinen bestimmten Plan, und war nicht einmal geeignet, an der Spitze einer Partei zu stehen; denn er war, wie sich in seinem am Ende des cimbrisch-teutonischen Krieges (im Jahre 100) angetretenen sechsten Consulat zeigte, nur hartnäckig, nicht fest. Jede Veränderung, die von ihm und seinem Anhang ausging, konnte daher nur verderblich sein. War ja doch schon der erste Anfang seiner höheren politischen Laufbahn von einer höchst gefährlichen Maßregel begleitet gewesen, welche in ihren Folgen zerstörend wirkte, und den römischen Staat zum militärischen Despotismus führen half! Marius hatte nämlich, als ihm sein erstes Consulat und die Führung des Jugurthinischen Krieges übertragen worden war, sein Heer vorzugsweise aus den bisher vom Kriegsdienst ausgeschlossenen Bürgern der sechsten oder untersten Klasse zusammenzusetzen gesucht, den anderen Bürgern aber, die sich der Mehrzahl nach nie als blinde Werkzeuge ihrer Generale hätten gebrauchen lassen, absichtlich Gelegenheit gegeben, sich dem Dienste zu entziehen.

Die inneren Bewegungen, welche zur Zeit des cimbrisch-teutonischen Krieges ihren Anfang nahmen, und im sechsten Consulate des Marius den höchsten Grad von Heftigkeit erlangten, hängen, abgesehen von dem moralischen und politischen Zustande der römischen Welt im Allgemeinen, zunächst mit den Verbrechen und Niederträchtigkeiten zusammen, die bei der Untersuchung gegen die von Jugurtha gemachten Bestechungen ans Licht gekommen waren. Der Stoß, welchen diese Untersuchung dem Ansehen der Aristokratie gab, und die Unterstützung, die den gegen jene Frevel auftretenden Volkstribunen von allen rechtlichen Bürgern gewährt worden war, ermuthigte in den nächsten zehn Jahren eine Anzahl unternehmender Männer, dem Senat kräftig entgegen zu treten und das Volk aufzuregen. Der Senat wurde einiger wichtigen Rechte beraubt, und einzelne Aristokraten mit Nachdruck und Erfolg von den Tribunen angegriffen. Indessen waren die meisten von diesen Tribunen nicht besser, als die verdorbenen Männer der Aristokratie, ihr Streben ging nicht von der Rücksicht auf Recht und Gerechtigkeit oder von der wirklichen Sorge für das Wohl des Staates aus, sondern sie dachten nur an ihren eigenen Vortheil. Wie die Aristokratie die Regierungsgewalt zu ihren persönlichen Zwecken misbrauchte, so suchten die meisten von denen, welche als Demokraten auftraten, ebendasselbe durch die im Volkstribunat liegende Macht zu erreichen. Sie benutzten zu diesem Zwecke den schwächsten Punkt der römischen Verfassung oder das Misverhältniß, welches sowohl unter den römischen Bürgern selbst, als auch zwischen dem Staat und den italiänischen Bundesgenossen bestand, und in Folge dessen die größere Zahl von jenen den ihr gebührenden Antheil an den Staatsländereien verlangte, diese aber die gerechte Forderung machten, daß sie bei der Verwaltung eines Staates betheiligt würden, dessen Hauptstütze sie selbst waren. Beide, der große Haufen in Rom und die Bewohner von Italien, bildeten für jeden Tribunen, der mit einigem Geschick etwas durchzusetzen versuchte, einen starken Rückhalt und eine furchtbare Angriffsmacht, und schon die bloßen Namen Ackergesetz und italiänische Bundesgenossen waren daher seit Cajus Gracchus Zeit ein Gräuel für die Aristokratie. So wetteiferten also beide Parteien durch ihren Eigennutz mit einander. Schon Cajus Gracchus hatte

sich, gleich dem englischen Minister Walpole, welcher im vorigen Jahrhundert wegen frecher Bestechungen aus dem Parlament gestoßen ward, nicht entblödet, in einer Rede dem Volke laut und öffentlich zu sagen: alle römischen Staatsmänner, er selbst nicht ausgenommen, suchten mehr für sich, als für die Nation zu wirken; nur nahm Gracchus für sich selbst den Vorzug in Anspruch, daß sein Ziel Ruhm und Ehre, das der meisten anderen Staatsmänner aber Geld sei.

Der Kampf, welchen beide Parteien damals gegen einander führten, ist besonders dadurch sehr interessant, weil sowohl die Aristokraten, als auch die meisten Leiter des Volkes neben jener empörenden Selbstsucht die ausgezeichnetsten Talente und einen Eifer für die Größe des römischen Namens und für ihren eigenen Ruhm besaßen, welcher staunenswerthe Thaten hervorrief. Dieser Kampf erreichte seine höchste Höhe dadurch, daß Marius in den beiden letzten Kriegen die wichtigste Person des Staates geworden war; denn da dieser Mann sowohl seiner Geburt, als auch seiner Bildung, seinen Sympathieen und seiner ganzen Natur nach dem gemeinen Volk angehörte, so mußte dies, in Verbindung mit der herrschenden Stimmung der Volksmasse und der Bundesgenossen, den Bestrebungen der Volkstribunen einen Aufschwung und eine Kraft verleihen, wie sie bis dahin noch nicht vorgekommen waren. Marius bewirkte diese Erschütterung dadurch, daß er sich, um das Consulat zum sechsten Male zu erhalten, mit zwei der wildesten Demagogen verband, die Rom jemals gehabt hat. Durch diese Verbindung räumte er die Herrschaft im Staate förmlich der rohen Gewalt ein. Marius theilte die Grundsätze jener Männer nicht, er ward vielmehr überhaupt von keinen bestimmten politischen Grundsätzen und Planen geleitet, aber er war von Habsucht und unbegrenztem Ehrgeiz erfüllt, und konnte, nachdem er einmal Jahre hintereinander das Commando des Heeres geführt hatte, ebenso wenig, wie fast jeder Andere, der einmal etwas zu befehlen gehabt hat, sich des Gebietens und Herrschens entwöhnen. Jene beiden Männer waren Lucius Apuleius Saturninus und Cajus Servilius Glaucia. Saturninus hatte sich früher als Quästor so betragen, daß er seitdem nicht mehr daran denken konnte, eines der höheren Staatsämter zu erlangen; er hatte daher den Weg

eines Demagogen eingeschlagen, sich bereits zweimal (102 und 101 v. Chr.) das Tribunat zu verschaffen gewußt, und vermittelst der tribunicischen Macht die ganze senatorische Partei aufs härteste verfolgt. Jetzt wünschte er dasselbe zum dritten Male zu erhalten, und verband sich zu diesem Zwecke mit Marius und Glaucia. Der Letztere war früher ebenfalls als Volkstribun mit dem größten Hasse gegen die Aristokratie aufgetreten, und bekleidete damals gerade das Amt eines Prätors. Er und Saturninus hatten den großen Haufen auf ihrer Seite, und konnten allerdings in Verbindung mit einem Manne von solchem Ansehen, wie Marius besaß, sich mit der Hoffnung schmeicheln, eine noch größere und wahrhaft furchtbare Gewalt an sich zu reißen. Marius erlangte durch die Verbindung mit Saturninus und Glaucia freilich das Consulat, dieses ward aber das Grab seines Ruhmes, weil der Staat während desselben durch die heftigsten Bewegungen erschüttert ward, und Marius doch gerade zur Leitung von bürgerlichen Unruhen durchaus nicht geeignet war. Er war ein schlechter Redner, verlor im Augenblicke, wo er der Fassung und Besonnenheit bedurfte, alle Haltung, und machte sich durch seine Eifersucht auf jedes Talent, auf Bildung und Beredsamkeit zugleich lächerlich und verhaßt.

Saturninus hatte zwar dem Marius das Consulat verschafft, konnte aber nicht durchsetzen, daß er selbst wieder gewählt wurde. Er half sich durch Gewaltthätigkeit und Mord: noch an demselben Tage, an welchem die Erwählung der zehn Tribunen für das nächste Jahr Statt gefunden hatte, ließ er einen der Gewählten umbringen, Glaucia besetzte in der Nacht das Capitol, hielt daselbst am anderen Morgen eine neue Volksversammlung, und ließ seinen Freund auf tumultuarische Weise an des Ermordeten Stelle erwählen. Ein auf diese Art eingesetzter Tribun konnte sich natürlich nur durch Demagogie und Unruhen behaupten (100 v. Chr.), und die Volksversammlung bot daher fast täglich Scenen der ärgsten Gewaltthätigkeit dar. Saturninus brachte eine Reihe offenbar verderblicher Gesetze in Vorschlag, und setzte sie zum Theil auch durch. Dem Volke sollte nach einem dieser Anträge das Getraide aus den öffentlichen Magazinen unter dem laufenden Preis abgegeben, also der große Haufen auf Kosten des Staates ernährt werden.

Ein anderer Vorschlag bezweckte hauptsächlich die Versorgung derer, welche unter Marius gedient hatten, und daher die Hauptstütze desselben bildeten: nach demselben sollten nämlich einige Landstriche in Italien, Griechenland und Sicilien an diejenigen Bürger vertheilt werden, die gegen die Cimbern und Teutonen gefochten hatten. Durch einen dritten Vorschlag wurde die Macht und der Einfluß des Marius noch mehr vergrößert; denn Saturninus verschaffte demselben das unerhörte Vorrecht, in jeder der von ihm angelegten Colonieen drei Leute zu römischen Bürgern zu machen. Um ferner den Senat zu kränken und seine Gewalt zu brechen, ließ Saturninus mit Beziehung auf eine alte, bis jetzt aber nie in Ausführung gebrachte Verordnung, nach welcher jeder Beschluß des Volkes auch ohne die Zustimmung des Senats gesetzliche Kraft haben sollte, dem Senat die Verpflichtung auferlegen, jeden Volksbeschluß innerhalb fünf Tagen zu bestätigen, und setzte, was das Härteste war, den weiteren Beschluß durch, daß der gesammte Senat diese Verpflichtung durch einen Eid bekräftigen solle. Dies ward dann zur Vertreibung des den drei verbündeten Demagogen tödtlich verhaßten Metellus Numidicus benutzt; denn da derselbe, was man bei seinem Charakter mit Gewißheit erwarten konnte, allein von allen Senatoren sich weigerte, einen solchen Eid zu leisten, so wurde er durch die Volksversammlung aus Italien verbannt.

Durch diese Verordnungen glaubte Saturninus sich so sehr in der Gunst des Volkes befestigt zu haben, daß er sich selbst im Tribunat behaupten und den Glaucia zum Consul des nächsten Jahres erheben zu können hoffte. Marius, der sich auf das siebente Consulat Hoffnung machte, scheint mit Beiden zuletzt nicht mehr ganz einig gewesen zu sein. Diese umgaben sich, um ihr Vorhaben nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen, beständig mit Schaaren von bewaffneten Freigelassenen; dessen ungeachtet aber fiel Glaucia bei der Consulwahl durch. Er half sich durch dasselbe Mittel, durch welches Saturninus im vorigen Jahre bei einem ähnlichen Falle seinen Zweck erreicht hatte: er ließ einen der Gewählten auf offenem Markt ermorden. Dann rüsteten er und Saturninus ihre Schaaren, und beschlossen, mit denselben das Capitol zu besetzen. Diese öffentliche Verschwörung setzte alle besseren Bürger in Schrecken, und gab dem Senat das nöthige Ansehen und

einen gerechten Grund, die Mittel zu ergreifen, welche die römische Verfassung ihm in Zeiten der äußersten Noth und Gefahr darbot: er ließ an die Consuln das Gebot ergehen, ohne Rücksicht auf die bestehenden Gesetze alle Maßregeln zu treffen, welche zur Rettung des Staates nöthig wären. Marius wurde dadurch wider Willen an die Spitze der aristokratischen Partei gedrängt, und sah sich genöthigt, seine seitherigen Freunde und Verbündeten verderben zu helfen. Er suchte sie durch zögernde Maßregeln zu retten, ward aber, nachdem er mit seinem Collegen alle besseren Bürger zu den Waffen gerufen hatte, durch die Aristokraten, unter welchen damals Scaurus wieder am thätigsten war, daran gehindert. Die Empörer wurden auf dem Capitol belagert und bald durch Mangel an Lebensmitteln zur Unterwerfung gezwungen. Glaucia ward gleich nach der Übergabe des Capitols erschlagen, den Saturninus und die übrigen Haupträdelsführer aber ließ Marius in einem öffentlichen Gebäude einsperren, nicht um ihnen die Flucht zu verwehren, sondern um sie gegen die Wuth der senatorischen Partei zu schützen und bei guter Gelegenheit durchschlüpfen zu lassen. Die Aristokraten ließen sich jedoch nicht täuschen, sie stürmten unter Scaurus Anführung das Haus, und tödteten alle, welche sie darin fanden. Man hätte freilich erwarten sollen, daß der Senat in diesen Männern die obrigkeitliche Würde, die sie bekleideten, geehrt hätte; aber was gilt einer aufgereizten Partei das Recht und die Ehre des Staats, sobald es sich um die Unterdrückung von gehaßten Gegnern handelt? Die Aristokraten benutzten vielmehr den errungenen Sieg auf eine ebenso leidenschaftliche und barbarische Weise, wie früher den über die beiden Gracchen erfochtenen Sieg. Dies ging so weit, daß einer der Senatoren, Cajus Rabirius, sich nicht scheute, den Kopf des Saturninus vor sich hertragen und bei seinen Freudenmahlen aufstellen zu lassen. Auch wurden alle Versuche, welche einzelne Tribunen in der nächsten Zeit zur Vermittelung zwischen den widerstreitenden Interessen der beiden Parteien machten, von der senatorischen Partei zurückgewiesen und zum Verderben der Gegner selbst benutzt. Man machte sogar einem dieser Tribunen, der die Erneuerung des Gracchischen Ackergesetzes vorgeschlagen hatte, ein Verbrechen daraus, daß er eine Statue Saturnin's in seinem Hause hatte, und ließ ihn deshalb nach der

Niederlegung seines Tribunats zum Exil verurtheilen. Ein sehr friedlicher, in seinem Wandel untadelhafter Prätor ward wegen einiger Worte, die er öffentlich zum Lobe Saturnin's gesprochen hatte, des Majestätsverbrechens angeklagt und ebenfalls mit der Verbannung bestraft. Übrigens ward gleich nach dem Siege Metellus, der Hauptgegner des Überwinders der Cimbern und Teutonen, der edelste und festeste, aber auch hochmüthigste Mann der oligarchischen Partei, aus der Verbannung zurückgerufen.

Marius hatte während seines letzten Consulats durch sein eigenes Verhalten und durch den Sieg seiner Gegner fast alles Ansehen und seinen ganzen Einfluß verloren, und war noch dazu beiden Parteien verächtlich geworden; er zog sich daher auf einige Jahre aus dem öffentlichen Leben zurück, verließ Rom und Italien, und reiste in Asien umher. Dagegen hob sich gerade damals sein Nebenbuhler Sulla zu größerem Ansehen empor. Dieser ward zum Prätor ernannt, ohne zuvor, der herkömmlichen Stufenfolge gemäß, Aedil gewesen zu sein, und gab als solcher dem Volke so prachtvolle Spiele, wie sie vor ihm noch keiner gehalten hatte (93 v. Chr.). In den beiden folgenden Jahren war Sulla Prätor von Asien, und spielte daselbst als Schiedsrichter der Könige und Völker die Rolle eines Gebieters. Gleich nach seiner Rückkehr aus Asien verschaffte ihm der ausbrechende Bundesgenossenkrieg die beste Gelegenheit, seine kriegerischen Eigenschaften im glänzendsten Lichte zu zeigen und sich die Gunst eines Heeres zu erwerben, das er nachher in einem anderen Kriege ganz zu seinem Eigenthume zu machen wußte. Marius, der in jenem Kriege zum ersten Male wieder thätig auftrat, ward bald von Sulla überflügelt.

5. Der Bundesgenossenkrieg.

Die in einen förmlichen Krieg übergehende Empörung der italiänischen Bundesgenossen hatte ihren Grund in den harten Gesetzen, welche zur Zeit der Gracchischen Unruhen gegeben worden waren, um das Eintragen von Italiänern in das römische Bürgerregister und ihre Theilnahme an den Volksversammlungen zu verhindern. Diese Strenge war dem ärmeren Theile des Volkes ebenso angenehm, als der Aristokratie, weil der große Haufen aus

seinem Stimmrecht Vortheil zog und deshalb dasselbe nicht mit Anderen theilen wollte. Im Jahre 95 v. Chr. ward durch ein besonderes Gesetz, welches die beiden Consuln Lucius Licinius Crassus und Quintus Mucius Scävola beantragt hatten, das Einschleichen der Italiäner in das römische Bürgerregister noch mehr erschwert, und zugleich eine Untersuchung veranstaltet, welche Viele, die schon lange für Bürger galten, mit dem Verlust ihres angemaßten Rechtes bedrohte. Dieses Gesetz machte einen sehr schlimmen Eindruck, und brachte ganz Italien in Bewegung. Die angeseheneren Bürger der verschiedenen Städte hielten Versammlungen, und schlossen unter sich eine geheime Verbindung. Schon drei Jahre nachher nahm die Sache eine so bedenkliche Gestalt an, daß der römische Senat sich bewogen fand, zur Beobachtung der Italiäner ein Heer in der Nähe von Rom aufzustellen. Im nächsten Jahre aber (91 v. Chr.) veranlaßte ein Volkstribun durch sein Benehmen den Ausbruch der Empörung. Dieser Tribun war Marcus Livius Drusus der Jüngere, ein Sohn des gleichnamigen Tribunen, welcher das Ansehen des Cajus Gracchus hatte untergraben helfen.

Livius Drusus hatte den unglücklichen Gedanken, alle Theile zugleich befriedigen zu wollen, und machte sich dadurch, wie dies bei politischen Vermittelungsversuchen zu geschehen pflegt, alle zu Feinden. Er trug zum Besten der Armen auf Austheilungen von Getraide und Ländereien an, wollte aber zugleich die unruhige Menge der Stadt durch die Gründung neuer Colonieen vermindern, und suchte, um die senatorischen Familien zufrieden zu stellen, das Gesetz des Cajus Gracchus, nach welchem die Richter über Staatsverbrechen nicht mehr aus dem Senat, sondern aus der Ritterschaft gewählt wurden, dahin abzuändern, daß die Richter zu gleichen Hälften aus beiden Ständen genommen, die Ritter aber durch die Aufnahme von dreihundert Mitgliedern ihres Standes in den Senat entschädigt werden sollten. Livius Drusus gerieth über diese Anträge mit allen drei Theilen des Volkes zugleich in einen sehr heftigen Kampf. Nichtsdestoweniger setzte er seine Anträge durch, stürzte sich selbst aber dadurch ins Verderben. Die Ausführung seiner Gesetze war nämlich nur auf dem Wege der Gewalt möglich, diesen konnte und durfte aber Livius Drusus nicht betreten

Er half ſich auf andere Weiſe, machte jedoch damit das Übel noch größer und vermehrte die Zahl ſeiner Feinde. So wollte er z. B. diejenigen, denen ſein Ackergeſetz Verluſt brachte, mit Geld entſchädigen, er ließ aber, um dieſes zu erhalten, die Münzen verſchlechtern, und ſchadete dadurch dem Handel und Wandel. Seine frühere Popularität ſchwand täglich mehr, er ſah zu ſpät ein, daß er auf einem falſchen Wege ſei, und mußte auf Mittel denken, wie er den Gefahren, die ihn von allen Seiten her bedrohten, begegnen könne. Er zog alſo eine große Schaar Landleute an ſich, die ihn beſtändig umgeben mußten, und ſuchte die italiäniſchen Bundesgenoſſen dadurch in ſein Intereſſe zu ziehen, daß er ein Geſetz vorzuſchlagen verſprach, durch welches allen Italiänern das römiſche Bürgerrecht gegeben werden ſollte. Das Oberhaupt des marſiſchen Volkes, Quintus Pompädius Silo, bot ihm an, an der Spitze von zehntauſend Mann in Rom zu erſcheinen und ſeine Gegner zu vernichten; Livius Druſus warnte aber dieſe, ſtatt ſie zu verderben. Der Senat war nicht ſo gewiſſenhaft und ängſtlich; denn er veranlaßte entweder die Ermordung des Livius Druſus, oder billigte ſie doch, weil er nachher jede Unterſuchung über den Mord verbot. Livius Druſus wurde eines Abends, als er in geringer Begleitung vom Marktplatze heimkehrte, vor ſeinem Hauſe meuchelmörderiſch überfallen, und ſtarb wenige Stunden darauf an den empfangenen Wunden. Der Senat hob gleich nach Druſus Tod alle Geſetze desſelben auf, indem er ſich dazu des Vorwandes bediente, daß bei ihrer Annahme die Auſpicien unbeachtet gelaſſen worden wären. Außerdem ward eine ſtrenge Unterſuchung gegen die Freunde des ermordeten Tribunen angeordnet, namentlich aber gegen alle diejenigen, welche an ſeinen Unterhandlungen mit den Häuptern der Bundesgenoſſen Theil genommen hatten. Viele angeſehenen Römer wurden für ſchuldig erklärt und aus Italien verbannt.

Jetzt brach der lange zurückgehaltene Unwillen der Italiäner in offene Empörung aus (91 v. Chr.). Die meiſten einheimiſchen Völkerſchaften Italiens, die Samniten und Marſer an ihrer Spitze, erhoben die Waffen gegen Rom; nur die Latiner, die Etruſker und Umbrer blieben den Römern treu. Die empörten Völkerſchaften ſchloſſen eine Conföderation mit einander, und kamen überein, nach

dem Muster des römischen Staates aus fünfhundert Deputirten der einzelnen Völker einen Senat zu errichten, und diesem in Verbindung mit zwei Consuln und zwölf Prätoren die Leitung ihres Vereines zu übertragen. Sie ließen also den Gedanken an das römische Bürgerrecht ganz fallen, und gründeten einen neuen Staat, der an die Stelle des römischen treten sollte. Die pelignische Stadt Corfinium, welche nahe bei dem heutigen Popoli im nördlichen Theile des Neapolitanischen lag, ward zur Hauptstadt und zum Sitze der Regierung ausersehen, und erhielt deshalb den Namen Italica. Rom gerieth durch das Verfahren der Italiäner in die größte Gefahr; denn die Heere, von welchen es jetzt angegriffen wurde, hatten bisher den kräftigsten Theil seiner Kriegsmacht gebildet und bekämpften also das römische Volk mit seinen eigenen Waffen. Das einzige Mittel, dem Untergange zu entgehen, bestand darin, daß man möglichst viele Völker von der Verbindung zu trennen suchte, und sich zu diesem Behuf entschloß, lieber einem Theile der Italiäner sogleich das römische Bürgerrecht zu ertheilen, als das Dasein und die Oberherrschaft der seitherigen Hauptstadt Italiens aufs Spiel zu setzen. Man erklärte also gleich beim Ausbruch des Krieges, daß diejenigen Völker, die dem Bunde nicht beigetreten wären, des römischen Bürgerrechts theilhaftig werden sollten. Auf diese Weise erhielt sich Rom die Latiner, Umbrer und Etrusker, obgleich die beiden letzteren Völker bereits schwankend geworden waren. Aus ihnen und aus den gallischen und ligurischen Völkern von Oberitalien, welche ebenfalls treu blieben und dafür im Jahre 90 v. Chr. das Recht der Latiner erhielten, zog das römische Volk die Truppen zum Kampfe gegen die Anderen.

Die ausgezeichnetsten Feldherrn der Italiäner waren der Marser Quintus Pompädius Silo, der Lukane Lamponius und die Samniten Pontius Telesinus, Marius Egnatius und Aponius Motulus, sowie Titus Afranius, Vettius Cato und einige Andere, deren Nationalität nicht mit Sicherheit bekannt ist. Der Bundesgenossenkrieg, welcher nach dem kräftigsten der verbündeten Völker auch der marsische Krieg genannt wird, dauerte drei Jahre, und wurde von beiden Seiten mit der größten Tapferkeit und Ausdauer geführt. Alle bedeutenden Männer Rom's, namentlich Marius, Sulla und Cnäus Pompejus Strabo,

der Vater des berühmten Pompejus, nahmen an demselben Theil. Am meisten zeichnete sich Sulla aus, während Marius den Erwartungen, die man von seiner Führung gehegt hatte, nicht entsprach. Die Italiäner erfochten anfangs überall Vortheile, und erst nach einem Jahre gelang es den Römern unter ihrem Consul Lucius Julius Cäsar, einen Sieg zu erringen. Nachher schwankte das Glück beständig hin und her, ganze Landstriche wurden verwüstet, und nicht weniger als dreimal hunderttausend Menschen sollen in diesem Kriege das Leben verloren haben. Die Römer mußten sich zuletzt zu dem verstehen, womit sie hätten anfangen sollen: sie ertheilten allen freien Bürgern Italiens das Bürgerrecht. Die empörten Völker schlossen hierauf (88 v. Chr.) Frieden; nur die Samniten und Lukaner blieben unter den Waffen, und setzten das Blutvergießen und die Verwüstung Italiens noch eine Zeitlang fort, bis Sulla im Jahre 82 v. Chr. die letzten Reste ihrer Schaaren vernichtete.

6. Der Beginn des ersten Bürgerkriegs.

Der Bundesgenossenkrieg hatte für die inneren Verhältnisse des römischen Staates die wichtigsten Folgen, nicht blos deswegen, weil durch die Zulassung der Italiäner zum Bürgerrecht die Masse derer, welche die Volksversammlung bildeten, auf einmal in außerordentlichem Maße vermehrt ward, sondern namentlich auch weil Sulla sich in diesem Kriege zuerst die Mittel verschaffte, durch welche er nachher zur Alleinherrschaft emporstieg. Die Siege, die er damals erfocht, erwarben ihm beim Volke das größte Ansehen; die Art aber, wie er seinen Soldaten begegnete, die Schlauheit, mit welcher er die strenge römische Kriegszucht bald anwandte, bald hintansetzte, sowie die Erpressungen, die er seinen Truppen erlaubte, die Vergnügungen und Lüste, welche er den Soldaten nach den Anstrengungen des Kampfes und der Märsche vergönnte, und der Umstand, daß er selbst an diesen Genüssen Gefallen fand und Theil nahm, alles dies zusammen machte ihn zum Abgott des Heeres. Er bediente sich nachher im Frieden dieser Vortheile auf eine Art und Weise, wie vor ihm noch kein römischer Feldherr gethan hatte, und gab dadurch zuerst von allen Römern der Welt zu

erkennen, daß in einem Staate, welcher fortwährend Kriege führen muß, bei ausbrechenden Bürgerzwisten in der Regel das Heer den Ausschlag gibt. Diese durch die Erfahrung aller Zeiten bestätigte Wahrheit machte sich nachher in der ganzen weiteren Geschichte des römischen Freistaates geltend. Rom's Freiheit ward ebenso durch seine Heere vernichtet, wie am Ende des Mittelalters die Freiheit von Mailand und Florenz und in unseren Tagen die republikanische Verfassung von Frankreich. Wir haben bereits dasselbe in der Geschichte von Syrakus gesehen, und wenn Karthago eine Ausnahme von jener Regel machte, so lag dies nur darin, daß die dortige Aristokratie die Heere entfernt zu halten und am Ende jedes Krieges sogleich zu entlassen pflegte, und daß überhaupt eigentliche innere Unruhen in Karthago ebenso wenig vorkamen, als in Venedig.

Die Verdienste, welche Sulla sich im Bundesgenossenkrieg erworben hatte, waren so allgemein anerkannt, und die Zuneigung der Soldaten zu ihm so groß, daß er in seinem neun und vierzigsten Lebensjahre fast einstimmig zum Consul erwählt wurde, und zugleich die Ernennung eines Collegen von seiner Partei, des Quintus Pompejus Rufus, durchsetzte. Das Jahr seines Consulats (88 v. Chr.) ist eines der wichtigsten in der ganzen römischen Geschichte; denn in demselben brach der erste Bürgerkrieg in Rom aus. Die Römer mußten damals ihre Hauptmacht gegen den König Mithridates den Großen von Pontus wenden. Sulla bewarb sich um das Commando in diesem Kriege, und der Senat übertrug ihm dasselbe auch; der alte ehrgeizige Marius aber suchte es seinem gehaßten Nebenbuhler zu entreißen und die Volksversammlung dahin zu bringen, daß sie das früher beim Jugurthinischen Kriege gegebene Beispiel wiederhole, und ohne Rücksicht auf den Beschluß des Senats ihn selbst mit der Führung des Mithridatischen Krieges beauftrage. Er verband sich zu diesem Zwecke mit Publius Sulpicius Rufus, einem der schrecklichsten Volkstribunen, welche Rom jemals gehabt hat. Sulpicius war bis zu seinem Tribunat ein Mann von trefflicher Gesinnung und ausgezeichnetem Charakter gewesen, und hatte zur aristokratischen Partei gehört; worin der eigentliche Grund lag, daß er sich in seinem ganzen Wesen und Streben plötzlich zum Entgegengesetzten

wandte, ist unbekannt. Er war kaum Tribun geworden, als er die Partei, zu welcher er sich seither gehalten hatte, aufs heftigste verfolgte, und eine förmliche demokratische Macht gegen sie organisirte. Er nahm dreitausend Banditen in seinen Sold, sammelte sechshundert junge Leute um sich, welche er den Gegensenat nannte, und erschien öffentlich nie mehr anders als von einem Theile dieser wilden Rotte umgeben. Auch die italiänischen Neubürger, welche damals in die Bürgerregister eingetragen wurden, und deshalb in besonders großer Zahl nach Rom strömten, suchte er für sich zu gewinnen. Man hatte nämlich schlauer Weise verfügt, daß dieselben, statt unter die bestehenden fünf und dreißig Tribus vertheilt zu werden, acht neue Tribus bilden sollten, weil ihnen dadurch jeder bedeutende Einfluß unmöglich gemacht ward; denn die acht neuen Tribus stimmten jedes Mal zuletzt, und wirkten also nur dann auf einen Volksbeschluß ein, wenn die fünf und dreißig alten keinen Ausschlag gegeben hatten. Sulpicius stellte den Antrag, daß die neuen Tribus wieder abgeschafft, und die Italiäner in die alten vertheilt werden sollten.

Dieser Antrag rief die heftigsten Bewegungen und Unruhen in Rom hervor. Tausende von Neubürgern befanden sich in der Stadt, zwischen ihnen und einem Theile der alten Bürgerschaft entstand ein förmlicher Krieg, und beide Theile stritten fast tagtäglich auf den Straßen und auf dem Marktplatze mit einander. Indessen gewann die Partei des Sulpicius, an welche sich auch Marius und seine Freunde angeschlossen hatten, immer mehr Boden, und es ward von Tag zu Tag wahrscheinlicher, daß der Vorschlag durchgehen werde. In dieser Bedrängniß rief der Consul Pompejus Rufus seinen Collegen Sulla, der in Campanien Werbungen für den asiatischen Feldzug machte, nach Rom zurück, und beide Consuln ergriffen nun, um vorerst die Abstimmung hinauszuschieben, im Einverständniß mit dem Senat eine in Zeiten der Noth gebräuchliche Maßregel: sie verkündeten für eine Reihe von Tagen den Stillstand aller Staatsgeschäfte. Sulpicius ließ sich dadurch nicht einschüchtern, sondern beschloß vielmehr, die Consuln zur Aufhebung dieses Edictes zu zwingen. Er zog mit seinen Schaaren auf den Marktplatz, wo der Senat im Tempel des Castor zu einer Sitzung zusammengekommen war, umzingelte das

Gebäude, und ließ, als man seine Forderung zurückwies, seine Rotten über den wehrlosen Senat herfallen. Die Consuln und Senatoren ergriffen die Flucht. Pompejus Rufus entkam glücklich, sein Sohn aber, der mit Sulla's Tochter vermählt war, wurde von dem wüthenden Pöbel umgebracht. Sulla entrann seinen Verfolgern nur dadurch, daß er sich in das Haus seines Feindes Marius flüchtete. Dieser verlangte von ihm eine eidliche Verpflichtung, das Edict wieder aufzuheben, und Sulla leistete den Eid, um sein Leben zu retten. Er erfüllte auch seinen Schwur, und erließ im Sinne desselben sogleich eine öffentliche Bekanntmachung; er that dies aber nur, weil er auf keine andere Weise sich hätte aus der Stadt entfernen und zu seinem Heere, das noch gegen einen Überrest der Bundesgenossen zu Felde lag, gelangen können. Sulpicius setzte dann seinen Antrag durch, und ließ zugleich Marius zum Befehlshaber im Mithridatischen Kriege ernennen.

Der Sieg des Sulpicius und Marius über Sulla hatte die unmittelbare Folge, daß die Römer zum ersten Mal einer völlig militärischen Herrschaft unterworfen wurden, und seitdem mit geringen Unterbrechungen von ihren eigenen Generalen dieselbe Behandlung zu erdulden hatten, welche sie selbst schon längst über die Welt verhängt hatten. Sulla erklärte nämlich seinen Soldaten, daß in Rom Gewalt für Recht gelte, daß das Ansehen der Consuln verkannt werde, und daß die alten Bürger unter die neuen herabgesetzt wären; er forderte sie auf, mit ihm nach Rom zu ziehen, um die gesetzliche Ordnung wieder herzustellen. Er besaß schon lange die Zuneigung und das Vertrauen seiner Soldaten, und da er auf eine sehr schlaue Weise und mit Hülfe von allerlei Vorbedeutungen auch den bei den Italiänern so tief eingewurzelten Aberglauben für sich zu benutzen wußte, so ward es ihm nicht schwer, das Heer für seine Zwecke zu gewinnen. Seine vornehmsten Officiere verließen ihn zwar, dagegen aber erschienen sein College und viele flüchtigen Bürger, selbst Senatoren, in seinem Lager; denn Marius und Sulpicius waren nach ihrem Siege über ihre Gegner hergefallen, und hatten die Häuser derselben geplündert und sie selbst umzubringen gesucht. Der Senat, welcher ganz in der Gewalt dieser beiden Männer war, schickte dem Sulla zwar

Abgeordnete entgegen, um ihn von seinem Vorhaben abzuhalten, allein Sulla wies dieselben mit Verachtung zurück. Er marschirte schnell heran, umlagerte seine Vaterstadt wie eine feindliche Festung, und zog dann über Leichen gemordeter Bürger in dieselbe ein. Seine Gegner leisteten ihm in den Straßen tapferen Widerstand, da sie aber aus einer ungeordneten Masse bestanden, so wurden sie zuletzt überwältigt und aus einander gesprengt. Vergebens rief dann Marius die Sklaven zum Kampf auf, und versprach ihnen die Freiheit, sie folgten seinem Rufe nicht, und Sulla blieb Herr der Stadt.

Am anderen Morgen ließ Sulla das Volk zusammenkommen, und schlug ihm einige Gesetze vor, welche natürlich ohne Widerrede angenommen wurden, da er sie an der Spitze von sechs Legionen machte. An eine durchgreifende Veränderung dachte er dabei nicht; denn diese hätte, weil die Partei des Marius zu stark war, ohne ein neues Blutbad oder eine förmliche Proscription nicht ausgeführt werden können, dazu war aber wegen des Mithridatischen Krieges keine Zeit. Sulla begnügte sich daher, die von Sulpicius durchgesetzten Gesetze aufheben, und durch das Volk den Beschluß fassen zu lassen, daß in Zukunft kein Gesetz ohne vorhergegangene Prüfung des Senats ans Volk gebracht werden solle, und daß die Volksversammlung nicht mehr nach Tribus, sondern nach Centurien stimmen dürfe. Auch seine Rachgier konnte Sulla wegen der Eile, die der Mithridatische Krieg erforderte, nur theilweise befriedigen. Er begnügte sich, durch den Senat zwölf Hauptanführer der Gegenpartei, unter ihnen Marius und Sulpicius, in die Acht erklären und einen Preis auf ihre Köpfe setzen zu lassen. Von allen Senatoren wagte nur der alte Augur Quintus Mucius Scävola, der Vater des früher erwähnten Consuls, welcher kurz vor dem Ausbruche des Bundesgenossenkrieges ein Gesetz gegen die Italiäner beantragt hatte, sich dem Begehren Sulla's in Betreff des Marius zu widersetzen. Als ihm Sulla deshalb drohte, rief er demselben zu: „Du magst noch so sehr auf die Schaaren pochen, mit denen du das Rathsgebäude umzingelt hast, magst mir noch so oft mit dem Tode drohen, doch wirst du mich nicht dahin bringen, daß ich um des wenigen Blutes willen, das noch in meinen alten Adern fließt, den Mann für einen Feind des Vaterlandes erkläre,

der diese Stadt und ganz Italien vorm Untergange bewahrt hat!" Die Geächteten entkamen alle durch die Flucht, mit Ausnahme des Sulpicius, der von einem seiner Sklaven verrathen und dann getödtet wurde. Sulla ließ sein Haupt auf dem Marktplatze vor der Rednerbühne aufstecken. Marius entging unter fast romanhaften Abenteuern seinen Verfolgern. Nachdem er nur mit großer Mühe sich auf die See gerettet hatte, ward er durch Sturm genöthigt, wieder auf das Land zurückzukehren. Er irrte dann Tage lang auf der campanischen Küste in Feldern und Wäldern umher, und fand zwar nachher wieder ein Fahrzeug, ward aber von der Mannschaft desselben aus Furcht vor der Strafe nochmals ans Land gesetzt. Nachdem er sich hierauf eine Zeitlang in Sümpfen versteckt gehalten hatte, wurde er entdeckt und nach Minturnä gebracht. Die Behörde dieser Stadt beschloß, ihn hinrichten zu lassen, und beauftragte, da sich niemand sonst dazu hergab, einen cimbrischen Reiter mit der Ausführung ihres Beschlusses. Als dieser in das Gefängniß kam, soll Marius ihm mit dem Zuruf entgegengetreten sein: „Mensch, du wagst es, den Marius zu tödten?" Durch die donnernde Stimme und den wilden Blick des Mannes erschreckt, sprang der Cimbrer zurück und verweigerte dem Magistrat seinen Dienst. Marius entkam gleich nachher aus dem Gefängniß, und segelte nach Afrika. Unterwegs war er aus Mangel an Wasser genöthigt, an der sicilianischen Küste zu landen. Ein römischer Beamter ließ ihn hier überfallen, und Marius rettete sich nur mit genauer Noth und nachdem sechszehn von seinen Leuten getödtet worden waren. Als er endlich im Hafen von Karthago gelandet war, ließ ihm der römische Statthalter von Afrika befehlen, seine Provinz sogleich wieder zu verlassen. Nach einer Anekdote, deren Wahrheit dahin gestellt bleiben muß, soll der Bote des Statthalters den Marius unter den Ruinen Karthago's angetroffen, und dieser ihm die Antwort gegeben haben: „Sage deinem Herrn, du hättest den Marius auf den Trümmern von Karthago sitzen gesehen!" Marius hielt sich nachher auf einer kleinen Insel an der afrikanischen Küste so lange auf, bis die veränderten Umstände ihm die Rückkehr nach Rom gestatteten.

Sulla war unterdessen mit seinem Heere nach Asien gezogen. Er hatte Rom unter Verhältnissen verlassen, die ihm keineswegs

günstig waren; denn die Stimmung war bis zu seiner Abreise so sehr gegen ihn, daß viele von denen, welche er zu obrigkeitlichen Stellen empfahl, vom Volke verworfen wurden. Sogar der eine von den beiden Consuln des nächsten Jahres, Lucius Cornelius Cinna, gehörte zu seiner Gegenpartei. Sulla vertraute indessen damals, wie immer, seinem Glück, und begnügte sich damit, daß Cinna ihm unter heiligen Betheuerungen das Versprechen ablegen mußte, an seinen Einrichtungen nichts ändern und überhaupt nichts gegen ihn unternehmen zu wollen. Noch ehe Sulla die Stadt verließ, kam die Gährung zum Ausbruch. Zuerst ward sein seitheriger College im Consulat, Pompejus Rufus, auf eine Art und Weise ums Leben gebracht, welche einen neuen Bürgerkrieg befürchten ließ. Pompejus Rufus war nämlich zum Proconsul ernannt worden, und sollte mit dem Heere, welches Cnäus Pompejus Strabo bisher angeführt hatte, die noch nicht besiegten Reste der Bundesgenossen unterwerfen. Pompejus Rufus hatte aber den Oberbefehl kaum übernommen, als er von den Soldaten ermordet wurde. Da Pompejus Strabo dem Scheine nach den Mord misbilligte, aber keine Untersuchung darüber anstellte und das Commando sogleich wieder übernahm, so erscheint er dabei in einem sehr verdächtigen Lichte. Gleich nachher entstand auch in Rom selbst zwischen Cinna und seinem Collegen Cnäus Octavius ein heftiger Zwist, und Cinna brach seinen erst kurz zuvor geleisteten Eid, noch ehe Sulla seine Soldaten zum Mithridatischen Kriege eingeschifft hatte. So bedenklich diese Erscheinungen waren, so hielt doch Sulla für gut, sich nicht darum zu bekümmern, er überließ Rom dem Kampfe der Parteien, und fuhr (87 v. Chr.) mit seinem Heere nach Griechenland und Asien hinüber, von wo er erst vier Jahre später nach Italien zurückkehrte.

Der Gegenstand des Streites, welcher zwischen den beiden Consuln und ihren Parteien ausbrach, war derselbe, durch den kurz vorher der Tribun Sulpicius die Stadt in die größte Aufregung gebracht hatte. Cinna ließ durch einen Tribunen den Vorschlag des Sulpicius erneuern, daß die italiänischen Neubürger in die alten Tribus vertheilt werden sollten. Sein College und die ganze aristokratische Partei arbeiteten ihm mit dem größten Nachdruck entgegen; beide Consuln sammelten bewaffnete Schaaren um

sich, und es wurden täglich förmliche Gefechte auf dem Markte geliefert. Cinna unterlag zuletzt seinem Gegner, und entfloh mit sechs Volkstribunen zu einem der drei Heere, welche damals noch in Italien unter den Waffen standen. Die Anführer dieser Heere waren Pompejus Strabo, Quintus Cäcilius Metellus Pius, der Sohn des Metellus Numidicus, und der Prätor Appius Claudius. Zu dem Letzteren nahm Cinna seine Zuflucht. Er fand die gewünschte Aufnahme, obgleich seine Gegner in Rom ihn zu ebenderselben Zeit durch die Volksversammlung absetzen und Lucius Cornelius Merula an seine Stelle ernennen ließen. Damit war das Zeichen zum Bürgerkriege gegeben. Cinna rief die italiänischen Bundesgenossen zu seinem Beistand auf, brachte eine große Heeresmacht zusammen, und ließ Marius zur Rückkehr nach Italien auffordern. Marius erschien, sammelte viele Leute um sich, vereinigte sich mit Cinna und übernahm das Ober-Commando. Beide Männer rückten sogleich auf Rom los, und umzingelten die Stadt mit vier Heerhaufen; zwei von diesen wurden von ihnen selbst angeführt, die beiden anderen aber standen unter Quintus Sertorius und Cnäus Papirius Carbo, von welchen der Erstere ein wackerer Mann und tüchtiger Feldherr war, der Zweite aber sich nur durch Schlechtigkeit und Unfähigkeit auszeichnete.

Der Senat rief gegen die drohende Gefahr Pompejus Strabo mit seinem Heere zu Hülfe. Dieser war zwar ein geschickter Feldherr, aber im höchsten Grade unzuverlässig und als Mensch und Bürger mehr verachtet, als irgend ein Mann seiner Zeit; er hielt den Senat lange mit seiner Antwort hin, weil er zwischen beiden Parteien hin und her schwankte; endlich entschied er sich für die Aristokratie. Er marschirte nach Rom, welches durch die Feinde von allen Seiten her bedrängt wurde. Nahe bei der Stadt kam es zu einem blutigen Treffen, welches unentschieden blieb, aber beiden Theilen viele Leute kostete. Bald nachher ward das Heer des Pompejus durch Krankheiten größtentheils aufgerieben, und ihn selbst tödtete der Blitz. Jetzt war Metellus Pius des Senats einzige Hoffnung. Er lagerte sich in der Nähe von Rom, und auch der Consul Octavius bezog mit den Truppen, die er in der Stadt ausgehoben hatte, ein Lager vor den Thoren. Zum Unglück

für die Aristokraten litt die Stadt bald Mangel an Lebensmitteln, und die Soldaten des Octavius liefen, weil sie zu ihrem General kein Vertrauen hatten, in ganzen Schaaren zu Metellus und, als dieser sie in sein Lager nicht einließ, zum Feinde über. Endlich zeigte sich auch noch im Heere des Metellus der Geist des Aufruhrs; Metellus ward von seinen Soldaten verlassen und floh, an seiner Sache verzweifelnd, nach Afrika. Jetzt blieb dem Senat keine andere Wahl, als mit seinen erbitterten Gegnern zu capituliren. Cinna verlangte vor allen Dingen, daß man seine Absetzung vom Consulat zurücknehme. Merula dankte daher sogleich ab, und Cinna ward wieder als Consul anerkannt. Als man ihn hierauf bat, das Leben der Bürger zu schonen, sagte er dies zwar zu, war aber nicht zu bewegen, es durch einen Eid zu verbürgen. Marius, welcher diesen Verhandlungen beiwohnte, benahm sich dabei scheinbar ganz theilnahmlos: er sprach während derselben kein Wort, gab aber in seinen Mienen deutlich die gemeine Schadenfreude und Rachgier zu erkennen, von der sein Inneres erfüllt war. Gleich nachher, als das siegende Heer seinen Einzug in die Stadt begann, verhöhnte er die Gesetze des römischen Staates auf die schamloseste Weise: er erklärte nämlich, er dürfe, da er geächtet sei, den Boden der Stadt nicht eher betreten, als bis der im vorigen Jahre über ihn verhängte Spruch durch einen Volksbeschluß aufgehoben wäre, wartete aber nachher nicht, bis das eiligst versammelte Volk diesen Beschluß gefaßt hatte, sondern zog während der Abstimmung in die Stadt ein.

Entsetzen und Mord bezeichneten den Einzug der Sieger; besonders war Marius unersättlich in seinem Durst nach Rache. Er hatte eine aus viertausend Sklaven bestehende Banditen-Schaar um sich, welche mit blutgierigem Sinne den Befehlen ihres Führers zuvorzukommen suchte. Diese halbwilden Menschen wütheten auf eine fürchterliche Weise gegen jedes Alter und Geschlecht, sie hausten so gräßlich, daß selbst Cinna darüber aufgebracht war, und für gut hielt, sie zu vernichten: er ließ sie in einer Nacht durch seine Soldaten überfallen und insgesammt niederhauen. Das Morden selbst nahm aber damit kein Ende, sondern dauerte fünf Tage und Nächte hindurch ununterbrochen fort. Wie in Rom, so wurden auch in anderen Städten Italiens die Anhänger der aristokratischen

Partei grausam verfolgt. Viele tausend römische Bürger verloren damals das Leben, unter ihnen die angesehensten, gebildetsten und edelsten Männer der Nation. Von den beiden Consuln wurde der eine, Octavius, auf Cinna's Befehl in seinem consularischen Ornat erschlagen, der andere, Merula, entzog sich seinen Verfolgern, floh in den Tempel des Gottes, dessen Priester er war, und gab sich dort am Altare selbst den Tod. Auch den Lutatius Catulus, der einst im cimbrischen Kriege des Marius College gewesen war, trieb des gefühllosen Greises Härte zum Selbstmord: vergebens baten Viele um Schonung dieses Mannes, Marius Herz war nicht zu erweichen, und Catulus tödtete sich daher mit eigener Hand. Marcus Antonius, den größten Redner seiner Zeit, ließ Marius nicht allein umbringen, sondern auch dessen Haupt zuerst bei einem Gastmahl und dann vor der Rednerbühne aufstellen. Die meisten Anhänger Sulla's, die sich in Italien befanden, verloren damals ihr Leben; er selbst ward auf Marius Antrag für einen Feind des Vaterlandes erklärt. Die eifrigsten Freunde Sulla's hätten aber nicht besser für ihn handeln können, als Marius that; denn das Schreckenssystem, durch welches dieser seine Rückkehr bezeichnete, die entsetzliche Rohheit, die er noch in einem Alter von siebenzig Jahren zu erkennen gab, und die wilde Grausamkeit, mit der er besonders gegen alle Männer von Bildung und feinerer Sitte wüthete, trieben jeden besseren Bürger zu Sulla hinüber, und machten die Sache desselben zur Sache aller derer, die noch an die Möglichkeit der Erhaltung der alten Verfassung glaubten. Ueberdies war weder Marius noch Cinna geeignet, an der Spitze eines Staates zu stehen; Beide konnten nur befehlen und morden, der Staat bedurfte aber, um sich erhalten zu können, durchaus neuer Einrichtungen. Cinna und Marius ernannten sich selbst zu Consuln für das nahe bevorstehende folgende Jahr (86 v. Chr.). Sie wurden aber bald nach dem Antritt ihres Amtes durch die Nachricht von den Siegen, welche Sulla über Mithridates erfocht, in Schrecken gesetzt, und zum Unglück für ihre ganze Partei starb der einzige Mann, der sich als Feldherr mit Sulla hätte messen können, der alte Marius selbst, schon am siebenzehnten Tage dieses seines siebenten Consulats.

7. Asiatische Angelegenheiten von Antiochus III. an bis auf das Ende des Krieges zwischen Mithridates VI. und Sulla.

Ehe wir die weiteren Ereignisse des ersten römischen Bürgerkriegs erzählen, ist es nöthig, unseren Blick auf den griechischen Orient zu werfen, weil Sulla sich dort die Macht schuf, mit der er seine Gegner in Rom besiegte und sich die Alleinherrschaft errang. Die griechischen Staaten in Asien waren während der letzten hundert Jahre in eine immer größer werdende Abhängigkeit von Rom gekommen. Der innere Zustand dieser Staaten aber war ganz derselbe geblieben, der er schon zu Antiochus III. Zeiten gewesen war. Es ist daher auch für den Zweck der allgemeinen Geschichte nicht nöthig, die einzelnen Begebenheiten und Ereignisse vorzuführen, in denen sich dieser Zustand äußerlich zu erkennen gibt. Nur einige Hauptpunkte, die den Verfall der griechischen Reiche in Asien bezeichnen, sind hervorzuheben, und außerdem noch zwei Staaten zu betrachten, welche zu jener Zeit von neuem emporblühten und dadurch vorübergehend eine Bedeutung erlangten.

In Syrien folgte auf Antiochus III. eine lange Reihe von Königen, unter welchen das Reich durch Thronstreitigkeiten, Minister-Herrschaft, tolle Willkür der Regenten und Geldmangel, sowie durch die Empörung der Juden und die steigende Macht der Parther immer tiefer sank und auf einen immer kleineren Raum beschränkt ward. Von den Römern wurden alle diese Herrscher als völlig abhängige Vasallen behandelt, gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts vor Christi Geburt aber ward das Land zu einer römischen Provinz gemacht. Indessen erhielten sich im syrischen Reich, ungeachtet der schlechten Regenten, der steten inneren Unruhen und der zunehmenden Bedrängniß von außen, der Reichthum und die Gewerbe; ja, als später, nach dem Untergange der römischen Republik, Rom's Kraft aus Italien in die ferneren Gegenden des Reiches drang, blühten sogar Handel und Industrie in Syrien ebenso, wie in anderen Provinzen, von neuem empor.

Zu derselben Zeit, als das syrische Reich immer mehr zerfiel, hob sich eine Nation, die schon seit Jahrhunderten das Joch der Knechtschaft getragen hatte, von neuem zu einer kurz dauernden

Selbstständigkeit hervor. Dies waren die Juden. Sie hatten seit der Rückkehr aus der Verbannung sehr glückliche Zeiten gehabt, obgleich sie stets anderen Völkern unterworfen gewesen waren. Sie hatten nämlich längst aufgehört, eine blos ackerbauende Nation zu sein, und ihre Hauptthätigkeit auf den Handel und die Gewerbe gewendet. In Folge davon breiteten sie sich über ganz Asien aus, bildeten in Alexandria und Cyrene einen Hauptbestandtheil der Bevölkerung, und erhielten durch ihre Regsamkeit und Sparsamkeit eine so große Bedeutung für den Handelsverkehr ganzer Reiche, daß die besten der Ptolemäer sie deshalb sehr begünstigten. Auch erfolgte in jener Zeit dasselbe, was in unseren Tagen, nachdem man aufgehört hat sie zu drücken und zu verfolgen, ebenfalls eingetreten ist: die jüdische Nation selbst fühlte, daß sie, um die Vortheile ihres Wohlstandes ganz zu genießen, aus den theokratischen Schranken, die ihrer Entwickelung im Wege standen, heraustreten und die Bildung der benachbarten Nationen in sich aufnehmen müsse. Dies geschah; die alexandrinischen Juden wurden halbe Griechen, und selbst in Palästina, ja sogar unter denen, welche auf die Hohenpriesterwürde Anspruch machten, befand sich eine große Zahl von Männern, die die religiösen Vorstellungen und Ceremonien ihres Volkes mit den griechischen zu verbinden, und überhaupt das Religiöse dem Politischen unterzuordnen suchten. Dieses Streben erlitt einen großen Stoß, als der König Antiochus IV. von Syrien, dessen Unterthanen die Juden waren, sie ihrem Glauben mit Gewalt zu entfremden und also eine Veränderung zu erzwingen suchte, die nur mit der Zeit und von selbst hätte kommen können. Er regte dadurch den Fanatismus der jüdischen Nation von neuem auf, und veranlaßte einen Religionskrieg, der sowohl für Palästina, als auch für Syrien die wichtigsten Folgen hatte. Doch war bei den Gewaltthätigkeiten des syrischen Königs die Religion anfangs Nebensache, er ließ sich vielmehr zuerst blos von Habsucht und von einer durch die Widersetzlichkeit der Juden angefachten Rachgier leiten.

Antiochus IV., welcher von 176—164 v. Chr. regierte, hatte als Prinz eine Zeitlang in Rom gelebt, und in den Kreisen der dortigen vornehmen Welt sich Sitten und Laster angewöhnt, welche seine von Natur vortrefflichen Eigenschaften verdarben, und ihn

zur Geißel ſeiner Völker machten. Er hatte ſich in Rom beſonders an unmäßigen Genuß des Weines gewöhnt, und wurde nachher im Zuſtande der Trunkenheit oft zu wahrem Wahnſinn fortgeriſſen, wiewohl andererſeits nicht zu läugnen iſt, daß er in den nüchternen Augenblicken ſeines Lebens große Energie des Charakters und mitunter ſogar eine tiefe Einſicht in das Weſen menſchlicher Dinge bewies. Selbſt bei den Tempelräubereien, die er ſich erlaubte, und welche mehr, als alles Andere, ſeinen Namen bei Juden und Chriſten verhaßt gemacht haben, ward er nicht blos von Habgier und Luſt zu Verſchwendungen geleitet, ſondern es läßt ſich vielmehr aus verſchiedenen ſeiner Unternehmungen und Regierungsmaßregeln ſchließen, daß er dabei auch von dem Gedanken ausging, es ſei zum Wohle der Welt beſſer, wenn große Geldſummen nicht als heilige Schätze dem Verkehr entzogen und in todte Hand gebracht würden. Antiochus reizte die Fanatiker der Juden und zugleich die Maſſe des Volks durch die Plünderung des Tempels von Jeruſalem, der, wie alle Haupttempel des Alterthums, zugleich auch als Handelsbank und als Niederlage der Wittwen- und Waiſengelder diente. Seit dieſer Plünderung gaben ihm die Juden einen tödtlichen Haß zu erkennen, ſie fielen ſogar einſt bei der falſchen Nachricht von ſeinem Tod über die Freunde der ſyriſchen Regierung her; er vergalt ihnen Gleiches mit Gleichem, und richtete in Jeruſalem ein ſchreckliches Blutbad an. Die Hartnäckigkeit der Juden diente der ſyriſch geſinnten Partei unter ihnen und den Schmeichlern, die auf Antiochus Einfluß hatten, zum Vorwande, vom Könige Befehle für die Gleichförmigkeit des Cultus im Reiche zu erhalten, deren Ausführung neue Grauſamkeiten und Bedrückungen möglich und ſcheinbar ſogar nothwendig machte. Die Juden gaben anfangs dem Drange der Umſtände nach; die thörichte Grauſamkeit der ſyriſchen Beamten trieb aber nachher das Volk zur Verzweiflung, und riß es zu Widerſtand und Empörung fort. Auf dieſe Weiſe erweckte alſo der Druck der ſyriſchen Herrſchaft gerade zu derſelben Zeit, als die Juden gegen ihren ererbten Cultus gleichgültig geworden waren, und griechiſche Sitte und Bildung bei ſich aufzunehmen anfingen, einen neuen Eifer für den nationalen Glauben in ihnen, und die Verfolgungen der Syrer retteten das jüdiſche Volk und ſeinen Staat vor gänzlicher Auf-

lösung. Die Statthalter und Generale des Antiochus hausten nämlich unter dem Vorwand, ihres Herrn Verordnungen wegen der allgemeinen Staatsreligion in Ausführung zu bringen, auf eine entsetzliche Weise: sie verwandelten ganze Striche von Palästina in Einöden, raubten heilige und unheilige Schätze, und marterten freie Menschen oder schleppten sie in die Sklaverei. Die unglücklichen Juden sahen zuletzt ein, daß sie bei einem ernstlichen Widerstande nichts Ärgeres erleiden könnten, als sie seither beim stillen Dulden erlitten hatten, und ein muthiger Priester benutzte diese Stimmung, um einen Aufstand zu veranlassen.

Der Priester Matathias nahm, als man ihn zwingen wollte, den heidnischen Göttern zu opfern, zu den Waffen seine Zuflucht; er erschlug einen syrischen Anführer, floh ins Gebirge und sammelte eine entschlossene Schaar um sich. Gleich nachher überfielen syrische Kriegsleute mehrere hundert Juden, die sich in eine Höhle geflüchtet hatten und, weil es gerade Sabbath war, von ihren Waffen keinen Gebrauch machten; sie wurden insgesammt getödtet, Matathias aber bediente sich dieses grausenhaften Vorfalls, um eine größere Zahl seiner Landsleute zur Rettung ihres Glaubens unter die Waffen zu bringen (167 v. Chr.). Die Umstände begünstigten die durch Matathias veranlaßte Empörung, Fanatismus und neu erwachende Liebe zum Vaterland erfüllten die Juden mit einer Tapferkeit, wie sie sich seit David's Zeiten nicht unter ihnen gezeigt hatte, und die Makkabäer, wie man Matathias und seine Nachkommen nannte, gründeten einen freien jüdischen Staat und eine Dynastie, welche zu derselben Zeit emporblühte, als die der Seleuciden nach und nach bis auf die Wurzel erstarb. Matathias selbst überlebte die ersten Vortheile, die er an der Spitze seiner fanatischen Schaar errungen hatte, nicht lange; denn er starb schon im nächsten Jahre nach dem Ausbruche der Empörung. Auch derjenige von seinen fünf Söhnen, den er an seine Stelle ernannte, Judas Makkabäus, blieb schon nach wenigen Jahren (161 v. Chr.) in einem Treffen, nachdem er den Krieg gegen die Syrer mit großem Glücke geführt hatte. Zwei andere Söhne des Matathias, welche nach Judas Tod an die Spitze des befreiten Volkes traten, Jonathan (von 161 — 143 v. Chr.) und Simon (von 143 — 135), wußten nicht allein die errungenen Vortheile zu ver-

mehren und mit den Waffen zu behaupten, sondern auch die Thronstreitigkeiten der Seleuciden vortrefflich zu ihren Zwecken zu benutzen. Simon's Sohn, Johann Hyrkanus (von 135—107) brachte es sogar dahin, daß der König von Syrien ihn als unabhängigen Fürsten von Palästina anerkannte. Der Sohn und Nachfolger Johann Hyrkan's, Aristobul I. (von 107—106), nahm den königlichen Namen an, während seine Vorgänger ohne Titel geherrscht hatten. Doch war schon mit Johann Hyrkan die Kraft des Makkabäischen Stammes erloschen und der Eifer für den Nationalglauben erkaltet. Thronstreitigkeiten, Empörungen, orientalischer Übermuth der Herrscher, Haß und Verfolgung der Secten bilden den Hauptinhalt der späteren Geschichte der Makkabäer, und das jüdische Reich erlag in Folge davon ganz auf dieselbe Weise, wie die anderen orientalischen Staaten, nach und nach der römischen Weltmacht.

Kleinasien war nach dem Frieden der Römer mit Antiochus III. in eine Menge kleiner Staaten aufgelöst worden, welche ihrer beständigen Eifersucht und Zwietracht wegen den Römern leicht zur Beute wurden. Die wichtigsten dieser Staaten waren Bithynien, Pergamum, Rhodus und Pontus. Die Regenten von Bithynien machten sich schon frühe durch ihr kriechendes Benehmen gegen die Römer des Herrschernamens unwürdig. Schmeichler der Römer war nicht blos Prusias I., welcher zur Zeit des Krieges derselben mit Perseus lebte, sondern auch sein Sohn Prusias II. und sein Enkel Nikomedes II. Der Letztere gelangte außerdem durch Vatermord auf den Thron, und führte eine grausame und willkürliche Regierung; er konnte also seine Familie und seinen Thron noch viel weniger in der Meinung der Völker heben, nur durch die öffentliche Meinung aber vermochte damals ein asiatischer Regent den Römern gegenüber sich unabhängig zu erhalten. Sein Sohn Nikomedes III. schien zwar anfangs mit dem mächtigen Gegner der Römer, Mithridates VI. von Pontus, einerlei Zweck zu verfolgen, gab denselben aber bald wieder auf, und spielte dann bei den Römern die nämliche Rolle, die seine Vorgänger gespielt hatten. Er überließ in seinem Testamente sein Land den Römern, und das bithynische Reich verschwand seitdem aus der Geschichte (75 v. Chr.).

Die niederträchtige Schmeichelei der pergamenischen Könige gegen das römische Volk und die Schlauheit und Feinheit, mit welcher dieselben den Schutz und die Gunst dieses ihres Gebieters benutzten, um sich auf Kosten ihrer Nachbarn zu heben, sind fast sprichwörtlich geworden. Zwar behaupteten die Beherrscher von Pergamum dabei vor allen anderen asiatischen Regenten ihren alten Ruhm der Unterstützung von Wissenschaft, Kunst und Industrie; dies konnte aber ihr Reich nicht gegen das allgemeine Loos aller griechisch-asiatischen Staaten schützen. Der pergamenische Staat ging endlich seinem Untergange rasch entgegen, als mit Attalus III., dem Nachfolger seines Oheims Attalus II., die Herrschaft an einen Mann kam, welcher nichts von dem Verstande seiner Vorgänger und von ihrer Liebe zu Kunst und Wissenschaft geerbt hatte, sondern sich vielmehr vorzugsweise durch sein finsteres, grausames und halb wahnsinniges Wesen auszeichnete. Attalus III. ließ aus Mistrauen die meisten Glieder seiner Familie umbringen, und setzte bei seinem Tode die Römer zu Erben seines Reiches ein (133 v. Chr.). Der Umstand, daß dieses Vermächtniß gerade in die Zeit fiel, wo die Gracchischen Unruhen in Rom selbst die lebhafteste Bewegung erregt hatten, ward von einem Eingeborenen zu dem Versuche benutzt, seine Landsleute vor fremder Herrschaft zu bewahren und sich selbst zum Regenten aufzuwerfen. Aristonikus war der Namen dieses Prätendenten, der zwar als bloßer Nebensohn eines der letzten pergamenischen Könige von den Römern mit Verachtung angesehen wurde, nach asiatischen Begriffen aber ebenso gut zum Thron berechtigt war, als der Sohn irgend einer Prinzessin. So sahen auch die Pergamener die Sache an, sie erklärten sich einstimmig für ihn, und er behauptete sich einige Jahre lang gegen die Verbündeten der Römer, die Fürsten von Bithynien, Pontus und Kappadocien. Ein Heer, welches die Römer im Jahr 131 v. Chr. gegen ihn aussandten, wurde völlig geschlagen; dagegen unterlag er aber im folgenden Jahr, als der Consul Marcus Perperna gegen ihn zu Felde zog. Nach seiner Gefangennehmung mußten die Römer den Krieg noch ein ganzes Jahr lang fortsetzen, weil die meisten Städte des Landes ihre Herrschaft nicht anerkennen wollten. Als endlich auch diese besiegt waren, erklärte

man Pergamum für eine römische Provinz, und gab derselben den vorbedeutenden Namen Asien.

Die neue Provinz Asien, welche nach und nach immer mehr erweitert ward, und zuletzt ganz Kleinasien in sich begriff, hatte mehr als alle anderen Provinzen jenen Druck der Statthalter und Zollpächter zu erdulden, dessen bereits früher als eines allgemeinen Übels der römischen Provinzen gedacht worden ist (s. oben S. 460 f.). Die Erpressungen, welche die römischen Statthalter und Zollpächter sich in Kleinasien erlaubten, sind aber nicht nur für die Erkenntniß des Charakters der römischen Herrschaft von Wichtigkeit, sondern sie übten auch einen unmittelbaren Einfluß auf den furchtbaren Kampf aus, welchen der König Mithridates VI. von Pontus mit den Römern führte. Wir müssen ihrer deswegen ausführlicher erwähnen. Daß gerade Kleinasien dem harten Drucke der römischen Verwaltung vorzugsweise preisgegeben war, hatte seinen Grund in dem ungemein blühenden Handel dieses Landes und in dem Umstande, daß in den vielen Tempelstaaten, Residenzen und Handelsstädten desselben schon seit langer Zeit ungeheuere Reichthümer zusammengeflossen waren. Der größere Reichthum zog auf ganz natürliche Weise einen größeren Druck nach sich, und die armen Kleinasiaten konnten keinen Schutz und keine Abhülfe erhalten, weil dieselben Ritter, welche ihn als Zollpächter ausübten, seit der Zeit der Gracchen über Erpressungen zu Gericht saßen. Sie hatten also noch mehr, als die anderen Provinzen, an jenem Hauptübel der römischen Verfassung zu leiden, daß die Handhabung der Gerechtigkeit in Rom nicht ein Amt, sondern ein Privilegium war, oder mit anderen Worten, daß im römischen Reiche zugleich eine Aristokratie der Geburt, des Talents und des Reichthums herrschte, über diesen aber keine Gewalt stand, die sie, wie es unter ähnlichen Verhältnissen in England geschieht, von Zeit zu Zeit in das rechte Geleise brachte. Die unglücklichen Kleinasiaten waren daher auch unter der römischen Herrschaft noch übler daran, als heut' zu Tage unter ihren türkischen Statthaltern. Diese müssen jeden Tag die Strafe fürchten, und können ihren Raub nicht immer vor ihren Oberherrn, ihren Nachbarn und ihren Nachfolgern in Sicherheit bringen; der Römer dagegen war bei dem traurigen Zustande der Verfassung und Verwaltung seines Vaterlandes zu-

gleich seiner erpreßten Schätze und der Straflosigkeit gewiß. Selbst Römer von milderem und gerechterem Sinne, als die meisten Statthalter waren, erwarben sich vermittelst der Verwaltung einer Provinz in kurzer Zeit ein großes Vermögen. Gegen den Druck und Wucher der Zollpächter und ihrer Creaturen vermochte keiner von ihnen seine Unterthanen bleibend zu schützen; wenn einmal ein römischer Beamter gegen diese Blutsauger aufzutreten wagte, so hatte er selbst gewiß über kurz oder lang dafür zu büßen. Davon gab der wackere Publius Rutilius Rufus einen traurigen Beweis. Rutilius hatte im Jahre 121 v. Chr. als Quästor eines Statthalters von Kleinasien sich mit diesem verbunden, um dem Unwesen der römischen Zollpächter und Capitalisten zu steuern. Es war ihm gelungen, ihr schreckliches Gewerbe zu stören und der Provinz eine Erleichterung zu verschaffen. Die Ritterschaft vergaß ihm aber seine eifrige Rechtlichkeit niemals, und ihre Rache traf ihn sogar noch acht und zwanzig Jahre später. Im Jahre 93 v. Chr. schmiedeten die von ihm beeinträchtigten Capitalisten eine Anklage wegen Erpressungen gegen ihn, traten als falsche Zeugen auf, und konnten ihn um so gewisser verderben, als Leute ihres Standes, um deren Vortheil es sich dabei ebenso wie um ihren eigenen handelte, die Richter bildeten. Der tüchtigste, reinste und strengste Mann seiner Zeit erlag daher dem schmählichen Zustande der römischen Gerichtsverfassung, und ward aus Italien verbannt. Indessen hatten die kleinasiatischen Städte die edle Aufopferung, die er einst zu ihrem Besten gezeigt hatte, ebenso wenig vergessen, als seine Feinde; sie belohnten ihm dieselbe damit, daß sie ihn mit ausgezeichneten Ehren bei sich aufnahmen, und daß eine der größten von ihnen, Smyrna, ihm das Bürgerrecht ertheilte.

Die Rhodier, welche nach Alexander's des Großen Tode den Haupthandel im östlichen Theile des Mittelmeeres an sich gerissen hatten, sanken durch die römische Oberherrschaft wieder von ihrer Höhe herab. Die Römer hatten sich ihrer im Kampfe gegen Philipp III. und Antiochus III. bedient, suchten sie aber nachher auf alle mögliche Weise zu drücken und ihrer großen Macht zu berauben. Sie hoben in dieser Absicht die Insel Delos, welche sie für einen Freihafen erklärten, und erreichten auch bald ihren Zweck; denn Delos ward, was seither Rhodus gewesen war, der Mittel-

punkt des Verkehrs im ägäischen Meer, und die Rhodier litten dadurch so sehr, daß ihre Zölle und Hafengelder in kurzer Zeit auf den sechsten Theil des früheren Betrages herabsanken.

Von allen kleinasiatischen Staaten ward keiner für die Geschichte der römischen Weltherrschaft so wichtig, als das Königreich Pontus; diese Bedeutung war aber weder in der Lage und Verfassung desselben, noch in den Zeitumständen gegründet, sondern sie beruhte ganz und gar auf der Persönlichkeit eines einzigen Mannes, des pontischen Königs Mithridates VI., und ging deshalb auch schnell vorüber. Die Fürsten von Kappadocien, Paphlagonien und Pontus waren glücklicher, als die anderen Herrscher Kleinasiens; denn sie wurden nicht, wie diese, von mächtigen Nachbarn bedrängt und durch die Römer schon früh im Genusse des Glückes gestört, welches die Blüthe der in ihren Reichen liegenden griechischen Handelsstädte und die Aufnahme griechischer Sitten und Einrichtungen ihnen gewährte. Doch kamen Kappadocien und Paphlagonien ebenfalls in Abhängigkeit von Rom. Pontus dagegen stand nicht blos fester, sondern es ward auch durch Mithridates VI. auf kurze Zeit zur Hauptmacht des Ostens erhoben. Das Geschlecht der Könige von Pontus war uralt (s. oben S. 13), ihre Macht ward aber erst dann bedeutend, als das bithynische und das pergamenische Reich in Verfall geriethen. Unter Mithridates V., der den Römern gegen Aristonikus Hülfe geleistet hatte, wurde es durch diese bedeutend vergrößert; denn Mithridates erhielt von ihnen zur Belohnung seiner Dienste nicht nur ein Stück von Phrygien, sondern auch die Erlaubniß, das Land Paphlagonien, welches er als eine rechtmäßige Erbschaft in Anspruch nahm, zu besetzen. Freilich benutzten die Römer nachher die Minderjährigkeit seines Sohnes und den Zwist desselben mit seiner Mutter, um beide Länder wieder an sich zu ziehen.

Mithridates VI. oder der Große, der seinem Vater 124 v. Chr. nachfolgte, wird zwar gewöhnlich zu den größten Regenten aller Zeiten gerechnet, wir können ihm aber diese Ehre nur in so fern zuerkennen, als von Charakterstärke, von folgerechter Energie, von schonungsloser Klugheit und von einer Regierung nach orientalischen Begriffen die Rede ist. Sein Vater war höchst wahrscheinlich auf Anstiften seiner Mutter getödtet worden; die

Ermordung der Mutter war eine der ersten Handlungen des jungen Königs Mithridates, der die Herrschsucht derselben nicht zu ertragen vermochte, und nach ihrem Tode als Rächer seines Vaters den Namen Eupator (d. i. der von einem edlen Vater Erzeugte) annahm. Auch seine Gemahlin wurde bald nach der Vermählung ein Opfer seiner Eifersucht. Mithridates zeigte zwar von Anfang an zugleich Kraft und Gewandtheit des Körpers und Geistes, schlaue Einsicht in seinen Vortheil, einen sicheren Tact in der Benutzung der Umstände, mit Einem Worte äußere und innere Eigenschaften, die einen großen orientalischen Regenten in ihm erwarten ließen; aber er blieb auch sein ganzes Leben hindurch in der Wahl seiner Mittel ebenso rücksichtslos, als er es bei der Ermordung seiner Mutter gewesen war.

Mithridates entwarf gleich in den ersten Jahren seiner Regierung den Plan, sein Reich zu vergrößern. Die Umstände waren ihm für diese Absicht so günstig, als er es nur wünschen konnte. Die Römer waren nämlich Jahrzehnte hindurch ununterbrochen in gefährliche Kriege verwickelt oder mit inneren Unruhen beschäftigt; das syrische Reich hatte sich in Folge von Thronstreitigkeiten in mehrere Herrschaften aufgelöst; das in eine Provinz verwandelte Pergamum und die völlig abhängigen Fürstenthümer Bithynien und Kappadocien wurden von den geldsüchtigen römischen Großen mishandelt; die beiden Staaten Groß- und Klein-Armenien endlich, welche sich zur Zeit des Sieges der Römer über Antiochus den Großen aus syrischen Provinzen gebildet hatten, machten keine Ansprüche an Kleinasien, hatten aber alle Ursache, sich mit Mithridates zu verbinden, um dem Vordringen der Römer einen Damm entgegenzusetzen. Derselbe Fall war mit den Parthern, welche kurz vorher ihre Herrschaft vom Euphrat bis zum Indus ausgebreitet hatten. Mithridates konnte daher an ein neues asiatisches Kaiserthum denken, zumal da er alle Erfindungen und Einrichtungen der Griechen sich zu Nutz machte, und die barbarische Kraft seines Volkes durch griechischen Geist zu beleben verstand. Seine ersten Plane waren nicht gegen Rom gerichtet; er suchte zuerst alle am schwarzen Meere wohnenden barbarischen Völker und alle unter ihnen gegründeten griechischen Colonieen seinem Scepter zu unterwerfen, um an der Spitze dieser Pflanzstädte jene Barbaren unter

griechischer Herrschaft zu einer furchtbaren Macht zu erheben. Die auf der Nord- und Ostseite des schwarzen Meeres wohnenden Griechen, welche von den räuberischen Völkerschaften des südlichen Rußlands und des Kaukasus zu allen Zeiten viel zu leiden hatten, sahen mit Freuden das griechisch gewordene Reich von Pontus sich über ihre Gegenden ausbreiten; denn sie erhielten dadurch Schutz gegen jene Völker, und Mithridates gewährte ihnen in seinem Reiche denselben Rang, den die griechischen Colonieen im nördlichen Kleinasien schon seit den Zeiten seines Großvaters gehabt hatten (s. oben S. 14). So eroberte sich Mithridates zu seinem Erblande noch ein zweites Reich, welches von der Ostgrenze von Pontus an rings um das schwarze Meer herum bis nach Thracien reichte, und von dem cimmerischen Bosporus, an dem seine beiden Hauptstädte Pantikapäum und Phanagoria lagen (s. Th. I. S. 230), den Namen des bosporanischen Reiches erhielt.

Als Mithridates seine Macht über die im Osten und Norden gelegenen Küstenländer erweitert hatte, wandte er sich gegen Westen und Süden, und suchte auch Kleinasien von sich abhängig zu machen. Dies war aber natürlich viel schwerer, als seine erste Unternehmung, weil er es hier mit griechisch eingerichteten Reichen zu thun hatte, und dabei zugleich mit den Römern in feindliche Berührung kam. Er griff zunächst Paphlagonien und Kappadocien an, eroberte einen Theil des ersteren Landes, ermordete den minderjährigen Herrscher von Kappadocien, seiner eigenen Schwester Sohn, und bemächtigte sich der Hinterlassenschaft desselben. Die Römer nahmen sich aber dieser Länder an, und Mithridates ließ sich, obgleich er damals schon eine furchtbare Land- und Seemacht besaß, sogar herab, die Sache von einer aus Rom gesandten Commission entscheiden zu lassen. Er fügte sich in die Forderung derselben, daß er Kappadocien wieder frei geben solle, wußte aber gleich nachher aus dem Umstande Vortheil zu ziehen, daß die Römer wegen ihres italiänischen Bundesgenossenkrieges kein bedeutendes Heer nach Asien schicken konnten. Mit seinem Schwiegersohn Tigranes II., dem König von Groß-Armenien, verbündet, nahm er in kurzer Zeit Kappadocien, Bithynien, Phrygien und das ganze übrige Kleinasien in Besitz (89 v. Chr.). Die römischen Statthalter und Befehlshaber führten ihm zwar ihre

Heere entgegen, aber Mithridates schlug und zersprengte dieselben; denn wenn gleich seine eigenen Truppen ein Gemenge von allerlei Völkern waren, so hatte er doch an die Spitze derselben lauter griechische Generale gestellt. Auch unterstützten ihn die der römischen Herrschaft überdrüssigen Eingeborenen, und alle Städte öffneten ihm mit Freuden ihre Thore; nur Magnesia am Sipylus und die Insel Rhodus blieben den Römern treu und vertheidigten sich mit Hartnäckigkeit. Als Mithridates Herr von Kleinasien geworden war, nutzte er die Erbitterung der Einwohner über die seither erlittenen Bedrückungen und Mishandlungen. Er ließ zuerst einen der gefangenen römischen Generale, Manius Aquilius, der sich durch Erpressungen und militärischen Trotz besonders verhaßt gemacht hatte, auf einen Esel setzen, durch die vornehmsten Städte zur Schau führen und ihm zuletzt geschmolzenes Gold in den Hals gießen. Dann aber veranstaltete Mithridates eine Art von sicilianischer Vesper: er ließ nämlich durch seine Beamten in den kleinasiatischen Städten an einem bestimmten Tage die Aufforderung ergehen, alle anwesenden Römer zu ermorden. Dieser schreckliche Aufruf wurde von den Einwohnern mit so großer Bereitwilligkeit befolgt, daß damals zwischen achtzig und hundert fünfzig tausend Römer auf eine fürchterliche Weise ihr Leben verloren (88 v. Chr.).

Mithridates nahm auch alle Inseln des ägäischen Meeres außer Rhodus in Besitz, und schickte seinen besten General, Archelaus, mit Flotte und Heer nach Griechenland, um den Römern zuvorzukommen, welche bereits einen Kriegszug gegen ihn beschlossen hatten. Archelaus bemächtigte sich vor Allem der Stadt Athen, deren Bewohner er durch geschickte Benutzung ihrer alten Schwächen zur Unterwerfung brachte: er trat ihnen, als sie ihm eine Gesandtschaft entgegenschickten, von freien Stücken einige der eroberten Inseln ab, schenkte ihnen die in Delos erbeuteten heiligen Schätze, schickte einen der atheniſchen Gesandten, den Philosophen Aristion, mit diesen Schätzen nach Athen, und gab ihm zweitausend Mann als Bedeckung derselben mit. Mit Hülfe dieser Soldaten bemächtigte sich dann Aristion der Herrschaft von Athen, und schloß ein enges Bündniß mit Mithridates. Archelaus machte die Stadt zu seinem Hauptquartier, und ließ den Ruf

der Freiheit durch ganz Griechenland erbluen. Böotien, Achaja und Sparta verbanden sich sogleich mit ihm zum Kampfe gegen Rom, und schon drohte Mithridat's Macht sich auch über andere griechischen Staaten und nach Macedonien hin auszubreiten, als endlich Sulla erschien, und den Fortschritten der pontischen Eroberungssucht Einhalt that (87 v. Chr.).

8. Sulla und Mithridates VI.

Sulla ging, nachdem er seine Feinde in Rom zu Boden geschlagen hatte, mit seinem Heere schnell zu Schiffe, und segelte gerades Wegs auf Athen los. Er begann nach seiner Landung sogleich die Belagerung dieser Stadt, welche von Archelaus so vortrefflich vertheidigt ward, daß diese Vertheidigung eine der ehrenvollsten Kriegsthaten des ausgezeichneten pontischen Generals war. Sulla verfuhr bei der Belagerung und Einnahme von Athen mit der größten Rücksichtslosigkeit, und schonte weder göttliches noch menschliches Eigenthum. Er scheute sich nicht, die Tempel von Delphi und Olympia und andere griechischen Heiligthümer zu plündern, und ließ, um Athen schneller einnehmen zu können, ohne Weiteres den schönen Lusthain der Akademie und alle die Denkmale um Athen verwüsten, die seit Plato's und Aristoteles Zeit der ganzen Welt heilig und unverletzlich geschienen hatten. Fünfmal stürmte er die Stadt vergebens, erst beim sechsten Sturme fiel sie in seine Gewalt, und nun hausten seine Soldaten auf entsetzliche Weise gegen das unglückliche Athen: zwar verschonte Sulla die herrlichen Kunstdenkmale der Stadt, desto grausamer aber wütheten seine raub- und mordlustigen Schaaren gegen die Menschen, und im Piräus ließ er selbst alle Gebäude niederbrennen, sogar das berühmte athenische Arsenal, ein allgemein bewundertes Kunstwerk. Auch gegen die Bewohner der Stadt würde er noch grausamer gewüthet haben, hätten nicht einige Athener, die ihrer römischen Gesinnung wegen früher aus der Stadt verbannt worden waren, sich ihm flehend zu Füßen geworfen. Archelaus hatte sich nach dem Verlust von Athen nach Böotien zurückgezogen. Er fühlte recht gut, daß er mit seiner barbarischen Menge einem römischen Heer unter Sulla's Führung nicht gewachsen sei, und wollte es

daher zu keiner Schlacht kommen lassen; sein Mitbefehlshaber Taxilles aber hatte andere Ansichten, und verwickelte ihn bei Chäronea in einen Kampf, der zu seinem Nachtheil ausfiel. Gleich nachher ward er noch ein Mal bei Orchomenos besiegt. In der letzteren Schlacht wendete sich das Glück anfangs gegen Sulla, seine Truppen wichen bereits vor dem Feinde zurück, und er wäre gewiß geschlagen worden, wenn er sie nicht noch zu rechter Zeit zu ermuthigen gewußt hätte. Er sprang nämlich vom Pferde herab, rieß einem Fähndrich das Feldzeichen aus der Hand und stürzte allein den Feinden entgegen, indem er seinen fliehenden Soldaten zurief: „Ich werde den Tod der Flucht vorziehen; wenn man euch daher fragt, wo ihr eueren Feldherrn verrathen habt, so antwortet: bei Orchomenos!" Beschämt wandten sich die Soldaten wieder um, drangen von neuem auf den Feind ein, und erfochten einen vollständigen Sieg.

Sulla hatte eine so gute Meinung von den militärischen Eigenschaften des Archelaus gewonnen, daß er ihm bei mehreren Gelegenheiten seine Achtung zu erkennen gab, und Archelaus, der durch jene beiden Schlachten auf seine bloße Seemacht beschränkt worden war, benutzte diese gute Meinung, um einen günstigen Frieden für seinen Herrn zu erhalten. Es kam ihm dabei der Umstand zu Statten, daß Cinna und Marius die Herrschaft in Rom erlangt hatten, Sulla's Anhänger mit großer Grausamkeit verfolgten, und bereits ein Heer unter dem Consul Lucius Valerius Flaccus abgeschickt hatten, um statt des abgesetzten Sulla den Krieg mit Mithridates zu führen. Archelaus machte seinem Gegner den Antrag, daß Sulla Kleinasien dem Mithridates überlassen, dafür aber von diesem die zur Besiegung der Marianischen Partei nöthige Unterstützung an Geld, Truppen und Schiffen erhalten sollte. Ungeachtet der ganz eigenthümlichen Lage, in der sich Sulla befand, hatte er doch Nationalstolz genug, um einen solchen Antrag abzulehnen. Archelaus verstand sich darauf zu einem für Sulla sehr vortheilhaften Friedensvertrage. Der schlaue Mithridates sah wohl ein, daß der bevorstehende Bürgerkrieg zwischen Sulla und seinen Gegnern ihm bald eine günstige Gelegenheit zu neuen Eroberungen bieten würde; er hatte daher seinem General Vollmacht gegeben, den Krieg unter jeder Bedin-

ung zu beendigen. Archelaus versprach in seines Herrn Namen, daß die von demselben besetzten Länder Bithynien, Kappadocien und Galatien ihren früheren Herren wieder gegeben, Paphlagonien aber und die Provinz Asien an die Römer zu beliebiger Verfügung abgetreten werden sollten, und daß außerdem Sulla selbst zweitausend Talente (gegen fünf Millionen Gulden oder zwei und eine halbe Millionen Thaler) und siebenzig Kriegsschiffe erhalten sollte. Nach dem Abschluß des Friedens marschirte Sulla an den Hellespont, um nach Kleinasien überzusetzen. Hier weigerte sich Mithridates zwar, den Frieden zu vollziehen, weil er einen Kampf zwischen Sulla und dem asiatischen Heere der Marianer erwartete, und daraus Vortheil zu ziehen gedachte; er mußte sich aber gleich nachher zu einem noch ungünstigeren Vertrage verstehen, da in einigen Gegenden von Kleinasien ein Aufstand gegen ihn ausgebrochen war, und Sulla's Legat, Lucius Licinius Lucullus, mit einer Flotte, die er in Rhodus, Egypten und anderen Ländern gesammelt hatte, am Hellespont erschien, um das römische Heer nach Kleinasien überzusetzen.

Sulla hatte jetzt zunächst mit dem römischen Heere, das seine Gegner nach Asien geschickt hatten, einen Kampf zu bestehen. Dieses Heer stand anfangs unter dem Commando des Valerius Flaccus, welcher nach Marius Tod an dessen Stelle zum Consul ernannt worden war; weil derselbe aber kein Feldherr war, so hatte man ihm einen fähigen Mann, Cajus Flavius Fimbria, als Legaten beigegeben. Dieser war zwar ein vortrefflicher Officier, besaß aber auch die ganze Verdorbenheit und Grundsatzlosigkeit der römischen vornehmen Welt; als er daher seinen General Fehler über Fehler begehen sah, beschloß er die Ungeschicklichkeit desselben zu benutzen, um ihn zu stürzen und sich selbst an seine Stelle zu setzen. Schon auf dem Marsche durch Thessalien hatte Flaccus die Soldaten durch seine Strenge so sehr erbittert, daß dieselben beinahe zu Sulla übergetreten wären; Fimbria konnte daher mit leichter Mühe das Heer für sich gewinnen und gegen seinen Feldherrn gebrauchen. Er bearbeitete dasselbe, überfiel eines Tages den Consul, tödtete ihn, und übernahm dann selbst das Commando. Hierauf führte er den Krieg mit Mithridates ebenso geschickt, als glücklich; ja, er hätte sogar beinahe den König selbst gefangen ge-

nommen. Er nöthigte ihn nämlich, sich in eine kleine Seestadt zu flüchten, schloß ihn dort von der Landseite sehr enge ein, und ließ Sulla's Legaten Lucullus, der mit seiner Flotte in der Nähe war, bitten, den Hafen zu sperren; Lucullus wollte aber weder von Fimbria eine Botschaft annehmen, noch auch ihm dazu behülflich sein, daß er den Krieg mit Mithridates beendige, und ließ daher den König entwischen. Kurz nachher kam der Frieden zwischen Sulla und Mithridates zu Stande. Sulla wandte sich gleich nach dem Abschluß desselben gegen Fimbria, mit dessen Truppen er schon vorher insgeheim Unterhandlungen angeknüpft hatte. Er schlug ganz nahe bei Fimbria's Heer sein Lager auf, und bearbeitete die Soldaten seines Gegners auf jede Weise. Zugleich ließ er Fimbria auffordern, sein unrechtmäßiges Commando aufzugeben. Fimbria erwiderte, daß Sulla selbst als ein Geächteter kein Recht habe, ein römisches Heer zu commandiren. Beide schickten sich dann zu einer Schlacht an, Fimbria's Truppen weigerten sich aber, gegen ihre Mitbürger zu fechten; vergebens bot er seine ganze Überredungskunst auf, um sie zum Kampfe zu bewegen, sie gingen sogar schaarenweise zu Sulla über, und Fimbria sah sich daher zu Unterhandlungen genöthigt. Sulla war zu nichts weiter zu bringen, als daß er ihm das Leben zu lassen versprach; Fimbria wollte aber, nachdem er sich einmal die Feldherrnwürde angemaßt hatte, nicht auf klägliche Weise in den Privatstand zurücktreten, und wählte statt dessen den Tod durch eigene Hand, mit einer Ruhe, Standhaftigkeit und Fassung, die eines besseren Mannes und einer besseren Sache würdig gewesen wären (84 v. Chr.).

Sulla übergab Fimbria's Legionen einem seiner Legaten, und ließ durch diesen die Könige von Bithynien und Kappadocien wieder einsetzen. Er selbst durchzog die Provinz Asien, um sie für ihren Abfall von Rom und für die Ermordung der bei ihnen angesiedelten Römer zu bestrafen. Er behandelte das Land wie ein erobertes, ja, er verfuhr so hart gegen dasselbe, daß sich Kleinasien nie mehr aus dem Elend erheben konnte, in welches es damals gestürzt ward. Städte, Tempel und öffentliche Gebäude wurden verwüstet, und die unglücklichen Einwohner mußten nicht nur den Soldaten Sulla's eine kostspielige Verpflegung,

doppelte Kleidung und einen täglichen Extra-Sold von ungefähr siebenthalb Gulden oder drei und zwei Drittel Thalern für jeden Gemeinen und fast dreimal so viel für jeden Officier geben, sondern auch die Steuern von fünf Jahren im Betrage von fast neun und vierzig Millionen Gulden oder sechs und zwanzig und eine halbe Millionen Thalern auf ein Mal vorausbezahlen. Um diese ungeheueren Summen bestreiten zu können, waren die einzelnen Städte genöthigt, von römischen Capitalisten Geld aufzunehmen, und dafür unerschwingliche Zinsen zu geben, welche den Wohlstand des Landes für immer vernichteten.

9. Sulla als Alleinherrscher von Rom.

Während Sulla in Griechenland und Kleinasien die Geißel des Krieges schwang, wüthete in Italien der wilde Haß bürgerlicher Zwietracht, und Tausende wurden der Rachgier und Habsucht ihrer Gegner geopfert. Wer sich retten konnte, floh zu Sulla oder zu den wenigen Truppen, welche in Italien noch unter den Waffen standen, und die neue Tyrannei nicht anerkannt hatten. Die Zahl der Senatoren, die zu Sulla kamen, war so groß, daß er aus ihnen einen förmlichen Gegensenat bilden konnte. Was ihm aber am meisten zu Statten kam, war die wilde Wuth, mit der seine Gegner verfuhren, und die Art, wie sie die Regierung führten; denn dadurch arbeiteten sie besser für ihn, als er selbst oder seine Freunde hätten thun können. Ging ja doch die Marianische Partei sogar so weit, daß sie dem Consul Valerius Flaccus erlaubte, ein Gesetz durchzusetzen, nach welchem die Gläubiger von ihren Schuldnern nur den vierten Theil der Schuld zurückfordern durften, also alle diejenigen, die ihr Vermögen durchgebracht hatten, auf Unkosten ihrer Gläubiger aus der Noth befreit wurden! Übrigens hatten die militärischen Maßregeln, welche anfangs allein angewandt, von Cinna aber nie gebilligt worden waren, nach Marius Tod aufgehört; dagegen dauerte aber die willkürliche Herrschaft beständig fort. Über die Nachrichten von Sulla's Siegen waren die Marianer nicht wenig betroffen, und sie mußten darüber um so mehr in Schrecken gerathen, als sie nach Marius und Fimbria's Tode keinen einzigen tüchtigen

Mann zum Führer hatten. Cinna, welcher an der Spitze der Partei blieb und vier Jahre hintereinander (87—84 v. Chr.) Consul war, starb kurz vor Sulla's Landung in Italien; von den übrigen Häuptern aber war weder Cnäus Papirius Carbo, der nach Valerius Flaccus Tode zwei Jahre lang Cinna's College war, noch die beiden Männer, welche im Jahre 83 v. Chr. das Consulat bekleideten, noch endlich Cajus Marius der Jüngere, der mit Papirius Carbo ihnen im Amte folgte und von seinem Vater blos Härte und Grausamkeit geerbt hatte, einigermaßen im Stande, sich mit Sulla oder seinen Generalen zu messen. Der einzige tüchtige Mann unter den Marianern, Sertorius, hatte zu ihrem Unglück gerade am wenigsten Einfluß.

Auf die Nachricht von der nahe bevorstehenden Rückkehr Sulla's traf Cinna schnell die nöthigen Maßregeln, um ihn jenseit des adriatischen Meeres aufzusuchen und vom Übergange nach Italien abzuhalten. Er sammelte ein Heer, und war eben im Begriff, dasselbe in Ancona einzuschiffen, als eine Meuterei unter seinen Soldaten entstand, und er selbst von ihnen erschlagen wurde (84 v. Chr.). Unglücklicher Weise kam jetzt die Leitung der Dinge in die Hände seines ganz unfähigen Collegen im Consulat, Cnäus Papirius Carbo, welcher unmöglich das ausführen konnte, was dem Cinna misglückt war. Zwar wurde eine große Menge von Truppen zusammen gebracht, diese bestanden aber meistens aus unzuverlässigen und zuchtlosen Schaaren, und außerdem waren auch alle Anstalten, die man traf, schlecht. Im Anfange des folgenden Jahres (83 v. Chr.) landete Sulla bei Brundusium. Er brachte ein Heer von nur vierzigtausend Mann mit, allein seine Soldaten waren ihm unbedingt ergeben und gediente Krieger. Viele angesehenen Römer schlossen sich theils sogleich, theils bald nachher an ihn an, und in kurzer Zeit befand sich der größte Theil des Senats in seinem Lager. Quintus Cäcilius Metellus Pius, des Metellus Numidicus Sohn, und der nachher so berühmt gewordene Marcus Licinius Crassus sammelten in Afrika, wohin sie sich vor Marius und Cinna geflüchtet hatten, ein Heer, und eilten mit demselben zu Sulla. Ebenso warben Licinius Lucullus, der Bruder des gleichnamigen Legaten Sulla's, und Cnäus Pompejus, des

Pompejus Strabo Sohn, welcher später den Beinamen des Großen erhielt, in Italien Truppenschaaren, und führten dieselben zu Sulla. Der Letztere zeigte sich, obgleich er erst drei und zwanzig Jahre alt war, schon so tüchtig, daß Sulla ihn den angesehensten Männern vorzog. Überhaupt war das Feldherrntalent ganz auf Sulla's Seite, während die damaligen Consuln der Marianer, Lucius Cornelius Scipio, des Scipio Asiaticus Sohn, und Cajus Norbanus Flaccus, weder Geschicklichkeit, noch auch, wie es scheint, Muth besaßen, und dabei an der Spitze zweier Heere standen, die ihnen keineswegs ergeben waren. Norbanus ward bald nach Sulla's Landung von diesem geschlagen und verlor einige tausend Mann, den Scipio aber hielt der schlaue Sulla durch angebotene Unterhandlungen so lange hin, bis er die Soldaten desselben verführt und zum Übertritt bewogen hatte. Trotz dieser Siege konnte Sulla nicht sogleich auf Rom selbst losrücken, weil die Mehrzahl der Italiäner der Gegenpartei zugethan war. Er mußte daher zugleich mit diesen kämpfen, und seine Gegner gewannen dadurch Zeit zu neuen Rüstungen. Übrigens wütheten aus diesem Grunde anderthalb Jahre lang in den meisten Ländern Italiens Mord, Brand und Vernichtung.

Im folgenden Jahre (82 v. Chr.) waren Papirius Carbo und der junge Marius Consuln. Gegen den Ersteren, welcher Etrurien und Umbrien vertheidigen sollte, schickte Sulla den Metellus und andere Generale ab, er selbst zog gegen Marius zu Felde, der es übernommen hatte, seinen Marsch gegen Rom aufzuhalten. Carbo wurde völlig geschlagen, und entfloh nach Afrika. Sulla dagegen traf bei der latinischen Stadt Sacriportus auf Marius, schlug denselben völlig, ließ den größten Theil seines Heeres zusammenhauen, und nöthigte ihn, sich schleunig nach Präneste zurückzuziehen, wo er sogleich enge eingeschlossen wurde. Sulla selbst marschirte hierauf gegen Rom, wo man kurz vorher auf die Nachricht von Marius Niederlage Alle, die für seine Anhänger galten, getödtet hatte. Ohne den mindesten Widerstand wurden dem herannahenden Sieger die Thore der Stadt geöffnet, er verließ aber dieselbe sogleich wieder, um den von seinen Gegnern beabsichtigten Entsatz von Präneste zu vereiteln. Dies gelang ihm vollkommen. Zu gleicher Zeit eilte aber ein aus

Samniten, Campanern und Lukanern bestehendes Heer unter der Anführung des Pontius Telesinus, Lamponius und Gutta gegen Rom, um diese Stadt den Sullanern wieder zu entreißen. Sulla marschirte, sobald er dies erfuhr, nach Rom zurück, traf das feindliche Heer noch vor den Thoren der Stadt, und lieferte ihm sogleich eine Schlacht. Dieser Kampf war der schwierigste, den er im ganzen Kriege zu bestehen hatte; das Glück schien sich sogar anfangs seinen Feinden zuzuwenden; sein rechter Flügel, den er selbst commandirte, wurde in Verwirrung gebracht und zurückgeschlagen, und die Schlacht wäre für ihn verloren gewesen, wenn nicht Crassus, der den anderen Flügel anführte, sich als gewandten Feldherrn gezeigt, und durch geschickte Bewegungen zuletzt doch noch den Sieg errungen hätte. Auf beiden Seiten war das Blut in Strömen geflossen. Sulla zeigte nach diesem letzten und entscheidenden Kampf eine grenzenlose und unbarmherzige Grausamkeit. Er beschied den Senat in den Tempel der Kriegsgöttin Bellona, ließ sechstausend gefangene Samniten und Campaner in ein anstoßendes Gebäude bringen und zu derselben Zeit, als er in einer ernsten Rede dem Senat Vorwürfe machte, insgesammt niedermetzeln. „Laßt euch nicht durch das Gejammer, das ihr da höret, stören!", soll er dem Senat beim Wehklagen der wehrlos Gemordeten zugerufen haben; „es sind blos einige schlechte Menschen, die ich zu züchtigen befohlen habe." In Folge des Sieges über die Italiäner mußte sich auch Präneste ergeben; Sulla ließ alle Einwohner, welche die Waffen tragen konnten, nebst der samnitischen Besatzung der Stadt, zusammen zwölftausend Menschen, kaltblütig niederhauen. Der junge Marius hatte sich bei der Übergabe der Stadt selbst getödtet.

Dies Alles war nur ein Vorspiel dessen, was Sulla gleich nachher that, um die von ihm beabsichtigten Veränderungen im römischen Staate vollständig durchzusetzen und fest zu begründen. Er wollte aus den Formen der alten Verfassung eine neue bilden, deren Seele eine kräftige Aristokratie wäre, und um diese unerschütterlich zu machen, beschloß er, ohne Rücksicht alles zu vernichten, was seinem Plane entgegenstrebe oder in diese neue Ordnung der Dinge nicht völlig passe. Einen ähnlichen Gedanken haben in der neuesten Zeit Robespierre, St. Just und Couthon

verfolgt; nur glaubten sie im gemeinen Haufen diejenigen zu finden, durch welche ihrer neuen Verfassung Dauer und Festigkeit verliehen werden könnte, während Sulla die Stützen der seinigen in den oberen Klassen der Nation suchte, und darum dieser durch Mord und Blut das Übergewicht zu verschaffen strebte. Ein Mann wie Sulla, der alle Bildung und die ganze Verdorbenheit seiner Zeit in sich aufgenommen hatte, der auf jener furchtbaren Höhe des Glückes stand, wo alle menschlichen und göttlichen Dinge, sowie das Leben von Tausenden und jedes menschliche Wissen, Meinen und Glauben ihm unbedeutend und verächtlich erschienen, ein Mann, der Alles gesehen, Alles gelitten, Alles genossen hatte, und eben deshalb Alles müde war, ein Mann endlich, der an der Spitze von hundert und zwanzigtausend oder vielleicht sogar von noch einmal sovielen Soldaten stand, und in Griechenland und Kleinasien kein Heiligthum geschont, sich in Strömen von Blut gebadet, und das unaussprechliche Elend, das er verursacht, ohne Erbarmen angesehen hatte, — ein solcher Mann war freilich eher, als Robespierre, St. Just und Couthon, fähig, durch Vertilgung einer ganzen Generation, die sich nicht völlig vom Hergebrachten trennen konnte, der nächst stehenden Generation eine neue Verfassung zu geben. Gleich den genannten Männern der französischen Revolution erklärte er laut und öffentlich, alle Feinde der neuen Ordnung der Dinge, die er einführen wollte, müßten sterben, und er blieb in der Ausführung ebenso wenig hinter seinen Worten zurück, als jene Männer der Schreckenszeit von Frankreich.

Sulla versammelte, gleich nachdem er die Präneſtiner hatte erwürgen lassen, das römische Volk, und erklärte ihm, daß er entschlossen sei, zum Besten der Gesammtheit Veränderungen mit dem Staatswesen vorzunehmen, zugleich aber auch alle seine Feinde und die des Volkes zu vertilgen. Dann ließ er an den öffentlichen Plätzen Proscriptions-Listen anschlagen, auf welchen die Namen aller derer standen, deren Tod er beschlossen hatte. Jedem, der einen Proscribirten tödtete, wurden zwei Talente (gegen fünftausend Gulden oder gegen dreitausend Thaler) als Belohnung versprochen, und selbst dem Sklaven die Ermordung des geächteten Herrn, ja sogar dem Sohne die des Vaters er-

laubt. Das Vermögen der Proscribirten verfiel dem neuen Gebieter von Rom, und ihre ganze Nachkommenschaft ward für unfähig erklärt, ein öffentliches Amt zu bekleiden; ja, was noch empörender war, die Söhne von proscribirten Senatoren mußten, obgleich sie ihr Erbe und alle Vorrechte ihres Standes einbüßten, doch alle Lasten tragen, welche die Glieder einer senatorischen Familie dieser Vorrechte wegen zu tragen hatten. Eine so grausame Maßregel war in Rom noch nie vorgekommen. So viel Entsetzliches auch durch die Aristokraten zur Zeit der Gracchen oder durch einen Saturninus, Sulpicius und Marius verübt worden war, so war doch noch nie ein Römer auf den Gedanken gekommen, die ganze Masse seiner Gegner förmlich zum Tode zu verdammen, ihre Güter einzuziehen und auf ihre Kosten Banditen und Mörder zu bereichern. Sulla zuerst führte diese gräßlichen Maßregeln, durch welche alle auf Vertrauen beruhenden Verhältnisse zerrissen wurden, unter den Römern ein, und was er that, ward leider von den späteren Gewalthabern und von den römischen Kaisern nur zu eifrig nachgeahmt. Er ließ es übrigens nicht bei der am ersten Tage bekannt gemachten Proscriptions-Liste bewenden, sondern vervielfältigte nachher die Zahl der Geächteten noch mehr als ein Mal. Auch verfuhr er bei der Verfertigung der Listen gerade so, wie man in der französischen Revolution bei den Emigrantenlisten verfahren ist. Nicht blos alle die, welche die Waffen gegen Sulla getragen hatten, wurden proscribirt, sondern dieses Loos traf auch ganz Unschuldige, namentlich aber jeden, der einen Proscribirten bemitleidete oder gar in Schutz nahm. Ja, die vornehmen und gemeinen Räuber und Mörder, welche dabei Sulla's Werkzeuge waren, benutzten die Proscriptionen sogar, um ihre Gläubiger oder Privatfeinde auf die Liste setzen zu lassen und dann zu verderben. Der nachher so berüchtigt gewordene Catilina hatte einige Zeit zuvor seinen Bruder ermordet, und ließ, um der Strafe zu entgehen, denselben ebenfalls in die Proscriptions-Liste eintragen. Selbst Anhänger von Sulla verloren auf diese Weise ihr Leben. Ihm selbst war dies ganz gleichgültig; er wollte durch Vernichtung aller Gegner seinen neuen Einrichtungen einen festen Boden bereiten, und dabei kam es ihm auf tausend Menschenleben mehr oder weniger

nicht an. Der Grundsatz, der ihn leitete, und die Rücksichtslosigkeit, mit welcher er ihn befolgte, gibt sich sowohl in der Art, wie er selbst sich während der Mordscenen benahm, als auch namentlich in einem berüchtigten Worte, das er damals aussprach, aufs deutlichste zu erkennen. Er zeigte nämlich ganz die kalte und besonnene Grausamkeit eines afrikanischen Negerfürsten, weil er Audienzen gab, während die abgehauenen Köpfe von Geächteten zu seinen Füßen lagen; und als einst ein Senator im Senat ihn fragte, wann dann das Morden aufhören werde, antwortete er ganz kaltblütig, er wisse es noch nicht, ließ aber sogleich eine neue Liste von Proscribirten bekannt machen. Die Gesammtzahl derer, welche durch Sulla's Proscriptionen gemordet wurden, ist nicht zuverlässig bekannt; nach der gewöhnlichen Annahme belief sich die Zahl aller Bürger, welche damals theils durch die Proscriptionen, theils in den Schlachten des Bürgerkriegs umkamen, auf hunderttausend, die Zahl der Ersteren allein aber auf vierzigtausend, und unter diesen befanden sich zweitausend sechshundert Ritter, neunzig Senatoren und fünfzehn Männer, welche früher das Consulat bekleidet hatten.

Nachdem Sulla ohne ein anderes Recht, als das der bloßen Gewalt, viele Tausende seiner Mitbürger gemordet hatte, suchte er seinen weiteren Maßregeln dadurch den Schein der Gesetzlichkeit zu geben, daß er sich zum Dictator ernennen ließ. Er verband aber mit diesem Namen einen Begriff, den derselbe nie zuvor gehabt hatte; denn er ließ sich nicht, wie dies früher bei allen Dictatoren der Fall gewesen war, auf sechs Monate und für einen bestimmten Regierungs- oder Verwaltungszweck erwählen, sondern für unbestimmte Zeit und zur willkürlichen Umgestaltung der Verfassung selbst. Auch in der Art seiner Erwählung lag etwas ganz Außergewöhnliches. Es war seither nur ein einziges Mal ein Dictator nicht vom Senat, sondern vom Volk ernannt worden, nämlich Fabius Maximus Cunctator nach der Schlacht am trasimenischen See. Dieses Beispiel ward befolgt, und vom Volke verordnet: Sulla solle auf so lange Zeit zum Dictator erwählt werden, als nöthig sei, um die Regierung neu einzurichten, und er solle die Macht haben, dem Staate die Form und die Gesetze zu geben, welche er für die passendsten halte. Er bediente sich

dieser unbeschränkten Gewalt zur Herstellung einer aristokratischen Verfassung, wie sie seinen Ansichten entsprach. Sich zum eigentlichen Herrscher von Rom aufzuwerfen und eine Monarchie zu gründen, lag gleich anfangs nicht in seinem Plane, weil seine Liebe zum Genuß viel größer war, als seine Herrschsucht, und weil ihm die Ehre Tyrann zu sein der Mühe und Angst, die damit verbunden war, nicht werth schien. Um indessen seinen Befehlen im Nothfall mit der Faust Nachdruck geben zu können, bildete er sich aus zehntausend Sklaven geächteter Großen eine Art von Clientel und Leibwache. Diese knüpfte er dadurch unzertrennlich an sein Schicksal, daß er ihnen nicht blos die Freiheit, sondern auch das Bürgerrecht und einen Theil der eingezogenen Güter schenkte, und sie nach seinem eigenen Familiennamen die Cornelier nannte. Sich selbst gab er um diese Zeit den Beinamen Felix d. i. der Glückliche; denn er befolgte sein ganzes Leben hindurch den Grundsatz, die von ihm errungenen Vortheile nicht seinem Verdienste, sondern dem Glücke zuzuschreiben.

Montesquieu hat dem Sulla die Absicht zugeschrieben, das römische Volk mit Gewalt zu seinen alten Sitten zurückzuführen, er hat ihm aber damit offenbar zu viel Ehre erwiesen; denn wäre dies Sulla's Absicht gewesen, so hätte er doch wohl bei sich selbst angefangen, und nicht bis an sein Ende der Schwelgerei und allen Lüsten gefröhnt. Nicht einmal eine Wiederherstellung der alten Verfassung lag in seinem Sinne, sondern er wollte eine neue Aristokratie gründen und die Volksherrschaft für immer unmöglich machen. Freilich suchte er seine Einrichtungen an die alten Staatsformen anzuknüpfen, und überhaupt vom Alten soviel als möglich beizubehalten. Die Gesetze, durch welche er seinen Zweck zu erreichen strebte, und die nach seinem Namen die Cornelischen genannt werden, waren ebenso weise, als die Maßregeln, durch welche er den Boden für dieselben vorbereitet hatte, grausam waren. Freilich wäre es besser gewesen, wenn er erkannt hätte, daß nicht die Aristokratie, sondern eine wohl eingerichtete constitutionelle Monarchie diejenige Verfassungsform sei, die den Bedürfnissen der Römer zu jener Zeit entsprach. Die Erneuerung des Dictator-Amtes, welches seit mehr als hundert Jahren erloschen zu sein schien, war ungleich furchtbarer, als die Errichtung

einer Monarchie gewesen sein würde: denn seine Dictatur war eigentliche Tyrannei und Militärdespotie, und eine solche Gewaltherrschaft konnte, nachdem er einmal das Beispiel gegeben hatte, nachher durch jeden entschlossenen Feldherrn leicht wieder erneuert werden.

Sulla entzog, um der Aristokratie Kraft und Gewalt zu verleihen, den Volkstribunen ihren seitherigen Einfluß; er verordnete, daß nur Senatoren das Tribunat erhalten, durch die Annahme desselben aber von jedem anderen Amte für immer ausgeschlossen sein sollten; außerdem beschränkte er das tribunicische Recht der Einsprache auf bestimmte Fälle, und machte es von der Entscheidung des Senats abhängig. Den Senat selbst, der in den Stürmen des Bürgerkriegs sehr zusammengeschmolzen war, vermehrte er durch die Aufnahme von dreihundert neuen Mitgliedern aus dem Ritterstande. Auch die Zahl der Beamten erhöhte Sulla: er brachte die der Quästoren auf zwanzig, die der Prätoren auf acht, die der Oberpriester und Augurn auf je fünfzehn. Ferner traf er die Einrichtung, daß die Ämter nur nach einer bestimmten Stufenfolge bekleidet werden durften, und ließ das Collegium der Oberpriester sich wieder, wie früher, durch eigene Wahl ergänzen, statt daß dies in der letzten Zeit vom Volke geschehen war. Durch diese Verfügungen glaubte er die Gewalt einzelner Familien zu brechen und die Macht der Aristokratie, die in eine Oligarchie ausgeartet war, wieder herzustellen. Ebenso suchte er der Anmaßung einzelner Großen dadurch Grenzen zu setzen, daß er eine Verordnung machte, nach welcher der Senat nur bei der Anwesenheit einer bestimmten Anzahl von Mitgliedern Dispensationen von gesetzlichen Vorschriften geben durfte. Aus dem gleichen Grunde verbot er den Generalen und Statthaltern, ohne Erlaubniß der höheren Behörde eine Kriegsunternehmung zu beginnen, was seither öfters geschehen war. Die Gerichte, welche seit Caius Gracchus dem Senat entzogen waren, gab er diesem zurück, er erließ aber zugleich auch strenge Verfügungen, um dem Misbrauch der richterlichen Gewalt zu steuern. Auch die Tyrannei der Römer gegen die Provinzen und Bundesstaaten suchte er zu mildern, und überhaupt das Interesse der Provinzbewohner mit dem der herrschenden Aristokratie zu verknüpfen, damit diese dadurch

noch mehr in Stand gesetzt werde, den großen Haufen in Rom und die Geld-Aristokratie des Ritterstandes in Schranken zu halten. Auf diesen Punkt bezogen sich unter Anderen die von ihm gegen Erpressungen und Unterschleife erlassenen Gesetze. Zu Gunsten der tiefgesunkenen Sittlichkeit des römischen Volkes verordnete er in besonderen Gesetzen strenge Strafen gegen Ehebruch, Giftmischerei, Verfälschung von Urkunden, Falschmünzerei und andere Verbrechen. So vortrefflich diese Verfügungen und die ihnen zu Grunde liegende Absicht waren, so verderblich waren dagegen zwei andere Gesetze. Durch das eine derselben wurden seine Verfügungen über die Güter und Nachkommen der Proscribirten bestätigt, und also namentlich eine große Zahl Bürger für immer von den obrigkeitlichen Stellen ausgeschlossen. Durch das andere ward verfügt, daß in Italien eine Anzahl neuer Colonieen gegründet, und in denselben alle Bürger, die unter Sulla gedient hatten, hundert und zwanzigtausend an der Zahl, zur Belohnung für ihre Dienste auf Staatskosten angesiedelt werden sollten. Zur Ausführung dieser Verfügung ließ Sulla in Etrurien, Samnium und Lukanien die Bewohner ganzer Städte und Landschaften, welche feindselige Gesinnungen gegen ihn gezeigt hatten, theils ausrotten, theils von ihrem Grund und Boden verjagen.

Sulla erreichte den Zweck nicht, den er mit seinen Reformen beabsichtigte; denn er vermochte den Geist der Zeit nicht umzuändern, und schadete selbst durch das von ihm gegebene Beispiel mehr, als alle seine Änderungen nützen konnten. Gerade die besten von seinen Gesetzen kamen entweder gar nicht oder blos auf kurze Zeit zur Ausführung, während seine Proscriptionen und Güter-Einziehungen später im größten Umfange nachgeahmt wurden. Ebenso wurden durch das Beispiel, welches er selbst und seine Freunde gaben, nicht allein die Sitten, die er durch Gesetze hatte schützen wollen, noch mehr verdorben, sondern die grenzenlosen Ausschweifungen und Verschwendungen, die er und seine Umgebung sich erlaubten, vereitelten außerdem noch die beabsichtigte Wiederherstellung einer wahren Aristokratie, und hätten allein schon die Entstehung einer neuen Oligarchie bewirken müssen. Durch Sulla's und seiner Freunde Beispiel ermuntert, wollte nun jeder, der zu den höheren Ämtern gelangte, den nämlichen Aufwand

machen, den Andere unter gleichen Umständen gemacht hatten. Verschuldung und Abhängigkeit rissen daher unter der Aristokratie von neuem ein, und wurden um so größer, je größer durch Sulla's Ämter-Gesetze die Anzahl derer ward, welche höhere Würden bekleideten. Übrigens bildeten, auch abgesehen davon, Sulla's Freunde, Lucullus, Pompejus, Crassus, Metellus und Andere, wegen ihres persönlichen Einflusses schon unter seinen Augen eine neue Oligarchie. Besaß er doch selbst eine unumschränkte Gewalt, wie sie noch niemals ein Römer besessen hatte, und gab durch den allmächtigen Einfluß, den er einem seiner Diener, Chrysogonus, verstattete, den Römern ein Vorspiel von jener Herrschaft der Freigelassenen und Günstlinge, die hundert Jahre nachher unter den Kaisern eine so schreckliche Ausdehnung erhielt!

Zwei Jahre lang (81 u. 80 v. Chr.) behielt Sulla die außerordentliche Gewalt, die man ihm übertragen hatte; im ersten Jahre hatte er außerdem noch zwei Consuln als untergeordnete Behörde wählen lassen, im zweiten war er selbst zugleich Dictator und Consul und hatte den Metellus Pius als Collegen neben sich. Im dritten Jahre (79 v. Chr.) schlug er nicht allein das Consulat aus, sondern legte auch ganz unerwartet die Dictatur nieder; denn innerlich müde und körperlich erschöpft, sehnte er sich nach Ruhe und Genuß, und er konnte auch mit der Überzeugung abtreten, daß niemand wagen werde, irgend etwas an seinen Einrichtungen zu ändern, und daß er, wenn es nöthig sein sollte, jeden Augenblick seine vorige Gewalt wieder ergreifen könne. Überdies waren seine eigentlichen Gegner schon in den ersten zwei Jahren seiner Dictatur völlig vernichtet worden. Ein Theil derselben war nämlich, als Sulla ihre Heere besiegt hatte, nach Sicilien und Afrika, ein anderer Theil nach Spanien geflohen. Die Letzteren, an deren Spitze Sertorius stand, wurden durch einen Legaten Sulla's schnell vertrieben, und versteckten sich in entlegene Gegenden der Halbinsel. Dagegen war es dem Papirius Carbo, dem Cnäus Domitius Ahenobarbus, einem Schwiegersohne Cinna's, und anderen Gegnern Sulla's gelungen, in Sicilien und Afrika ein Heer von zwanzigtausend Mann zu sammeln und einen der kleinen numidischen Fürsten, Hiarbas, für sich zu gewinnen. Gegen sie schickte Sulla seinen Günstling Pompejus aus, welcher dadurch Gelegen-

heit erhielt, sich schon als ganz junger Mann ein großes Ansehen zu erwerben, und von diesem Augenblick an eine der Hauptpersonen der Geschichte wurde. Sulla, der sich selbst weniger für einen großen, als für einen vom Glücke begünstigten Mann hielt, hob den Pompejus vor allen Anderen empor, weil er in dessen ersten Thaten dieselbe Gunst des Schicksals zu erkennen glaubte, die ihm in seiner Jugend den Jugurtha in die Hände gespielt und einen so großen Antheil am Ruhm des cimbrischen Krieges verschafft hatte. Er ehrte daher in Pompejus das Glück, und zog ihn in Folge davon gleich anfangs allen seinen Generalen vor. Wenn wir freilich die Umstände näher betrachten, so werden wir uns nicht wundern, daß Pompejus schon in seinem drei und zwanzigsten Lebensjahr eine bedeutende Rolle spielen konnte. Sein Vater, Cnäus Pompejus Strabo, hatte im Bundesgenossenkrieg die Picener fast vertilgt und in ihrem Lande eine neue Bevölkerung angesiedelt, die sich nun als eine Clientel von ihm und seiner Familie ansah. Er hatte außerdem durch die schändlichsten Mittel einen ungeheueren Reichthum zusammengebracht, und auf diese Weise seinen Sohn in Stand gesetzt, den ererbten Einfluß noch weiter auszudehnen. Der junge Mann sammelte sich, ohne je ein öffentliches Amt bekleidet zu haben, nach Cinna's Tod in Picenum eine Truppenschaar, zog die Reste von seines Vaters Heer und andere umherstreifenden Soldaten an sich, und marschirte mit dieser selbstgeschaffenen Macht dem Sulla entgegen. Unterwegs stieß er auf den Consul Scipio, der, nachdem seine Truppen zu Sulla übergegangen waren, ein neues Heer gesammelt hatte; Pompejus verstand es, dieses ebenfalls von ihm abzuziehen und mit dem seinigen zu vereinigen. Dann schlug er den Papirius Carbo, der ihm den Weg verlegen wollte, und gelangte endlich glücklich zu Sulla. Dieser war so entzückt über die Thaten des jungen Mannes, daß er ihn gleich beim ersten Zusammentreffen als Imperator begrüßte, d. h. daß er ihm einen Ehrentitel ertheilte, der nur selten und nur den tüchtigsten Feldherrn gegeben wurde. Sulla begünstigte Pompejus seitdem in einem auffallenden Grade, wobei aber vielleicht auch der Umstand mitwirkte, daß der junge Mann sich unter allen Leuten aus Sulla's Umgebung am bereitwilligsten zur Ausführung gewaltsamer Maßregeln gebrauchen ließ. Pompejus nahm

nachher am weiteren Verlaufe des Krieges in Italien Theil, und Sulla schickte ihn dann gegen die nach Sicilien und Afrika entflohenen Feinde. Mit leichter Mühe trieb Pompejus den elenden Papirius Carbo in die Enge und nahm ihn zuletzt gefangen; er entehrte sich aber selbst dadurch, daß er diesen Mann, der ihm einst vor Gericht sein Vermögen gerettet hatte, auf eine höchst unwürdige Weise vor sich demüthigte und dann hinrichten ließ. Von Sicilien begab sich Pompejus nach Afrika, um den Krieg mit Domitius und Hiarbas zu führen. An der Spitze von sechs Legionen wurde es ihm nicht schwer, beide Feinde zu besiegen: in einer einzigen Schlacht ward ihre ganze Macht vernichtet. Sieggekrönt und mit dem Ruhme geschmückt, daß Sulla ihm vorzugsweise die Befestigung seiner Herrschaft zu verdanken habe, kehrte der vier und zwanzigjährige Pompejus nach Rom zurück (81 v. Chr.). Er selbst wurde durch sein großes Glück so sehr geblendet, daß er sich seitdem stets über seine Eigenschaften und Fähigkeiten täuschte, und sich nachher immer mehr in diesen Irrthum verwickelte. Sulla aber fing damals an, eifersüchtig auf ihn zu werden, und es erhob sich eine Wolke zwischen Beiden, obgleich der schlaue Dictator sich wohl hütete, einen jungen Mann, der die Soldaten an sich zu fesseln gewußt hatte, zu reizen.

Sulla zog sich, als er die Dictatur niedergelegt hatte, ganz von den Geschäften zurück, und begab sich auf eines seiner Güter in Campanien. Hier lebte er fast ganz den Lüsten und Schwelgereien, denen er von jeher auf zügellose Weise gefröhnt hatte. Dieses wüste Treiben zog ihm eine ekelhafte Krankheit zu, an welcher er ein Jahr nach seiner Abdankung (78 v. Chr.) auf jämmerliche Weise starb. Der Erbe seines Ansehens und das Haupt der aristokratischen Partei ward der Mann, der ihm sein frühes Glück, und dem er selbst einen Theil seiner Siege verdankte, Cnäus Pompejus der Große.

Druckfehler.

Seite	61	Zeile	4 v. u. lies „sagt" statt „sagte".
„	86	„	5 l. „eilte" st. „kehrte".
„	111	„	11 v. u. l. „Attribute" st. „Attributen".
„	137	„	10 l. „der Göttin Voltumna" st. „der Göttin der Voltumna".
„	148	„	17 setze „fast" nach „war".
„	190	„	12 l. „gewährten" st. „gewährte".
„	263	„	2 l. „einzigen" st. „einigen".
„	271	„	10 setze ein Komma nach „andere".
„	297	„	8 l. „die von" st. „die in":
„	318	„	1 v. u. l. „397 und 396 v. Chr." st. „297 und 296 v. Chr."
„	375	„	5 v. u. l. „liefere" st. „liefern".
„	412	„	13 streiche das Komma nach „Vorfahren".
„	422	„	7 streiche „damals" nach dem Worte „Bund".
„	438	„	8 v. u. setze „seinem" vor „Einfluß".
„	446	„	7 l. „ansah" st. „ansahen".
„	475	„	19 setze „derselben" nach „Beschluß".
„	516	„	3 l. „machten" st. „machte".